Der natürliche Sohn, Oder die Proben der Tugend.

Ein Schauspiel in fünf Aufzügen,

nebst

der wahrhaften Geschichte dieses Stücks.

aus dem Französischen

des Herrn Diderot.

Leipzig,

bey Johann Gabriel Büschel, 1775.

Interdum ſpecioſa locis, moralaque recte
Fabula, nullius veneris, ſine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur
Quam verſus inopes rerum, nugaeque canorae.

Horat.

Der ſechſte Theil der Encyclopädie war eben ans Licht getreten, und ich meiner Ruhe und Geſundheit wegen auf das Land gegangen; als eine, der Umſtände ſowohl, als der handelnden Perſonen wegen wichtige Begebenheit, den Kanton in Erſtaunen ſetzte, und ihm zur Unterhaltung diente. Man ſprach von nichts anders, als von dem ſeltnen Manne, der an einem und ebendemſelben Tage das Glück, ſein Leben für ſeinen Freund zu wagen, und den Muth gehabt hatte, ihm ſeine Leidenſchaft, ſeine Glücksgüter, und ſeine Freyheit aufzuopfern.

Dieſen Mann wünſcht' ich zu kennen. Ich ward mit ihm bekannt, und ich fand ihn ſo, wie man mir ihn geſchildert hatte, düſter und tiefſinnig. Verdruß und Schmerz hatten, bey ihrem Abſchiede aus einer Seele, die nur zu lan-

ge ihr Wohnplatz gewesen war, die Traurigkeit in derselben zurückgelassen. Er war traurig in seinem Gespräch, traurig in seinem Betragen, ausgenommen wenn er von der Tugend sprach, oder jene Entzückungen empfand, die sie denenjenigen, die stark von ihr eingenommen sind, zu verursachen pflegt. Dann hätte man sehen sollen, wie er sich verwandelte. Die Heiterkeit entfaltete sich auf seinem Gesichte. Glanz und Sanftmuth strahlten aus seinen Augen. Seine Stimme hatte einen unbeschreiblichen Reitz. Sein Gespräch ward erhaben und rührend: Eine Verkettung von strengen Begriffen und von rührenden Gemälden, erhielt die Aufmerksamkeit aufrecht, und die Seele in Entzückung. Aber, wie man an einen Herbstabend, wenn das Wetter nebelicht und trübe ist, die Sonne hinter einer Wolke hervorschlüpfen, einen Augenblick glänzen, und sich wiederum in dem verfinsterten Himmel verlieren sieht; so verfinsterte sich auch seine Munterkeit, und er verfiel plötzlich wieder in Stillschweigen und Schwermuth.

Dies ist der Abriß des Dorval. Es sey nun, daß man ihn im Voraus vortheilhafte Begriffe von mir beygebracht hatte, oder daß es, wie man zu sagen pflegt, Menschen giebt, die dazu geschaffen sind, einander bey der ersten Zusammenkunft zu lieben, genug er empfieng

mich

mich auf so eine freundschaftliche Art, daß jederman, mich allein ausgenommen, darüber erstaunte: und als ich ihn zum zweytenmale sahe, hielt ich mich schon für berechtigt, ohne unbescheiden zu scheinen, mit ihm von seiner Familie, und von den letztern Vorfällen zu sprechen. Er erzehlte mir seine Geschichte, ich zitterte nebst ihn über die Proben, auf die der rechtschaffne Mann zuweilen gestellet wird; und sagte ihm, daß ein Drama, dessen Sujet diese Proben der Tugend wären, auf alle Leute, die Empfindsamkeit und Tugend besäßen, und einige Begriffe von der menschlichen Schwachheit hätten, einen Eindruck machen würde.

„Ach! antwortete er mir seufzend, Sie haben denselben Gedanken, den mein Vater hatte. Einige Zeit nach seiner Ankunft, als eine weit ruhigere und gemäßigtere Freude, an die Stelle der erstern lebhaftern Regungen getreten war, und als wir das Vergnügen, einer an des andern Seite zu sitzen, genossen; sagte er zu mir:„

„Dorval, alle Tage sprech' ich mit Gott von Rosalien und von dir. Ich sag' ihm Dank, daß Er euch bis zu meiner Wiederkunft erhalten, vornemlich aber, daß er euch bey eurer Unschuld erhalten hat. Ach mein Sohn, ich kann meine Blicke nicht auf Rosalien werfen, ohne

mit Schaudern an die Gefahr zu denken, die du liefest. Je mehr ich sie sehe, je rechtschaffner und schöner find' ich sie, je größer kömmt mir die Gefahr für. Aber der Himmel, der heute über uns wacht, kann uns morgen verlassen. Keiner von uns kennt sein Schicksal. Alles, was wir wissen, ist: Daß, so wie unsere Jahre steigen, wir auch der Bosheit, die uns verfolgt, entwischen. Dies sind die Betrachtungen, die ich jedesmal, so oft ich mich an deine Geschichte erinnere, mache. Sie beruhigen mich, wenn ich daran denke, daß ich nur so wenige Zeit noch zu leben habe, und wenn du wolltest, würde das die Moral eines Stücks seyn, wozu ein Theil unsers Lebens den Stof geben, und das wir unter uns aufführen könnten.„

„Ein Stück mein Vater!„

„Ja, mein Kind. Es ist hier nicht die Rede davon, daß wir viel Gerüste aufbauen wollten, sondern davon, daß wir das Andenken einer Begebenheit, die uns so merkwürdig ist, erhalten, und sie so übertragen, wie sie sich ereignet hat. Wir selbst könnten sie alle Jahre, in diesem Hause, in diesem Saale, erneuern, wir könnten Dinge, die wir ehemals sprachen, wieder sagen. Deine Kinder, Kindeskinder, und ihre Abkömmlinge, könnten das nemliche thun, und ich könnte mich selbst überleben, und

mich auf diese Art mit allen meinen Enkeln, von Geschlechtsalter zu Geschlechtsalter unterhalten. — Dorval, glaubst du nicht, daß ein Werk, welches ihnen unsre eignen Begriffe, unsre wahren Gesinnungen, die Gespräche, die wir bey einem der wichtigsten Vorfälle unsers Lebens gehalten haben, überlieferte, weit höher zu schätzen wäre, als Familienbilder, die ihnen nichts weiter darstellen, als einen Abris unsrer Gesichter, wie sie gerade in dem Zeitpunkte, da sie gemalt wurden, gestaltet waren? „

„Das heißt, Sie befehlen mir, ich soll Ihre, meine, Konstanzens, Klairvillens und Rosaliens Seele abschildern. Ach mein Vater, diese Verrichtung übersteigt meine Kräfte, Sie wissen es mehr als zu gut! „

„Höre, ich habe mir vorgenommen, meine Rolle darinnen einmal, eh' ich sterbe, zu machen, und zu dem Ende hab' ich dem Andre geheißen, er soll jene Kleider, die wir aus dem Gefängnisse mitbrachten, in einen Koffer schliessen. „

„Mein Vater — „

„Nie haben mir meine Kinder noch etwas abgeschlagen; sie würden nicht so spät anfangen wollen. „

Bey diesen Worten sagte Dorval in dem Tone eines Menschens, der seinen Schmerz mit Gewalt verbeißt, zu mir, und wendete das Gesicht weg, und verbarg seine Thränen: „Das Stück ist gemacht — aber der, auf dessen Befehl es gemacht wurde, ist nicht mehr — „ Er schwieg einen Augenblick, und dann fuhr er fort — „Dabey blieb nun dieses Werk, und ich hatte es beynahe aus der Acht gelassen; aber sie haben mir so oft vorgesagt, daß ich den Willen meines Vaters zuwider handelte, bis sie mich endlich überredet haben; künftigen Sonntag erfüllen wir zum erstenmale eine Sache, die alle insgesamt und einstimmig für eine Pflicht ansehen wollen. „

„Ach Dorval, sagt' ich, wenn ich es wagen dürfte — „Ich verstehe Sie, gab er mir zur Antwort; aber denken Sie nur, dürfte man wohl Konstanzen, Klairvillen und Rosalien so einen Vorschlag thun? Da Ihnen der Stof des Stücks bekannt ist, werden Sie ohne viele Mühe glauben, daß die Gegenwart eines Fremden bey einigen Auftritten sehr lästig seyn würde. Inzwischen laß' ich den Saal in Ordnung bringen. Ich verspreche Ihnen nichts. Ich schlage Ihnen nichts ab. Ich will zusehen.„

Wir trennten uns, Dorval und ich. Das war Montags. Während der ganzen Woche

che ließ er mir nichts sagen. Aber des Sonntags früh schrieb er mir: — „Heute, genau um drey Uhr, an der Gartenthüre — „Ich kam, und stieg durch ein Fenster in den Saal; Dorval, der alle Leute entfernt hatte, wies mir meinen Platz in einen Winkel an, wo ich ohngesehen, sah und hörte, was man lesen wird, den letzten Auftritt ausgenommen. Warum ich den letzten Auftritt nicht zu hören bekam, will ich ein andermal sagen.

Namen der handelnden Personen.

Lysimond, der Vater des Dorval und der Rosalie.

Dorval, der natürliche Sohn des Lysimonds, und Freund des Klairville.

Rosalie, Lysimonds Tochter.

Justine, Rosaliens Kammermädchen.

Andre, Lysimonds Bedienter.

Karl, Dorvals Bedienter.

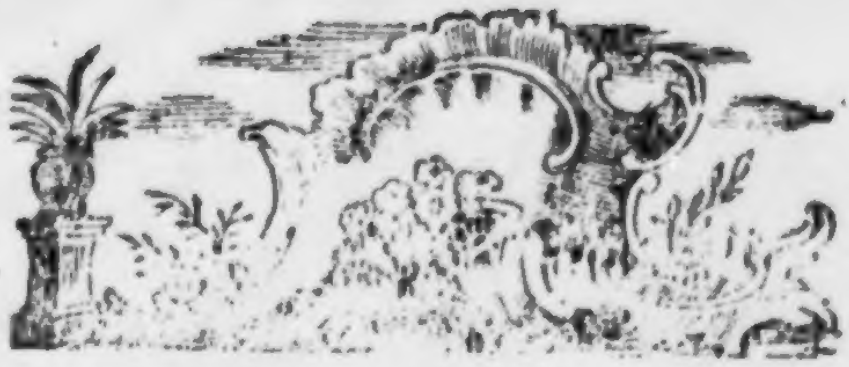
Klairville, Dorvals Freund und Rosaliens Liebhaber.

Konstanze, eine junge Wittwe und Klairvilles Schwester.

Sylvester, Klairvillens Bedienter.

Zu St. Germain en Laye ist der Schauplatz; mit anbrechenden Tage fängt die Handlung an, und geht in einem Saale in des Klairville Hause für.

Erster



Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Bühne ſtellt einen Saal für. Man ſieht darinnen einen Flügel, Stühle, Spieltiſche; auf einem dieſer Tiſche ein Bretſpiel, auf dem andern einige Bücher, auf der einen Seite einen Strickrahm u. ſ. w. im Hintergrunde ein Kanape u. ſ. w.

Dorval allein. (In Reiſekleidern, die Haare nicht in Ordnung gebracht, ſitzet er in einem Armſtuhle neben einem Tiſche auf dem Bücher liegen. Er ſcheint unruhig zu ſeyn. Nach einigen heftigen Bewegungen ſtützt er ſich auf den einen Arm ſeines Stuhls, gleichſam als wenn er ſchlafen wollte. Bald aber verläßt er dieſe Lage, zieht ſeine Sackuhr heraus, und ſagt:)

Kaum iſt es ſechs Uhr. (Er wirft ſich auf den andern Arm des Stuhls, kaum aber hat er es gethan, als er ſich wieder in die Höhe richtet und ſagt:)

Ich

Ich kann unmöglich ſchlafen. (Er nimmt ein Buch, ſchlägt es auf, macht es aber faſt in demſelben Augenblick wieder zu, und ſagt:)

Ich leſe, ohne das geringſte zu verſtehen.

(Er ſteht auf, geht hin und her, und ſagt:)

Ich kan nicht vermeiden, daß — Ich muß von hier weg — weg von hier! Ich bin ja angeſtellt! Ich liebe! — (ganz erſchrocken) und wen lieb' ich? — Ich wage es, mir dieſes Geſtändniß zu thun; ich Elender, und bleibe da. (Er ruft mit ſtarker Stimme und haſtig:) Karl, Karl.

Zweeter Auftritt.

Dorval. Karl.

(Karl, der ſich einbildet, ſein Herr verlange Hut und Degen, bringt dieſe beyde Stücke, legt ſie auf einen Armſtuhl, und ſagt:)

Karl. Mein Herr, brauchen Sie weiter nichts?

Dorv. Pferde; meinen Wagen.

Karl. Wie, wir reiſen ab!

Dorv. In der Minute. (Er ſitzt im Armſtuhle, und während dem Sprechen nimmt er Bücher, Schriften und Brochuren zuſammen, als wenn er Packete davon machen wollte.)

Karl. Mein Herr, alles ſchläft noch im Hauſe.

Dorv. Ich werde niemanden ſehen.

Karl. Iſt das möglich?

Dorv. Es muß ſo ſeyn.

Karl. Mein Herr —

Dorv.

Dorv. (Wendet sich mit einer traurigen und niedergeschlagnen Mine zu Karln) Und was denn, Karl!

Karl. Nachdem Sie in diesen Hause so liebreich aufgenommen geworden sind, von allen so hoch geschätzt werden, da man Ihren Wünschen in allen Stücken zuvor kömmt, wollen Sie fort gehen, ohne jemanden ein Wort zu sagen; erlauben Sie, bester Herr —

Dorv. Ich weiß alles was du sagen willst. Du hast Recht. Aber ich reise ab.

Karl. Was wird Ihr Freund Klairville sagen? Was seine Schwester Konstanze, die es an nichts hat ermangeln lassen, um Ihnen diesen Aufenthalt angenehm zu machen? (etwas leiser) Was Rosalie? — Sie wollen sie also nicht sehen?

Dorv. (seufzt tief, läst seinen Kopf in seine Hände sinken, und Karl fährt fort.)

Karl. Klairville und Rosalie hatten sich geschmeichelt Sie würden einen Zeugen ihrer Vermählung abgeben. Rosalie hatte sich eine Freude daraus gemacht Sie, ihrem Vater vorzustellen. Sie sollten sie an den Altar begleiten.

Dorv. (seufzt, bewegt sich heftig u. s. w.)

Karl. Der ehrliche Alte kömmt nun bald an, und Sie reisen ab. Wissen Sie was, bester Herr, verzeihen Sie meine Freyheit, selten ist eine wunderliche Aufführung wohl überlegt — Klairville! Konstanze! Rosalie!

Dorv. (Hastig, indem er aufsieht.) Pferde, meinen Wagen sag' ich dir.

Karl.

Karl. In dem Zeitpuncte da Rosaliens Vater von einer Reise, die mehr als tausend Meilen beträgt, zurückkömmt! Da die Heurath Ihres Freundes eben vollzogen werden soll!

Dorv. (aufgebracht — zu Karln) Elender! — (zu sich selbst, indem er sich in die Lippe beist, und an die Brust schlägt.) der ich bin — Du verderbst die Zeit und ich werde aufgehalten.

Karl. Ich gehe.

Dorv. Man eile.

Dritter Auftritt.

Dorval allein.

(er geht immer noch in tiefen Gedanken auf und nieder.)

Ohne Abschied abzureisen! Er hat Recht; das wäre ein wunderliches, ein unanständiges Betragen — Und was bedeuten denn diese Ausdrücke? Ist denn hier die Frage von dem, was man denken wird, oder vielmehr von dem was man als ein rechtschaffner Mann thun muß? — Allein alles dieses bey Seite gesetzt, wärum solt' ich nicht Klairvillen und seine Schwester noch einmal sehen? Kan ich sie denn nicht verlassen, und ihnen den Bewegungsgrund dazu verschweigen? — Und Rosalien? Soll ich nicht sprechen? — Nein — Hier legen die Liebe und die Freundschaft nicht einerley Pflichten auf, besonders eine unsinnige Liebe, von der noch niemand etwas weiß, und die erstickt werden muß — Was wird sie aber sagen? Was wird sie denken? — Liebe, gefährlicher Schwätzer, ich vernehme dich.

(Kon-

(Konſtanze kömmt in einem Morgenkleide, ihrer ſeits gequält von einer Leidenſchaft die ihr die Ruhe benommen hat. Einen Augenblick hernach, kommen Bediente herein, die den Saal aufräumen, und Dorvals Sachen zuſammen tragen. Karl, der auf die Poſt nach Pferden geſchickt hat, kömmt gleichfalls zurück.)

Vierter Auftritt.

Dorval. Konſtanze. Bediente.

Dorv. Wie, Madame, ſo früh!

Konſt. Der Schlaf hat mich verlaſſen. Aber auch Sie ſind ſchon angekleidet!

Dorv. (mit Geſchwindigkeit.) In dieſer Minute empfang' ich Briefe. Eine Angelegenheit ruft mich nach Paris. Meine Gegenwart wird erfordert. Ich trinke The. Karl, The. Ich umarme Klairvillen. Ich danke Ihnen beyden für alle Gütigkeiten die Sie für mich gehabt haben. Ich werfe mich in meinen Wagen und reiſe ab.

Konſt. Sie reiſen ab! Iſt es möglich?

Dorv. Zum Unglück iſt nichts dringend nöthiger. (Die Bedienten entfernen ſich, nachdem ſie den Saal aufgeräumt und die Sachen des Dorvals zuſammen getragen haben. Karl läſt den The auf einen Tiſche. Dorval trinkt The.)

(Konſtanze ſtemmt einen Ellenbogen auf den Tiſch, legt den Kopf in die Hand, und bleibt in dieſer penſiven Stellung.)

Dorv. Sie ſinnen nach, Konſtanze?

Konſt.

Konst. (mit Bewegung, oder vielmehr mit erzwungnen kalten Blute) Ja, ich sinne nach — aber ich habe Unrecht — die Zeit wird Ihnen bey unsrer Lebensart lang — Nicht heute erst hab' ich es bemerkt.

Dorv. Die Zeit würde mir lang! Nein Madame, das ist es nicht.

Konst. Nun was fehlt Ihnen denn sonst? — Die düstre Mine, die ich bey Ihnen entdecke —

Dorv. Unglücksfälle hinterlaßen Eindrücke — Sie wissen — Madame — Ich schwöre Ihnen zu, daß ich seit langer Zeit keine andern Vergnügungen gekannt, als die ich hier genossen habe.

Konst. Wenn dieses an dem ist, so kommen Sie ohnstreitig wieder.

Dorv. Ich weiß es nicht. — Hab' ich denn jemals gewußt, was mit mir vorgehen würde?

Konst. (Nachdem sie eine Weile herum gegangen ist) Dieser Augenblick ist also der einzige, der mir übrig ist. Ich muß mich erklären. (Eine Pause.) Dorval, hören Sie mich an. Vor sechs Monathen haben Sie mich hier ruhig und glücklich gefunden. Alle Unglücksfälle, die eine übel ausgesuchte Verbindung nach sich ziehen kann, hatt' ich erfahren. Frey von diesen Verbindungen, hatt' ich mir eine immerdauernde Unabhängigkeit versprochen, und mein Glück auf den Abscheu vor jedes Band, und auf die Sicherheit eines Lebens, das von dem Geräusch der Welt entfernt ist, eines eingezogenen Lebens, gegründet.

Wie viel Reize hat doch die Einsamkeit, nach langwierigen Verdrusse! Man athmet da in Freyheit. Ich genoß meiner selbst, ich ergötzte mich an meinen überstandnen Mühseligkeiten, denn es schien, als hätten sie meine Vernunft geläutert. Meine Stunden verflossen stets in Unschuld, zuweilen in sanften Vergnügen, ein Theil derselben war dem Lesen, der zweete dem Spazierengehen, der dritte dem Umgange mit meinem Bruder gewidmet. Klairville unterhielt mich ohnaufhörlich von seinem streng und erhaben denkenden Freunde. Wie viel Vergnügen fand ich daran, ihn zuzuhören. Wie lebhaft wünscht' ich, den Mann zu kennen, den mein Bruder liebte, so vieler Ursachen wegen verehrte, und der in seinem Herzen die ersten Keime der Weisheit entwickelt hatte!

Ich will Ihnen noch mehr sagen. Entfernt von Ihnen, gieng ich schon in Ihren Fußstapfen; und diese junge Rosalie, die Sie hier sehen, war der Gegenstand aller meiner Sorgfalt, so wie es mein Bruder der Ihrigen gewesen war.

Dorv. (bewegt und erweicht) Rosalie!

Konst. Den Geschmack, den Klairville an ihr fand, bemerkt' ich, und beschäftigte mich mit der Bildung des Geistes, und vorzüglich mit der Bildung des Karakters dieses Kindes, das mit der Zeit das Schicksal meines Bruders bitter oder süß machen sollte. Er ist unbedachtsam, ich machte sie vorsichtig. Er ist heftig, ich nährte und pflegte ihre natürliche Sanftmuth: ich fand meine Freude an dem Gedanken, daß ich zugleich mit Ihnen

Vorbereitungen zu einer Vereinigung machte, die vielleicht die glückseligste von der Welt werden konnte, Sie kamen hieher. Ach! —

(Die Stimme der Konstanze nimmt hier den Ton der Zärtlichkeit an, und wird etwas schwächer.)

Ihre Gegenwart, die mich erleuchten und aufmuntern sollte, hatte nicht die Wirkung, die ich erwartete. Allmählig wendete sich meine Sorgfalt von Rosalien ab. Ich unterwiese sie nicht mehr in der Kunst zu gefallen — und die Ursache dieses Betragens blieb mir nicht lange unbekannt.

Dorval, ich bemerkte die ganze Gewalt, die die Tugend über Sie hatte, und es kam mir für, als liebt' ich dieselbe deswegen noch mehr. Ich setzte mir vor, zugleich mit ihr, mich in Ihr Herz zu schleichen, und meinen Gedanken nach hatt' ich noch niemals so einen guten und löblichen Anschlag gemacht. Wie glücklich ist ein Frauenzimmer, sagt' ich zu mir, wenn das einzige Mittel, das sie anwendet, denjenigen zu fesseln, auf den sie ihr Augenmerk gerichtet hat, dieses ist, daß sie die Achtung die sie sich selbst schuldig ist, immer mehr und mehr vergrößert, und sich in ihren eignen Augen erhöhet.

Keines andern hab' ich mich bedienet. Wenn ich den glücklichen Fortgang desselben nicht erwartet habe, wenn ich mich erkläre, so ist es die Zeit, nicht aber das Vertrauen darauf, was mir gefehlt hat. Nie hab' ich gezweifelt, daß die Tugend die Liebe erzeugen würde, wenn der bestimmte Zeitpunkt gekommen wäre.

(Ein

(Ein kleines Stillschweigen: Es muß einem Frauenzimmer, das wie Konstanze denkt, sauer ankommen, das folgende zu sagen.)

Soll ich es Ihnen gestehen, was mich am meisten gekostet hat? Ihnen jene so zärtlichen und so unwillkührlichen Bewegungen zu verheelen, die fast jederzeit ein verliebtes Frauenzimmer verrathen. Dann und wann läst sich die Vernunft hören, aber das ungestüme Herz redet ohnaufhörlich. Dorval, hundertmal ist das, für meinen Vorsatz so unglückliche Wort, auf meinen Lippen gewesen, manchmal ist es mir entschlüpft; aber Sie haben es verhöret, und jederzeit hab' ich mir deswegen Glück gewünscht.

So ist Konstanze beschaffen, so denkt sie. Wenn Sie von ihr fliehen, so darf sie doch wenigstens nicht für sich selbst erröthen. Von Ihnen entfernt, wird sie sich wieder im Schooße der Tugend finden, und indessen da andre Frauenzimmer den Augenblick verwünschen werden, in dem der Gegenstand ihrer strafbaren Zärtlichkeit ihnen den ersten Seufzer entriß, wird sich Konstanze blos in der Absicht an Dorvaln erinnern, um sich glücklich zu preisen, daß sie ihn gekannt hat. Oder sollte dieses Andenken ja mit einiger Bitterkeit vermischt seyn, so wird sie doch selbst aus den Empfindungen die Sie ihr eingeflößt haben, einen süßen und gründlichen Trost schöpfen.

Fünfter Auftritt.

Dorval. Konstanze. Klairville.

Dorv. Madame, da kömmt Ihr Bruder.

Konst. (sagt betrübt:) Mein Bruder, Dorval verläst uns. (und geht ab.)

Klairv. Eben hab' ich es vernommen.

Sechster Auftritt.

Dorval. Klairville.

Dorv. (thut einige Schritte, zerstreut und in Verlegenheit.) Briefe aus Paris — Dringende Geschäfte — Ein Wechsler dessen Kredit schwankt. —

Klairv. Freund, Sie werden nicht abreisen, ohne mir ein minutenlanges Gespräch zu gönnen. Nie hab' ich Ihren Beystand nöthiger gebraucht.

Dorv. Bedienen Sie sich meiner nach Ihren Gefallen; aber wenn Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollen, so werden Sie nicht zweifeln, daß ich die stärksten Bewegungsgründe habe. —

Klairv. (bekümmert.) Ich hatte einen Freund, und dieser Freund verläst mich. Ich ward von Rosalien geliebt, und Rosalie liebt mich nicht mehr. Ich bin in Verzweifelung — Dorval, solten Sie mich verlassen? —

Dorv. Was kann ich für Sie thun?

Klairv. Ob ich Rosalien liebe, wißen Sie! — Aber nein, Sie wißen nichts davon. Bey andern Leuten, ist die Liebe meine erste, meine vorzüglichste Tugend, bey Ihnen erröth' ich beynahe darüber —

Nun

Nun gut, Dorval, ich will erröthen, wenn es seyn muß; aber ich bete sie an — Warum kan ich Ihnen nicht mein ganzes Leiden beschreiben! Mit wie vieler Behutsamkeit, mit wie vieler Delikatesse hab' ich der heftigsten Leidenschaft Stillschweigen auferlegt! — Rosalie lebte hier in der Nachbarschaft mit einer Tante, die eine bejahrte Amerikanerin, und Konstanzens Freundin war, in der Einsamkeit. Täglich sah' ich Rosalien, täglich ihre Reitze zunehmen, und ich empfand daß meine Unruhe zunahm. Ihre Tante stirbt. In ihren letzten Augenblicken ruft sie meine Schwester, reicht ihr eine erstorbne Hand; und indem sie ihr Rosalien zeigte, die am Rande des Bettes untröstbar saß, sahe sie dieselbe an, ohne ein Wort zu sprechen; hierauf sah sie Konstanzen an; Thränen fielen aus ihren Augen; sie seufzte; und meine Schwester verstand diese stumme Sprache. Rosalie wurd' ihre Gesellschafterin, ihr Mündel, ihre Schülerin; und ich der glücklichste unter den Menschen. Konstanze sahe meine Leidenschaft: Rosalie schien davon gerühret. Nichts weiter stand meiner Glückseligkeit im Wege, als der Wille einer beunruhigten Mutter, die ihre Tochter wieder forderte. Schon schickt' ich mich zu einer Reise in die entfernten Himmelsgegenden, wo Rosalie das Licht erblickt hat, an, als ich erfuhr, daß ihre Mutter verstorben, und ihr Vater, seines Alters ohngeachtet, entschlossen war, zu uns zurück zu kommen.

Ich erwartete diesen Vater, um mein Glück zu vollenden; er kömmt, und wird mich trostloß finden.

Dorv. Ich sehe nur noch nicht was Sie für Ursachen haben, es zu seyn.

Klairv. Gleich anfänglich hab' ich sie Ihnen gesagt. Rosalie liebt mich nicht mehr. Mit eben dem Maaß als die Hindernisse, die sich unserm Glücke entgegen setzten, verschwanden, ward sie zurückhaltend, kaltsinnig, gleichgültig. An die Stelle jener zärtlichen Empfindungen, die mit einer entzückenden Unschuld und Offenherzigkeit aus ihren Munde giengen, ist eine gewiße Höflichkeit und Verstellung getreten, die mich umbringt. Alles ist ihr unschmackhaft, nichts beschäftigt, nichts amüsiret sie. Wird sie mich gewahr? so ist ihre erste Bewegung, sich zu entfernen. Ihr Vater kömmt; und man sollte fast sagen, daß eine so sehnlich gewünschte und so längst erwartete Begebenheit nichts rührendes mehr für sie hätte. Nichts ist ihr übrig geblieben, als ein düsterer Hang zur Einsamkeit. Konstanzen geht es nicht besser als mir: wenn uns Rosalie ja noch sucht, so ist es blos um eines durch das andere zu vermeiden; und zum größten Unglücke, scheint es, als nähme sich meine Schwester meiner Angelegenheit auch nicht mehr an.

Dorv. Hieraus erkenn' ich Klairvillen. Er beunruhigt sich, er grämt sich, und steht doch auf dem Punkte glücklich zu werden.

Klairv. Ach mein lieber Dorval, Sie glauben es nicht. Sehen Sie —

Dorv. In Rosaliens Betragen seh' ich weiter nichts als eine gewiße Wankelmuth, der die wohlgearteteſten Frauenzimmer am meiſten unterworfen

sen

fen sind, und worüber man so ein süsses Vergnügen empfindet, wenn man sie ihnen verzeihen kan. Sie haben so ein ausgesucht feines Gefühl; ihre Seele ist so empfindlich; ihre Glieder sind so zart, daß ein Verdacht, ein Wort, ein Begriff, hinreichend ist sie in Unruhe zu stürzen. Mein Freund, ihre Seele ist dem Kristal eines reinen und durchsichtigen Wassers ähnlich, darinnen sich das stille Schauspiel der Natur abgemahlet hat. Wenn ein herabfallendes Blat die Oberfläche desselben bewegt, so schwanken alle Gegenstände.

Klairv. (bekümmert.) Sie trösten mich; — Dorval, ich bin verloren. Ich fühle nun zu sehr — daß ich ohne Rosalien nicht leben kan; aber das Loos welches mir bestimmt ist, sey auch welches es wolle, so verlang' ich doch noch vor der Ankunft ihres Vaters Erläuterung.

Dorv. Worinnen kann ich Ihnen dienen?

Klairv. Sie müßen mit Rosalien sprechen.

Dorv. Ich mit ihr sprechen!

Klairv. Ja, mein Freund. Niemand in der Welt als Sie, können mir dieselbe wiedergeben. Von der Achtung die sie für Sie hat versprech' ich mir alles.

Dorv. Klairville, was verlangen Sie von mir? Kaum kennt mich Rosalie; und ich bin für dergleichen Arten von Untersuchungen nicht geschaffen.

Klairv. Sie vermögen alles, und Sie werden es mir nicht abschlagen. Rosalie hat Achtung für Sie. Sie selbst hat mich versichert, daß Ihre Gegenwart ihr Ehrfurcht einflößt. Sie wird es nie

wagen, unter Ihren Augen ungerecht, wankelmüthig, undankbar zu seyn. Das ist das erhabne und ehrwürdige Vorrecht der Tugend; sie nimmt alles vor sich ein, was sich ihr nähert. Dorval, treten Sie Rosalien unter die Augen, und im kurzen wird sie das wieder vor mich werden, was sie seyn muß, und was sie war.

Dorv. (legt die Hand auf Klairvillens Schulter) Ach, U. glücklicher!

Klairv. Mein Freund, wenn ich es bin! so —

Dorv. Sie verlangen —

Klairv. Ich verlange —

Dorv. Sie sollen befriediget werden.

Siebender Auftritt.

Dorval allein.

Welche neue Verlegenheit! — der Bruder — die Schwester — Grausamer Freund, blinder Liebhaber, was thust du mir für einen Vorschlag? — „Treten Sie Rosalien unter die Augen!„ Ich, sollte Rosalien unter die Augen treten, und ich wollte mich lieber für mich selber verbergen — Was wird aus mir, wenn Rosalie meine Gesinnungen erräth? und wie will ich meine Augen, meine Stimme, mein Herz, in meiner Gewalt haben, zähmen? — Wer will für mich stehen? — Die Tugend? — Besitz' ich denn noch einige?

Ende des ersten Aufzugs.

Zwee-

Zweeter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſalie. Juſtine.

Roſ. Juſtine, rücke meine Arbeit her. (Juſtine rückt einen Spieltiſch. Roſalie ſtützt ſich betrübt auf denſelben. Juſtine ſitzt ihr gegen über. Sie arbeiten. Roſalie unterbricht ihre Arbeit, blos um ſich die Thränen abzuwiſchen, die ihr aus den Augen fließen. Hierauf fängt ſie wieder an zu arbeiten. Das Stillſchweigen dauert eine Weile, während der Juſtine die Arbeit liegen läßt, und ihre Gebieterin betrachtet.)

Juſt. Iſt dieſes die Freude, mit der Sie Ihren Herrn Vater erwarten? Und dieſes die Entzückungen, die Sie vor ihn bereit halten? Seit einiger Zeit, kann ich aus Ihrer Seele nicht klug werden; aber was darinnen vorgeht, muß etwas ſchlimmes ſeyn, denn Sie verbergen mir es, und Sie thun ſehr wohl.

Roſ. (Keine Antwort von Seiten Roſaliens; aber Seufzer, Stillſchweigen und Thränen.)

Juſt. Verlieren Sie denn den Verſtand, Mademoiſelle? Zu einer Zeit, da man alle Stunden einen Vater erwartet! kurz, vor einer Vermählung! Noch einmal, verlieren Sie den Verſtand?

Roſ. Nein, Juſtine.

Juſt. (nachdem ſie eine Weile inne gehalten.) Sollte Ihrem Herrn Vater ein Unglück begegnet ſeyn?

Roſ. Nein, Juſtine. (Alle dieſe Fragen ergehen in verſchiednen Zwiſchenräumen, während denen Juſtine ihre Arbeit unterläſt, und wieder vornimmt.)

Juſtine. (nach einem etwas längern Stillſchweigen.) Sollten Sie von ohngefähr Klairville'n nicht mehr lieben?

Roſ. Nein, Juſtine.

Juſt. (bleibt ein Weilchen beſtürzt, und ſagt hernach.) Das war demnach die Urſache dieſer Seufzer, dieſes Stillſchweigens, dieſer Thränen? — O! Nunmehro mögen die Männer immer ſagen, daß wir närriſch ſind; daß der Kopf uns heute von einem Gegenſtande verdreht wird, den wir morgen lieber tauſend Meilen von hier wißen wolten; ſie mögen von uns ſagen, was ſie wollen, ich will ſterben, wenn ich ihnen darinnen widerſpreche — Sie haben nicht vermuthet, Mademoiſelle, daß ich dieſen Eigenſinn gut heiſen würde — Klairville liebt Sie biß zur Raſerey. Sie haben nicht die mindeſte Urſache ſich über ihn zu beklagen. Hat ſich jemals ein Frauenzimmer ſchmeicheln können, einen zärtlichen, getreuen und rechtſchafnen Liebhaber zu haben, ſich mit einem Manne, der Verſtand, Bildung, Geſtalt und Sitten beſitzt, verbunden zu haben; ſo ſind Sie es. Sitten! Mademoiſelle, Sitten! — Ich, ich habe niemals begreifen können, das man aufhören könnte zu lieben, noch weit weniger, daß man ohne Urſache aufhören könnte. Hierunter ſteckt etwas, das ich

nicht

nicht einsehen kan. (Justine hält ein bischen inne. Rosalie weint und arbeitet immer fort. Justine fängt mit einem heuchlerischen und gemilderten Tone wieder an, und sagt indem sie arbeitet, und die Augen nicht von ihrer Arbeit in dies ehe richtet:) Alles bey Seite gesetzt, wenn Sie Klairville'n nicht mehr lieben, so ist es verdrüßlich — aber deswegen müßen Sie nicht darüber verzweifeln wollen, wie Sie es jetzt machen — Wie denn! Sollte denn nach ihm niemand in der Welt seyn, den Sie lieben könnten?

Ros. Nein, Justine.

Just. O! was das anbelangt, das vermuthet man sich nicht.

(Dorval kömmt herein, Justine tritt ab; Rosalie verläßt ihren Platz, eilt sehr, sich die Augen abzuwischen, und eine ruhigere Mine anzunehmen. Vorher hat sie gesagt:)

Ros. Himmel! es ist Dorval.

Zweeter Auftritt.

Rosalie. Dorval.

Dorv. (etwas bewegt) Erlauben Sie, Mademoiselle, daß ich noch vor meiner Abreise (Rosalie scheint über diese Worte zu erstaunen) einem Freunde gehorche, und ihm bey Ihnen einen Dienst zu leisten suche, den er für wichtig hält. Sie wissen daß niemand als ich an Ihren und seinem Glücke so starken Antheil nimmt. Gestatten Sie demnach, das ich Sie fragen darf, wodurch Ihnen Klairville mißfallen, und womit er die Kaltsinnig-

ſinnigkeit verdienet hat, mit der Sie ihn, wie er ſpricht, begegnen.

Roſ. Weil ich ihn nicht mehr liebe.

Dorv. Sie lieben ihn nicht mehr!

Roſ. Nein, Dorval.

Dorv. Und was begieng er, um ſich dieſe erſchreckliche Ungnade auf den Hals zu laden?

Roſ. Nichts. Ich liebt' ihn. Ich habe aufgehört. Wahrſcheinlicher Weiſe war ich unbeſtändig, ohne mir es einfallen zu laſſen.

Dorv. Haben Sie vergeſſen, daß Klairville der Geliebte iſt, den Ihr Herz vorgezogen hat? — Ueberlegen Sie es, daß er ſehr kummervolle Tage zu durchleben haben würde, wenn die Hofnung, Ihre Zärtlichkeit wieder zu erhalten, ihn benommen wäre? — Mademoiſelle, bilden Sie ſich ein, daß es einem rechtſchafnen Frauenzimmer anſtändig ſey, mit der Glückſeligkeit eines redlichen Mannes zu ſpaaſen?

Roſ. Alles was man mir hierüber ſagen kan, weiß ich. Ohnaufhörlich überhäuf' ich mich mit Vorwürfen. Ich bin untröſtlich. Ich wünſchte geſtorben zu ſeyn.

Dorv. Sie ſind nicht ungerecht.

Roſ. Ich weiß nicht mehr was ich bin. Ich habe keine Achtung mehr für mich.

Dorv. Allein warum lieben Sie Klairville'n nicht mehr? Gründe kann man wohl von allen angeben.

Roſ. Weil ich einen andern liebe.

Dorv. Roſalie! Sie! (mit Erſtaunen, und im Tone des Verwurfs.)

Roſ.

Roſ. Ja, Dorval, — Klairville wird rechtſchaffen gerochen werden!

Dorv. Roſalie, — wenn es ſich unglücklicher Weiſe zugetragen haben ſollte — daß Ihr überraſchtes Herz — von einer Neigung hingeriſſen geworden wäre — aus der Ihnen Ihre Vernunft ein Verbrechen machte — Ich habe mich in dieſer grauſamen Lage befunden! — Wie ſehr würd' ich Sie beklagen!

Roſ. Beklagen Sie mich demnach.

Dorv. (antwortet ihr bloß durch den pantomimiſchen Ausdruck des Mitleids.)

Roſ. Ich liebte Klairville'n. Ich bildete mir ein, ich würde nie einen andern lieben können, als ich auf die Klippe ſtieß, an der meine Beſtändigkeit und unſer Glück ſcheiterte — Die Züge, der Geiſt, der Blick, der Klang der Stimme, alles ſchien bey dieſem angenehmen und furchtbaren Gegenſtande, ich weiß nicht welchem Bilde zu entſprechen, das die Natur in mein Herz gegraben hatte. Ich ſah ihn, und glaubte an ihm alle die Einbildungen von der Vollkommenheit anzutreffen, die ich mir gemacht hatte, und gleich anfänglich ſchenkt' ich ihm mein Vertrauen — Wenn ich hätte begreifen können, daß ich Klairvillen ungetreu würde! — Aber ach! eh' ich noch den mindeſten Argwohn davon ſchöpfte, war ich ſchon völlig daran gewöhnt, ſeinen Liebhaber zu lieben. — Und wie hätt' ich ihn auch nicht lieben ſollen? — Was er ſagte, dacht' ich allemal. Nie unterließ er, dasjenige zu tadeln, was auch mir mißfallen

muſte.

muste. Manchmal lobt' ich dasjenige im voraus, dem er eben seinen Beyfall geben wolte. Drückt' er eine Gesinnung aus, so glaubt' ich, er hätte die meinige errathen — Was soll ich Ihnen endlich sagen? In allen andern erblickt' ich kaum ein schwaches Bild von mir (mit niedergeschlagnen Augen und leiserer Stimme setzt sie hinzu:) und in ihn fand ich mich jederzeit wieder.

Dorv. Und kennt denn dieser glückliche Sterbliche sein Glück?

Ros. Wenn es ein Glück ist, muß er es kennen.

Dorv. Da Sie lieben, werden Sie ohne Zweifel wieder geliebt?

Ros. Dorval, das wissen Sie.

Dorv. (lebhaft.) Ja, ich weiß es, und mein Herz empfindet es — Was hab' ich vernommen? — Was hab' ich gesagt? Wer wird mich von mir selbst erretten? —

(Dorval und Rosalie sehen einander einen Augenblick stillschweigend an. Rosalie weint bitterlich. Man meldet Klairville'n.)

Sylvester. (zu Dorval'n.) Mein Herr, Klairville möchte gern mit Ihnen sprechen.

Dorv. (zu Rosalien.) Rosalie — Aber man kömmt — Denken Sie daran? Klairville, mein Freund, Ihr Geliebter ist es.

Ros. Leben Sie wohl, Dorval. (Sie reicht ihm eine Hand; Dorval nimmt sie, läßt seinen Mund betrübt auf diese Hand sinken, und Rosalie setzt hinzu:) Adieu, welches Wort!

Dritter Auftritt.

Dorval allein.

Wie schön kam sie mir unter ihren Schmerzen für! Wie rührend sind ihre Reize! Mein Leben würd' ich hingegeben haben, um eine dieser Thränen aufzuküssen, die aus ihren Augen floßen. — "Dorval, das wißen Sie„ — Diese Worte ertönen noch in dem innersten meines Herzens — Sie werden sobald nicht aus meinem Gedächtnisse kommen! —

Vierter Auftritt.

Dorval. Klairville.

Klairv. Entschuldigen Sie meine Ungeduld. Nun, Dorval! —

Dorv. (Dorval ist verstört. Er sucht sich zu erholen, kömmt aber sehr übel damit zu rechte. Klairville, der aus seinen Minen lesen will, wird es gewahr, irrt sich und spricht:)

Klairv. Sie sind verstört! Sie reden nicht mit mir! Die Thränen treten Ihnen in die Augen Ich verstehe Sie, ich bin verloren! (Wie Klairville dieses ausgeredet hat, stürzt er sich in den Busen seines Freundes. Einen Augenklick schweigt er still Dorval läst einige Thränen auf ihn fallen, und Klairville sagt, ohne seine Stellung zu verändern mit leiser Stimme und schluchzend:)

Klairv. Was sagte sie? Was hab' ich verbrochen? Geben Sie mir, Freund, ich beschwöre Sie den letzten Stoß.

Dorv. Ich soll ihm den letzten Stoß geben!

Klairv. Sie stößt mir einen Dolch in das Herz! und Sie, der einzige Mensch der ihn vielleicht heraus reisen konte, Sie entfernen sich! Sie lassen mich in Stiche, und meiner Verzweiflung zum Raube! — Von meiner Geliebte verrathen! von meinen Freunde verlassen? was wird aus mir werden? Dorval, Sie sagen mir nichts?

Dorv. Was soll ich Ihnen sagen? — Ich fürchte mich zu sprechen.

Klairv Ich fürchte mich noch weit mehr etwas von Ihnen zu hören, inzwischen aber reden Sie dennoch, ich werde wenigstens meine gegenwärtige Marter mit einer andern vertauschen — In diesem Augenblicke, dünkt mich Ihr Stillschweigen das allergrausamste zu seyn.

Dorv. (stammelnd.) Rosalie —

Klairv. (stammelnd) Rosalie —

Dorv. Sie hatten mir es wohl gesagt — scheint nicht mehr den lebhaften Eifer zu haben, der Ihnen so ein nahes Glück versprach.

Klairv. Sie hat sich geändert! — Was wirft sie mir denn für?

Dorv. Sie hat sich nicht geändert, wenn Sie so wollen — Sie wirft Ihnen nichts für — aber ihr Vater —

Klairv. Nun ihr Vater — Hat der seine Einwilligung zurück genommen?

Dorv. Nein. Aber sie erwartet seine Rückkunft —Sie fürchtet — Sie wissen besser als ich, daß ein wohlgeartetes Mädchen beständig fürchtet.

Klairv.

Klairv. Es iſt nun keine Furcht mehr zu haben. Alle Hinderniſſe ſind aus dem Wege geräumt. Ihre Mutter war es, die ſich unſern Wünſchen widerſetzte; ſie lebt nicht mehr, und ihr Vater kömmt blos in der Abſicht hieher, mich mit ſeiner Tochter zu vereinigen, ſeinen beſtändigen Wohnplatz bey uns zu nehmen, und in ſeinem Vaterlande, im Schooſe ſeiner Familie, mitten unter ſeinen Freunden, ſeine Tage in Friede zu beſchließen. Wenn ich nach ſeinen Briefen urtheilen ſoll, ſo wird dieſer ehrwürdige Alte eben ſo tief als ich gebeugt werden. Uiberlegen Sie, Dorval, daß nichts im Stan e geweſen iſt, ihn aufzuhalten; daß er ſeine liegenden Gründe verkauft; daß er ſich mit ſeinen ganzen Vermögen in einem Alter von — achtzig Jahren denk' ich, eingeſchifft hat, und zwar auf ein Gewäſſer, das von feindlichen Schiffen bedeckt iſt.

Dorv. Klairville, Sie müſſen ihn erwarten. Sie müſſen ſich von der Gütigkeit des Vaters, von der Rechtſchaffenheit der Tochter, von ihrer Liebe und von meiner Freundſchaft alles verſprechen. Ohnmöglich wird der Himmel geſtatten, daß Weſen, die er, wie es ſcheint, der Tugend zum Troſte und zur Aufmunterung hervorgebracht hat, insgeſamt ohnverſchuldet, unglücklich ſeyn ſollten.

Klairv. Sie wollen alſo, daß ich leben ſoll!

Dorv. Ob ich es will? — Wenn Klairville in dem Innerſten meiner Seele leſen könnte! — Aber ich habe Ihren Befehlen ein Genüge geleiſtet.

Klairv. Mit Misvergnügen hör' ich Sie an. Gehen Sie, mein Freund; weil Sie mich in der

gegenwärtigen traurigen Lage verlassen, kann ich mir einen angemeßnen Begrif von den Bewegungsgründen machen, die Sie zurück rufen. Nichts hab' ich mir weiter von Ihnen auszubitten, als noch einen minutenlangen Verzug. Meine, über einige verdrüßliche Gerüchte, die man hier von Rosaliens Vermögen, und der Rückkunft ihres Vaters ausgestreuet hatte, bestürzte Schwester, ist wider ihren Willen ausgegangen. Ich habe ihr versprochen, Sie sollten während ihrer Abwesenheit nicht abreisen, Sie werden es mir doch nicht abschlagen; Sie werden doch so lange noch verziehen.

Dorv. Ist wohl etwas in der Welt, das Rosalie nicht von mir erhalten könnte?

Klairv. Konstanze! ach ich habe manchmal gedacht — Aber wir wollen diese Gedanken bis auf glücklichere Zeiten verschieben — Ich weiß. wo sie ist, und will gehen, ihre Rückkunft zu beschleunigen.

Fünfter Auftritt.

Dorval allein.

Bin ich unglücklich, elend genug! — Ich flöße der Schwester meines Freundes eine geheime Leidenschaft ein — Ich fasse eine unsinnige für seine Geliebte; sie für mich — Was mach' ich noch länger in einem Hause, das ich völlig in Unordnung bringe? Wo ist die Rechtschaffenheit? Ist einige in meiner Aufführung? — (Er ruft wie unsinnig:) Karl, Karl, — er kömmt nicht — alles verläßt mich — (Er wirft sich in einen Armstuhl, versenkt sich im Nachdenken, und stößt in verschiednen Zwischenräumen die-

se

se Worte aus:) Noch gieng' es an, wenn diese die ersten wären, die ich ins Elend stürze! — Aber nein, überall schlepp' ich das Unglück hin — Betrübte Sterbliche, elende bejammernswürdige Bälle des Zufalls — Seyd nur immer stolz auf euer Glück, auf eure Tugend! — Ich komme mit einer reinen Seele hieher — Ja; denn sie ist es noch — Hier finde ich drey Günstlinge des Himmels; eine tugendhafte und ruhige Frau; einen feurigen und mit Gegenliebe belohnten Liebhaber; eine junge, vernünftige, gefühlvolle Verliebte. — Die tugendhafte Frau hat die Ruhe ihres Herzens verlohren. Sie nährt in demselben eine nagende Leidenschaft. Der Liebhaber ist in Verzweiflung. Seine Gebietherin wird unbeständig, und ist deswegen nur noch unglücklicher — Was für ein größer Unglück hätte wohl ein Bösewicht anrichten können! — O du, der du alles leitest, der du mich hierher geführt hast, wirst du es auf dich nehmen, dich zu rechtfertigen? — Ich weiß nicht, was, wo, und woran ich bin — (Er schreyet noch einmal:) Karl, Karl.

Sechster Auftritt.

Dorval. Karl. Sylvester.

Karl. Mein Herr, die Pferde sind angespannt. Alles steht in Bereitschaft.

(geht ab, nachdem er dieses gesagt.)

Sylv. (kömmt herein) Eben kam Madame nach Hause. Sie wird herunter kommen.

Dorv. Konstanze?

Sylv. Ja, mein Herr.

(geht ab, nachdem er dieſes geſagt.)

Karl. (kömmt zurück, und ſagt zu Dorval, der ihn mit einer finſtern Miene, und übers Kreuz geſchlagnen Armen, anhört und anſieht.) (Indem er in ſeinen Taſchen ſucht,) Mein Herr — auch mich machen Sie durch Ihre Ungeduld verwirrt — Kurz, es ſcheint als wäre die geſunde Vernunft aus dieſem Hauſe entflohen — Gebe doch Gott, daß wir ſie unterwegs wieder erwiſchen mögen — Erſt denk' ich nicht mehr daran, daß ich einen Brief abzugeben habe; und jetzt, da ich daran denke, find' ich ihn nicht mehr. (nach langen Suchen findet er endlich den Brief, und giebt ihn Dorval.)

Dorv. Wo kömmt er denn her? (Karl geht ab.)

Siebender Auftritt.

Dorval allein. (er lieſt.)

„Schaam und Gewiſſensbiſſe verfolgen mich — Dor„val, Sie kennen die Geſetze der Unſchuld — Bin ich „ſtrafbar? — Retten Sie mich! — Ach, iſt es „denn noch Zeit dazu? — Wie bedaur' ich meinen „Vater! — meinen Vater! — Und Klairvillen? „Mein Leben wollt' ich für ihn hingeben — Adjeu, „Dorval, für Sie gäb' ich tauſend Leben hin — Ad„jeu! Sie entfernen ſich, und ich werde für Schmer„zen ſterben.„ (Nachdem er mit gebrochner Stimme, und in der äußerſten Verwirrung geleſen hat, wirft er ſich in einen Armſtuhl. Ein Weilchen ſchweigt er ſtill.

still. Hierauf wirft er seine zerstreuten, und sich stets herumdrehenden Augen auf den Brief, den er in der zitternden Hand hält, liest wieder einige Worte davon, und sagt:) „Schaam und Gewissensbisse verfolgen mich„. Ich muß erröthen; zerfleischt werden— „Sie kennen die Gesetze der Unschuld—„ Ehemals kannt' ich sie— „Bin ich strafbar— „Nein, ich bin es— „Sie entfernen sich, und ich werde sterben—„ O Himmel, ich unterliege— (indem er aufsteht:) Mit Gewalt will ich mich aus diesen Hause reisen— ich will— ich kann nicht— meine Vernunft wird in Unordnung gebracht— In welche Abgründe bin ich versunken?— O Rosalie! o Tugend! o Quaal! (Nach einem minutenlangen Stillschweigen steht er, aber mit vieler Mühe, auf. Mit langsamen Schritten nähert er sich einem Tische, und schreibt einige beschwerlich fallende Zeilen; allein mitten im Schreiben, kömmt Karl und schreyt:)

Achter Auftritt.

Dorval. Karl.

Karl. Zu Hülfe, mein Herr. Man ermordet — Klairvillen. —

(Dorval steht von dem Tische, an dem er schrieb, auf, läst seinen Brief halb fertig liegen, fällt über seinen Degen her, den er auf einen Lehnstuhle findet, und eilt seinem Freunde zu Hülfe. Mitten unter diesen Bewegungen kömmt Konstanze dazu, und erstaunt sehr daß sie der Herr und der Diener allein lassen.)

Neunter Auftritt.

Konſtanze allein.

Was ſoll dieſes fliehen bedeuten? — Er hat mich erwarten müßen. Ich komme, und er verſchwindet — Dorval, Sie kennen mich nicht von der rechten Seite — Ich kann wieder von der Krankheit geneſen —

(Sie nähert ſich dem Tiſche und findet den halbgeſchriebnen Brief.)

Ein Brief! (Sie nimmt und lieſt den Brief.)

„Ich liebe Sie, und fliehe: — leider nur zu „ſpäte! — Ich bin Klairvillens Freund — die „Pflichten der Freundſchaft, die geheiligten Ge„ſetze des Gaſtrechts? —“

Himmel? wie groß iſt mein Glück! — Er liebt mich! — Dorval, Sie lieben mich — (Sie geht bewegt auf und ab.) — Nein, Sie werden nicht fortreiſen — Ihre Furcht iſt unbedeutet — Ihre ausgeſuchte Behutſamkeit iſt eitel, übel angebracht — Sie beſitzen meine Zärtlichkeit — Sie kennen weder Konſtanzen, noch Ihren Freund — Nein, beyde kennen Sie nicht — aber vielleicht entfernt er ſich, vielleicht flieht er in dem Augenblicke, da ich ſpreche. (Mit ſchnellen Schritten eilt ſie von dem Schauplatze.)

Ende des zweeten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dorval. Klairville.

(Sie kommen, die Hüte auf den Köpfen, zurück. Dorval legt ſeinen, nebſt dem Degen, auf den Lehnſtuhl.)

Klairv. Sie können verſichert ſeyn, daß ein jeder anderer, wenn er ſich an meiner Stelle befunden hätte, das nemliche gethan haben würde.

Dorv. Das glaub' ich. Aber ich kenne Klairvillen; er iſt hitzig.

Klairv. Ich war zu bekümmert, als daß ich mich durch eine Kleinigkeit hätte aufbringen laſſen — Was urtheilen Sie aber von dieſem Gerüchte, das Konſtanzen zu ihrer Freundin gelockt hatte?

Dorv. Davon iſt jetzt die Rede nicht.

Klairv. Verzeihen Sie mir. Die Namen treffen ein; man ſpricht von einem aufgebrachten Schiffe, von einem Alten, der Mierian heiſſen ſoll —

Dorv. Wir wollen, wenn ich bitten darf, dieſes Schiff, und dieſen Alten, ein Weilchen bey Seite ſetzen, und auf Ihren Handel kommen. Warum verſchweigen Sie mir eine Sache, von der ſich anjetzt jedermann unterhält, und die ich dennoch erfahren muß?

Klairv. Ich wollte lieber, daß es Ihnen jemand anders ſagen möchte.

Dorv. Niemanden als Ihnen will ich etwas davon glauben.

Klairv. Weil Sie also darauf dringen, daß ich reden soll, so wissen Sie; von Ihnen war die Rede.

Dorv. Von mir?

Klairv. Von Ihnen. Diejenigen, wider die Sie mir beygestanden haben, sind zween Böse-wichter, und schlechte Kerls. Wegen boshafter Verläumdungen jagte Konstanze den einen ehemals von sich; der andre hatte eine Zeitlang Absichten auf Rosalien. Ich fand sie bey dem Frauenzimmer, von der meine Schwester eben weggegangen war. Sie sprachen von Ihrer Abreise; denn man weiß hier alles. Sie standen in Zweifel, ob sie mir Glück dazu wünschen, oder mich deshalb beklagen sollten. Sie waren beyde in gleichen Grade darüber erstaunt.

Dorv. Warum erstaunt?

Klairv. Darum, weil, wie der eine sagte, meine Schwester Sie liebte.

Dorv. Das ist mir viel Ehre.

Klairv. Der andre sagte, Sie liebten meine Gebieterin.

Dorv. Ich?

Klairv. Sie.

Dorv. Rosalien?

Klairv. Rosalien.

Dorv. Klairville, sollten Sie fähig seyn, zu glauben —

Klairv. Ich glaube, Sie sind unfähig, eine Treulosigkeit zu begehen. (Dorval geräth in Unruhe.)

Nie

Nie entstand ein niedriger Gedanke in der Seele des Dorval, nie ein beleidigender Argwohn in der Brust des Klairville.

Dorv. Schonen Sie mich, Klairville.

Klairv. Ich lasse Ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Deßwegen heftete ich auch Blicke des Unwillens und der Verachtung auf sie. (Klairville sieht Dorvaln mit solchen Augen an, Dorval kann sie nicht aushalten, diese Blicke; er wendet den Kopf weg, und bedeckt sich das Gesicht mit den Händen,) Ich gab ihnen zu verstehen, daß man gemeiniglich den Keim der Niederträchtigkeiten in sich selbst trüge, wenn man so geneigt wäre, auf andre dergleichen Argwohn zu werfen; und daß ich verlangte, ich möchte auch seyn, wo ich wollte, man sollte für meine Geliebte, für meine Schwester, und für meinen Freund Ehrfurcht bezeigen — Sie geben mir doch Beyfall, denk' ich?

Dorv. Ich kann Sie nicht tadeln — Nein — Aber.

Klairv. Auf diese Reden blieben sie mir keine Antworten schuldig. Sie gehen fort. Ich auch. Sie fallen mich an —

Dorv. Und es war um Sie geschehen, wenn ich nicht herbey eilte? —

Klairv. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß ich Ihnen das Leben zu verdanken habe.

Dorv. Das heißt, wenn ich nur einen Augenblick später kam, war ich Ihr Mörder.

Klairv. Wo denken Sie doch hin. Sie verlohren einen Freund; aber Sie blieben da, und bestän-

dig derſelbe, der Sie immer waren. Konnten Sie denn einem unwürdigen Verdachte zuvorkommen?

Dorv. Vielleicht.

Klairv. Ehrenrührige Reden verhüten?

Dorv. Vielleicht.

Klairv. Wie unbillig verfahren Sie mit ſich ſelbſt.

Dorv. Wie erhaben iſt doch die Unſchuld und Tugend, und wie niedrig und klein iſt das geheime Laſter vor ihnen.

Zweeter Auftritt.

Dorval. Klairville. Konſtanze.

Konſt. Dorval — mein Bruder — in welche Unruhe ſtürzt Ihr uns! — Noch müſſen Sie ſehen, wie ich deshalb zittre, und Roſalie iſt davon halb todt.

Dorv. und Klairv. Roſalie! (Dorval thut ſich geſchwind Gewalt an.)

Klairv. Ich gehe. Ich eile zu ihr.

Konſt. (hält ihn bey dem Arme zurück.) Juſtine iſt bey ihr. Ich habe ſie beſucht. Eben komm' ich von ihr. Ihrentwegen ſey nicht unruhig.

Klairv. Ihrentwegen — Dorvals wegen bin ich es — Er iſt ſo tiefſinnig, daß ich es gar nicht begreifen kann — In demſelben Augenblicke, da er ſeinem Freunde das Leben rettet! — Freund, wenn Sie einigen Verdruß haben, warum ſchütten Sie ihn nicht in den Buſen Ihres Freundes aus, der alles, Freude und Betrübniß, mit Ihnen theilt;

der

der, wenn er glücklich wäre, blos für Dorvaln und Rosalien lebte.

Konst. (zieht einen Brief aus ihren Busen, giebt ihn Klairvillen und sagt:) Hier mein Bruder, das ist sein und mein Geheimniß, und wahrscheinlicher Weise, die Ursache seiner Schwermuth.

(Klairville nimmt und liest den Brief. Dorval, der ihn für den erkennt, den er an Rosalien geschrieben hat, ruft aus:)

Dorv. Gerechter Himmel! das ist mein Brief!

Konst. Ja, Dorval. Nun reisen Sie nicht fort. Ich weiß alles. Alles ist in gehörige Ordnung gebracht. — Welche übertriebne Bedenklichkeit machte Sie zum Feinde unsers gemeinschaftlichen Glücks? — Sie liebten mich! Sie schrieben an mich! — Sie flohen! — (Bey einem jeden dieser Wörter bewegt und quält sich Dorval heftig.)

Dorv. Es muste seyn. Noch muß es seyn. Ein grausames Schicksal verfolgt mich. Madame, dieser Brief — (leise) Himmel, was hatt' ich auf der Zunge!

Klairv. Was hab' ich gelesen? Wie? Mein Freund, mein Erretter, will mein Bruder werden! Wie sehr vermehrt sich mein Glück, und meine Erkenntlichkeit!

Konst. Erkennen Sie endlich aus seiner übermäßigen Freude, wie wahr und lauter seine Gesinnungen, und wie ungerecht Ihre Unruhe, waren. Aber welcher unbekannte Bewegungsgrund kann annoch Ihre Entzückungen zurückhalten? Dorval, wenn ich Ihre Zärtlichkeit besitze, warum schenken Sie mir nicht auch Ihr Vertrauen?

Dorv.

Dorv. (in einem traurigen Tone, und mit einer niedergeſchlagnen Mine.) Klairville.

Klairv. Mein Freund, Sie ſind traurig.

Dorv. Es iſt wahr.

Konſt. Reden Sie doch, und thun Sie ſich nicht länger Gewalt an — Dorval, ſetzen Sie doch einiges Vertrauen auf Ihren Freund. (Da Dorval immer noch ſchweigt, ſetzt Konſtanze hinzu.) Aber ich ſehe, daß meine Gegenwart Sie verhindert. Ich laſſe Sie mit ihm allein.

Dritter Auftritt.

Dorval. Klairville.

Klairv. Dorval, wir ſind allein. — Konnten Sie denn zweifeln, daß ich Ihre Verbindung mit Konſtanzen billigen würde? — Warum machten Sie mir ein Geheimnis aus Ihrer Neigung? Konſtanzen halt ich es zu gute, die iſt ein Frauenzimmer — aber Ihnen! — Sie antworten mir nicht.

(Dorval hört mit hängenden Kopfe und übers Kreuz geſchlagnen Armen zu.)

Sollten Sie befürchtet haben, daß meine von den Umſtänden Ihrer Geburt unterrichtete Schweſter —

Dorv. (wendet blos den Kopf gegen Klairvillen, ohne ſeine übrige Stellung zu verändern.) Klairville, Sie beleidigen mich. Ich habe eine zu erhaben denkende Seele, als daß dergleichen Furcht in mir entſtehen könnte. Wo Konſtanze dieſes Vorurtheils fähig wäre, ſo wäre ſie, ich getraue mir es zu behaupten, meiner nicht würdig.

Klairv.

Klairv. Verzeihen Sie, mein theuerſter Dorval. Die hartnäckige Traurigkeit, in der ich Sie zu einer Zeit, da alles Ihre Wünſche zu beglücken ſcheint, verſenkt ſehe, —

Dorv. (heimlich und mit Bitterkeit.) Wahr iſts, alles glückt mir auf ſonderbare Weiſe.

Klairv. Dieſe Traurigkeit, beunruhiget, beſtürzt mich, und leitet meinen Verſtand auf alle Arten von Einfällen. Viele falſche und verkehrte hätte mir ein wenig mehr Vertrauen von Ihrer Seite erſparen können — Mein Freund, niemals ſind Sie offenherzig gegen mich geweſen — Dorval, Sie kennen jene ſüſſen Ergieſungen nicht — Ihre in ſich ſelbſt verhüllte, verſchloſſene Seele — Aber, hab' ich endlich Ihre Gedanken errathen? Haben Sie etwan beſorgt, daß ich durch eine zwote Vermählung der Konſtanze, der Hälfte eines an ſich zwar unbeträchtlichen, nun aber doch, wie man glaubte, ſichern Vermögens, beraubt, nicht reich genug ſeyn möchte, Roſalien zu heurathen?

Dorv. (betrübt) Da iſt ſie, dieſe Roſalie! — Klairville, denken Sie darauf, wie Sie den Eindruck, den Ihre Gefahr auf ſie gemacht haben muß, unterſtützen und benutzen wollen.

Vierter Auftritt.

Dorval. Klairville. Roſalie. Juſtine.

Klairv. (eilt Roſalien mit ſchnellen Schritten entgegen.) Iſt es denn würklich an dem, daß Roſalie in Furcht geſtanden hat, mich zu verlieren? Daß ſie für

für mein Leben gezittert hat? Wie theuer sollte mir der Augenblick seyn, da ich auf dem Punkte stand, mein Leben zu verlieren, wenn ich gewiß wüste, daß er einen Funken von Zärtlichkeit wieder in Ihren Herzen angefacht hätte!

Rosal. Wahr ists, Ihre Unvorsichtigkeit hat mir Schaudern erregt.

Klairv. Wie glücklich bin ich! (Er will ihr die Hand küssen, sie zieht sie zurück.)

Ros. Mäßigen Sie sich, mein Herr, ich begreife, wie viele Verbindlichkeit wir Dorvaln schuldig sind. Aber dieses ist mir auch nicht unbekannt, daß, dergleichen Begebenheiten mögen auf Seiten einer Mannsperson auch ausschlagen wie sie nur wollen, die Folgen derselben doch allemal für ein Frauenzimmer verdrüßlich sind.

Dorv. Mademoiselle, der blinde Zufall zieht uns Händel zu, und die Ehre hat ihre Gesetze.

Klairv. Rosalie, ich möchte verzweifeln, daß ich Ihnen misfallen habe. Aber schlagen Sie den ehrfurchtvollesten und zärtlichsten Liebhaber nicht gänzlich zu Boden; oder sollten Sie ja dazu entschlossen seyn, so kränken Sie einen Freund nicht länger, der glücklich seyn würde, wenn Sie nicht so ungerecht wären. Dorval liebt Konstanzen. Er wird von ihr geliebt. Er stand im Begriffe, uns zu verlassen. Ein heimlich erwischter Brief hat alles aufgeklärt — Rosalie, Sie dürfen ein Wort sagen, und wir werden insgesamt durch ein ewig dauerndes Band vereiniget, Dorval mit Konstanzen, Klairville mit Rosalien; ein Wort, und der Him-

Himmel wird dieſes Haus mit gefälligen Lächeln anblicken.

Roſ. (ſinkt in einen Lehnſtuhl.) Ich ſterbe.

Dorv. und Klairv. O Himmel! Sie ſtirbt.

Klairv. (fällt Roſalien zu Füſſen.)

Dorv. (ruft die Bedienten.) Karl, Sylveſter, Juſtine.

Juſt. (indem ſie ihrer Gebietherin Hülfe leiſtet.) Da ſehen Sie es, Mademoiſelle — Sie wollten aber ausgehen — Ich ſagt' es Ihnen voraus —

Roſ. (indem ſie wieder zu ſich kömmt und aufſteht, ſagt ſie:) Komm Juſtine, laß uns gehn.

Klairv. (will ihr den Arm geben, und ſie unterſtützen.) Roſalie —

Roſ. Laſſen Sie mich gehn — Ich haſſe Sie — Laſſen Sie mich gehen, ſag ich Ihnen.

Fünfter Auftritt.

Dorval. Klairville.

(Klairville verläßt Roſalien. Er thut wie närriſch. Er geht, kömmt wieder, bleibt ſtehen, ſeufzt für Schmerz und Wuth: ſtützt ſich mit den Ellenbogen an die Lehne eines Armſtuhls, den Kopf auf die Hände gelegt, und die Ballen in die Augen geſtemmt. Ein minutenlanges Stillſchweigen; endlich ſpricht er:)

Klairv. Iſt es damit genug? — Das iſt alſo die Belohnung für meine Unruhe! Das ſind die Früchte meiner Zärtlichkeit! „Laſſen Sie mich gehen. Ich haſſe Sie„ Ach! (Er ſtößt den undeutlichen Laut der Verzweiflung aus; er geht mit heftiger Bewegung

wegung herum; und wiederholt unter verſchiedenen Aſten von heftigen und gewaltſamen Ausrufungen:) „laſſen Sie mich gehen; ich haſſe Sie„ (Er wirft ſich in einen Armſtuhl. Er ſchweigt ein Weilchen, dann ſagt er in einem heiſern und leiſen Tone:) Sie haſſet mich! — und womit hab' ich es verdienet, daß ſie mich haſſet? Ich habe ſie zu heftig geliebt. (Nun ſchweigt er wieder; ſteht auf; geht hin und her; ſcheint etwas beruhigt zu ſeyn, und ſpricht:) Ja, ich bin ihr verhaßt. Ich ſeh' es. Ich empfind' es. Dorval, Sie ſind mein Freund. Muß ich mich von ihr losmachen — und ſterben? Reden Sie. Entſcheiden Sie mein Schickſal.

(Karl kömmt herein. Klairville geht auf und ab.)

Sechſter Auftritt.

Dorval. Klairville. Karl.

Karl. (mit Zittern zu Klairvillen, den er aufgebracht ſieht.) Mein Herr —

Klairv. (ſieht ihn von der Seite an:) Was giebts?

Karl. Unten iſt ein Unbekannter, der gern mit jemanden ſprechen wollte.

Klairv. (auffahrend.) Er kann warten.

Karl. (immer noch zitternd, und ganz leiſe:) Es iſt ein armer Menſch, und er hat ſchon lange gewartet.

Klairv. (ungeduldig:) Nun ſo mag er hereinkommen.

Siebender Auftritt.

Dorval. Klairville. Justine. Karl. Sylvester. Andre.

(Und die übrigen von der Neugierde herbeygelockten, und an verschiedenen Oertern des Schauplatzes zerstreuten Hausbedienten. Justine kömmt etwas später, als die andern.)

Klairv. (etwas hastig:) Wer seyd ihr? Was wollt ihr?

Andre. Mein Herr, ich heisse Andre, und bin bey einem rechtschaffnen Greise in Diensten. Ich bin der Gefährde seiner Unglücksfälle gewesen, und kam hieher, seiner Tochter seine Ankunft zu melden.

Klairv. Rosalien?

Andre. Ja, mein Herr.

Klairv. Neue Unglücksfälle! Wo ist euer Herr? Was habt ihr mit ihn vorgenommen?

Andre. Fassen Sie sich; er lebt, er ist unterwegens. Wenn ich Kräfte dazu habe, und Sie so gütig seyn, und mich anhören wollen, will ich Ihnen von allen hinlängliche Nachricht geben.

Klairv. Redet.

Andre. Mein Herr und ich seegelten am sechsten Julius auf dem Schiffe l'Apparent von der Rheede zu Fort-Rojal, ab. Noch niemals hatte mein Herr so viel Freude und Gesundheit spüren lassen. Bald wendete er seine Augen nach der Gegend, wohin uns die Winde zu führen schienen, hob die Hände gen Himmel, und flehete um ein baldiges Ende der Reise. Bald sah' er mich mit einer

hoffnungsvollen Mine an, und sagte: „Andre, „noch vierzehn Tage wird es dauern, dann werd' ich „meine Kinder sehen, und werde sie umarmen, und „werde wenigstens einmal vor meinem Ende glück„lich seyn.„

Klairv. (sagt gerührt zu Dorval:) Da hören Sie es. Er belegte mich schon mit den süssen Namen seines Sohns. Und wie weiter, Andre?

Andre. Was soll ich Ihnen sagen, mein Herr? Wir hatten die gewünschteste Fahrt. Schon berührten wir Frankreichs Küsten; tausend Gefahren, denen man auf der See ausgesetzt ist, glücklich entronnen, hatten wir das feste Land schon mit tausendfachen Freudengeschrey gegrüßt, wir umarmten einander wechselweise, der Kommandant, die Offiziers, die Reisenden, die Bootsleute; als wir von Schiffen aufgebracht wurden, die uns Friede, Friede, zuschrieen; sie enterten mit Hülfe dieses verrätherischen Geschreyes, und wir wurden zu Gefangegen gemacht.

Dorv. und Klairv. (geben jeder ihr Erstaunen und ihren Schmerz durch Bewegungen zu verstehen, die ihren Karakteren angemessen sind.) Zu Gefangenen gemacht!

Andre. Was wurde da aus meinen Herrn? Thränen flossen aus seinen Augen. Er stieß tiefe Seufzer aus. Er heftete seine Blicke, er streckte seine Arme, es schien', als schösse seine Seele nach den Küsten, von denen wir uns entfernten. Kaum aber hatten wir sie aus dem Gesichte verlohren, als seine Augen trocken wurden. Sein Herz verschloß

schloß sich. Seine Blicke heftete er auf das Wasser. Er verfiel in einen düstern und tiefsinnigen Schmerz, der mich seines Lebens wegen in Furcht setzte. Oftmals bot ich ihm Brod und Wasser an, er schlug es aber aus.

(Andre hält hier eine Weile inne, um weinen zu können.)

Inzwischen liefen wir in dem feindlichen Hafen ein — Verschonen Sie mich mit der weitern Erzählung — Nein, niemals würd' ich es im Stande seyn.

Klairv. Fahret fort, Andre.

Andre. Man plünderte mich aus, und beraubte mich meiner Kleider. Man belud meinen Herrn mit Fesseln. Nun konnt' ich meine Klagen nicht länger zurückhalten. Ich rufft' ihn etliche mal: "Liebster Herr, bester Herr." Er verstand mich, blickte mich an, ließ seine Arme betrübt sinken, kehrte sich wieder um, und folgte ohne zu sprechen, denen nach, die ihn umringten — Inzwischen schmiß man mich halb nackend, in das allerunterste Behältniß eines Gebäudes, mitten unter einen Haufen Elender, die man unbarmherziger Weise im Kothe erstickten, und sie der äussersten und schrecklichen Quaal des Hungers, des Dursts und der Krankheiten überließ. Und um Ihnen in wenigen Worten das ganze furchtbare und grausenvolle dieses Orts zu schildern, will ich Ihnen sagen, daß ich in einer Minute alle Töne des Schmerzens, alle Stimmen der Verzweifelung vernahm, und überall, wo ich meine Augen hinrichtete, Sterbende erblickte.

Klairv. Das ist nun eine Schilderung dieser Völker, deren Weisheit man bis an den Himmel erhöht, und die man uns stets zu Mustern vorstellt! So gehen sie mit den Menschen um!

Dorv. Wie sehr hat sich die Denkungsart dieser edelmüthigen Völkerschaft geändert!

Andre. Drey Tage hatt' ich unter diesem Haufen Todter und Sterbender, und alle waren Franzosen, zugebracht, als ich endlich darunter hervorgezogen wurde. Man behieng mich mit alten zerfleischten Lumpen, und führte mich, nebst einigen meiner unglücklichen Gesellschafter, in die Stadt; durch Straßen die mit ungezähmten Pöbel angefüllt waren, der uns, indeßen da eine ganz entgegen gesetzte Gattung Menschen, die der Aufslauf an die Fenster gelockt hatte, Geld, und andre Hülfsmittel auf uns herab regnen ließ; mit Verwünschungen und Schimpfreden überhäufte.

Dorv. Welch ein unglaubliches Gemisch von Menschenliebe, Wohlthätigkeit und Barbarey!

Andre. Mir war es unbewust, ob man uns der Freyheit entgegen führte, oder zum Blutgerüste schleppte.

Klairv. Und euer Herr, Andre?

Andre. Ich gieng zu ihm; es war dieses der erste Liebesdienst eines alten Korrespondenten, den er von unserm Unglücke Nachricht gegeben hatte. Ich gelangte an ein Stadtgefängniß. Man schloß die Thüren eines finstern Kerkers auf, und ich stieg hinab. Schon einige Zeit stand ich unbeweglich in dieser Finsterniß, als mir eine kaum vernehmli-

che

che Stimme in die Ohren fiel, die erlischend sagte: „Andre, bist Du es? schon längst erwartete ich Dich. „Ich lief oder tapte vielmehr auf die Gegend zu, wo der Schall herkam, und ich stieß auf zween nackende Aerme, die mich in der Dunkelheit suchten. Ich bemächtigte mich ihrer, ich küßte sie, ich badete sie mit meinen Thränen; es waren die Aerme meines Herrns. (Eine kleine Pause.) Er war nackend, auf der feuchten Erde ausgestreckt.—"Die Elenden die sich hier befinden, haben „mein Alter und meine Schwäche gemißbraucht, „und mein Brod aus dem Munde gerißen, und „mein Stroh entwendet.„ sagt' er zu mir. (Hier stoßen alle Bediente ein herbes Geschrey aus. Klairville kann seinen Schmerz nicht länger an sich halten. Dorval giebt Andren einen Wink, daß er einen Augenblick inne halten soll. Er thut es. Hierauf fährt er schluchzend fort.)

Ich entledige mich inzwischen meiner zerrißnen Kleider, und breite sie unter meinen Herrn, der mit einer erstorbnen Stimme die Gütigkeit des Himmels prieß —

Dorv. (heimlich, bey Seite, und bitter) Die ihn in einem schrecklichen Kerker, auf den Lumpen seines Bedientens den Geist aufgeben ließ!

Andre. Nun besann' ich mich auch auf die erhaltnen Almosen. Ich rufte um Beystand, und belebte meinen alten und ehrwürdigen Herrn aufs neue. Als er wieder ein wenig zu Kräften gekommen war: "Andre, sagt' er zu mir, habe guten „Muth. Du wirst aus diesem Kerker kommen.

„Was mich anbetrift, ich spür' es an meiner Mat-
„tigkeit, daß ich hier sterben muß.“ Hier fühlt' ich daß er seine Arme um meinen Hals schlang, sein Gesichte an meines legte, und meine Wangen mit Thränen benetzte. “ Mein Freund (sagt' er, „denn so pflegt' er mich oft zu nennen) Du wirst meine „letzten Seufzer auffassen. Du wirst meinen Kin-
„dern, meine letzten Worte überbringen. Ach! aus „meinen Munde sollten sie Dieselben vernehmen!“

Klairv. (sieht Dorvaln mit thränenden Augen an.) Seinen Kindern!

Andre. Während der Ueberfarth hatt' er mir gesagt, daß er ein gebohrner Franzose wäre, daß er nicht Merian hiese; daß er bey seiner Entfernung aus seinem Vaterlande, seinen Familiennamen, aus Gründen, die ich mit der Zeit erfahren solte, abgelegt hätte. Ach! er muthmaßte nicht, daß diese Zeit so nahe wäre! Er seufzete, und ich sollte eben mehr erfahren, als wir die Thüre des Gefängnisses eröffnen hörten. Man rufte uns; es war der alte Korrespondent, der uns wieder zusammen gebracht hatte, und nunmehr befreyen wollte. Wie heftig war sein Schmerz, als er seine Augen auf einen alten Mann warf, der nichts weiter mehr, als ein zappelnder Leichnam war. Thränen rollten aus seinen Augen. Er entkleidete sich, bedeckte ihn mit seinen Kleidern, und wir giengen und schlugen unsre Wohnung bey diesem Gastfreunde auf, und empfingen alle ersinnliche Beweise der Menschenliebe. Man hätte sagen können, diese rechtschafne Familie erröthe insgeheim über die Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Nation.

Dorv.

Dorv. Nichts demüthigt also mehr, als die Ungerechtigkeit!

Andre. (wischt sich die Augen aus, und nimmt eine heitere Mine an.)

Im kurzen erhielt mein Herr seine Gesundheit und Kräfte wieder. Man both' ihm Beistand an, und ich muthmaaße, daß er ihn muß angenommen haben; denn bey unsern Ausgange aus dem Gefängniße, hatten wir nicht soviel, daß wir uns ein Stück Brod kaufen konnten.

Alles war zu unsrer Rückreise angeordnet, und wir waren zur Abreise bereit, als mich mein Herr bey Seite führte (nein, das werd' ich in meinem Leben nicht vergessen!) und sagte: "Andre, hast Du hier weiter nichts zu thun?" Nein, mein Herr antwortet' ich ihm. "An unsre Landsleute, die wir in dem „Elende, aus dem uns die Milde des Himmels „gerißen hat, gelaßen haben; denkst Du also nicht „mehr? Nimm hin, mein Sohn, geh und nimm „Abschied von ihnen." Ich lief hin. Ach, von einer Menge Unglückseliger, war nur noch eine geringe Anzahl übrig, und die waren so abgezehrt, so ausgemergelt, und ihrem Ende so nahe, daß die meisten kaum im Stande waren und Kräfte genug besaßen, die Hand auszustrecken, und die Gabe anzunehmen.

Dieß ist, mein Herr, die ganze Beschreibung unsrer unglücklichen Reise. (Man schweigt ziemlich lange still. Hernach sagt Andre, was nun kömmt. Dorval geht inzwischen in tiefes Nachdenken versenkt, gegen den Hintergrund des Saals zu.)

Ich habe meinen Herrn in Paris gelaſſen, daß er da ein wenig ausruhen kann. Er hatte ſich eine Freude verſprochen; er glaubte daſelbſt einen Freund zu finden. (Bey dieſen Worten kömmt Dorval wieder auf Andre'n zu, und leihet ihm ein aufmerkſames Ohr.) Allein dieſer Freund iſt ſeit etlichen Monaten abweſend, und mein Herr rechnete darauf, wie er kurz nach mir hierher kommen wollte.

(Dorval fährt fort, auf und nieder zu gehen, indem er ſich beunruhigt.)

Klairv. Seid ihr bey Roſalien geweſen?

Andre. Nein, mein Herr. Ich bringe ihr ja nichts als Schmerzen, daher hab' ich es nicht gewagt, ihr unter die Augen zu gehen.

Klairv. Gehet Andre, und ruhet aus. Sylveſter, ich befehl' ihn euch an — Man laß' es ihm an nichts mangeln (Die ſämmtlichen Bedienten bemächtiget ſich des Andre, und führen ihn fort.)

Achter Auftritt.

Dorval. Klairville.

(Nach einem Stillſchweigen, während dem Dorval unbeweglich, mit niedergeſchlagnem Kopfe, einer nachdenkenden Mine, und übers Kreuz geſchlagnen Armen, (das iſt beynahe ſeine allgewöhnliche Stellung) da geſtanden hat, und Klairville in Bewegung auf und ab gegangen iſt, ſagt dieſer:)

Klairv. Nicht wahr, mein Freund, dieſer Tag iſt für die Ehrlichkeit unglücklich? und glauben Sie wohl, daß in der gegenwärtigen Stunde, da ich mit Ihnen ſpreche, ein einziger rechtſchafner Mann auf der Welt glücklich iſt?

Dorv.

Dorv. Ein einziger Böſewicht wollen Sie ſagen. Aber, Klairville, wir wollen jetzt die Moral bey Seite ſetzen. Man fällt ſehr üble Urtheile davon, wenn man glaubt, man habe Urſache, ſich über den Himmel zu beklagen — Was haben Sie anjetzt für Abſichten, für Plane?

Klairv. Sie überſehen doch die ganze Gröſe meines Unglücks. Roſaliens Herz, das einige Gut, deſſen Verluſt mich niederſchlägt, hab' ich eingebüſt!

Ich wag' es nicht, den Argwohn zu hegen, als wäre die Mittelmäſigkeit meiner Glücksgüter, die heimliche Urſache ihrer Unbeſtändigkeit. Iſt ſie es aber; wie weit ſtehet ſie gegenwärtig nicht von mir ab, da ſie ſelbſt bis auf ſehr eingeſchränkte Umſtände herunter gebracht iſt? Wird ſie ſich, einem Menſchen den ſie nicht mehr liebt zu gefallen, allen Folgen der, beynahe dürft' ich ſagen, Armuth ausſetzen? Soll ich in eigner Perſon hingehen und ſie darum erſuchen? Kann ich es? Darf ich es? Eine neue Laſt für ſie, iſt ihr Vater. Ungewiß iſt es, ob er mir ſeine Tochter bewilligen wird. Faſt augenſcheinlich iſt es, daß wenn ich ſie annehme, ſie dadurch vollends zu Grunde gerichtet wird. Ueberlegen Sie, und entſcheiden Sie.

Dorv. Dieſer Andre, hat meine Seele in Verwirrung geſetzt. Wenn Sie die Gedanken wißen ſollten, die ich unter ſeiner Erzählung gehabt habe — Dieſer Alte — ſeine Reden — ſein Karakter — Dieſe Namensänderung — Aber laßen Sie mich einen Argwohn, der mein Gehirn ein-

nimmt, zerſtreuen, und über Ihre Angelegenheit nachdenken.

Klairv. Bedenken Sie, Dorval, daß Klairvillens Schickſal in Ihren Händen liegt.

Neunter Auftritt.

Dorval allein.

Welch' ein Tag voll Bitterkeit und Verwirrung! Welche mannichfaltige Quaalen! Es ſcheint als entſtände eine dicke Finſterniß um mich herum, und bedeckte dieſes von tauſend ſchmerzhaften Empfindungen gepreſte Herz! — O Himmel, wirſt Du mir nie einen Augenblick Ruhe gönnen! — Die Lügen, die Verſtellung verabſcheu' ich; und in einer Minute, hintergeh' ich meinen Freund, ſeine Schweſter und Roſalien — Was muß ſie von mir denken? — Was ſoll ich ihren Liebhaber betreffend, entſcheiden? — Was mit Konſtanzen anfangen? — Dorval, wirſt Du aufhören, wirſt Du fortfahren ein ehrlicher Mann zu ſeyn? — Ein unvermutheter Fall hat Roſalien zu Grunde gerichtet. Sie iſt in dürftigen, ich in beglückten Umſtänden. Ich liebe ſie, ſie mich. Klairville kann ſie nicht erhalten — Gehet aus meinem Kopfe, entfernt euch aus meinen Herzen, ſchändliche Verblendungen! Der unglücklichſte Menſch kann ich zwar ſeyn, aber der ſchlechteſte und niedrigſte will ich nicht werden — Tugend, holder und grauſamer Begriff! Theure und barbariſche Pflichten! Freundſchaft, die du mich feſſelſt und zerfleiſcheſt, dir will ich gehorchen.

Was

Was bist Du o Tugend, wenn Du kein Opfer forderst? Freundschaft, Du bist nichts als ein leerer Name, wenn Du kein Gesetz auflegst. — Klairville wird demnach Rosalien heurathen! —

(Er sinkt fast ohne Empfindung in einen Lehnstuhl; er steht nachhero wieder auf, und sagt:) — Nein, ich will meinem Freunde seine Geliebte nicht entreisen. Bis so weit will ich mich nicht erniedrigen. Mein Herz steht mir dafür. Unglücklich ist der, der der Stimme seines Herzens nicht gehorcht! — Aber Klairville besitzt keine Reichthümer. Rosalie keine mehr — Diese Schwierigkeiten müßen aus dem Wege geräumt werden. Ich kan es, ich will es. Giebt es wohl einige Noth, in der man nicht durch eine großmüthige Handlung getröstet werden kann? Ach, ich fange wieder an Luft zu schöpfen! —

Wenn ich Rosalien nicht heurathe, zu was sind mir die Reichthümer nütze? Was für einen würdigern Gebrauch kann ich davon machen, als wenn ich sie zum Nutzen und Vortheil zweyer Wesen verwende, die mir schätzbar sind? Ach, wenn man es beym Lichte besieht, ist dieses an sich ungemeine Opfer, im Grunde nichtig, unbeträchtlich — Klairville wird mir sein Glück zu verdanken haben! Rosalie wird mir ihr Glück zu verdanken haben! Rosaliens Vater wird mir sein Glück zu verdanken haben! — Und Konstanze? — Wird die Wahrheit aus meinem Munde vernehmen; wird mich kennen lernen; wird für das Frauenzimmer zittern, das es wagen wollte, mein Schicksal mit mir zu theilen

len — Wenn ich allen, was mich umgiebt, die Ruhe wieder gebe, werd' ich ohnstreitig auch die Gemüthsruhe wieder finden, die mich jetzt flieht! — (er seufzt.) Dorval, warum leidest du denn? Warum werd' ich gemartert? O Tugend, hab' ich noch nicht genug für dich gethan!

Aber Rosalie wird ihr Glück nicht von meinen Händen annehmen wollen. Sie kennt den Werth dieser Gunst zu gut, als daß sie dieselbe einen Menschen angedeihen lassen sollte, den sie hassen, verachten muß — Also wird man sie täuschen müssen! — Und wenn ich mich dazu entschließe, wie muß man es anfangen? — Durch die öffentlichen Blätter ausstreuen lassen, daß das Schiff, welches ihre Reichthümer in sich enthielt, versichert gewesen wäre? — Ihr den Betrag dessen, was sie verlohren hatte, durch einen Unbekannten zuschicken? Warum nicht? — Das Mittel ist natürlich und leicht. Es findet meinen Beyfall, nichts, als ein wenig Geschwindigkeit ist erforderlich. (Er ruft Karln.) Karl. (Er setzt sich an einen Tisch, und schreibt.)

Zehnter Auftritt.

Dorval. Karl.

Dorv. (giebt ihm einen Brief, und spricht:) Nach Paris, an meinen Wechsler.

Ende des dritten Aufzugs.

Vier-

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſalie. Juſtine.

Juſt. Nun, Mademoiſelle. Sie haben Andren zu ſehen verlangt. Sie haben ihn geſehen, Ihr Herr Vater kömmt, aber Sie ſind von Glücksgütern entblößt.

Roſ. (ein Schnupftuch in der Hand.) Was kann ich wider das Schickſal? Lebt doch mein Vater noch. Wenn der Verluſt ſeines Vermögens nur nicht ſeine Geſundheit geſchwächt hat, ſo iſt das Uibrige alles für nichts zu rechnen.

Juſt. Wie das Uibrige iſt für nichts zu rechnen?

Roſ. Nein, Juſtine. Ich werde mit der Dürftigkeit bekannt werden; es giebt noch gröſſere Uibel als dieſe.

Juſt. Laſſen Sie ſich Ihre Einbildung hier nicht täuſchen, Mademoiſelle. Keines wird man eher überdrüſſig, als dieſes.

Roſ. Würd' ich im Schooſe des Glücks weniger beklagenswürdig ſeyn? — In einer unſchuldigen und ruhigen Seele, wohnt die Glückſeligkeit; und dieſe Seele, Juſtine, beſaß ich.

Juſt. Und Klairville herrſchte in derſelben.

Roſ. (ſitzt und weinet.) Geliebter, der du mir ſonſt ſo theuer wareſt! Klairville, den ich ſchätze, und in Verzweiflung ſtürze! O du, dem ein weit Unwürdi-

ger

ger alle meine Zärtlichkeit geraubt hat, siehe, du bist blutig gerächt! Ich weine, und man spottet meiner Thränen. Justine, was hältst du von diesem Dorval? — Das ist also dieser zärtliche Freund, dieser aufrichtige Mann, dieser tugendhafte Sterbliche? Er ist, so wie die andern, ein Bösewicht, der mit den allerheiligsten Dingen, mit der Liebe, mit der Freundschaft, mit der Wahrheit, mit der Tugend, seinen Spott treibet! — Wie beklag' ich Konstanzen! Mich hat er betrogen. Leicht kann er auch sie betrügen — (Sie steht auf.) Aber ich höre jemand — Justine, wenn er es wäre? —

Just. Mademoiselle, es ist niemand.

Ros. (setzt sich wieder nieder, und sagt:) Wie boshaft sind sie, die Mannspersonen! und wie einfältig wir! — Betracht' einmal Justine, wie in ihren Herzen die Wahrheit mit dem Meineide, und die erhabne Denkungsart mit der Niederträchtigkeit gränzt! — Dieser Dorval, der sein Leben für seinen Freund in Gefahr giebt, ist eben derselbe, der ihn betrügt, seine Schwester betrügt, und für mich Zärtlichkeit zu haben vorgiebt. Warum werf' ich ihn aber die Zärtlichkeit für! Das ist mein Verbrechen. Seines ist eine Falschheit, die ohne Beyspiel ist.

Zweeter Auftritt.

Rosalie. Konstanze.

Ros. (geht Konstanzen entgegen.) Ach, Konstanze, in was für einen Zustande überraschen Sie mich!

Konst. Ich komme, Ihre Noth mit Ihnen zu theilen.

Ros.

Roſ. Möchten Sie doch ſtets glücklich ſeyn können!

Konſt. (ſetzt ſich nieder, nöthigt Roſalien, ſich neben ſie zu ſetzen, und faſſet ſie bey beyden Händen an.) Roſalie, ich verlange weiter nichts, als die Erlaubniß, mich mit Ihnen zu betrüben. Lange genug hab' ich die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge erfahren, und Sie wiſſen, daß ich Sie liebe.

Roſ Alles hat ſich verändert, alles iſt in einem Augenblicke über den Haufen gefallen.

Konſt. Konſtanzen haben Sie noch—und Klairvillen.

Roſ. Nicht zeitig genug kann ich mich aus einem Hauſe entfernen, wo mir mein Schmerz ſelbſt zur Laſt iſt.

Konſt. Mein Kind, ſehen Sie ſich wohl für. Das Unglück macht Sie ungerecht und grauſam. Aber Ihnen darf ich deswegen keine Vorwürfe machen. Im Schooſe der Glückſeligkeit, vergaß ich es, Sie auf viel Unfälle vorzubereiten. Da ich glücklich wurde, verlohr' ich die Unglücklichen aus dem Geſichte. Ich bin dafür empfindlich beſtraft, denn Sie machen mich wieder mit ihnen bekannt— Aber Ihr Vater?

Roſ. Schon genug Thränen hab' ich ihm gekoſtet! —Madame, Sie werden einmal Mutter werden— Wie beklag' ich Sie!—

Konſt. Roſalie, erinnern Sie ſich an den letzten Willen Ihrer Tante. Mit ihren letzten Worten, vertraute ſie mir Ihr Glück an— Aber wir wollen nicht von meinen gegründeten Anſprüchen reden; einen Beweiß Ihrer Achtung erwart' ich: Urtheilen

Sie,

Sie, wie sehr mich eine abschlägliche Antwort beleidigen würde — Rosalie, trennen Sie Ihr Schicksal nicht von dem meinigen; Sie kennen Dorvaln; er liebt Sie. Ich werde mir Rosalien von ihm ausbitten; ich werde sie erhalten, und dieses Pfand wird für mich das erste und angenehmste seiner Zärtlichkeit seyn.

Ros. (wickelt ihre Hände mit Lebhaftigkeit aus Konstanzens Händen los, steht mit einer Art von Unwillen auf, und sagt:) Dorval!

Konst. Sie besitzen seine ganze Achtung.

Ros. Ein Fremder! — ein Unbekannter! — ein Mensch, der nur auf einen Augenblick unter uns erschienen ist! — dessen Aeltern man nie genennt hat! — dessen Tuend Verstellung seyn kann! — Madame, verzeihen Sie — Ich vergaß — Sie kennen ihn doch ohnstreitig? —

Konst. Man muß Ihnen verzeihen, Sie sind in einer dicken Nacht. Aber erlauben Sie, daß ich einen Strahl der Hoffnung in Ihre Augen leuchten lassen mag.

Ros. Ich habe gehofft; ich bin getäuscht worden; ich werde nicht mehr hoffen.

Konst. (lächelt traurig.)

Ros. Ach, wenn Konstanze allein; wie sonst von der Welt entfernt, in der Einsamkeit gewesen wäre; da vielleicht — doch auch dieses ist ein nicht recht überdachter Einfall, der uns vielleicht alle beyde hintergangen haben würde. Unsre Freundin wird unglücklich. Man befürchtet sich selbst Eintrag und Schaden zu thun. Eine erste Regung

der Edelmuth siegt. Aber die Zeit! die Zeit! — Madame, die Unglücklichen sind stolz, ungestüm, argwöhnisch. Allmählich gewöhnt man sich an das Schauspiel ihres Schmerzes; bald aber wird man es müde. Wir wollen einander gegenseitiges Unrecht und Vorwürfe ersparen. Alles hab' ich verlohren; lassen Sie uns unsre Freundschaft aus dem Schiffbruche retten — Es scheint, als hätt' ich dem Unglücke schon etwas zu verdanken — Stets durch Ihre Rathschläge unterstützt, hat Rosalie noch nichts gethan, dessen Sie sich vor ihren eignen Augen rühmen könnte. Es ist Zeit, daß sie das versuche, lerne, was sie, von Konstanzen und den Unfällen unterwiesen, zu thun fähig ist. Wollen Sie ihr das einzige ihr noch übrig gebliebne Gut, das Glück, sich selbst zu erkennen, misgönnen?

Konst. Rosalie, Sie sind im Enthusiasmus. Setzen Sie ja ein Mistrauen in diesen Stand. Die erste Wirkung des Unglück ist, es verhärtet die Seele, die letzte, es zermalmt sie — Da Sie nun von der Länge der Zeit alles Uible für mich und für Sie befürchten, warum befürchten Sie nichts für sich allein? — Uiberlegen Sie, Rosalie, daß das Unglück Sie heilig, unverletzlich macht. Wenn es mir begegnen sollte, daß ich jemals die Ehrfurcht für die Unfälle aus den Augen setzte; so rufen Sie mich zurück, sagen Sie mir es, jagen Sie mir die erste Schaamröthe in meinem Leben ab — Mein Kind, ich habe gelebt; ich habe Noth ausgestanden. Ich glaube, das Recht erlangt zu haben, etwas von mir zu muthmaßen; inzwischen verlang' ich blos von Ihnen,

daß Sie eben so viele Rechnung auf meine Freundschaft, als auf Ihren Muth machen sollen — Sollten Sie nicht ungerecht handeln, wenn Sie sich alles von sich selbst versprächen, und von Konstanzen gar nichts erwarteten? — Sollten denn die Gedanken, von Wohlthat und Erkenntlichkeit, für Sie etwas erschreckendes in sich fassen? Schenken Sie meinem Bruder Ihr Herz wieder, und ich werde Ihnen alles zu verdanken haben.

Rof. Madame, da kömmt Dorval — Erlauben Sie, daß ich mich entfernen darf — Ich würde so etwas unbeträchtliches zu seinem Triumphe beytragen. (Dorval kömmt herein.)

Konst. Rosalie — Dorval, halten Sie doch das Kind zurück — Aber sie entwischt uns.

Dritter Auftritt.

Konstanze. Dorval.

Dorv. Madame, wir wollen ihr das traurige Vergnügen ohne Zeugen ihrer Betrübniß nachzuhängen, gönnen.

Konst. Ihnen kömmt es zu, ihr Schicksal zu ändern. Dorval, der glücklichste Tag meines Lebens kann der Anfang ihrer Ruhe werden.

Dorv. Madame, gestatten Sie, daß ich frey mit Ihnen sprechen, und daß Dorval, indem er Ihnen seine geheimsten Gedanken anvertrauet, sich Mühe geben darf, desjenigen, was Sie für ihn thaten, wür-

dig zu seyn, und wenigstens zu verdienen, daß er beklagt und bedauert werde.

Konst. Was denn, Dorval! Aber sprechen Sie.

Dorv. Ich bin im Begriffe, es zu thun. Ich bin es Ihnen, ich bin es Ihrem Bruder schuldig. Mir selbst bin ich es schuldig — Sie wünschen des Dorvals Glück; kennen Sie aber Dorvan recht genau? — Schwache Dienstleistungen, deren Werth ein wohlgearteter Jüngling übermäßig erhoben hat; seine Entzückungen für einige anscheinende Tugend; seine Empfindlichkeit für einige meiner Unglücksfälle, alles dieses hat Ihnen Vorurtheile beygebracht die mir die Wahrheit zu vernichten befiehlt. Der Verstand des Klairville ist noch unreif; Konstanze muß andre Urtheile von mir fällen. (eine Pause)

Ich habe von dem Himmel ein ehrliches, standhaftes Herz erhalten: das ist der einzige Vortheil, den er mir hat zutheilen wollen — Aber dieses Herz ist gekränckt, gebeugt, und ich bin, wie Sie sehen, — düster und schwermüthig. Ich besitze — Tugend, aber sie ist strenge; Sitten, aber sie sind wild und störrig — eine gefühlvolle, aber durch lange Unglücksfälle verhärtete und verbitterte Seele. Ich kann noch Thränen vergießen, aber sie sind selten und herbe. — Nein, ein Mann von dieser Denkungsart ist nicht der Gemahl, der sich für Konstanzen schickt.

Konst. Dorval, fassen Sie neuen Muth. Da mein Herz den Eindrücken, die Ihre Tugenden auf dasselbe machten, nachgab, erblickt' ich Sie so, wie

Sie sich abschildern. Ich erkannte die Unfälle, und ihre schrecklichen Wirkungen. Ich hatte Mitleid mit Ihnen, und meine Zärtlichkeit schreibt sich vielleicht von dieser Empfindung her.

Dorv. Für Sie ist kein Unglück mehr; aber über mich ist es haufenweiß hergefallen — Wie hö bst unglücklich, und wie geraume Zeit war ich es! Fast von meiner Geburt an, mitten zwischen der toden Einsamkeit und der Gesellschaft mir selbst überlassen, fand ich, da ich die Augen öffnete, und mich mit den Banden, die mich an die Menschen fesseln konnten, bekannt machen wollte, kaum die Bruchstücken derselben wieder. Schon dreißig Jahre waren verstrichen, während denen ich unter ihnen einsam, unbekannt, vernachläßiget, herumirrte, ohne jemandes Liebe genossen, ohne jemanden gefunden zu haben, der sich um meine Zärtlichkeit beworben hätte; als Ihr Bruder zu mir kam. Meine Seele erwartete die seinige: In seinen Busen ergoß ich einen reisenden Strom von Empfindungen, die schon seit so langer Zeit an einer Ergiesung gearbeitet hatten; und ich konnte mir nicht einbilden, daß es in meinem ganzen Leben einen angenehmern Zeitpunkt gegeben haben konnte, als derselbe war, da ich mich des schrecklichen, langwierigen und ekelhaften Verdrusses, allein zu existiren, entschlug — Wie theuer ist mir dieses Glück zu stehen gekommen! — Wenn Sie wüßten —

Konst. Sie sind unglücklich gewesen; aber alles hat sein bestimmtes Ziel; und ich glaube vielleicht

leicht nicht ganz ohne Grund, daß Sie den Zeitpunkt berühren, da sich Ihr Schicksal auf eine beglückte und dauerhafte Art ändern wird.

Dorv. Ich und das Schicksal haben einander schon zu öft versuchet. Von Glückseligkeit ist gar keine Rede mehr. Ich hasse den Umgang mit Menschen, und fühle, daß selbst fern von denenjenigen, die mir theuer und schätzbar sind, die Gemüthsruhe meiner erwartet. — Madame, möge doch der Himmel Ihnen seine Gnade, die er mir verweigert, angedeihen lassen, und Konstanzen für allen Frauenzimmern vorzüglich beglücken! — (etwas erweicht) Vielleicht bekomm' ich es in meiner Einsiedeley zu hören, und werde Vergnügen darüber empfinden.

Konst. Dorval, Sie hintergehen sich selbst. Um ruhig leben zu können, braucht man den Beyfall seines eignen Herzens, und vielleicht auch den Beyfall seiner Nebenmenschen. Weder diesen werden Sie davon tragen, noch jenen erhalten, wenn Sie den Ihnen angewiesenen Posten im Stiche lassen. Sie haben die seltensten Gemüthsgaben erhalten, und sind der Gesellschaft davon Rechnung abzulegen, verbunden. Mag sich doch jenes Gewühl von unnützen Geschöpfen, das sich darinn beweget, ohne einen Gegenstand zu haben, und das sie in Unordnung bringet, ohne ihr die geringsten Dienste zu leisten, immerhin, wenn es ihm beliebet, entfernen. Aber Sie, ich sag' es Ihnen frey ins Gesicht, Sie können es, ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht thun. Einem Frauenzimmer, die Sie liebt, ist es vorbehalten,

Sie in der menschlichen Gesellschaft zurück zu halten: Konstanzen ist das Glück bestimmt, der unterdrückten Tugend eine Stütze, dem aufgebläheten Laster eine Geisel, allen rechtschaffnen Leuten einen Bruder, so vielen Unglückseligen einen Vater, auf den sie hofften; dem menschlichen Geschlechte einen Freund, und tausend nützlichen und großen Anschlägen, diesen von Vorurtheilen freyen Verstand, und diese starke Seele, die sie erfordern, und die Sie besitzen, zu erhalten. — Sie wollten auf die menschliche Gesellschaft Verzicht thun! Ich berufe mich auf Ihr Herz, befragen Sie es, und es wird Ihnen sagen, daß der Rechtschaffne in der Gesellschaft, und nur der Boshafte für sich allein lebe.

Dorv. Allein das Unglück verfolgt mich, und verbreitet sich über alles, was mir zu nahe kömmt. Verlangt denn der Himmel, der es haben will, daß ich in lauter Verdrusse leben soll, daß ich auch sogar andre damit überhäufe? Wie ich hieher kam, war man glücklich.

Konst. Der Himmel verfinstert sich zuweilen; und wenn wir unter der Wolke stehen, können wir hoffen, daß diese Wolke, die sich in einem Augenblicke zusammen zog, sich noch in demselben wieder zertheilen kann: übrigens mag es ausfallen, wie es immer will, bleibt der weise Mann doch auf seinem Standplatze, und erwartet daselbst das Ende seiner Beschwerlichkeiten.

Dorv. Muß er aber nicht befürchten, dieses gewünschte Ende zu entfernen, wenn er die Ursachen des Unglücks vervielfältigt? — Konstanze, jener so allge-

allgemeine und so süsse Hang, der alle Wesen hinreißt, und sie verleitet, ihre Gattung fortzupflanzen, und zu verewigen, ist mir nicht unbekannt. Längst hab' ich in meinem Herzen gefühlt, daß diese Welt für mich nichts, als eine ungeheure Wüste, ohne eine Gefährtin seyn würde, die Glück und Unglück mit mir theilen wollte — In meinen Anfällen von Schwermuth und Traurigkeit hab' ich sie auch gerufen, diese Gattin.

Konst. Der Himmel sendet sie Ihnen.

Dorv. Gar zu spät für mein Unglück. Er hat eine gelaßne und geduldige Seele, die bey dem mindesten seiner heitern Blicke glücklich gewesen wäre, wild gemacht; sie mit ängstlicher Furcht, Schrecken und geheimen Grausen erfüllet — Dorval sollte es über sich nehmen, die Glückseligkeit einer Frau zu machen! — Er sollte Vater werden! — Kinder bekommen! — Kinder! — Wenn ich nachdenke und finde, daß wir gleich nach unserm Eintritte in die Welt, in einen dicken Wirbel von Vorurtheilen, ausschweifender Einfälle, Laster und Mühseligkeiten gestürzt werden, schaudert mir die Haut bey dem bloßen Gedanken.

Konst. Betrügliche Schattenbilder irren um Sie herum, und ich erstaune gar nicht darüber. Die Geschichte des Lebens ist so wenig bekannt, die Geschichte des Todes ist so sehr in Dunkelheit gehüllt, und der Anschein des Uibels in der Welt ist so deutlich und auffallend, daß — Dorval, Ihre Kinder werden nicht bestimmt seyn, von dem Wirbel, den Sie

so scheuen, verschlungen zu werden. Ihre ersten Lebensjahre werden sie unter Ihren Augen durchleben, und dieses ist hinreichend, daß man für die folgenden gut seyn kann. Von Ihnen werden sie Ihre Denkungsart einsaugen: Ihre Leidenschaften, Neigungen und Begriffe, werden in ihre Seelen übergehen. Von Ihnen werden sie die so genauen Kenntnisse von der wahren und wesentlichen Größe und Niedrigkeit, von dem eigentlichen Glücke und dem vermeinten und anscheinenden Elende, erhalten. Von Ihnen wird es abhangen, ob sie ein eben so reines und ruhiges Gewissen, wie Sie, haben sollen. Ihre Handlungen werden sie sehen und zum Muster nehmen, mich zuweilen reden hören (indem sie mit Würde lächelt, fährt sie fort) — Dorval, Ihre Töchter werden ehrbar und sittsam, Ihre Söhne edeldenkend und stolz, alle Ihre Kinder reizend und einnehmend seyn.

Dorv. (nimmt Konstanzens Hand, drückt sie zwischen seine zwo Hände, lächelt sie mit einer gerührten Mine an, und sagt:—)

Wenn sich Konstanze zum Unglücke selbst täuschte — Hätt' ich Kinder, solche Kinder, wie ich deren eine große Menge sehe, elende und boshafte Kinder. Ich kenne mich, ich würde für Gram sterben.

Konst. (in einem beweglichen Tone, und mit einer durchdrungnen Mine.) Würden Sie aber alle diese bange Furcht hegen, wenn Sie überlegten: daß die Würkung der Tugend auf unsre Seele nicht minder nothwendig, nicht minder mächtig wäre, als die Würkung der Schönheit auf unsre Sinne: daß in dem

menschen

menschlichen Herzen ein Geschmack an der Ordnung liegt, der weit älter ist, als jede gut überdachte Empfindung: daß dieser Geschmack, das Gefühl der Schande und Schaam hervorbringt, die Schaam, die uns die Verachtung so gar weit über die Gränzen des Todes hinaus, scheuen lehrt: daß uns die Nachahmung angebohren ist, und das kein Beyspiel stärker fesselt, als das Beyspiel der Tugend; selbst das Beyspiel des Lasters muß seiner Macht weichen — Ach, Dorval, wie viele Wege leiten die Menschen zum Guten!

Dorv. Ja, wenn wir dieselben zu wählen, in dieselben einzuschlagen wüsten. — Doch ich will einräumen, daß Sie, unterstützt durch glückliche natürliche Neigungen, und durch ununterbrochne Sorgfalt, sie für den Laster bewahren können, werden sie deswegen minder beklagenswerth seyn? Wie wollen Sie es anfangen, um die Schrecken und Vorurtheile, die an dem Eingange in die große Welt auf sie lauren, und sie bis ins Grab verfolgen werden, von ihnen zu entfernen? Die Thorheit nnd das Elend des Menschen machen mich bestürzt. Wie viel ungeheure und unnatürliche Meynungen giebt es, deren Urheber und Schlachtopfer er wechselsweise ist? Ach, Konstanze! wer sollte nicht zittern, und Bedenken tragen, die Anzahl jener Elenden zu verstärken, die man mit Ruderknechten, mit Galeerensklaven vergleicht, die man in einen tödlich furchtbaren Kerker, „da sie einander beystehen konnten, einer auf den andern ergrimmt, mit den Fesseln, an die sie geschlossen sind, sich schlagen„ sieht?

Konst. Alles Unglück, das der Fanatismus verursacht hat, ist mir bekannt, ich weiß auch, was man alles noch von ihm befürchten muß — Wenn aber heut zu Tage — unter uns — ein Ungeheuer aufträte, so eins aufträte, dergleichen die Schwärmerey in jenen finstern Zeiten, da ihre Wuth und Verblendung die Erde mit Blut überschwemmte, hervorbrachte — und man dieses Ungeheuer zu der äußersten Staffel des Lasters, unter Anrufung des himmlischen Beystandes, hinaufsteigen — in einer Hand das Gesetzbuch Gottes, in der andern einen Dolch haltend, den Völkern der Erde eine langwierige Betrübniß verursachen sähe — glauben Sie, Dorval, man würde darüber eben so sehr erstaunen, als Abscheu dafür haben — Ganz gewiß giebt es noch rohe, unausgebildete Leute, und wenn wird denn diese Gattung gänzlich erlöschen? Aber die Zeiten der Barbarey sind vorüber, das Jahrhundert ist erleuchtet, die Vernunft und der Verstand geläutert. Die Schriften der Nation sind voll von ihren Regeln; man liest beynahe nur diejenigen, die eine allgemeine und gegenseitige Liebe und Wohlgewogenheit einflößen. Von diesen Lehren ertönen unsre Schaubühnen, und sie können daselbst nicht oft genug vorgetragen und wiederhohlt werden. Der Philosoph, an dessen Verse Sie mich erinnert haben, hat ja blos und vorzüglich denen Empfindungen der Menschenliebe, die er in seinen Gedichten ausgestreuet hat, und der Macht, die sie auf unsre Seelen haben, die gute Aufnahme seiner Werke zu verdanken. Nein, Dorval, ohnmöglich kann ein Volk, das täglich von der

ver-

verfolgten und unglücklichen Tugend weichmüthig gemacht wird, wild und boshaft seyn. Sie selbst; Männer, die Ihnen gleichen, sind es, welche die Nation ehret, die Regierung mehr als jemals beschützen muß: Diese Leute, sag' ich, werden ihre Kinder von der fürchterlichen Kette entledigen, mit der, wie es Ihnen Ihre Schwermuth einbildet, ihre unschuldigen Hände gefesselt sind.

Und was für Pflichten werden mir und Ihnen obliegen! keine andern, als sie daran zu gewöhnen, daß sie selbst an den Vater und Schöpfer aller Dinge keine andern, als die Eigenschaften, die sie an uns lieben, bewundern! Ohnaufhörlich wollen wir ihnen vorstellen, daß die Gesetze der Menschenliebe unwandelbar sind, daß nichts davon losgezählen kann, und wir werden in ihren Seelen die Empfindungen von allgemein sich verbreitender Wohlthätigkeit die gleichsam die ganze Natur umarmen, aufkeimen sehen — Hundertmal haben Sie mir gesagt, daß eine empfindsame Seele nie das ganze und allgemeine System der gefühlvollen Wesen übersehe, ohne zugleich aus allen Kräften ihre Glückseligkeit zu wünschen, und daran Theil zu nehmen: und ich besorge gar nicht, daß unter meinem Herzen, in meinem Schoose, und aus Ihrem Blute, eine grausame Seele gebildet werden sollte.

Dorv. Zum Unterhalte einer Familie, ist ein groses Vermögen erforderlich, und ich darf Ihnen nicht verheelen, daß das meinige um die Hälfte verringert worden ist.

Konst.

Konst. Die wesentlichen Bedürfniße haben ihre Gränzen; die Bedürfniße, welche der Eigensinn und verwöhnte Geschmack der Menschen erfunden hat, sind unbeschränkt: Und wenn Sie auch noch so viel Reichthümer häufen, wenn die Tugend Ihren Kindern mangelt, werden sie doch stets arm seyn.

Dorv. Die Tugend? man spricht viel davon.

Konst. Es ist dasjenige Ding, was die Welt am meisten kennt, und verehrt. Aber, Dorval, weit genauer verbindet man sich mit ihr durch die Opfer die man ihr darbringt, als durch die Reitze, die man bey ihr zu finden glaubt! unglücklich ist, wer ihr nicht genug aufgeopfert hat, um sie allen übrigen Dingen vorzuziehen, nur für sie zu leben, nur für sie zu athmen, sich von ihren angenehmen Ausdustungen zu berauschen, und in diesem sanften Taumel das Ende seiner Tage zu finden.

Dorv. Welch' ein unvergleichlich Frauenzimmer! (Er ist erstaunt, er schweigt einen Augenblick still, und sagt hierauf:) Anbetenswürdige und grausame Frau, wie weit bringen Sie mich? Sie reisen mir das Geheimniß meiner Geburt aus dem Herzen. Wißen Sie demnach, daß ich meine Mutter kaum gekannt habe. Eine junge, nur zu zärtliche, nur zu gefühlvolle Unglückliche gab mir das Leben, und verstarb in kurzer Zeit darauf. Ihre aufgebrachten und mächtigen Verwandte, hatten meinen Vater gezwungen nach Amerika zu flüchten.

In

In eben dem Augenblicke, da er ſich ſchmeicheln konnte, ihr Gemahl zu werden, erhielt er die ſchmerzhafte Nachricht von ihrem Abſterben. Dieſer ſüſſen Hofnung beraubt, ließ er ſich daſelbſt häuslich nieder, aber er vergaß das Kind nicht, das er von einem geliebten Mädchen erhalten hatte. Konſtanze, ich bin das Kind — Mein Vater hat viel Reiſen nach Frankreich gethan; ich hab' ihn geſehen, ich hoſte ihn noch einmal zu ſehen, aber dieſe Hofnung iſt verſchwunden. Sie ſehen daraus; meine Geburt iſt für den Augen der Welt niedrig, ein Vorwurf für mich, und mein Traum von Glücksgütern iſt verſchwunden.

Konſt. Die Geburt empfangen wir ohne unſer Zuthun, die Tugenden aber, gehören uns zu. Was diese ſtets zur Laſt fallenden, und oftmals gefährlichen Reichthümer anbelangt, ſo hat uns der Himmel, indem er ſie ohne Wahl über die Oberfläche der Erde verbreitet, und ohne Unterſchied auf die Guten und Böſen herabfallen laſſen hat, zu gleicher zeit ſelbſt das Urtheil in den Mund gelegt, das wir davon fällen ſollen. Geburt, Ehrenſtellen Reichthümer, hohen Rang, alles kann der Boßhafte beſitzen, nur nicht die Gunſt des Himmels.

Dieß iſt es, was mir, noch lange zuvor ehe man mir Ihre Geheimniſſe anvertraute, ein wenig geſunde Vernunft gelehret hat; alles wuſt' ich auſer den Tag nicht, der mich mit Glückſeligkeit und Ruhm überhäufen ſollte.

Dorv.

Dorv. Rosalie ist unglücklich, Klairville in Verzweiflung.

Konst. Ich erröthe über diesen Vorwurf. Dorval gehen Sie zu meinen Bruder, ich will wieder mit Rosalien sprechen. Ohne Zweifel kömmt es uns zu, diese zwey Wesen, die so würdig sind mit einander vereinigt zu werden, wieder zusammen zu bringen. Glückt uns dieses, so getrau' ich mich zu hoffen, daß unsern Wünschen weiter nichts abgehen wird.

Vierter Auftritt.

Dorval allein.

Dieß ist das Frauenzimmer, die Rosalien erzogen! Dieß sind die Grundsätze die sie eingesogen hat!

Fünfter Auftritt.

Dorval. Klairville.

Klairv. Dorval, was wird aus mir? Was haben Sie über mich beschlossen?

Dorv. Daß Sie sich genauer als jemals mit Rosalien verbinden sollen.

Klairv. Sie rathen mir es?

Dorv. Allerdings.

Klairv. (fällt ihn um den Hals.) Ach, mein Freund, Sie geben mir das Leben wieder. Zweymal in einen Tage, hab' ich es Ihnen zu verdanken. Mit

Zit-

Zittern kam ich, mein Schicksal aus Ihrem Munde zu vernehmen. Wie viel hab' ich seit der Zeit, als ich Sie verlassen habe, ausgestanden! Niemals hatt' ich es so genau gewußt, daß ich bestimmt war sie, so ungerecht sie auch seyn mag, zu lieben. In einem Augenblicke der Verzweiflung, fasset man einen Anschlag; dieser Augenblick gehet vorüber, der Vorsatz verschwindet, und die Leidenschaft bleibt da.

Dorv. (lächelnd.) Das alles wußt' ich voraus. Aber Ihr weniges Vermögen? die Unbeträglichkeit des ihrigen?

Klairv. In meinen Augen ist das der elendeste Stand, ohne Rosalien zu leben. Ich habe nachgedacht, und meinen Entschluß gefasset. Wo es anders erlaubt ist, die Dürftigkeit mit Unmuth zu ertragen, so müßen Liebhaber, Hausväter, und alle wohlthätige Menschen diese Erlaubniß haben: und es gab von jeher Mittel, sich aus derselben zu winden.

Dorv. Was wollen Sie anfangen?

Klairv. Handlung treiben.

Dorv. Dazu sollten Sie, mit dem Namen den Sie führen, Muth genug besitzen?

Klairv. Was nennen Sie Muth? hierbey sind' ich keinen. Mit einer stolzen Seele, mit einen unbiegsamen Karakter versehen, ist es zu sehr ungewiß, ob ich jemals von der Gunst des Fürsten die Reichthümer, derer ich bedarf, empfangen werde. Das

Glück,

Glück, welches man durch geheime Kunstgriffe und durch verborgne Triebfedern am Hofe macht, ist bald erhalten, aber erniedrigend; durch die Waffen, glorreich, aber langsam; durch Gemüthsgaben, allemal schwer zu erhalten und mittelmäßig. Noch andre Stände giebt es, die schnell zum Tempel des Reichthums führen; aber die Kaufmannschaft ist der einzige Stand in dem die großen Glücksgüter, der Arbeit, dem Fleiße, und den Gefahren angemeßen sind. Kurz ich will Handlung treiben, sag' ich Ihnen; und es fehlt mir nur noch an Einsichten und Hülfsmitteln, die ich bey Ihnen zu finden hoffe.

Dorv. Sie denken richtig. Ich sehe hieraus, daß die Liebe ohne Vorurtheile ist. Inzwischen aber seyn Sie bloß bedacht Rosalien zu bewegen; den Stand zu ändern werden Sie keinesweges nöthig haben. Wenn auch gleich das Schiff, welches ihr Vermögen trug, von den Feinden aufgebracht geworden ist, so war es doch versichert, und der Verlust will nichts sagen. Die Nachricht davon finden Sie in den öffentlichen Blättern, und ich rathe Ihnen, Rosalien diese frohe Botschaft zu bringen.

Klairv. Ich fliege zu ihr.

Sechster Auftritt.

Dorval. Karl. (noch in Stiefeln.)

Dorv. (geht spatziren.) Er wird sie nicht bewegen — Nein — Warum aber nicht, wenn ich will? —

will? — Ein Beyspiel von Rechtschaffenheit und Herzhaftigkeit — eine äuserste Gewalt die mir selbst — ihr anthue. —

Karl. (kömmt herein, und bleibt ohne ein Wort zu reden, so lange stehen, bis ihn sein Herr gewahr wird, dann sagt er:) Mein Herr ich habe Rosalien das einhändigen laßen.

Dorv. Ich verstehe dich.

Karl. Hier ist das Beleze. (giebt ihm Rosaliens Empfangschein.)

Dorv. Es ist hinreichend (Karl geht fort. Dorval geht noch ein Weilchen spatziren, und sagt nach einer kleinen Pause:)

Siebenter Auftritt.

Dorval allein.

Demnach hält' ich alles aufgeopfert: Mein Vermögen! (mit einer verächtlichen Mine wiederholt er:) mein Vermögen! meine Leidenschaft! meine Freyheit — — Ist denn aber das Opfer meiner Freyheit auch fest beschlossen! — O Vernunft! wer kann dir widerstehen, wenn du die bezaubernde Stimme eines Frauenzimmers annimmst? — Kleiner, eingeschränkter Mensch, der du einfältig genug bist, dir einzubilden, daß deine Irrthümer und Unfälle in der Welt von einiger Beträchtlichkeit wären; daß ein Zusammenfluß unendlicher Ohngefähre, von jeher dein Unglück zubereitete; daß deine Ver-

bindung mit einem Weſen, die Kette ſeines Schickſals nach ſich ziehe: komm, höre Konſtanzen zu, und erkenne die Nichtigkeit deiner Einbildungen— Ach, wenn ich in mir die Stärke des Verſtands, und die Uiberlegenheit der Einſichten, mit denen ſich dieſes Frauenzimmer meiner Seele bemächtigte, und dieſelbe unterjochte, finden könnte: Da würd' ich zu Roſalien gehen, ſie würde mich anhören, und Klairville glücklich werden — Warten ſollt' ich aber von dieſer weichen und biegſamen Seele nichts erhalten, nicht eben das Anſehen, das Konſtanze über mich gewann, auch über ſie gewinnen können? Seit wenn hat die Tugend ihr Reich und Herrſchaft verlohren?— Ja, ich will zu ihr gehen, ſie ſprechen und alles von ihrer richtigen Denkungsart und von der Empfindung die mich beſeelt, hoffen. Ich habe ihre unſchuldigen Füße auf den Irrweg gebracht; ich habe ſie in Schmerz und Niedergeſchlagenheit verſenkt; ich muß ihr die Hand bieten, und ſie auf den Pfad der Glückſeligkeit zurückleiten.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roſalie. Juſtine.

(Roſalie geht tiefſinnig auf und ab, oder ſteht unbeweglich ſtill, ohne darauf, was Juſtine ſagt, Achtung zu geben.)

Juſt. Ihr Vater entrinnet tauſend Gefahren! Ihr Glück iſt wieder hergeſtellt! Sie werden die Schiedsrichterin Ihres Schickſals! Und nichts rührt Sie. In Wahrheit, Mademoiſelle, Sie verdienen Ihr günſtiges Geſchick nicht.

Roſ.—Ein ewiges Band wird ſie vereinigen!— Juſtine, hat Andre Verhaltungsbefehle bekommen? Iſt er fortgereiſet? Kömmt er bald wieder?

Juſt. Mademoiſelle, was wollen Sie doch thun?

Roſ. Meinen Willen — Nein, mein Vater ſoll dieſes unglückliche Haus nicht betreten! — Ich mag kein Zeuge ihrer Freude ſeyn — Wenigſtens werd' ich den Freundſchaftsbezeugungen entwiſchen, die mir im Tod zuwider ſind.

Zweeter Auftritt.

Roſalie. Juſtine. Klairville.

Klairv. (Er ſtürzt ſich mit Eilfertigkeit herein, und indem er ſich Roſalien nähert, fällt er für ihre Füſſe und ſagt:) Wohlan Grauſame, nehmen Sie mir doch das Leben! Alles weiß ich, alles hat mir Andre ge-

ſagt. Sie entfernen Ihren Vater von hier: und von wem entfernen Sie ihn? Von einen Menſchen, der Sie anbetet, der ohne Betrübniß ſein Vaterland, ſeine Angehörigen, ſeine Freunde verlaſſen hätte, um das Weltmeer zu durchkreuzen, und ſich zu den Füſſen Ihrer unerbittlichen Aeltern zu werfen, daſelbſt zu ſterben, oder Sie zu erhalten — Damals theilte die zärtliche, gefühlvolle, getreue Roſalie meinen Verdruß mit mir, anjezt verurſacht ſie ihn.

Roſ. (bewegt, und ein wenig aus der Faſſung gebracht.) Dieſer Andre iſt ein unvorſichtiger Menſch. Ich wollte nicht, daß Sie etwas von meinem Vorhaben erfahren ſollten.

Klairv. Sie wollten mich hintergehen!

Roſ. Ich habe noch niemanden hintergangen. (lebhaft.)

Klairv. So ſagen Sie mir doch, warum Sie mich nicht mehr lieben? Mir Ihr Herz entziehen, das heißt, mich zum Tode verdammen. Sie wollen meinen Tod. Sie wollen ihn, ich ſeh' es.

Roſ. Nein, Klairville, ich würd' es ſehr gerne ſehen, daß Sie glücklich wären.

Klairv. Und Sie verlaſſen mich!

Roſ. Könnten Sie denn aber nicht ohne mich glücklich ſeyn?

Klairv. Sie durchbohren mir das Herz. (Er liegt noch immer auf den Knieen, indem er dieſe Worte ſagt, läßt er ſeinen Kopf auf ihren Schoos ſinken, und ſchweigt ein Weilchen ſtill.) — Sie hätten ſich niemals ändern ſollen! — Sie ſchworen es mir! — Ich Unſinniger glaubte Ihnen — Ach, Roſalie! dieſe Zuſage, die wie ein-

einander täglich gaben, und von einander empfiengen; was ist aus derselben geworden? Was aus Ihren Eidschwüren? – Mein Herz, das dazu geschaffen war, die Eindrücke Ihrer Tugenden und Reize zu bekommen, und ewig aufzubehalten, hat noch keine einzige seiner Empfindungen verlohren; nichts ist Ihnen mehr von den Ihrigen übrig—Was begieng ich, um sie zu vernichten?

Ros. Nichts.

Klairv. Warum sind sie denn nun verloschen? Warum sind jene süssen Augenblicke nicht mehr, da ich Ihre Empfindungen aus Ihren Blicken las?—Da diese Hände (er nimmt eine) gütig genug waren, meine Thränen, jene bald bittern, bald annehmlichen Thränen, welche die Furcht und Zärtlichkeit wechselsweise aus meinen Augen lockten, abzuwischen — Rosalie! stürzen Sie mich nicht in Verzweiflung — aus Mitleiden gegen sich selbst. Rosalie, Sie kennen Ihr Herz nicht; nein, Sie kennen es nicht. Sie sehen den großen Verdruß nicht voraus, den Sie ihm zuzubereiten im Begriffe sind.

Ros. Ich habe dessen schon genug ausgestanden.

Klairv. Im innersten Ihrer Seele würd' ich ein schreckenvolles Bild zurück lassen, welches die Verwirrung und den Schmerz darinnen unterhalten würde. Ihre Ungerechtigkeit wird Ihnen auf dem Fusse nachfolgen.

Ros. Jagen Sie mir kein banges Schrecken ein (indem sie ihn starr ansieht.) Klairville, was verlangen Sie von mir?

Klairv. Sie bewegen, oder sterben.

Roſ. (nach einer Pauſe.) Iſt Dorval Ihr Freund?

Klairv. Er weiß meinen Kummer, er theilt ihn mit mir.

Roſ. Er betrügt Sie.

Klairv. Ich war auf dem Punkte, gemartert von Ihrer Härte, zu ſterben. Durch ſeinen Rath hat er mir das Leben gerettet. Ohne Dorvaln lebt' ich ſchon nicht mehr.

Roſ. Er betrügt Sie, ſag' ich Ihnen. Er iſt ein Böſewicht.

Klairv. Dorval ein Böſewicht! Wo denken Sie hin, Roſalie? In der Welt giebt es zwey Geſchöpfe, die ich in dem Innerſten meines Herzens eingeſchloſſen trage; Dorvaln und Roſalien. Wer ſie in dieſem geheiligten Ausflucht-orte angreift, verurſacht mir einen tödlichen Schmerz. Dorval ein Böſewicht! Roſalie ſagt mir das! Sie! — Um mich gänzlich zu Boden zu ſchlagen, durfte ſie nur noch vollends meinen Freund anklagen! (Dorval kömmt herein.)

Dritter Auftritt.

Roſalie. Juſtine. Klairville. Dorval.

Klairv. Kommen Sie, mein Freund, kommen Sie. Dieſe ſonſt ſo ſanfte und jetzt ſo grauſame Roſalie, beſchuldigt Sie ohne Grund, und verdammt mich zu einer unendlichen Verzweiflung; mich, der ich lieber ſterben, als ihr den mindeſten Verdruß zuziehen wollte.

(Als er dieſes geſagt, verbirgt er ſeine Thränen; entfernt ſich und ſetzt ſich im Hintergrunde des Saals auf ein Kanapee, in der Stellung eines verzweifelnden Menſchen.)

Dorv.

Dorv. (zeigt Rosalien Klairvillen, und sagt zu ihr:) Mademoiselle, betrachten Sie Ihr und mein Werk. Ist dieses das Schicksal, das er von uns zu gewarten hatte? Eine tödende Verzweiflung sollte also die bittre Frucht meiner Freundschaft und Ihrer Zärtlichkeit seyn, und wir sollten ihn auf diese Art umkommen sehen! (Klairville sieht auf, und geht fort, wie ein Mensch, der irre geht. Rosalie folgt ihm mit den Augen nach, und Dorval, nachdem er ein wenig nachgesonnen hat, fährt in einen leisen Tone, und ohne Rosalien anzusehen, fort:) Wenn er seinem Grame nachhängt, kann er es doch wenigstens ohne Zwang thun. Seine rechtschaffne Seele kann ihren ganzen Schmerz an den Tag legen — Und wir, schamroth über unsre Empfindungen, wagen es nicht, dieselben jemanden anzuvertrauen, wir halten sie für uns selbst geheim — Dorval und Rosalie vergnügt, dem Verdachte zu entgehen, denken vielleicht niedrig genug, um sich insgeheim Glück darüber zu wünschen — (Hier wendet er sich plötzlich gegen Rosalien.) — Ach! Mademoiselle, sind wir zu so vieler Erniedrigung geschaffen? Wollen wir länger so ein verächtliches Leben führen? Ich für meinen Theil könnte mich nicht unter den Menschen dulden, wenn auf dem ganzen bewohnten Raume eine Gegend wäre, wo ich Verachtung verdient hätte. Nachdem ich der Gefahr entronnen bin, eil' ich auch Ihnen zu Hülfe. Entweder muß ich Sie wieder auf die Staffel empor heben, auf der ich Sie das erstemal fand, oder für Gram sterben.

(Er hält ein wenig inne, und fährt alsdenn fort:) Rosalie, antworten Sie mir. Hat die Tugend noch einigen Werth für Sie? Lieben Sie dieselbe noch?

Roſ. Sie iſt mir theurer, als mein Leben,

Dorv. Ich will mit Ihnen von dem einzigen Mittel ſprechen, durch welches Sie ſich mit ſich ſelbſt ausſöhnen, durch welches Sie der Geſellſchaft, in der Sie leben, würdig werden, und verdienen können, daß man Sie mit dem Namen der Schülerin und Freundin Konſtanzens belegt, und daß Sie der Gegenſtand der Ehrfurcht und Zärtlichkeit Klairvillens ſind.

Roſ. Reden Sie, ich hör' Ihnen zu.

(Roſalie lehnt ſich auf dem Rücken eines Armſtuhls, den Kopf in die eine Hand gelegt, und Dorval fährt fort.)

Dorv. Bedenken Sie, Mademoiſelle, daß ein einziger verdrüßlicher Gedanke, der uns verfolgt, hinreichend iſt, das Glück zu vernichten; und daß das Bewuſtſeyn einer ſchlechten Handlung, der läſtigſte aller Gedanken iſt. (Lebhaft und ſchnell.) Wenn wir einmal Böſes begangen haben, verläßt es uns nicht mehr; es ſchlägt in Geſellſchaft der Schaam und Gewiſſensbiſſe, ſeinen Wohnſitz in dem Innerſten unſrer Seele auf; wir ſchleppen es mit uns herum, und es quält uns.

Wenn Sie einem ungerechten Hange folgen, ſo giebt es Blicke, die Sie auf ewig vermeiden müſſen; dieſes ſind die Blicke zwoer Perſonen, die wir unter allen auf der Welt am höchſten ſchätzen. Wir müſſen uns von ihnen entfernen, für ihnen fliehen, und mit gebücktem Haupte in der Welt einher gehen. (Roſalie ſeufzt.)

Und fern von Klairvillen, fern von Konſtanzen, wo wollten wir uns hinwenden? was ſollte aus uns wer-

werden? was für eine Gesellschaft wollten wir uns wählen? — Boshaft seyn: das heißt und begreift in sich, man will sich verdammen, mit Boshaften umzugehn, an ihren Umgange Gefallen finden; das heißt, unter einem Gewühl von Geschöpfen ohne Grundsätze, ohne Sitten, ohne Karakter, vergraben und verwickelt bleiben zu wollen; das heißt, in einem fortdauernden Betruge eines ungewissen und unruhigen Lebens, leben; das heißt, mit Erröthen die Tugend, der man entflohen ist, loben, und aus anderer Leute Munde den Tadel der Handlungen, die man begangen hat, vernehmen; die Gemüthsruhe in Lehrgebäuden suchen, die der Hauch eines rechtschaffnen Mannes über den Haufen wirft; sich ein für allemal und auf ewig die Quelle der wahren, lautern, einzig und allein anständigen, strengen, und die gemeinen Begriffe übersteigenden Freuden, verstopfen; und um die Langeweile zu vermeiden, sich dem ekelhaften Verdrusse aller jener kindischen und nichtigen Zeitverkürzungen überlassen, unter denen der Tag in der Vergessenheit seiner selbst verfließt, und das Leben zerrinnt und sich verliert. — Rosalie, ich übertreibe nichts. Wenn der Faden, der uns im Irrgarten leiten soll, zerreißt, ist man nicht mehr Herr über sein Schicksal; man kann nicht bestimmen, wie weit man sich verirren wird.

Sie sind bestürzt! Und Sie kennen erst einen Theil Ihrer Gefahren.

Rosalie, Sie haben auf dem Punkte gestanden, das gröste Gut, das ein Frauenzimmer auf Erden

besitzen kann; um das sie den Himmel, der mit Schenkung desselben geizig ist, ununterbrochen anflehen muß: einen tugendhaften Gatten, einzubüssen! Sie standen im Begriffe, den feierlichsten Tag Ihres Lebens mit Ungerechtigkeit zu bezeichnen, und sich zu einer ewigen Schaamröthe zu verdammen, die jedesmal Ihre Stirne bedecken muste, so oft Sie sich an einen Zeitpunkt erinnern, dessen Andenken man jedesmal unter einer angenehmen Empfindung erneuern muß. — Uiberlegen Sie, daß der Gedanke von dem aufgeopferten und in Verzweiflung gestürzten Klairville, Sie bis an den Fuß des Altars, wo Sie meine Schwüre empfangen, und ich die Ihrigen geheischt hätte begleiten haben würde. Konstanzens strenge Blicke würden Sie auf sich gehaftet, und dieselben bemerkt haben. Diese würden also die furchtbaren Zeugen unsrer Vereinigung gewesen seyn — Und dieses so angenehm zu hörende und auszusprechende Wort, wenn es nämlich das Glück zwoer Wesen, deren Unschuld und Tugend ihre Begierden heiliget, fest versichert, und auf den höchsten Gipfel bringt; dieses entscheidende Wort würde auf ewig unsre Ungerechtigkeit und Elend besiegelt haben — Ja, Mademoiselle, auf ewig. Der Taumel verraucht; man sieht sich in seiner eigentlichen Gestalt; man verachtet sich; man macht sich Vorwürfe, und nun geht das Elend an. (Hier entwischen Rosalien einige Thränen, die sie verstohlner Weise abwischt.)

In Wahrheit, was für Vertrauen kann man auf ein Frauenzimmer setzen, die ihren Liebhaber ungetreu geworden ist? auf eine Mannsperson, die ihren

Freund

Freund hintergehen konnte?—Mademoiselle, es ist nothwendig, daß ein Mann, der es wagt, unauflösliche Knoten zu knüpfen, in seiner Gattin das erste und vorzüglichste Frauenzimmer finden muß, und, vielleicht wohl ungern würde Rosalie unter meiner Gestalt den allerschlechtesten Menschen erblicken — Das geht nicht an — Ich würde die Mutter meiner Kinder nicht hoch genug schätzen, sie würde nicht für mich die gehörige Achtung haben können.

Sie errröthen. Sie schlagen die Augen nieder — Wie? Sollten Sie sich beleidigt finden, daß sich etwas, für mich heiligers als Sie, in der Natur fände? Sollten Sie mich wieder in jener erniedrigenden und grausamen Lage, wo Sie mich ohnstreitig verachteten, und ich mich selbst hasste, wo ich fürchtete, Ihnen in den Weg zu kommen, Sie zitterten, mich anzuhören, und wo unsre zwischen dem Laster und der Tugend wankende und schwebende Seelen zerfleischt wurden; wieder sehen wollen?

Wie elend sind wir gewesen, Mademoiselle! Mein Unglück aber verschwand, so bald ich anfieng, gerecht zu seyn; ich habe den mühseligsten, aber auch den vollkommensten Sieg über mich davon getragen. Ich habe mich aufs neue in meinen Karakter verhüllt: Rosalie ist mir nicht mehr furchtbar, und ich könnt' ihr ohne Bedenken die ganze Zerrüttung, in die Sie meine Seele gesetzt hatte, bekennen und abschildern, als ich, in der grausamsten Verwirrung von Empfindungen und Begriffen, die nur je ein Mensch verspüren haben kann, antwortete — Aber

eine

eine unvermuthete Begebenheit, Konſtanzens Irrthum, der Ihrige, meine gewaltſamen Bemühungen, haben mich befreyet — Ich bin frey —

(Roſalie ſcheint bey dieſen Worten höchſt gebeugt zu ſeyn! Dorval, da er es gewahr wird, wendet ſich gegen ſie, und indem er ſie mit einer ſanftmüthigen Mine anſieht, fährt er fort.)

Was hab' ich aber ausgeführt, daß Roſalie nicht tauſendmal leichter ins Werk richten könnte? Ihr Herz iſt zum Empfinden, Ihr Geiſt zum Denken, Ihr Mund geſchaffen, alles, was anſtändig iſt, vorzutragen. Hätt' ich noch einen Augenblick länger angeſtanden, ſo würd' ich aus Roſaliens Munde alles das vernommen haben, was ſie jetzt von mir vernahm. Ich würde ſie gehört, ich würde ſie als eine wohlthätige Gottheit betrachtet haben, die mir die Hand reichte, und meine wankenden Tritte ſicher machen wollte. Bey dem Schall ihrer Stimme, würde ſich die Tugend wieder in meinem Herzen entzündet haben.

Roſ. (mit einer bebenden Stimme.) Dorval —

Dorv. (mit Freundlichkeit.) Roſalie.

Roſ. Was muß ich thun?

Dorv. Wir haben der Achtung für uns ſelbſt einen ſehr hohen Werth beygelegt.

Roſ. Wollen Sie, daß ich verzweifeln ſoll?

Dorv. Nein; aber es giebt Gelegenheit, wo uns nichts, als eine ſtandhafte Handlung wieder empor ſchwingen kann.

Roſ. Ich verſtehe Sie. Sie ſind mein Freund — Ja, ich werde Muth genug dazu haben — Ich brenne

für

für Begierde, Konſtanzen zu ſehen — Endlich weiß ich, wo mich die Glückſeligkeit erwartet.

Dorv. Ach, nun erkenn' ich Roſalien wieder. Sie ſind es, aber in meinen Augen weit ſchöner, weit bezaubernder, als jemals! Nun ſind Sie Konſtänzens Freundſchaft, Klairvillens Zärtlichkeit, und meiner ganzen Achtung würdig; denn nunmehr wag' ich es auch, mich zu nennen.

Vierter Auftritt.

Roſalie. Juſtine. Dorval. Konſtanze.

Roſ. (läuft Konſtanzen entgegen.) Kommen Sie, Konſtanze; kommen Sie, und nehmen von der Hand Ihrer Mündel den einzigen Sterblichen, der Ihrer würdig iſt.

Konſt. Und Sie, Mademoiſelle, eilen Sie, Ihren Vater zu umarmen. Da kömmt er.

Fünfter Auftritt.

Roſalie. Juſtine. Dorval. Konſtanze. Der alte Lyſimond, den Klairville und Andre unter den Armen führen. Karl. Sylveſter. Das ganze Hauß.

Roſ. Mein Vater!

Dorv. Himmel, was ſeh' ich! Das iſt Lyſimond! Das iſt mein Vater!

Lyſim. Ja, mein Sohn. Ja, ich bin es. (Zu Dorvaln und Roſalien.) Nähert euch, meine Kinder, daß

daß ich euch umarmen kann — Ach meine Tochter! Ach mein Sohn! — (Er sieht sie an.) Wenigstens hab' ich sie erblickt — (Dorval und Rosalie sind erstaunt, Lysimond bemerkt es.) Mein Sohn, das ist Deine Schwester — Meine Tochter, das ist Dein Bruder —

Ros. Mein Bruder!
Dorv. Meine Schwester!
Ros. Dorval!
Dorv. Rosalie!

} Diese Worte werden mit der dem Erstaunen angemeßnen Geschwindigkeit und fast alle in einem und demselben Zeitpunkte ausgesprochen.

Lysim. (Er sitzt.) Ja, meine Kinder; Ihr sollt alles erfahren. — Kommt her, meine Kinder, laßt euch noch einmal umarmen — (Er hebt seine Hände gen Himmel auf.) — Möge doch der Himmel, der mich euch, und euch mir wieder giebt, euch segnen — uns alle segnen — (zu Klairville:) Klairville: (zu Konstanzen:) Madame, verzeihen Sie einem Vater, der seine Kinder wieder findet. Ich schätzte sie für mich verlohren. — Tausendmal hab' ich zu mir selbst gesagt: Ich werde sie nicht wieder sehen. Sie werden mich nicht wieder sehen. Vielleicht, ach, vielleicht werden sie einander ihr ganzes Leben durch unbekannt bleiben! — Als ich abreisete, war dieses meine allerangenehmste Hoffnung, liebste Rosalie, daß ich Dir einen Sohn, der meiner, einen Bruder, der Deiner ganzen Zärtlichkeit würdig war, der Dir zur Stütze dienen könnte, wenn ich zu leben aufhören sollte — bald, mein Kind, wird dieses geschehen — zeigen können würde. Allein meine Kinder, warum les' ich noch nicht auf Euren Gesichtern die Entzückungen, die ich mir versprochen hatte? — Betrübt euch mein Alter, meine

Schwäch-

Schwächlichkeit mein naher Tod — O, meine Kinder, ich habe so viel gearbeitet, so viel ausgestanden! — Dorval, Rosalie, (bey diesen Worten hält der Greis seine Arme gegen seine Kinder ausgestreckt, die er eins ums andre anblickt, und sie einladet, einander zu erkennen.) (Dorval und Rosalie sehen einander an, fallen eins in des andern Arme, gehen beyderseits, die Kniee ihres Vaters zu umarmen, und rufen aus:)

Dorv. und Ros. Ach, mein Vater!

Lysim. (legt seine Hände auf sie, und richtet seine Augen gen Himmel:) Himmel, ich sage dir Dank! meine Kinder haben einander gesehen; sie werden einander lieben, hoff' ich, und ich werde vergnügt sterben — Klairville, Rosalie war Ihnen jemals schätzbar — Rosalie, Du liebtest Klairvillen; Du liebst ihn noch. Nähert Euch, damit ich Euch mit einander vereinigen kann. (Klairville, ohne es zu wagen, sich zu nähern, läßt es dabey bewenden, daß er seine Arme mit einer Bewegung ausstreckt, die die Begierde und Leidenschaft gehörig ausdrückt. Er verzieht. Rosalie sieht ihn einen Augenblick an, und thut Schritte gegen ihren Vater; nun stürzt sich Klairville hin, und Lysimond giebt sie zusammen.)

Ros. (fragend.) Mein Vater? —

Lysim. Meine Tochter? —

Ros. Konstanze — Dorval — sind eins des andern würdig.

Lysim. Ich verstehe Dich. (zu Konstanzen und Dorvaln.) Kommt, meine theuren Kinder, kommt. Ihr verdoppelt mein Glück.

(Kon-

(Konstanze und Dorval nähern sich Lysimenden sehr ernsthaft. Der rechtschaffne Greis nimmt Konstanzens Hand, küßt sie, und überreicht ihr die Hand seines Sohns, die sie auch annimmt.)

Lysim. (weinet, und nachdem er sich die Augen mit der Hand abgewischt hat, sagt er:) Dies sind Freudenthränen, und werden die letzten seyn — Ich hinterlaß' Euch ein großes Vermögen. Genießt es so, wie ich es erworben habe: Denn nie kosteten meine Reichthümer meiner Frömmigkeit und Redlichkeit das geringste. Meine Kinder, Ihr könnt sie ohne Gewissensbisse gern besitzen — Rosalie, Du blickst Deinen Bruder an, und Deine in Thränen schwimmenden Augen kehren sich auf mich zurück — Mein Kind, Du sollst alles erfahren, ich hab' es Dir schon versprochen — Schenke Deinem Vater, schenke Deinem empfindlichen und zartdenkenden Bruder dieses Geständniß — Der Himmel, der unter mein ganzes Leben Bitterkeit mischete, hat mir keine reinen und frohen, außer diesen letztern Augenblicken verliehen. Laß mich sie genießen, liebes Kind — Alles ist zwischen Euch beyden in Ordnung gebracht — Meine Tochter, siehe da den Zustand meiner Güter —

Ros. Bester Vater —

Lysim. Nimm hin, mein Kind. Ich habe gelebt; es ist Zeit daß auch Ihr zu leben anfanget, und daß ich aufhöre; morgen, wenn der Himmel will, ohne Betrübniß soll es geschehen — Nimm, mein Sohn, das ist ein kurzer Aufsatz meines letzten Willens. Du wirst Achtung dafür haben, ihn befol-

befolgen. Vor allen Dingen vergesset Andren nicht. Ihm werd' ich den Trost in euren Armen den Geist aufzugeben, zu verdanken haben. Rosalie, auch da noch werd' ich an Andren denken, wenn Deine Hand mir die Augen zudrücken wird. Ihr werdet sehen, daß ich nichts als mein Vaterherz zu Rathe gezogen, und Euch beyde gleich stark geliebt habe. Der Verlust, den ich erlitten habe, ist unbeträchtlich, Ihr werdet ihn gemeinschaftlich tragen.

Ros. Was hör' ich mein Vater — man hat mir übergeben — (Sie überreicht ihrem Vater, das von Dorvaln überschickt bekommene Taschenbuch.)

Lysim. Man hat Dir übergeben — Laß sehen — (Er öfnet das Taschenbuch, untersucht was drinnen liegt, und sagt:) — Dorval, Du allein kannst dieses Geheimniß aufklären. Diese Dinge gehörten Dir zu. Rede, sag' uns wie es zugeht, daß sie sich in den Händen Deiner Schwester befinden.

Klairv. (lebhaft.) Ich seh' es recht gut ein. Er setzte sein Leben für mich in Gefahr, und opferte mir sein Vermögen auf.

Ros. (zu Klairvillen.) Seine Leidenschaft!
Konst. (zu Klairvillen) Seine Freyheit!
Klairv. (umarmt ihn) O, mein Freund!

(Diese Worte werden schnell und fast in einem Augenblicke ausgesprochen.)

Ros. (schlägt die Augen nieder, und verbirgt ihren Kopf in ihres Bruders Busen.) Mein Bruder —

Dorv. (lächelnd.) Ich war ein unſinniger Thor. Sie ein Kind.

Lyſim. Mein Sohn, was wollen ſie von Dir? Du muſt ihnen ohnſtreitig ſehr vielen Stof zu Freude und Bewunderung gegeben haben, die ich nicht begreifen, und die Dem Vater nicht mit Dir theilen kann.

Dorv. Mein Vater, die Freude, Sie wieder zu ſehen, hat uns alle entzückt.

Lyſim. Möchte doch der Himmel, der die Kinder durch die Väter, und die Väter durch die Kinder, ſegnet, Euch Kinder ſchenken, die Euch ähnlich ſind, und die Euch die Zärtlichkeit, die Ihr für mich an den Tag legt, reichlich vergelten mögen.

Ende des fünften Aufzugs und des Stücks.

Ich habe verſprochen zu ſagen warum ich die letzte Scene nicht zu hören bekam; hier iſt die Urſache. Lyſimond lebte nicht mehr. Man hatte einen ſeiner Freunde, der faſt von ſeinem Alter war, und ſeinen Wuchs, ſeine Stimme und ſilberweiſen Haare hatte, bewogen, ſeine Stelle in dem Stücke zu vertreten.

Dieſer Greis kam auf die Art, wie Lyſimond das erſtemal hineingekommen war, in den Saal, von Klairvillen und Andren unter den Armen gehalten, und mit den Kleidern die ſein Freund aus dem Gefängniſſe mitgebracht hatte, bekleidet. Kaum aber erſchien er, als dieſer erſte Augenblick ſeiner Aktion, der der ganzen Familie einen Mann wieder zu Geſichte brachte, den ſie erſt kürzlich verlohren, und den ſie ſo ſehr verehrt und hochgeſchätzt hatte, alle Anweſende ſo bewegte, daß niemand die Thränen zurückhalten konnte. Dorval, Klairville und Konſtanze weinten. Roſalie erſtickte ihr Schluchzen, und wendete die Augen weg. Selbſt der Alte, der des Lyſimonds Rolle ſpielte, gerieth in Verwirrung und fieng auch an zu weinen. Der Schmerz gieng von der Herrſchaft zu dem Geſinde über, wurd allgemein, und das Stück wurde nicht durchgeſpielt.

Sämmtliche Werke

von

Dionysius Diderot.

Uebersetzt

von

Carl Friederich Cramer,

deutschem Buchdrucker und Buchhändler zu Paris.

Erster Theil.

Versuche über die Mahlerey.

Riga, 1797.

bey Johann Friedrich Hartknoch.

Vorrede.

Es sollen über die Authenticität der beyden in diesem Bande vereinigten Werke, nicht viele Worte verlohren werden. Diejenigen, welche Schriftsteller von einem gewissen Character zu unterscheiden wissen, werden Diderot gleich auf der ersten Seite erkennen; und jeder Zeile beynah sein Siegel aufgedrückt sehen. Für die Andern würden alle erdenklichen Betheuerungen, und was von Gründen sich darüber nur vorbringen ließe, sehr unnütz seyn.

Man wird aus dem ersten Versuche, über die Mahlerey, lernen, wie sehr den Künsten der Scharfblick des wahren Gelehrten, und die Betrachtung des Philosophen zu frommen vermögen. Vielleicht können diese sich hier und da in Absicht auf das bloß Technische irren; die übrigen Theile jener Künste aber, unmöglich anders als unter den Händen solcher Männer sich erweitern und mehr Licht gewinnen. Die Nachahmung der Natur, der Begriff vom Schönen, die tiefherausgehohlte Kenntniß der Leidenschaften, ist ihr Studium gewesen; alles Dies macht die Grundlage jeder Kunst, die der Mahlerey und Bildhauerey, so wie der Beredsamkeit und Poesie, aus.

Man hüte sich, die Anmerkungen über den Salon von 1765, mit jenen kleinen unschuldigen und boshaften Schriftchen zu verwechseln, die alle zwey Jahre bey der

jedesmaligen Ausstellung der Gemählde, herauskamen. Wenn man sie durchliest, wird man bald inne werden, daß sie von einer Beschaffenheit sind, die sie uns noch lange Zeit mit dem nämlichen Vergnügen lesen machen wird. Freylich verbreitet Diderot, in allen seinen Anmerkungen, das Salz jener caustischen Frölichkeit, jener freyen Originalität, die Alles verjüngt, und oftmals Witz selbst über Gegenstände verbreitet, die ferner am wenigsten fähig scheinen; man hat daher keinen dieser Artikel weglassen wollen. Unter den Künstlern, welche er die Musterung vorübergehen läßt, leben verschiedne noch jetzt, und andre sind kaum erst von der Bühne abgetreten. Es ist interessant, die Vorstellung, die ein Mann, wie Diderot, von ihnen hatte, mit der Meinung zu vergleichen, die sich seitdem über die meisten un-

ter ihnen festgesetzt hat. Man wird sehen, daß, indem er der Kaiserin von Rußland, (denn für sie ist diese Arbeit unternommen worden,) richtige Begriffe über sie mitzutheilen suchte, der Verfasser fast wie die Nachwelt geurtheilt.

Verzeichniß

der

in diesem Buche enthaltenen

Capitel und Artikel.

Erſtes Capitel. Meine ſeltſamen Meinungen über die Zeichnung . S. 1

Zweytes Capitel. Meine unmaßgeblichen Gedanken uber die Farben . 22

Drittes Capitel. Alles, was ich je und je über das Helldunkel begriffen habe 39

Viertes Capitel. Was Jedermann über den Ausdruck weiß, und was nicht Jedermann weiß . . 57

Fünftes Capitel. Ein Paragraph über die Compoſition, zu dem ich hoffe, daß ich davon reden werde . 92

Sechstes Capitel. Mein Wort über die Baukunſt . . . . . S. 130

Siebentes Capitel. Ein kleines Corollarium zu dem Vorhergehenden . 151

Bemerkungen über den Mahlerſalen von 1765 160

Carle Vanloo 172

Auguſt, der den Tempel des Janus ſchließen läßt 174

Die Grazien 180

Die keuſche Suſanne 185

Die flehenden Kunde 191

Skizzen für die Capelle des heiligen Gregorius bey den Invaliden . 196

Eine Veſtalin 211

Ein Studium eines Engelkopfs . 213

Michel Vanloo 219

Boucher 220

Juviter als Diana und Calliſto . . 226

Angelica und Medor . . . 227

Chardin 231

Die Attribute der Wiſſenſchaften . 234

Die Attribute der Künſte . S. 235
Die Attribute der Muſik . . 236
Erfriſchungen, Früchte und Thiere . 237
Ein Pendant zum vorhergehenden Gemählde 238
Drittes Gemählde mit Erfriſchungen, zum Aufſtellen zwiſchen den beyden vorigen . 238
Ein Korb mit Trauben . . . 240
Servandoni 244
Zwey Thürſtücke 244
Leprince 254
Ausſicht auf einen Theil von St. Petersburg 255
Ein Streifzug von Coſacken und Tartarn 256
Eine Horde die ſich zum Aufbruche anſchickt 258
Ruſſiſches Schäferſtück . . . 259
Fiſchen in der Gegend von St. Petersburg 262
Verſchiedne kleine Vorſtellungen ruſſiſcher Sitten 262
Brücke der Stadt Narva . . 264
Ein Haltemachen von Tartarn . . 265
Eine Landſchaft, mit Figuren in verſchiedenen Anzügen 267
Die ruſſiſche Taufe . . . 269
Art im Winter zu reiſen . . . 276

Ausruhen eines Zuges von Bauern im Sommer . . . . . S. 278
Die Kinderwiege 282
Das Innere eines Russischen Bauernzimmers 285
Casanove 287
Ein Heer im Marsch 289
Eine Schlacht 298
Eine andere Schlacht 299
Ein Spanischer Reuter 302
Baudouin 303
Der Beichtstuhl 305
Die getäuschte Hoffnung . . . 307
Der Kirschenpflücker 307
Ein kleines galantes Idyll . . . 308
Das Aufstehen 310
Die von ihrer Mutter gescholtene Tochter 310
Die Macht des Bluts 312
Roland de la Porte . . . 321
Ein Medaillon, den König vorstellend . 323
Ein Gattungenstück 323
Ein anderes Gattungenstück . . . 324
Zwey Portraite 325

Ein anderes Gattungenſtück . S. 326
Descamps 327
Bellengé 329
Parocel 330
Greuze 331
Das junge über ſeinen Vogel weinende Mädchen 334
Vernet. Der Dieppper Hafen . . 346
Ausſichten von Nogent für Seine . 348
Zwey Gegenſtücke: Ein Schiffbruch. Eine Landſchaft . . . 349
Ein anderer Schiffbruch, im Mondſchein 349
Eine See, bey Sonnenuntergang . 350
Sieben kleine Landſchaftsgemählde. Madame Geigin zugehörig . . . 351
Roslin. Ein auf ſein Landgut zurückkehrender, von ſeinen Kindern empfangener Vater 355
Ein junger Mädchenkopf . . 363
Andere Gemählde 364
Valadé 369
Desportes, der Neffe . . 370
Madame Vien. Eine brütende Taube 373

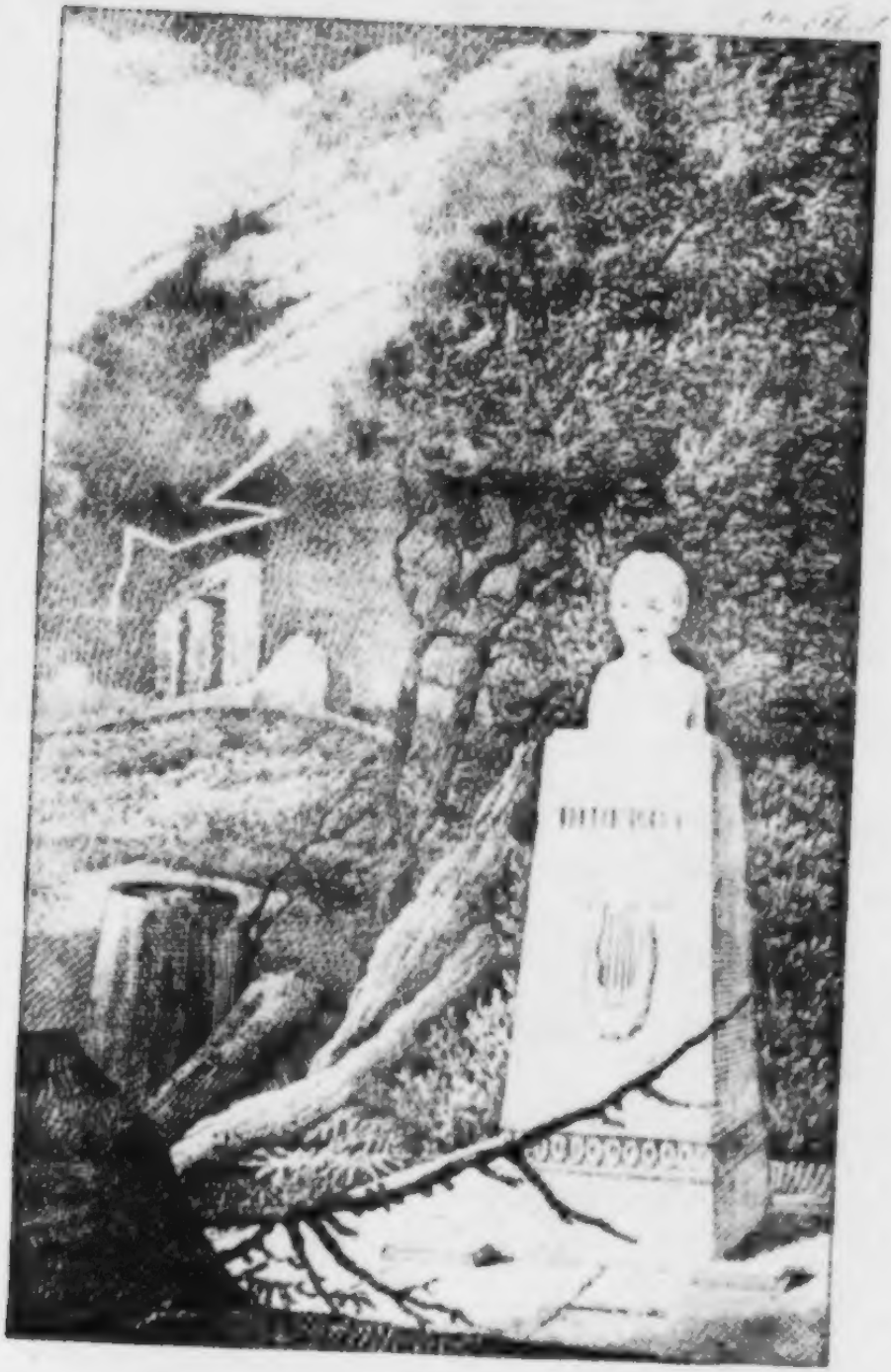
De Macho . . . . S. 374
Das Portal der heil. Genovevakirche am Tage, wo der König den erſten Stein dazu legte 376
Drouais, Portraitmahler . . 378
Juliart 381
Desbays 383
Lepicie 386
Das Landen Wilhelms des Eroberers in England 387
Chriſtus von Johannes getauft . . 394
Der Heil. Criſpin und der Heil. Criſpinian, ihre Güter unter ihre Brüder vertheilend 400
Amand 404
Joſeph von ſeinen Brüdern verkauft . 406
Tancred von Herminien verbunden . 407
Armida und Rinaldo 408
Pſammitichus, der in Ermangelung eines Bechers, aus ſeinem Helme die Libation ausgießt 409
Mago, der, mitten im carthaginienſiſchen Senate, die Ringe der römiſchen Ritter ausſchüttet, die in der Schlacht bey Cannä geblieben waren . . 409

Fragonard. Der Oberprieſter Coreſus opfert ſich ſelbſt um Callirhoen zu retten S. 411
Die Höhle Plato's . . . 412
Eine Landſchaft . . . 413
Die genutzte Abweſenheit der Aeltern . 443
Die Bildhauer. 446
Le Moine 468
Falconet 472
Der heil. Ambroſius . . . 478
Alexander, der Campaspen, eine ſeiner Beyſchläferinnen, an den Mahler Apelles abtritt 481
Die ſanfte Melancholie . . . 490
Die Freundſchaft 491
Vaſſé 493
Pajou 494
Adam 496
Caffieri 497
Challe 498
D'Hues 499
Mignot 499
Bridan. Der heil. Bartolomäus im Begriff geſchunden zu werden . . 500

Vernet. Clerbis und Biton S. 502
Die Kupferſtecher 509
Cochin 527
Lebas 529
Wille 531
Boetiers 531
Flipart 531
Moitte 531
Beauvarlet 534
L'Empereur, Melini, Aliamet . 535
Duvivier 535
Strange 535
Cozette 536

Ver-

Verſuche
über
die Mahlerey.



Erſtes Kapitel.

Meine ſeltſamen Meinungen über die Zeichnung.

Die Natur bringt nichts Incorrectes hervor. Jede ſchöne oder häßliche Form hat ihre Urſache; und von allen Weſen die es giebt, iſt nicht Eines, welches nicht wäre, wie es ſeyn ſoll.

Seht dieſe Frau, welche in ihrer Jugend ihre Augen verlohren hat. Ihre Augenlieder ſind nicht mehr durch den allmähligen Anwachs des Sterns ausgedehnt worden; ſie ſind in die Höhlung eingeſunken, die die Abweſenheit des Organs ausgrub; ſie haben ſich verengert. Die obern haben die Augenbraunen nach ſich herab, die untern, die Wangen ſanft heraufgezogen;

dieſes Heraufziehen hat auf die Oberlippe Einfluß gehabt; dieſe ſich erhoben; jeder Theil des Geſichts, je nach ſeiner Nähe oder Entfernung von dem Hauptorte der Verletzung eine Veränderung dadurch erlitten. Meint Ihr aber etwa, die Ungeſtalt habe ſich nur auf die Ründung des Geſichts beſchränkt? Glaubt Ihr, der Hals ſey ganz frey davon geblieben? und die Schultern? und die Bruſt? Ja! — wohl für Eure und meine Augen: befragt aber die Natur; zeigt ihr dieſen Hals, dieſe Schultern, dieſe Bruſt; und die Natur wird ſagen: dies iſt der Hals, dies ſind die Schultern, dies iſt die Bruſt einer Frau, die ihre Augen in ihrer Jugend verlohren hat.

Wendet Eure Blicke auf jenen Mann, deſſen Rücken und Bruſt zu einer gewölbten Form verwachſen ſind. Während die obern Halsknorpel ſich verlängerten, zogen die untern Rückgratknochen ſich zuſammen; der Kopf zurück; die Hände wurden im Gelenke der Fauſt verdreht, die Ellbogen traten hinterwärts;

alle Glieder ſuchten in den gemeinſchaftlichen Schwerpunkt zu kommen, der ſich am beſten für dieſes widerartige Syſtem ſchickt. Das Geſicht hat dadurch etwas Gezwungenes, und ein Gepräge von Leiden angenommen. Man halte dieſe Figur zu, zeige der Natur von ihr weiter nichts als die Füße; und die Natur wird, ohne ſich zu beſinnen, ſagen: dieſe Füße ſind die Füße eines Bucklichten.

Wenn die Urſachen und die Wirkungen uns in die Augen fielen, würden wir nichts Beſſers thun können, als die Weſen ſo vorzuſtellen, wie ſie ſind. Je vollkommner und mit den Urſachen übereinſtimmender die Nachahmung wäre, deſto mehr würden wir mit dieſer zufrieden ſeyn.

Ohnerachtet unſerer Unkenntniß der Wirkungen, der Urſachen; ohnerachtet der conventionellen Regeln, welche die Folgen dieſer Unwiſſenheit geweſen ſind, zweifele ich doch kaum, daß ein Künſtler, der dieſe Regeln zu vernachläſſigen wagte, um ſich an eine ſtrenge Nachahmung der Natur zu binden, die dickren Füße,

zu kurzen Schenkel, die geſchwollenen Knie, die ſchweren und wüchtigen Köpfe ſeiner Arbeit, nicht oft durch dieſes ſeine Gefühl gerechtfertigt ſehen würde, welches wir durch die fortdauernde Beobachtung der Erſcheinungen uns zu eigen gemacht, und das uns eine geheime Verbindung, eine nothwendige Verkettung zwiſchen dieſen Ungeſtaltheiten empfinden laſſen würde.

In der Natur beleidigt eine verdrehte Naſe nicht; weil Alles ſich in einanderfügt, und allmählige nahgelegene Veränderungen dieſe Ungeſtaltheit herbeyführen, und ſie erträglich machen Gebt einem Antinous eine verbogne Naſe, und laßt ihm die übrige Geſtalt, wie ſie iſt: die Naſe wird ſcheußlich ſeyn. Warum? Darum: weil Antinous Naſe nicht mehr eine verdrehte, ſondern eine zerſtoßene ſeyn wird.

Wir ſagen von Jemand, der uns auf der Straße vorbeygeht: er iſt misgeſtalt. Ja! nach unſern ärmlichen Regeln; aber nach der Natur? Da verhält ſichs anders. Wir ſagen von

einer Statue: ſie iſt in den ſchönſten Verhältniſſen. Ja! nach unſern ärmlichen Regeln; aber nach der Natur?

Es ſey mir erlaubt, den Schleyer, womit ich meinen Bucklichten verdeckte, über eine mediceiſche Venus zu hängen, und nichts als ihre äußerſte Fußſpitze wahrnehmen zu laſſen. Wenn die Natur, aufs neue zur Entſcheiderinn aufgerufen, nach dieſer Fußſpitze dieſe Figur vollenden ſollte: ſo würdet Ihr vielleicht erſtaunt ſeyn, unter ihrer Reisfeder, nichts als ein ſcheusliches und misgeſtaltes Mondkalb hervorgehen zu ſehen. Mir würde nur Das dabey als ein Wunder vorkommen, wenn es nicht ſo einträfe.

Eine menſchliche Geſtalt iſt eine allzukünſtliche Zuſammenſetzung, als daß nicht die Folgen irgend einer in ihrem kleinſten Grundſtoffe noch ſo unmerklichen Ungehörigkeit, das auch vollkommenſte Kunſtprodukt, auf hundert Meilen weit, aus der Bahn der Arbeit der Natur herausſchleudern müßte.

Wäre ich ein Eingeweyhter in den Geheimnissen der Kunst, so würde ich vielleicht wissen, bis in wie weit der Künstler sich den angenommenen Verhältnissen unterwerfen muß; und es Ihnen sagen. Nur Das aber weiß ich, daß sie gegen den Despotismus der Natur nicht auskommen können; und daß das Alter, der Zustand des Menschen, auf hundert verschiedene Weise ihre Aufopferung nothwendig macht. Nie habe ich eine Gestalt beschuldigen hören: sie sey schlecht gezeichnet, wenn sie ihre äußere Organisation, das Alter und die Gewohnheit, oder die Tüchtigkeit ihre täglichen Geschäfte zu verrichten, wohl ausdrückt. Diese ihre Geschäfte sinds, welche nicht nur die ganze Größe der Gestalt, sondern auch das wahre Verhältniß jedes Gliedes, und ihr Ganzes bestimmen. Aus allem Diesem sehe ich das Kind, den Erwachsenen und den Greis; den Wilden und den Gebildeten; die obrigkeitliche Person, den Soldaten und den Lastträger, hervorgehn. Gäbe es eine schwer auszufindende Figur, so würde

es die eines jungen Menschen von fünf und zwanzig Jahren seyn, die plötzlich aus dem Leimen der Erde gebildet worden wäre, und noch nichts verrichtet hätte; aber etwas Dergleichen läßt sich nur als ein Hirngespinnst annehmen.

Die Kindheit ist beynah eine Carricatur. Dasselbe kann man vom Alter sagen. Das Kind ist noch eine ungestalte weichliche Masse, die sich zu entwickeln strebt; der Greis wiederum eine ungestalte und dürre, die in sich selbst zurückfällt, und zu Nichts zusammenzuschmelzen sich neigt. Nur in dem Zwischenraume dieser beyden Alter, vom Anfange des vollkommnen Jünglingsalters an, bis zum Ende des erwachsenen, kann der Künstler sich an eine genau reine Zeichnung binden; kann das poco piu, oder poco meno, ein Zug zu viel diesseits oder jenseits der Grenze, Fehler oder Schönheit seyn.

Man wird einwenden: das Alter und die Geschäfte möchten auch noch so sehr die Formen zerstören, so vernichteten sie doch nicht die Organe. Zugegeben! .... man muß sie also kens

nen. . . . . Auch Das eingeräumt! Das iſt alſo ein Grund, auch das Geſchundene (l'écorché) zu ſtudiren.

Das Studium des Geſchundenen hat ohne Zweifel Vortheile; läßt ſich aber nicht fürchten, es werde unaufhörlich ſich der Einbildungskraft einniſteln, und der Künſtler dadurch zu der Eitelkeit gereizt werden, ſich gelehrt zeigen zu wollen; ſo daß ſein verderbtes Auge forthin nicht mehr bey der Oberfläche ſich aufhalten könnte? Wird er nicht, die Haut und das Fett unter ihr bey Seite geſetzt, immer nichts als nur Muskeln, ihren Urſprung, ihre Bänder und ihre Eingriffe ſehen; nicht Allem einen harten Ausdruck geben; und in ſeiner Rauhigkeit und Dürre, ſogar wenn er weibliche Geſtalten zeichnet, dieſes verwünſchte Geſchundene mich ſehen laſſen? Weil doch einmal nichts als das Aeußere gezeichnet werden ſoll, ſo möchte ich eben ſo gern, man gewöhnte mich daran, es gut zu ſehen, und überhübe mich einer zweydeutigen Erkenntniß, die ich wieder vergeſſen muß.

Man ſtudirt aber, wird man ſagen, das Geſchundene nur, um die Natur recht anſchauen zu lernen. Allerdings; lehrte nur nicht die Erfahrung, daß man, nach dieſem Studium, nicht ohne viele Mühe dazu gelangt, ſie nicht anders zu ſehen, als ſie iſt.

Nur Sie, mein Freund, werden dieſe Blätter leſen; folglich kann ich Alles hinſchreiben, was mir einfällt. Alſo die ſieben Jahre, die man in der Academie gewöhnlich damit zubringt, daß man nach dem Modell zeichnet . . . glauben Sie, daß ſie wohl angewandt werden? Und wollen Sie wiſſen, was ich darüber denke? Ich halte dafür: gerade dort, und während dieſer ſieben mühſamen und grauſamen Jahre nimmt man in ſeiner Zeichnung, Das, was man Manier nennt, an. Alle dieſe academiſchen, gezwungenen, zurechtgeſetzten, gezierten Stellungen; alle dieſe kalt und links durch einen armen Teufel, und immer durch denſelben armen Teufel ausgedrückten Handlungen, der dafür bezahlt wird, daß er dreymal die Woche komme,

ſich auszuziehen, und von einem Kunſtlehrer mannequintren zu laſſen: was haben ſie mit den Stellungen und den Handlungen der Natur gemein? Was, der Menſch, der im Brunnen Ihres Hofs Waſſer ſchöpft, mit Dem, der, da er nicht dieſelbe Laſt zu tragen hat, dieſe Handlung nur links mit ſeinen beyden emporgehobenen Armen, auf dem Fußgeſtell der Schule nachäfft? Was, Derjenige, der nur thut, als ſtürbe er dort, mit Dem, der in ſeinem Bette wirklich verſcheidet? oder Dem, den man auf der Straße ermordet? Was, dieſer Ringer in der Schule mit dem wahren Ringer, den ich hier in meinem Kehrwieder ſich balgen ſehe? Dieſer Menſch, der, wie man's von ihm haben will, ſteht, bittet, ſchläft, nachdenkt, in Ohnmacht ſinkt, was hat er mit dem Landmann gemein, der ſich vor Müdigkeit auf dem Boden ſtreckt, mit dem Weiſen, der im Winkel an ſeinem Feuer ſich in Nachdenken verliert; mit dem Erſtickenden, der in einem Gedränge ohnmächtig wird? Nichts, mein Freund, nichts!

Meinethalben möchte man eben sogern die Zöglinge, nachdem sie die Academie verlassen, das Maas des Widersinnes recht voll zu machen, an Vestris oder Gardel, oder welchen Tanzmeister man sonst wollte, schicken, Grazie zu lernen. Indeß verlernt man die wahre Natur; die Einbildungskraft wird mit falschen, gezierten, lächerlichen, kalten Stellungen und Gestalten erfüllt; man häuft diese darinnen auf; und sie werden wieder daraus hervorkommen, sich auf die Leinwand zu heften. Jedesmal, wenn der Künstler zu seinem Reißbley oder seinem Pinsel greift, werden diese unförmlichen Schattenbilder wieder erwachen, sich ihm vor Augen stellen; er sich ihrer nicht entledigen können; so daß es ein Wunder seyn dürfte, wenn es ihm noch gelänge, sie aus seinem Kopfe weg zu bannen. Ich habe einen jungen sehr geschmackvollen Mann gekannt, der ehe er den geringsten Strich auf seiner Leinwand that, niederkniete, und sagte: lieber Gott, erlöse mich vom Modell! Wenn sich heutzutage nur so selten,

ein, aus einer gewissen Zahl Figuren zusammengesetztes Gemählde, findet, in dem nicht, hier und da, eine jener academischen Gestalten, Stellungen, Handlungen angetroffen wird, die ein Mann von Geschmack vor seinen Tod nicht leiden kann, und die nur Demjenigen Schätzung abzuzwingen vermögen, dem die Wahrheit fremd ist: so schreibe man Das blos dem ewigen Studio des Modells auf die Rechnung.

Nicht in der Schule lernt man die allgemeine übereinstimmende Wirkart der Bewegung empfinden; eine Uebereinstimmung, die man fühlt, die man sieht, die sich von dem Kopfe bis auf die Füße erstreckt, und herabschleicht. Wenn z. E. ein Weib nachdenkend ihren Kopf vorwärts senkt, so werden augenblicklichs alle ihre Glieder diesem Kopfgewichte gehorchen; erhebt sie ihn aber wieder, und hält ihn aufrecht, augenblicklichs folgt dann das übrige Ganze ihres Leibes dem Kopfe nach.

Ja, wahrlich, eine Kunst ists, und eine große Kunst, das Modell zu stellen; auch sehe

man nur, wie viel sich der Herr Professor darauf zu gute thun! Und — man besorge nicht, daß er sichs beykommen lassen wird, zu dem besoldeten armen Teufel zu sagen: Freund, stellt Euch selbst zurecht, machts wie Ihr wollt. Er wird ihm lieber irgend eine besondre Stellung geben, als ihn eine einfache und natürliche annehmen lassen. Und mit alle dem will diese Schule denn doch durchgegangen seyn.

Hundertmal bin ich in Versuchung gewesen, junge Zöglinge, die ich auf dem Wege nach dem Louvre, mit ihren Mappen unter dem Arm, traf, anzureden: Meine Lieben, wie lange zeichnet Ihr dort? Zwey Jahr? So! Das ist mehr als Noth thut. Verlaßt mir diesen Kramladen der Manier! geht nach den Karthäusern, dort werdet ihr die wahre Stellung der Frömmigkeit und der Zerknirschung erblicken. Es ist heiliger Festtagsabend heute; geht in die Kirche, seht Euch um die Beichtstühle um; dort werdet Ihr die wahre Stel-

tung der Andacht und der Buße erblicken. Geht morgen in die Schenke; ſo werdet Ihr gewahr werden, wie in der Natur der Zornige ſich ausdrückt. Sucht öffentliche Scenen auf, macht Euch zu Beobachtern auf den Straßen, in den Gärten, auf den Märkten, in den Häuſern, Ihr werdet richtige Begriffe von den wahren Bewegungen, in Handlungen des Lebens, erhalten. Da! ſeht Eure beyden hier mit einander zankenden Gefährten an; ſchaut, wie dieſer Zwiſt ſelbſt ohne daß ſie's wiſſen, die Lage ihrer Glieder beſtimmt. Unterſucht ſie wohl; und die Stunde Eures geſchmackvollen Kunſtlehrers, wie die Nachahmung Eures geſchmackloſen Modells, wird Euch bemitleidenswerth vorkommen. Wie bedaure ich Euch, meine Freunde! wenn Ihr einſt ſtatt alle dieſes falſchen, mühſeelig erlernten Ausdruckes, die Einfachheit und die Wahrheit le Sueurs zu erreichen ſtreben ſollt! Und das werdet Ihr doch müſſen, wenn Ihr Etwas ſeyn wollet.

Ein Anderes iſt eine Stellung, (attitude) ein Anderes eine Handlung (action). Jede Stellung iſt falſch und klein; jede Handlung ſchön und wahr.

Der übelverſtandene Contraſt iſt eine der traurigſten Urſachen des Manierirten. Es gibt keinen wahren Contraſt, als den, der aus dem Innern der Handlung oder der Verſchiedenheit, es ſey nun der Organen oder des Intereſſe's entſteht. Seht Raphael, ſeht le Sueur; ſie ſtellen bisweilen drey, vier, fünf aufrechtſtehende Figuren eine neben der andern hin; und dieſe thun eine erhabene Wirkung. In der Meſſe, oder in der Veſper der Carthäuſer, ſieht man in zwey langen parallelen Reihen vierzig bis funfzig auf einerley Weiſe daſtehende, in derſelben Verrichtung begriffene, mit demſelben Gewande bekleidete Mönche; und gleichwol ſind unter dieſen Mönchen nicht zwey, die ſich gleichen. Sucht alſo keinen andern Contraſt als denjenigen, der ſie unterſchei-

der. Dieß iſt der wahre; jeder andere iſt ein ärmlicher (mesquin) und falſcher.

Wären dieſe Zöglinge ein wenig geneigt, auf meinen Rath zu hören, ſo würde ich noch ferner zu ihnen ſagen: Habt Ihr nun nicht ſchon lange genug nichts weiter, als den Theil des Gegenſtandes geſehn, den Ihr abzeichnet? Sucht, meine Freunde, Euch die ganze Geſtalt als durchſichtig zu denken, und euer Auge auf den Mittelpunkt zu heften; alsdann werdet Ihr von ihm aus das ganze äußere Spiel der Machine beobachten, und ſehen, wie gewiſſe Theile ſich ausdehnen, indeß andere ſich verkürzen; wie dieſe hier zuſammen ſinken, während jene anſchwellen; und beſtändig mit dem Ganzen und dem All beſchäftigt, Ihr, in den Theilen des Gegenſtandes, den Eure Zeichnung darſtellt, alle ſchickliche Uebereinſtimmung mit denjenigen finden, die man nicht ſieht. Ihr werdet, indem Ihr mir nur Eine Seite zeigt, gleichwohl meine Einbildungskraft zwingen, auch noch die entgegen-

geſetzte zu ſehen; und alsdann erſt ich ausru-
fen, daß Ihr ein erſtaunlicher Zeichner ſeyd!

Allein noch iſt es nicht genug, das Ganze wohl hingeſtellt zu haben; es müſſen ferner die einzelnen Theile hineingebracht werden, ohne daß man die Maſſe zerſtöre. Dieß iſt das Werk der poetiſchen Ader, des Genius der Empfindung; und der auserleſenen Empfindung!

Auf folgende Weiſe demnach wünſchte ich, eine Zeichnerſchule eingerichtet zu ſehen: Wenn der Zögling nach dem Kupferſtiche und der rund erhobenen Arbeit mit Leichtigkeit zu zeichnen verſteht, laſſe ich ihn zwey Jahre vor dem academiſchen männlichen und weiblichen Modell arbeiten. Hierauf ſtelle ich Kinder, Jünglinge im heranwachſenden Alter, völlig gebildete Männer, Greiſe, Gegenſtände jedes Alters, jedes Geſchlechts, aus allen Ständen der Geſellſchaft, aus allen Arten, mit einem Worte, von Naturen vor ihm auf. Die Subjecte werden haufenweiſe zu meiner Academie herbeyei-

len, wenn ich ſie gut bezahle; lebe ich in einem Sklavenlande, ſo werde ich ſie kommen laſſen. Der Lehrer wird Sorge tragen, dem Zöglinge in dieſen verſchiedenen Modellen die zufälligen Unterſchiede bemerklich zu machen, die die täglichen Verrichtungen, die Lebensart, der Stand, und das Alter, in die Formen hineingebracht haben. Mein Zögling wird das academiſche Muſter nicht mehr als Einmahl alle vierzehn Tage ſehen; und der Kunſtlehrer dem Modell es überlaſſen, ſich ſelbſt zu ſtellen. Nach geendigter Zeichenſtunde, wird ein geſchickter Zergliederer meinem Zöglinge die menſchliche Geſtalt, wie ſie ſich nach abgezogener Haut zeigt, erklären, ſeine Bemerkungen auf das belebte und lebendige Nackte anwenden, und dieſer höchſtens zwölfmal Ein Jahr über nach dem Geſchundenen zeichnen. Dieß wird zureichen, ihn fühlen zu machen, daß das die Knochen überziehende Fleiſch, und das, unter welchem keine ſind, (les chairs non appuyées) nicht auf gleiche Manier gezeichnet werden; daß hier

die Zeichnung rund, dort gleichſam eckigt ſeyn muß; und, daß wenn er dieſe Feinheiten vernachläſſigt, das Ganze die Geſtalt einer aufgeblähten Blaſe, oder eines Seidenwurmgeſpinnſtes haben wird.

Es würde keine Manier, weder in der Zeichnung noch in der Farbe geben, wenn man gewiſſenhaft die Natur nachahmte. — Die Manier rührt vom Meiſter, von der Academie, von der Schule, und ſelbſt von der Antike her.

Zweytes Kapitel.

Meine unmaßgeblichen Gedanken über die Farben.

Die Zeichnung giebt den Wesen die Form: die Farbe das Leben. Dieß ist der göttliche Hauch, der sie belebt.

Nur die Meister der Kunst sind gute Richter über die Zeichnung; Jedermann kann über die Farbe urtheilen.

Es fehlt nicht an vortrefflichen Zeichnern; es giebt wenig große Coloristen. Eben so verhält es sich mit den schönen Wissenschaften. Zehn frostige Logiker gegen Einen großen Redner! Zehn große Redner gegen Einen erhabenen Dichter! Ein großes Interesse läßt plötzlich einen beredten Mann aufschießen; Helvetius sage was er will: umsonst würdet Ihr

Todesſtrafe auf die Hervorbringung von zehn guten Verſen ſetzen!

Mein Freund, denken Sie ſich mit mir in eine Werkſtatt hinein; ſehen ſie den Künſtler arbeiten. Wenn Sie ihn ſein ſymmetriſch ſeine Tinten und Halbtinten auf ſeinem Palette anordnen ſehn; oder wenn eine Viertelſtunde Arbeit dieſe ganze Ordnung nicht wieder ineinandergeſchmolzen hat, ſo thun Sie kühnlich den Ausſpruch: dieſer Künſtler iſt kalt, und wird nichts, was tauge, hervorbringen. Er iſt einem ſchwerfälligen Gelehrten gleich, der einer Stelle aus einer Schrift bedarf, auf ſeinen Büchertritt ſteigt, ſeinen Verfaſſer herausnimmt, aufſchlägt, ſich wieder an ſein Schreibpult begiebt, die ihm nöthige Zeile abſchreibt, wieder auf den Tritt ſteigt, und das Buch an ſeine Stelle ſetzt. Nicht alſo der Gang des Genies!

Wer eine lebhafte Empfindung von der Farbe beſitzt, hat ſeine Augen auf ſeine Leinwand geheftet; kaum athmet ſein halb geöffneter Mund; ſein Palett iſt das Bild des Chaos.

In dieſes Chaos taucht er den Pinſel, und zieht das Werk ſeiner Schöpfung daraus hervor; die Vögel mit den mannigfaltigen Schattierungen ihres Gefieders, und die Blumen mit ihrem ſammtnen Schmelz; und die Bäume mit ihrem verſchiedenen Grün, und die Bläue des Himmels, und den Dunſt des Waſſers, der es ſanft färbt, und die Thiere, mit den langen Haaren, oder den bunten Flecken ihres Fells, und dem Feuer, das aus ihren Augen blitzt. Er ſteht auf; er tritt zurück; er wirft einen Blick auf ſein Werk. Er ſetzt ſich wieder nieder, und Ihr ſehr das Fleiſch, das Tuch, den Sammet, den Damaſt, den Taffent, den Muſſelin, die Leinwand, das grobe Zeug, den ſtarken Steff, entſtehen; Ihr ſehr die gelbe reife Birne vom Baume fallen, und erblickt die grüne Traube noch an ihrer Rebe.

Allein warum giebt es ſo wenig Künſtler, die die Sache auszudrücken verſtehen, welche gleichwohl Jedem in die Augen fällt? Woher dieſe Mannigfaltigkeit von Colorieen, da

doch die Farbe in der Natur nur Eine iſt? Ohnſtreitig trägt die Beſchaffenheit des Organs dazu bey. Das zarte und ſchwächliche Auge wird keine lebendigen und ſtarken Farben liefern. Der Mahler wird ungern in ſeine Gemählde die Wirkungen bringen, die ihm in der Natur unangenehm ſind; er wird weder glänzendes Roth, noch ſo hohes Weiß mögen. Der Tapete gleich, womit er die Wände ſeines Zimmers bekleidet, wird ſeine Leinwand in einem ſchwachen, ſanften und zarten Tone colorirt ſeyn, und er Euch gewöhnlich durch die Harmonie Dasjenige wiedergeben, was er Euch an Kraft verſagt. Warum ſollten aber auch nicht der Charakter und ſelbſt die Laune des Mannes auf ſein Colorit Einfluß haben? Wenn gewöhnlich ſein Denken traurig, finſter und ſchwarz iſt, wenn in ſeinem trübſinnigen Kopfe und in ſeiner düſtern Werkſtatt ſtets Nacht herrſcht, wenn er aus ſeinem Zimmer den Tag verbannt; wenn er die Einſamkeit und das Dunkel ſucht, werdet Ihr nicht mit

Recht einer vielleicht kraftvollen, aber finstern, matten, und düstern Scene gewärtig seyn können? Wenn er gelbsüchtig ist und Alles in dieser Farbe erblickt, wird er umhin können, auf seine Composition denselben Schleyer zu werfen, den sein fehlerhaftes Organ über die Gemählde der Natur verbreitet; und der ihn grämlich macht, wenn er den grünen Baum, der in seiner Einbildung vor ihm steht, mit dem gelben vergleicht, der sich vor seinen Augen befindet?

Seyd versichert: ein Mahler zeigt sich eben sowohl, und noch mehr, in seinem Werke, als ein Dichter. Vielleicht begegnet es ihm einmal, daß er aus seinem Character herausgeht; daß er seine natürliche Neigung und den Hang seines Organs überwindet. Alsdann gleicht er einem stummes Stillschweigen liebenden Manne, der einmal seine Stimme erhebt; ist der Ausbruch geschehen, so sinkt er in seinen natürlichen Zustand wieder zurück. Der traurige, oder mit einem schwachen Or-

gan gebohrne Künſtler wird vielleicht einmal ein an Farben kräftiges Gemählde vorbringen; unverzüglich aber wieder zu ſeinem natürlichen Colorite zurückkehren.

Noch einmal! kranke das Organ, woran es auch ſey, ſo wird es auf alle Körper einen Dunſt verbreiten, wird dieſen zwiſchen ſich und ſeiner Arbeit entſtehen laſſen, Natur und ihre Nachahmung werden unter ihm verwelken.

Der Künſtler, der auf ſein Palett Farbe nimmt, weiß nicht immer, was ſie auf ſeinem Gemählde hervorbringen wird. Womit denn auch, in der That, vergleicht er dieſe Farbe, dieſe Tinte auf ſeinem Palett? Mit andern vereinzelten Tinten, mit urſprünglichen Farben. Noch mehr! er ſieht auf den Fleck, wo er ſie zubereitet; und trägt ſie in ſeiner Vorſtellung auf den Gegenſtand über, wo ſie angewandt werden ſoll. — Wie oft aber wird es ihm nicht begegnen, daß er ſich in dieſer Beurtheilung täuſche? Indem er von dem Palett auf die ganze Scene der Compoſition

die Farbe überträgt, wird ſie modificirt, geſchwächt, erhöht, und ihre Wirkung gänzlich verändert. Alsdenn tappt der Kunſtler umher, handhabt hin und her und martert ſeine Farbe. In dieſer Arbeit wird ſeine Tinte etwas aus verſchiedenen Subſtanzen Zuſammengeſetztes, von denen die Eine mehr oder weniger auf die andere zurück wirkt, und die früh oder ſpät im Zwieſpalte mit ſich ſind.

Ueberhaupt alſo wird die Harmonie einer Compoſition um ſoviel dauerhafter ſeyn, um ſoviel der Mahler der Wirkung ſeines Pinſels ſicherer geweſen, kühner freyer ſeine Züge hingeworfen, ſeine Farbe weniger gehandhabt und gemartert, ſie einfältiger und ungebundener angewandt haben wird.

Man ſieht neuere Gemählde oftmals in kurzer Zeit ihr Uebereinſtimmendes verlieren; man ſieht ältere, die ſich friſch in ihrer Harmonie und Kraft, troz des Zeitverfluſſes erhalten haben. Mir ſcheint dieſer Vorzug mehr die Belohnung der Art, wie gearbeitet worden

iſt, (du faire) als die Wirkung der Farbenbeſchaffenheit zu ſeyn.

Nichts ruft zu einem Gemählde ſo hin, als die wahre Farbe. Sie thut auf den Unwiſſenden, wie auf den Kenner, Wirkung. Ein Halbkenner wird vor einem Meiſterwerke von Zeichnung, Ausdruck, Compoſition, vorübergehen, ohne dabey ſtill zu ſtehen; nie hat das Auge den Coloriſten vernachläſſigt.

Was aber den wahren Coloriſten ſo ſelten macht, iſt der Meiſter, den er zum Muſter nimmt. — Unendlich lange bildet der Zögling die Gemählde dieſes Meiſters nach; ohne auf die Natur zu blicken; das heißt, er gewöhnt ſich durch die Augen eines Andern zu ſehen, und verliert den Gebrauch ſeiner eigenen. Allmählich entſteht in ihm ein gewiſſes Kunſtmäßiges, (Technique) das ihn kettet, und von dem er ſich nachher nicht los machen, nicht entfernen kann; es wird ihm eine Feſſel, in die er ſein Auge, wie der Sklav ſeinen Fuß ſchmiegt. So entſtanden ſo viel falſche Colorite. Wer

nach la Grenée copirt, wird glänzend und feſt copiren, wer nach le Prince, ins Röthliche und Ziegelartige fallen; wer nach Greuze, grau und violetfarbig, wer Chardin ſtudiert, wahr ſeyn. Daher alſo dieſe Mannigfaltigkeit von Urtheilen über die Zeichnung und die Farbe, ſelbſt unter den Künſtlern; der Eine wird Euch behaupten: Pouſſin ſey trocken; der andere, Rubens übertrieben, ich aber, ich Liliputier, klopfe ihnen ſanft auf die Schulter, und thue ihnen zu wiſſen: ſie haben etwas Albernes geſagt.

Man hat gewollt: die ſchönſte Farbe in der Natur ſey die liebenswürdige Röthe, womit Unſchuld, Jugend, Geſundheit, Sittſamkeit und Schaam, die Wangen eines Mädchens färben; und damit eine nicht allein feine, liebenswürdige und zarte, ſondern auch wahre Sache geſagt: denn eben das Fleiſch iſt's, was ſich ſo ſchwer ausdrücken läßt. Dieſes Weiße, Salbungsvolle, dieß Ebene, ohne daß es blaß noch matt ſey, dieß faſt unmerklich hervorſchimmernde Gemiſch von Roth und Blau,

dieß Blut, dieß Leben ſetzt den Coloriſten in Verzweiflung. Wer zu dem Gefühle gelangt iſt, was es mit dem Fleiſche auf ſich habe, hat einen großen Schritt gethan; das Uebrige iſt in Vergleichung damit nichts. — Tauſend Künſtler ſind hingeſtorben, ohne das Fleiſch gefühlt zu haben, tauſend werden ſterben, ohne daß ſie es fühlen gelernt.

Die Verſchiedenheit unſerer Stoffe und unſerer Draperien hat nicht wenig dazu beygetragen, die Kunſt des Colorirens zu vervollkommnen. Es giebt einen Zauber, der unwiderſtehlich iſt; ich meine den Zauber eines großen Harmoniſten. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen hierüber meine Gedanken verdeutlichen ſoll. Sie erblicken auf einer Leinwand ein Weib in weißen Atlas gekleidet. Halten Sie das übrige Gemählde zu, und ſehen auf weiter nichts als das Gewand; vielleicht wird dieſer Atlas Ihnen ſchmutzig, matt und nicht ſehr wahr vorkommen. Laſſen Sie dieſes Weib aber wieder mitten unter den Gegenſtänden, welche es umgeben, geſehen

werden, augenblicklich gelangen der Atlas und ſeine Farbe wieder zu ihrer Wirkung. Das kömmt daher, weil der ganze Ton zu ſchwach iſt; allein, weil jeder Gegenſtand in gleichem Verhältniſſe verliert, ſo verſchwindet wiederum der Fehler jedes Einzelnen davon für Sie; er wird durch die Harmonie vergütet. Es iſt die Natur, die Sie bey ſich neigendem Tage erblicken.

Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn, ohne falſch zu ſeyn.

Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn, ohne daß die Harmonie dadurch zerſtört werde. Vielmehr iſts die Stärke des Colorits, die ſich ſchwer mit der Harmonie verbinden läßt.

Weiß mahlen und licht mahlen, ſind ſehr Zweyerley. Wenn alles Sonſtige in zwey Compoſitionen ſich gleich iſt, wird die lichtere Ihnen ſicherlich mehr gefallen; ſie ſind verſchieden, wie der Tag und wie die Nacht.

Wer iſt denn für mich der wahre, der große Coloriſt? Derjenige, der den Ton der Natur und der wohlerleuchteten Gegenſtände ergriffen

und

und in sein Gemählde Uebereinstimmung zu bringen verstanden hat.

Es giebt Carricaturen in der Farbe, wie in der Zeichnung; und jede Carricatur ist von üblem Geschmack.

Man sagt, es gäbe befreundete und befeindete Farben; und man hat Recht, wenn man darunter versteht: es gebe ihrer, die sich so schwer mit einander verbinden; die so sehr, die eine bey der andern, abstechen, daß die Luft und das Licht, diese beyden allgemeinen Harmonisten, uns kaum ihre unmittelbare Nachbarschaft erträglich machen können. Ich werde mich wohl hüten, als Künstler, die Farbenordnung des Regenbogens umzukehren. Der Regenbogen ist in der Mahlerey, was der Generalbaß in der Musik; und ich zweifle, daß irgend ein Mahler sich auf diesen Theil der Kunst besser verstehe, als eine nur ein wenig coquette Frau, oder ein ihr Handwerk innehabendes Sträußermädchen. Indeß fürchte ich sehr: daß gerade von dieser Bemer-

kung kleinkreisige Mahler ausgegangen seyn mögen, armselig die Gränzen der Kunst zu verengern, und sich eine leichte und beschränkte Technik zu erfinden, die man mit einem gemeinen Ausdrucke Schlendrian nennen (un protocolle) könnte; wirklich giebt es in der Mahlerey solche Schlendriantsien, solche ängstliche, demüthige Knechte des Regenbogens, die man fast immer gleich errathen kann. Hat ein solcher einem Gegenstande diese oder jene Farbe gegeben, so kann man sicher seyn, der benachbarte werde auch von dieser oder jener Farbe seyn. Die Farbe also nur Eines Stückes seiner Leinwand gegeben, kennt man das Uebrige schon. Sein ganzes Leben lang thut er weiter nichts, als dieses Stück übertragen. Er ist wie ein beweglicher Punct anzusehen, der auf einer Oberfläche einher wandelt, dann still stehen bleibt, und sich hinstellt, wo es ihm gefälle; immer aber dieselbe Begleitung hat; er gleicht einem großen Herrn, welcher nur Ein Kleid, so wie seine Dienerschaft eine und dieselbe Livery

beſäße. Nicht alſo Vernet und Chardin! ihr unerſchrockener Pinſel liebt, mit der größten Kühnheit, der größten Mannigfaltigkeit, und einer ſich nie verläugnenden Harmonie, alle Farben der Natur mit jeder ihrer Schattirungen durcheinander zu miſchen. Gleichwohl haben ſie ein ihnen eigenthümliches und begränztes Techniſches. Ich zweifle hieran nicht, und ich würde dieſs Techniſche entdecken, wenn ich mir Mühe darum geben wollte. Dieß kömmt daher, weil der Menſch nicht Gott, weil die Werkſtatt des Künſtlers nicht die Natur iſt.

Sie könnten glauben, daß, um zu einer Stärke in der Farbe zu gelangen, es nicht ſchaden würde, ein wenig die Vögel und die Blumen zu ſtudieren. Nicht doch, mein Freund! Nie wird aus dieſer Nachahmung ein wahres Gefühl des Fleiſches herauskommen. Man ſehe, was Bachelier wird, wenn er ſeine Roſe, ſeine Jonquille, ſeine Nelke nicht mehr vor Augen hat. Schlagen Sie Madame Vien ein Portrait vor; und bringen alsdann dieß Por-

crait zu Latour. . . Doch nein! thun Sie's nicht; der Schalk ſchätzt keinen ſeiner Collegen genug, ihm die Wahrheit zu ſagen. Geben Sie vielmehr Ihm, der das Fleiſch zu mahlen verſteht, einen Stoff, einen Himmel, eine Nelke, eine Pflaume mit ihrem Dufte, eine Pfirſche mit ihrem Sammet, zu mahlen auf; und ſehen dann, mit welcher Vorzüglichkeit Er dieß Alles ausführen wird. Und dieſer Chardin — warum nimmt man ſeine Nachahmung unbelebter Weſen für die Natur ſelbſt? deswegen, weil er, wenn es ihm gefällt, Fleiſch mahlt.

Was aber vollends das Kreuz des großen Coloriſten ausmacht, iſt die Abwechslung dieſes Fleiſches; iſt Das, daß es von einem Augenblick zum andern ſich belebt und hinwelkt; daß, während das Auge des Künſtlers ſich auf die Leinwand heftet, und ſein Pinſel ſich beſchäftigt mich auszudrücken, ich vorübergehe. Er wendet ſeinen Kopf um, und findet mich nicht mehr! Der Abbe Leblanc, hat ſich meiner Seele vorgeſtellt, und ich gähne in Langerweile. Der Abbe Trübler, hat ſich mir gezeigt, und mei-

Mund hat ſich zur Ironie verzogen. Mein Freund Grim, oder meine Sophie ſind mir erſchienen, und mein Herz hat mir geklopft, und Zärtlichkeit und Heiterkeit haben mein Geſicht übergeſtrömt; Freude dringt mir aus allen Poren der Haut, mein erweitertes Herz hat die kleinen Blutgefäße in zitternde Bewegung geſetzt, und die unmerkliche Tinte des Flüſſigen, das ihnen entrinnen, überall Incarnat und Leben ergoſſen. Die Früchte, die Blumen ändern ſich unter dem aufmerkſamen Blicke Latours und Bachaliers; welche Marter muß alſo für ſie das Geſicht des Menſchen, dieſe Leinwand nicht ſeyn, die ſich bewegt, hin und herwallt, ſich ſpannt, ſich abſpannt, ſich färbt, oder, nach der unendlichen Menge der Abwechslungen dieſes leichten und beweglichen Hauches, den man Seele nennt, welkt.

Doch, ich hätte bald vergeſſen, Ihnen von der Farbe der Leidenſchaft zu reden; und gleichwohl lag mir Dieß ſo nah. Hat nicht jede Leidenſchaft die ihrige? Iſt dieſe Farbe in jedem ihrer Augenblicke dieſelbe? Die Farbe hat ihre

eignen Schattirungen im Zorne. Entflammt er das Antlitz, ſo glühen die Augen; iſt er zu ſeiner höchſten Spitze gediehen, preßt er das Herz zuſammen, ſtatt es auszudehnen; ſo werden die Blicke wild, Bläſſe verbreitet ſich über die Stirne und über die Wangen, die Lippen fangen an zu zittern, und ſich weiß zu färben. Behält ein Weib die nämliche Farbe, wenn ſie in der Erwartung des Vergnügens iſt, in den Armen des Genuſſes ſelbſt, und wenn ſie die Arme des Geliebten verläßt? O mein Freund! welch eine Kunſt iſt die des Mahlers! Was er kaum in einer Woche entwirft, vollende Ich in einer Zeile; und, zu ſeinem Unglücke, weiß, ſieht, und fühlt er, wie ich, was er nicht ausdrücken, worin er ſich kein Genüge leiſten kann. Dieß daher, weil dieſe Empfindung, während ſie ihn ſtets vorwärts treibt, ihn über die Begränzung Deſſen täuſcht, was er vermag; er verdirbt ſein Meiſterſtück; er war ohne ſichs zu verſehen, an dem Aeußerſten der Kunſt.

Drittes Capitel.

Alles, was ich je und je über das Helldunkel begriffen habe.

Das Helldunkel iſt die richtige Vertheilung des Schattens und des Lichtes. Ein einfach und leicht Problem, wenn nur Ein regelmäßiger Gegenſtand, nur Ein heller Fleck vorhanden iſt; deſſen Schwierigkeit aber auch nach dem Maaße, wächſt, nach dem die Formen des Gegenſtandes ſich vermannigfaltigen; nach dem Maaße, nach dem die Scene ſich erweitert, die Weſen darauf ſich vervielfältigen, das Licht von verſchiedenen Orten herkömmt, und die Lichter verſchieden ſind. Wie viel ſal-

ſche Schatten und Lichter, mein Freund, giebt es nicht in einer ein wenig verwickelten Compoſition! Wie viele Freyheiten nimmt man ſich dabey! An wie viel Orten wird die Wahrheit der Wirkung aufgeopfert.

Man nennt in der Mahlerey eine Wirkung des Lichtes Das, was Sie in dem Gemählde (Coréſus) geſehen haben; eine Miſchung von Schatten und Licht, die wahr, ſtark iſt, und Reitz hat; einen poetiſchen Augenblick, bey dem Sie ſtille ſtehn, und in Verwunderung gerathen. Etwas ſehr Schweres allerdings! indeß vielleicht minder ſchwer als eine abgeſtufte Vertheilung, welche die Scene auf eine weitſchweifige und gedehnte Art erleuchtete, und in welcher das Maaß von Licht jedem Punkte der Leinwand, in Rückſicht auf ſeine wahre Ausſtellung und ſeinen wahren Abſtand von dem lichten Körper, zugetheilt wäre: ein Maaß, ſo die umgebenden Gegenſtände auf hundert verſchiedene, mehr oder weniger, je nach dem Verluſte und dem Erborg-

ein, was sie veranlassen, verschiedne Weisen abwechseln machen.

Nichts ist seltener, als die Einheit des Lichts in einer Composition, besonders bey Landschaftsmahlern. Hier ist es das Sonnen- dort das Mondenlicht; anderwärts eine Lampe, eine Fackel, oder irgend sonst ein entzündeter Körper. Ein gewöhnlicher, aber schwer zu unterscheidender Fehler!

Auch in Absicht auf Schatten und Licht giebt es Carricaturen, und jede Carricatur ist von üblem Geschmack.

Wenn in einem Gemählde die Wahrheit der Lichter sich mit der Wahrheit der Farbe vereinigt, wird Alles wenigstens im ersten Augenblicke verziehen. Incorrectionen in der Zeichnung, Mangel an Ausdruck, Armuth in den Characteren, Fehler der Anordnung, — Alles vergißt man, man bleibt entzückt, erstaunt, gefesselt, bezaubert davor still stehn.

Nehmen wir einen Spatziergang vor in die Thuillerien, in den Wald von Boulogne,

oder irgend einen Abgot in den elisäischen Feldern vor; unter die Schatten jener alten Bäume hin, die man unter so vielen andern dem Parterr und der Aussicht des Hotels der Pompadour (1766) aufgeopferten noch verschont hat; am Ende eines schönen Tages, in dem Augenblick, wo die Sonne ihre schiefallenden Strahlen durch die dickwipflichte Masse dieser in einandergeschlungenen Aeste wirft, die sie aufhalten, sie zurückschicken, sie brechen, sie auf die Baumstämme, den Boden, durch das Laub zerstreuen, und um uns her eine unendliche Verschiedenheit starker, weniger starker, Schatten, dunkler, weniger dunkler, erleuchteter, erleuchtererer, ganz glänzender Parthien hervor bringen. Alsdann sind die Uebergänge vom Dunkel zum Schatten, vom Schatten zum Lichte, vom Lichte zum großen Glanze, so sanft, so angenehm, so wunderbar, daß der Anblick eines Zweiges, eines Blattes, das Auge festhält, und die Unterredung selbst in dem interessantesten Augenblicke stillstehen macht.

Wir halten unwillkührlich unſern Schritt an; unſere Blicke wandern auf dieſer magiſchen Leinewand umher; wir rufen aus: welch ein Gemählde! o, wie ſchön das iſt! Es ſcheint, als betrachteten wir die Natur wie das Reſultat der Kanſt und, umgekehrt, wenn es ſich trifft, daß der Mahler uns auf der Leinewand dieſelbe Bezauberung wiederhohlt, ſcheint es, als betrachteten wir die Wirkung der Kunſt, als die der Natur. Nicht im Sallon, ſondern tief im Walde, unter Bergen, die die Sonne beſchattet und erhellt, ſind Loutherburg und Vernet groß.

Der Himmel verbreitet eine allgemeine Tinte über die Gegenſtände. Der Dunſt wird in der Ferne ſichtbar, nahebey iſt uns ſeine Wirkung weniger fühlbar; um mich herum behalten die Gegenſtände alle Kraft und alle Mannigfaltigkeit ihrer Farben; die Tinte der Atmoſphäre und des Himmels hat weniger Einwirkung auf ſie; in der Ferne verwiſchen ſie ſich, erlöſchen, alle ihre Farben vermiſchen

ſich; und der Abſtand, welchen dieſe Verwirrung hervorbringt, dieſe Einförmigkeit, zeigt ſie alle ins Graue, ins Grauartige fallend, von einem matten, oder weniger oder mehr erhelltem Weiß, zufolge des Orts, des Lichts, und der Wirkung der Sonne: es iſt dieſelbe Wirkung, wie die der Geſchwindigkeit, in der ſich eine mit verſchiedenen Flecken geſprenkelte Kugel herum drehet; wenn dieſe Geſchwindigkeit groß genug iſt, die Flecken zu verbinden und die beſonderen Senſationen, welche das Roth, das Weiß, das Schwarz, das Blau, das Grün hervorbringt, in eine einzige und zu gleicher Zeit vorgehende zu verwandeln.

Wer alſo nicht die Wirkungen des Lichtes und des Schattens auf den Feldern, im tiefen Walde, auf den Häuſern der Dörfer, auf den Dächern der Städte, bey Tage und bey Nacht ſtudirt und gefühlt hat; laſſe ſeinen Pinſel ruhen; nehme vor allen Dingen aber ſichs nicht heraus, Landſchaftsmahler ſeyn zu wollen. Nicht bloß in der Natur, auch in Ver-

nets Bäumen und Gewässer, auch auf Loutherbougs Hügeln ist der Mondenschein schön.

Ohnstreitig kann eine Lage (Site) sehr reitzend seyn. Hohe Berge, alte Forste, ungeheure Trümmern prägen allerdings Ehrfurcht ein. Die Vorstellungen, welche sich zu ihnen gesellen, die sie erwecken, sind groß. Ich lasse, sobald ich will, Moses und Numa von ihnen herabsteigen. Der Anblick eines Stroms, der mit brausendem Getöse zwischen schroffen Felsen herabstürzt, die er mit seinem weißen Schaume färbt, wird mich schaudern machen. Sehe ich ihn nicht, höre ich von fern seinen Hall: eben so werde ich mir sagen, schwanden seine in der Geschichte berühmten Unglückstifter vorüber! Die Welt bleibt und alle ihre Thaten sind nichts als verlohrnes Geräusch, das mich unterhält. Sehe ich eine grüne Wiese, zartes und weiches Gras, einen Bach, der es tränkt, einen abwärts gelegenen Waldfleck, der mir Stillschweigen, Frische und Heimlichkeit verspricht; so wird meine Seele gerührt, ich er-

innre mich an Die, die ich liebe: wo iſt ſie? rufe ich aus, warum bin ich hier allein? Aber nur die abgewechſelte Vertheilung der Schatten und der Lichter wird der ganzen Scene ihren allgemeinen Reitz ertheilen. Es erhebe ſich ein Dunſt, der den Himmel trübt, der auf den Raum einen grauartigen und einförmigen Ton verbreite, ſo wird Alles ſtumm; nichts begeiſtert mich, nichts hält mich auf; langſam wandere ich wieder gegen meine Wohnung zurück.

Ich kenne ein von le Sueur gemahltes Portrait; man ſollte ſchwören, die rechte Hand trete über die Leinewand heraus, und ruhe auf dem Rande. Man rühmt gar ſonderlich dies Wunderbare an dem Beine und dem Fuſe eines Johannes des Täufers von Raphael, der ſich im Palais Royal findet. Solche Kunſtſtückchen der Kunſt hat es häufig zu allen Zeiten und bey allen Völkern gegeben. Ich habe einen Harlequin, oder Scaramuz von Gillot geſehen, deſſen Laterne einem halben

Fuß über seinen Leib heraus trat. Wo wäre ein Kopf von Latour, um den das Auge nicht gleichsam seinen Weg herum nähme? Wo ein Stück von Chardin, oder selbst von Rosland de Laporte, in dem die Luft nicht zwischen den Gläsern, den Früchten, und den Flaschen kreise? Der Arm des donnernden Jupiters von Apelles trat aus der Leinewand heraus, drohete dem Gottlosen, dem Ehebrecher, näherte sich seinem Haupte. Ein großer Künstler dürfte vielleicht nur wollen, so zerstreute sich die Wolke, die den Aeneas einhüllte; er würde mir ihn zeigen, wie er der leichtgläubigen und schwachen Königin von Carthago erschien:

— — — circumfusa repente
Scindit se nubes, et in aethera purgat apertum.

Aber mit alledem ist das doch nicht das eigentliche Große, das eigentliche Schwere beym Helldunkel. Folgendes ist:

Man denke ſich, wie in Cavalieri's mathematiſchen Unterſuchungen über die unzertheilbaren Dinge (des indiviſibles) die ganze Tiefe der Leinewand, gleichviel in welcher Richtung, in unendlich kleine Flächen zerſchnitten. Das Schwere iſt die richtige Vertheilung des Lichtes und der Schatten ſowohl auf jede dieſer Flächen, als auch auf jeden unendlich kleinen Abſchnitt der Gegenſtände, die ſie einnehmen; es ſind die Wiederhalle, (les echos) die Zurückprallungen aller dieſer Lichter, eines auf das andere. Wenn dieſe Wirkung hervorgebracht iſt, (aber wo und wenn iſt ſie's?) ſo wird das Auge aufgehalten; es ruhet. Ueberall befriedigt, ruhet es überall; es blickt vorwärts, es dringt ein, es kehrt wieder zurück; Alles iſt verbunden, Alles greift in einander. Die Kunſt und der Künſtler werden vergeſſen. Es iſt nicht mehr eine Leinwand, es iſt die Natur, es iſt ein Theil der Welt, den man vor ſich hat.

Den erſten Schritt zur Erkenntniß des Helldunkels macht das Studium der Regel der Perſpective aus. Die Perſpective bringt die Theile der Körper ſich näher, oder entfernt ſie, vermöge der bloßen Verjüngung ihrer Größen, vermöge der bloßen Hinwerfung (Projection) ihrer, durch ein zwiſchen das Auge und den Gegenſtand geſtellten Fläche, geſehenen Theile, und die entweder an die Fläche ſelbſt oder auf eine geheftet ſind, welche man als jenſeits des Gegenſtandes befindlich annimmt

Mahler! ſchenkt dem Studio der Perſpective einige Augenblicke; Ihr werdet Euch durch die Leichtigkeit und Sicherheit ſehr belohnt finden, zu der Ihr in der Ausübung Eurer Kunſt dadurch gelangen werdet. Nur ein wenig Nachdenken wird Euch leicht begreiflich machen, daß der Körper eines Propheten, in ſein ganzes weitumſchreibendes Gewand gehüllt, und ſein lockenreicher Bart, und dieſes ihm über die Stirn empor wallende Haar, und dieſe mah-

lerische, seinem Kopfe einen Character von Göttlichkeit ertheilende Leinwand in allen ihren Puncten denselben Grundsätzen als der Polyeder unterworfen sind. Auf die Länge wird beydes Euch nicht weiter in Verlegenheit setzen. Je mehr Ihr in der Vorstellung die Zahl Eurer Flächen vervielfältigt, desto correcter und wahrer werdet Ihr seyn; und nicht zu fürchten haben, eine zu Eurer Technik hinzugefügte Beschaffenheit mehr oder minder, werde Euch kälter machen.

Gleich wie die allgemeine Farbe eines Gemähldes, hat auch das allgemeine Licht seinen Ton. Je stärker und lebhafter es ist, desto beschränkter, entschiedener, und schwärzer sind die Schatten. Entfernt allmählich das Licht eines Körpers, und Ihr werdet allmählich den Glanz und den Schatten davon schwächen. Entfernt es noch mehr, und Ihr werdet die Farbe eines Körpers einen eintönigen Ton annehmen, seinen Schatten gleichsam so dünne werden sehn, daß Ihr die Gränze davon nicht

mehr unterscheiden könnt. Nähert das Licht wieder, so wird der Körper heller werden, und sein Schatten sich begränzen. In der Dämmerung giebts beynah keine merkliche Wirkung des Lichtes mehr; beynah keinen besondern unterscheidbaren Schatten. Vergleicht eine Naturscene, an einem hellen Tage, und unter einer glänzenden Sonne, mit der nämlichen Scene, unter einem neblichten Himmel. Dort werden die Lichter und die Schatten stark, hier Alles schwach und grau seyn. Aber Ihr habt hundertmal diese beyden Scenen in Einem Augenblicke auf einander folgen sehen, wenn, mitten auf einem unendlichen Gefilde, irgend ein dickes Gewölk durch die Winde getragen, welche in der höhern Gegend der Atmosphäre herrschten, indeß der Euch umgebende Theil unbeweglich und still blieb, sich, ohne daß Ihrs wußtet, zwischen den leuchtenden Weltkörper und die Erde stellte. Plötzlich verlohr Alles seinen Glanz. Eine traurige, dunkle, eintönige Tinte, ein Schleyer fiel schlei-

nig auf die Scene. Selbſt die Vögel hielten ſtaunend darüber mit ihrem Geſange ein. Die Wolke ſchwand wieder; Alles glänzt von neuem; und die Vögel beginnen von neuem ihr Gezwitſcher.

Der Augenblick des Tages, die Jahrszeit, das Clima, die Lage, der Zuſtand des Himmels, der Ort des Lichts iſts, was den allgemeinen Ton ſtark oder ſchwach, traurig oder anziehend macht. Wer das Licht auslöſcht, legt ſich die Nothwendigkeit auf, der Luft ſelbſt einen Körper zu geben, und mein Auge den leeren Raum, der durch dazwiſchen geſtellte und gradweiſe geſchwächte Gegenſtände entſteht, meſſen zu lehren. Welch ein Mann, wenn er dieſes großen Wirkungsmittels (grand agent) entübrigt ſeyn, und ohne ſeine Beyhülfe einen großen Effect hervorbringen kann!

Verachtet jene ſo links angebrachten ſo grob, ſo einfältig, daß es unmöglich iſt, ihre Abſicht zu verkennen, hingeſtellte Zurückſtoßer. (repoulloirs.) Man hat geſagt, in der Bau-

kunſt müßten die Hauptparthien zu Zierrathen gemacht werden; in der Mahlerey die Hauptgegenſtände ſich in Zurückſtoßer verwandeln. Nicht alſo! Verbindet vielmehr in einer Compoſition die Figuren mit einander, laßt ſie hervor- zurücktreten, ohne dieſe falſchen (poſitiches) Mittelding (Intermediaires), die ich nur Flickwerk, (Chevilles) oder Lückenbüßer (Bouche-trous) nenne. Tesniere hatte einen anderen Zauber.

Mein Freund, auch die Schatten haben ihre Farben. Betrachten Sie aufmerkſam die Gränzen, und ſelbſt die Maſſe des Schattens eines weißen Körpers, und Sie werden darin eine unendliche Menge ſchwarzer und weißer Punkte durch einander erblicken. Der Schatten eines rothen Körpers fällt ins Röthliche; es ſcheint als löſte das Licht, indem es auf den Scharlach trifft, einige Theilchen davon ab, und nähme ſie mit ſich hinweg. Der Schatten eines Körpers, mit dem Fleiſche und Blute der Haut, bildet einen gelblichen ſchwa-

chen Schatten. Der Schatten eines blauen Körpers nimmt eine blaue Schattirung an, und die Schatten und die Körper werfen eins auf das andere einen Wiederschein. Diese unendliche Zurückprallungen von Schatten und Körpern, erzeugen die Harmonie auf Eurem Schreibtische, wo die Arbeit und der Genüs das geheftete Buch neben das gebundene, das Buch neben das Dintenfaß hingeworfen, das Schreibzeug mitten unter funfzig an Natur, Farbe und Größe verschiedene Gegenstände gestellt hat. Wer bemerkt, wer erkennt, wer führt alle diese mannigfaltigen Wirkungen zugleich aus, und verschmilzt sie unter einander? wer sieht ihr nothwendiges Resultat ein? Unterdeß giebt es dafür doch ein sehr einfaches Gesetz; und der erste beste Färber, zu dem Ihr eine Probe der Schattirung eines Stoffes bringt, wirft das Stück weißen Stoff in seinen Kessel, und versteht es, gefärbt, wie Ihr wollet, herauszuziehen. Allein der Mahler beobachtet selbst dieß Gesetz auf seinem Palet,

wenn er ſeine Tinten miſcht. Es giebt kein beſonderes Geſetz für die Farben, für das Licht, für die Schatten; es iſt überall nur ein einziges.

Und, wehe den Mahlern, wofern Derjenige, der eine Gallerie durchläuft, nie dieſe Grundſätze mit hinbringt. Glückliche Zeit, wenn ſie allgemein verbreitet ſeyn werden! Nur das allgemein unter einer Nation verbreitete Licht hält den Regenten, den Miniſter, und den Künſtler ab, Thorheiten zu begehn. O ſacra reverentia plebis! Kein Einziger unter ihnen, der nicht in Verſuchung wäre, auszurufen: Du Geſindel, (Canaille) wie viele Mühe gebe ich mir nicht, ein Beyfallszeichen von Dir zu erhalten!

Jeder Künſtler wird Euch ſagen, er wiſſe Dieß Alles beſſer als ich. Er erfahre denn von mir: alle dieſe Figuren ſtrafen ihn Lügen.

Es giebt Gegenſtände, welche der Schatten geltend macht, andere die mehr Reitz durch

das Licht erhalten. Der Kopf einer Brünette wird durch eine Halbtinte ſchöner; der einer Blondine, im Lichte.

Auch in der Wahl des Grundes eines Gemäldes, beſonders eines Portraits, hat die Kunſt etwas zu ſagen. Ein ziemlich allgemeines Geſetz iſt: daß im Grunde keine Tinte vorhanden ſeyn muß, die mit einer andern Tinte des Gegenſtandes verglichen, ſtark genug ſey, ſie zu erſticken (pour l'etouffer) oder das Auge aufzuhalten.

Viertes Capitel.

Was Jedermann über den Ausdruck weiß, und was nicht Jedermann weiß.

Sunt lacrymæ rerum et mentem mortalia tangunt.

Der Ausdruck iſt überhaupt das Bild einer Empfindung.

Ein Schauſpieler, der ſich nicht auf Mahlerey verſteht, iſt ein armſeliger Schauſpieler; ein Mahler, der kein Phyſiognomiker iſt, ein armer Mahler.

In jedem Theile der Welt hat jedes Land, in jedem Lande jede Provinz, in jeder Provinz jede Stadt, in jeder Stadt jede Familie, in jeder Familie jedes einzelne Glied davon;

bey jedem Individuo jeder Augenblick ſeine Phyſionomie, ſeinen Ausdruck.

Der Menſch wird zornig, er iſt aufmerkſam, er iſt neugierig, er liebt, er haßt, er verachtet, er verſchmäht, er bewundert; und jede der Bewegungen ſeiner Seele drückt ſich auf ſeinem Geſichte mit klaren, deutlichen Zeichen aus, über die wir nie fehlgreifen.

Auf ſeinem Geſichte! Nur auf dem? Auf ſeinem Munde, in ſeinem Auge, auf ſeinen Wangen, in jedem Theile ſeines Geſichtes! Das Auge entflammt ſich, erliſcht; ſchmachtet, wird wild; heftet ſich hin; und eine groſſe Künſtlereinbildungskraft iſt eine unendliche Sammlung aller dieſer Ausdrücke. Jeder von uns hat ſein kleines Theil davon bekommen, und auf ihn gründet ſich das Urtheil, welches wir über Häßlichkeit und Schönheit fällen. Geben Sie wohl acht, mein Freund; befragen Sie ſich beym Anblicke eines Mannes oder eines Weibes, und Sie werden erkennen: es ſey immer das Bild einer guten Eigenſchaft, oder

das ſtärker oder ſchwächer bezeichnete Gepräge einer ſchlechten, welches Sie anzieht, oder Sie zurückſtößt.

Stellen Sie ſich vor: Sie hätten einen Antinous vor ſich. Seine Züge ſind ſchön und regelmäßig. Seine breiten und vollen Wangen verkünden Geſundheit. Wir lieben die Geſundheit; ſie iſt der Eckſtein des Glückes. Er iſt in Ruhe; wir lieben die Ruhe. Er hat eine Miene von Nachdenken und Vernünftigkeit; wir lieben das Nachdenken und die Vernünftigkeit. Ich ſage nichts von dem Uebrigen der Figur; und will mich bloß mit dem Kopfe beſchäftigen.

Behalten Sie alle Züge dieſes ſchönen Geſichtes, wie ſie ſind, bey, und laſſen nur ein wenig einen der Mundwinkel ſich heraufziehen; alsbald wird der Ausdruck ironiſch, und das Geſicht Ihnen weniger gefallen. Laſſen Sie den Mund in ſeinen erſten Zuſtand zurückkommen; und die Augenbraunen ſich heraufziehen; dann haben wir den Character des

Stolzes; und der Antinous wird Ihnen weniger gefallen. Laſſen Sie die beyden Mundwinkel zu gleicher Zeit ſich aufwärtsziehen, und Ihr Bild die Augen weit offen haben, ſo werden Sie eine cyniſche Phyſionomie ſehen, und Sie für Ihre Tochter fürchten, wenn Sie Vater ſind. Laſſen Sie die Winkel des Mundes wieder zurückſinken, und die Augenlieder ſich niederſchlagen; laſſen Sie ſie die Hälfte des Regenbogens im Auge bedecken, und den Stern nur halb ſichtbar ſeyn; ſo werden Sie einen falſchen, heimtückiſchen, verſtellten Menſchen vor ſich ſehen, den Sie meiden werden.

Jedes Alter hat ſeinen Geſchmack. (Les gouts) Rothe, wohl gerundete Lippen, ein halbgeöffneter und lächelnder Mund, ſchöne, weiße Zähne, ein friſcher Gang, ein feſter Blick, ein offner Buſen, ſchöne, große, breite Wangen, eine aufgeſtülpte Naſe, hätten mich im achtzehnten Jahre durch das Feuer gejagt. (me faiſoient galopper à dixhuit ans.) Jetzt

da die Sünde nicht mehr für mich, und ich nicht mehr für die Sünde gemacht bin, muß es ein junges sittsames, bescheidnes Mädchen seyn, anständig von Gang, schüchtern von Blicken, still an der Seite ihrer Mutter wandelnd, wenn es mich stehen machen und mich anziehen soll.

Wem gebührt denn der Ruhm des guten Geschmacks? Mir im achtzehnten Jahre? oder mir itzt im funfzigsten? Die Frage läßt sich leicht entscheiden. Wäre, als ich achtzehn Jahr alt war, zu mir gesagt worden: Kind, was ist schöner? Das Bild der Sünde oder das Bild der Tugend? Sonderbare Frage! hätte ich geantwortet; — das Bild der Tugend!

Dem Menschen die Wahrheit zu entlokken, muß man immer seine Leidenschaften gewissermaßen täuschen, und ihm allgemeine und abstracte Begriffformen vorlegen. — Im achtzehnten Jahre demnach, war es nicht das Bild der Schönheit, sondern die Physionomie des Vergnügens, die mich durchs Feuer trieb.

Der Ausdruk ist schwach oder falsch, wenn er uns ungewiß über die Empfindung bleiben läßt.

Was auch der Character des Menschen sey, wenn seine gewöhnliche Physionomie mit der Vorstellung übereinstimmt, die Ihr von einer Tugend habt, so wird er Euch an sich ziehen; ist seine gewöhnliche Physionomie mit der Vorstellung gleichförmig, die Ihr von einer Sünde habt, so wird sie Euch von sich entfernen.

Man schafft sich selbst bisweilen seine Physionomie. Das Gesicht, welches gewohnt ist, den Character der herrschenden Leidenschaften anzunehmen, behält ihn. Bisweilen auch empfängt man ihn von der Natur; und man muß ihn ja zu bewahren suchen, wie man ihn empfing. Es hat ihr gefallen, uns gut werden zu lassen, und uns das Gesicht des Bösewichts zu geben; oder uns böse seyn zu lassen, und uns das Gesicht der Güte zu schenken.

Ich habe in der Fauxbourg St. Marceau, wo ich lange gewohnt, Kinder gesehen, die sehr reitzend von Gesicht waren. Im zwölften, dreyzehnten Jahre waren diese höchst sanften Augen von einer frechen Glut entzündet; der angenehme kleine Mund seltsam verzerrt; der so runde Hals muskulicht schwellend. Das Ebenmaaß der breiten Wangen mit harten Erhöhungen übersäet. Sie hatten die Physiognomie der Schrangen (Halles) und Märkte angenommen. Durch häufiges Erbittertwerden, Schimpfen, Schlagen, schreyendes Gezänk, Zerraufen eines Hellers wegen, war ihnen für das ganze künftige Leben die Miene der schmutzigen Habsucht, der Unverschämtheit, und des Zornes, eigen geworden.

Wenn die Seele eines Menschen, oder die Natur seinem Gesichte den Ausdruck des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und der Freyheit mitgetheilt hat, so werdet Ihr es fühlen, weil Ihr in Euch selbst die Bilder dieser Tugenden führt; und Denjenigen wohl empfan-

gen, der sie Euch ankündet. Ein solch Gesicht ist ein Empfehlungsbrief, in einer allen Menschen gemeinschaftlichen Sprache geschrieben.

Jeder Zustand des Lebens hat seinen eigenthümlichen Character und seinen Ausdruck.

Der Wilde besitzt starke, kräftige, hervortretende Züge; struppichtes Haar, einen dichtgelockten Bart; alle seine Glieder stehen im genauesten Verhältnisse zu einander; keine Art sie zu gebrauchen hat sie verderben können. Er hat gejagt, ist gelaufen; er hat gegen wilde Thiere gekämpft; er hat sich Leibesbewegung gemacht; sich erhalten, seines Gleichen erzeugt; — die beyden einzigen natürlichen Beschäftigungen! — Nichts an ihm sieht nach Unverschämtheit, oder nach Schaam aus. Ein gewisses stolzes, mit Wildheit vermischtes Wesen! Den Kopf trägt er grade, und hoch; sein Blick ist fest. Man sieht den Herrn seines Forstes in ihm. Je mehr ich ihn betrachte, desto mehr erinnert er mich an die Einsam-

ſämkeit und Offenheit ſeiner Wohnung. Spricht er, ſo iſt ſeine Gebehrde gebieteriſch, ſeine Rede gedrungen, kräftig, und kurz. Er iſt ohne Geſetz, ohne Vorurtheil. Seine Seele iſt leicht reitzbar. Er lebt in einem Zuſtande immerwährenden Kriegs. Er iſt beugſam, gelenkig; indeß ſtark!

Die Züge ſeiner Gefährtinn, ihr Blick, ihre Art ſich zu tragen, ſind nicht die des gebildeten Weibes. Nackt, wird ſie nicht gewahr, daß ſie es ſey. Sie hat ihren Mann auf der Flur, ins Gebirge, in den Dickigt begleitet. Sie hat ſeine Leibesbewegung mit ihm getheilt. Sie hat ihr Kind auf ihrem Arme getragen. Von keinem Gewande iſt ihre Bruſt eingezwängt worden. Ihr langes Haar wallt zerſtreut auf ihre Schultern herab. Sie iſt wohl gebaut. Die Stimme ihres Mannes war donnernd, die ihrige iſt ſtark. Ihre Blicke heften ſich minder feſt auf Gegenſtände, ſie erſchrickt leichter. Sie iſt flüchtig und gelenk.

In der Gesellschaft hat jeder einzelne Bürger seinen Character und seinen Ausdruck; der Handwerker, der Edelmann, der Bürgerliche, der Gelehrte, der Geistliche, die Obrigkeit, der Mann vom Soldatenstande.

Unter den Handwerkern giebt es körperliche Angewohnheiten, Laden- und Werkstätte-physionomieen.

Jede Gesellschaft hat ihre Regierung, und jede Regierung ihre herrschende, wirkliche oder in Voraussetzung angenommene Beschaffenheit, welche die Seele, die Stütze und die Triebfeder davon ausmacht.

Die Republik ist ein Zustand der Gleichheit. Jeder Unterthan betrachtet sich als einen kleinen Monarchen. Das Aeußere des Republikaners wird stolz, hart und kühn seyn.

In der Monarchie, wo man gebietet und gehorcht, wird der Character der Ausdruck der Anmuth, (affabilité) der Grazie, der Sanftheit, der Ehre, der Galanterie seyn.

Unter der Zwingherrnregierung wird die Schönheit die Schönheit des Sclaven seyn. Laßt mich da sanfte, unterwürfige, furchtsame, flehende und demüthige Gesichter sehn! Der Sclav geht mit niedergebeugtem Haupte; er scheint es immer einem stets ihn zu treffen bereitem Schwerdte darzubieten.

Und was ist Sympathie? Ich verstehe darunter jenen schnellen, plötzlichen, ohne daß wir überlegen, in uns entstehenden Zug, der zwey Wesen eins an das andere drängt und heftet, beym ersten Anblick, aufs erste Zusammentreffen, beym ersten Begegnen. Denn die Sympathie, selbst in diesem Sinne, ist kein Hirngespinst. Sie ist die augenblickliche und gegenseitige Aneinandernäherung irgend einer Tugend. Aus der Schönheit entsteht die Bewunderung; aus der Bewunderung die Hochachtung, die Begierde zu besitzen, und die Liebe.

Soviel mag über die Charactere, und ihre verschiedenen Physionomien zureichend seyn:

aber es ist noch nicht Alles. Zu dieser Kenntniß muß auch noch eine tiefe Erfahrung der Lebensscenen hinzukommen. Ich erkläre mich. Man muß das Glück und das Elend des Menschen unter allen seinen Gestalten; man muß Schlachten, Hungersnöthe, Pesten, Ueberschwemmungen, Stürme, Ungewitter; die empfindende Natur, die unbelebte Natur, in ihren Verzückungen studirt haben. Man muß die Geschichtschreiber durchblättern, sich mit Lesung der Dichter erfüllen, bey ihren Bildern verweilen. Wenn der Dichter sagt: vero incessu patuit Dea, so muß man in sich diese Gestalt suchen. Wenn er sagt: summa placidum caput extulit unda, so muß man diesen Kopf sich als Modell denken; fühlen, was daraus zu nehmen, was davon wegzulassen ist; man muß die sanften und starken Leidenschaften kennen, und sie ohne Verzerrung ausdrücken. Laocoon leidet; aber er grimassirt nicht; gleichwohl schlängelt der grausame Schmerz ihm von der äußersten Zähe-

ſpitze bis zur Scheitel herauf. Mächtig ergreift er uns, ohne uns Abſcheu einzuflößen. Arbeitet denn ſo, daß ich meine Augen auf Eure Leinwand weder heften, noch ſie davon abziehen könne.

Vermengt nicht die Mienenſpiele, (Minauderies) die Geſichtsverzerrungen, geſpitzte Mäulchen, ſchnippiſch heraufgezogene Mundwinkel, und was ſolcher kindiſchen Ziererenen mehr ſind, mit der Grazie, noch weniger mit dem Ausdrucke.

Gleich anfangs ſey Euer Kopf von einem ſchönen Character. Die Leidenſchaften drücken ſich leichter auf einem ſchönen Geſichte aus. Aufs höchſte geſpannt, werden ſie durch die Schönheit nur deſto ſchrecklicher. Die Eumeniden der Alten ſind ſchön, und um nichts minder grauſenvoll deshalb. Nur wenn man zu gleicher Zeit heftig angezogen und zurückgeſtoßen wird, empfindet man am meiſten Unbehaglichkeit; und Dies wird die Wirkung einer Eumenide ſeyn, die man mit großen Zügen der Schönheit ausgeſtattet hat.

Das beym Manne oben etwas breitere und und unten ſchmäler zuſammenlaufende Geſichtsoval, drückt Adel aus.

Das beym Weibe, bey dem Kinde abgerundetere, ſtellt Jugend dar; bildet die Grazie.

Ein auch nur um ein Haar breit unrecht angebrachter Zug, kann verſchönern oder verſtellen.

Lernt dann, was Grazie, was dieſe ſtrenge und genaue Gleichförmigkeit der Glieder mit der Natur der Handlung ſey. Vor allen Dingen verwechſelt ſie nicht mit der Grazie des Schauſpielers oder des Tanzmeiſters. Die Grazie der Handlung, und Marcels Grazie widerſprechen ſich durchaus. Träfe Marcel Jemand in einer Stellung wie Antinous an, ich wette, er ſtriche ihm mit der Hand unter das Kinn, legte ihm die andere auf die Schulter und: wie, Tölpelchen! ſagte er zu ihm: hält man ſich ſo? dann ihm mit dem Knie ſein Knie zurechtrückend, und die Hülfe mit den Armen gebend: Sie ſtehn ja da, als ob ſie

aus Butter wären, und zergehen wollten. Ey, liukes Herrchen, die Kniekehle straff gestreckt; die Brust hervor, die Nase ein wenig mehr in den Wind! Und wenn er denn nun den geschmacklosesten Stutzer aus ihm gemacht, dann würde er erst anfangen, ihm zuzulächeln, und sich selbst in seinem Werke gefallen.

Verliert Ihr dieses Gefühl des Unterschiedes zwischen einem Menschen, der sich in einer Gesellschaft präsentirt, und dem Menschen, der mit Theilnahme in einer Handlung begriffen ist; zwischen dem Menschen, der sich allein befindet, oder demjenigen, der von Anderen gesehen wird; so werft Euren Pinsel ins Feuer. Ihr werdet eure Figuren academisiren, abzirkeln, nichts als Gezier hervorbringen.

Wollen Sie, mein Freund, diesen Unterschied fühlen? Sie sind allein zu Hause. Sie erwarten meine Papiere, die nicht kommen. Sie denken: große Herrn wollen zur Stunde bedient seyn. Siehe da! Sie strecken sich auf ihrem Strohstühlchen aus; Ihren Ellenbogen

aufs Knie geſtützt; Ihre Nachtmütze in die Augen gezogen; oder auch das Haar zerſtreut, und unordentlich unter einem Krummkamm zuſammengefaßt; den Schlafrock auf beyden Seiten in herabſinkenden Falten zurückgeſchlagen; Sie ſind durchaus mahleriſch! ſchön! Indem meldet man den Marquis Caſtries bey Ihnen; huſch! wird die Mütze aufgezogen, der Schlafrock zuſammengeraſft; mein Mann ſteht grade da, alle ſeine Glieder ſtramm, ſich in Poſitur ſetzend, ſich manierirend, ſich marceliſirend, ſich ſehr angenehm machend, den ankommenden Beſuch zu empfangen, aber höchſt ungeſchmückt (maullade) für den Künſtler. So eben waren Sie ſein Mann; Sie ſind es nicht mehr.

Beym Anblick gewiſſer Figuren, gewiſſer Kopfcharactere von Raphael oder Corracci frägt man ſich, wo ſie ſie hergenommen haben mögen? Aus einer ſtarken Einbildungskraft, aus Dichterbeſchreibungen, aus den Wolken, aus zufälligen Erſcheinungen bey Feuersbrünſten,

aus Trümmern, unter dem Volke, wo ſie die erſten Züge einſammelten, die die Poeſie nachher weiter ausbildete.

Dieſe ſeltnen Männer hatten Empfindlichkeit, Originalität, Laune. Sie laſen; vornehmlich Dichter. Ein Dichter iſt ein Mann mit ſtarker Einbildungskraft begabt, der ſelbſt vor den Phantomen, die er ſich erſchafft, in Rührung zerſchmilzt, vor ihnen erſchrickt.

Ich kann nicht widerſtehen. Ich muß, durchaus, mein Freund, Sie von der Wirkung und Zurückwirkung des Dichters auf den Bildhauer, oder den Mahler; des Bildhauers auf den Dichter, und beyder ſowohl auf die beſeelten als unbeſeelten Weſen der Natur unterhalten. Ich verjünge mich wieder um tauſende von Jahren, Ihnen zu erklären, wie in den Zeiten des Alterthumes dieſe Künſtler gegenſeitig einer auf den andern, welchen Einfluß ſie ſelbſt auf die Natur hatten, und ihr ein göttliches Gepräge mittheilten. Homer hatte geſagt: Jupiter erſchüttere

den Olymp durch die bloße Bewegung seiner ſchwarzen Augenbraunen. Der Gottgelahrte hatte geredet; und da war der Kopf, den der Marmor, in einem Tempel aufgeſtellt, dem hingeworfenen Anbeter zeigen ſollte. Das Gehirn des Bildhauers entflammte ſich; und nicht ehe ergriff er ſeinen weichen Thon, und ſeinen bildenden Stahl, bis das rechtgläubige Bild von ihm begriffen war. Der Dichter hatte die ſchönen Füße der Theris zum Heiligthume erhoben; und dieſe Füße waren Glaubensartikel geworden; — den reitzenden Buſen der Venus, und dieſer war Glaubensartikel; die ſchönen Schultern des Apollo, und dieſe Schultern waren Glaubensartikel; das dralle Geſäß Ganymeds, und auch dieß Geſäß war Glaubensartikel! Das Volk harrte ſchon, auf dem Altare ſeine Götter und Göttinnen mit den charakteriſtiſchen Reitzen ſeines Catechismus zu finden. Der Theolog oder der Dichter hatte ihnen das Zeichen aufgedrückt, und der Bildhauer nahm ſich wohl

in acht, dagegen zu verſtoßen. Man hätte ſich über einen Neptun aufgehalten, der keine Bruſt, über einen Herkules, der nicht den Rücken der heidniſchen Bibel gehabt, und der ketzeriſche Marmorblock wär ruhig in der Werkſtatt ſtehen geblieben.

Was entſtand daraus? Denn mit alle dem hatte der Dichter nichts geoffenbart, noch glauben gemacht, der Mahler und der Bildhauer nichts vorgeſtellt, als aus der Natur entlehnte Eigenſchaften. Das entſtand daraus, daß, wenn das Volk auf dem Rückwege aus dem Tempel dieſe Eigenſchaften an dieſer oder jener Perſon erkannte, dieß eine ganz andere Rührung darauf hervorbrachte. Das Weib hatte der Thetis ihre Füße, der Venus ihre Bruſt geliehen; die Göttin gab ſie ihr wieder; aber geheiligt, vergöttert wieder. Der Mann hatte Apollo ſeine Schulter, Neptun ſeine Bruſt, Mars ſeine nervigte Seite, Jupiter ſein erhabenes Haupt, Ganymeden ſein Gefäß geliehen; allein Apoll, Neptun, Mars, Jupiter

und Ganymed gaben sie ihm geheiligt, vergöttlicht wieder.

Wenn irgend ein bleibender, bisweilen selbst ein vorübergehender Umstand, gewisse Begriffe in dem Kopfe der Völker vergesellschaftet hat, so schwinden diese nie wieder daraus weg; und nicht blos ein junger Wüstling fand auf dem Altare der Venus seine Geliebte wieder, weil sie es wirklich auch war; sondern selbst jeder alte Andächtler war geneigt, die Schultern seines Gottes auf dem Rücken wessen Sterblichen es auch war, zu verehren. Ich kann mich also nicht enthalten, zu glauben: daß, wenn das versammelte Volk Vergnügen daran fand, nackte Gestalten, in den Bädern, in den Gymnasien, bey den öffentlichen Spielen, zu betrachten, es nicht, ohne daß es ein genaues Bewußtseyn davon gehabt, in den Zoll von Bewunderung, den es der Schönheit darbrachte, eine gewisse Farbe von Heiligem und Profanem, ein gewisses sonderbares Gemisch von Ausschweifung und von

Andacht brachte. Ein Wollüstling, der seine Geliebte in seinen Armen hielt, nannte sie: meine Königin! meine Beherrscherin! meine Göttin! und diese in unserem Munde schaalen Ausdrücke hatten einen ganz andern Sinn in dem seinigen. Denn es war in den Ausdrücken Wahrheit; er befand sich wirklich im Himmel, unter den Göttern; er genoß wirklich des Gegenstandes seiner eignen und der Nationalanbetung.

Und warum sollte auch Dieß Alles anders in dem Geiste des Volkes, als in dem Kopfe seiner Dichter oder Theologen vorgegangen seyn? Die Werke, die wir von ihnen haben, die Beschreibungen, die sie uns von den Gegenständen ihrer Leidenschaften hinterlassen, sind voll von Vergleichungen, von Anspielungen auf die Gegenstände ihres Gottesdienstes. Es ist das Lächeln der Grazien; die Jugend der Hebe; es sind die Finger Aurorens; es ist der Busen, der Arm, die Schulter, der Schenkel, es sind die Augen der Venus. Gehe nach

Delphos, und Du wirſt meinen Bathyll ſehen. Nimm dieſe Mädchen zum Muſter, und trage dein Gemälde nach Paphos. Nur daran haben ſie es noch fehlen laſſen, uns öfter zu ſagen, wo man dieſen Gott, oder dieſe Göttin ſehen konnte, deren lebendiges Original ſie liebkoſten; allein die Völker, die ihre Poeſien laſen, wußten es gar wohl.

Ohne dieſe wirklich vorhandenen Urbilder wären ihre Galanterien viel kälter und geſchmacklos geweſen. Ich berufe mich auf Sie ſelbſt, mein Freund, und auf Sie, feiner geſchmackvoller Suard; auf Sie, warmer und feuriger Arnaud; auf Sie, originaler, Kenntnißreicher und im Scherze eingeweihter Gagliani. Sagen Sie mir, glauben Sie nicht auch, daß man hieraus alle die Lobſprüche auf Sterbliche herleiten muß, die von den Attributen der Götter genommen ſind, ſo wie gleichfalls alle jene unzertrennlich mit den Helden und den Göttern verbundenen Beywörter? Es waren eben ſo viele Glaubensartikel; eben

ſo viele Verſe aus dem durch die Poeſie, die Mahlerey und die Bildhauerkunſt Geheiligten der heidniſchen Symbole. Wenn wir dieſe Beywörter immer wiederkehren ſehen, wenn ſie uns ermüden und langweiligen, ſo iſt's, weil keine Statue, kein Tempel, kein Model, mehr vorhanden iſt, auf das wir ſie beziehen könnten. Der Heide hingegen kehrte jedesmal, wenn er ſie in einem Dichter fand, mit ſeiner Einbildungskraft in einem Tempel ein; betrachtete das Gemählde wieder, erinnerte ſich der Statue, die ſie hergegeben hatte.

Ein wenig Geduld, mein Freund! Vielleicht wird, was folgt, Begriffen, die Sie bisher nur als ein angenehmer Schatten, als ein ſinnreiches Syſtem unterhalten haben, einige Wahrſcheinlichkeit geben. Wäre unſere Religion nicht ein trauriges und plattes metaphyſiſches Weſen, wären unſere Mahler und Bildhauer Männer, die ſich mit den alten Mahlern und Bildhauern vergleichen ließen: (verſteht ſich, mit den guten, denn wahrſchein-

lich haben ſie auch ſchlechte, und mehr, als wir, gehabt; ſo wie Italien der Ort iſt, wo man am meiſten gute und ſchlechte Muſik ſchreibt), wären unſere Prieſter nicht dumm-köpfige Andächtler; hätte ſich dieß abſcheuliche Chriſtenthumsweſen nicht durch den Mord und das Blut feſtgeſetzt; ſchränkten ſich die Freuden unſeres Paradieſes nicht auf ein närriſches ſelig machendes Anſchauen von einem: ich weis nicht was, das man weder begreift noch verſteht, ein; ſtellte unſre Hölle uns etwas anders als Feuerſchlünde, als ſcheusliche und gothiſche Teufel, als Heulen und Zähnklappen dar; könnten unſere Gemählde etwas anders ſeyn, als Scenen von Grauſamkeiten, uns etwas anders zeigen, als geſchundene, gehangene, gebratene Märtyrer, als eitel eckelhafte Metzeleyen; wären unſere Heiligen und Heiliginnen nicht alle bis über die Zähne vermummt; hätten unſere Begriffe von Schamhaftigkeit und Zucht nicht den Anblick der Arme, der Lenden, der Brüſte, der Schultern;

jede

jede andere Nacktheit uns gebannt; hätte der Geist der Zerknickung nicht diese Brüste welk, diese Schenkel schlaff gemacht, diese Arme entfleischt, diese Schultern mit Geißelstreichen zerrissen; wären unsere Künstler nicht so gesesselt, und unsere Dichter nicht durch die schreckenden Worte: Gotteslästerung und Entweyhung! im Zügel gehalten; wäre die Jungfrau Maria die Mutter des Vergnügens, oder, wenn wir sie auch als Mutter Gottes annehmen, wären es ihre schönen Augen ihre schönen Brüste, ihr schönes Gesäß gewesen, was den heiligen Geist zu ihr angelockt und stünde alles Dieß in dem Buche ihrer Geschichte geschrieben; wäre der Engel Gabriel darum wegen seiner schönen Schultern gepriesen; hätte Magdalena ein Liebesgeschichtgen mit dem Christ gehabt; hätte auf der Hochzeit zu Cana der Christ ein wenig selig, etwas nonconformistisch allenfalls, den Busen eines der Hochzeitmädchen und das Gesäß des heiligen Johannes, ungewiß, ob er dem Apostel mit dem sanft beflaumten

Kinn getreu oder nicht getreu bleiben ſollte, ſanft geſtreichelt. . . . Sie würden ſehen, was aus unſern Mahlern, unſern Dichtern, unſern Bildhauern geworden wäre, in welchem Tone wir von dieſen Reitzen reden würden, die eine ſo große und ſo merkwürdige Rolle in der Geſchichte unſerer Religion und unſeres Gottes ſpielten; mit welchem Auge wir endlich die Schönheit betrachten würden, der wir die Geburt, die Menſchwerdung unſers Heilandes, und die Gnade unſerer Erlöſung verdankten.

Wir bedienen uns indeß noch der Ausdrükke: göttliche Reitze, göttliche Schönheit; allein ohne einigen Ueberreſt von Heidenthum, den die Vertrautheit mit den alten Dichtern in unſeren poetiſchen Gehirnen unterhält, würden ſie froſtig und ſinnlos ſeyn. Hundert Frauenzimmer von verſchiedenen Geſtalten kann daſſelbe Lob zu Theil werden; aber nicht alſo bey den Griechen. Es war in Marmor oder auf der Leinwand ein gegebenes Model vor-

handen; und derjenige, der, durch seine Leidenschaft verblendet, sich's hätte einfallen lassen, irgend eine gewöhnliche Gestalt mit der Venus von Gnidos oder von Paphos zu vergleichen, wär' eben so lächerlich gewesen, als der, der unter uns etwa ein stumpfnasigtes Bürgermädchen neben der Frau Gräfin von Brionne aufstellen wollte. Achselzücken, Ausgelachtwerden dürfte sein Lohn seyn.

Gleichwohl haben wir einige durch Ueberlieferung uns aufbewahrte Charactere; einige durch die Mahlerey und Bildhauerkunst uns gegebene Figuren. Niemand wird über einen Christus, einen heiligen Petrus, über die Mutter Gottes, über die meisten Apostel misgreifen; und glauben Sie wohl, daß in dem Augenblicke, wo ein ächter Gläubiger einen dieser Köpfe auf der Straße erblickt, er nicht eine leichte Regung von Ehrerbiethung in sich fühlt? Was würde denn nicht geschehen, wenn diese Figuren sich nie dem Gesichte darstellten, ohne sich mit sanften, wollüstigen, angenehmen Vorstellungen zu

vermählen, die die Sinne und die Leidenschaften ins Spiel brächten.

Dank denn Raphaeln, Guido'n, Correggio'n, Titianen, und einigen andern italienischen Mahlern! Wenn irgend ein Weib uns diesen Character von Adel, von Größe, von Unschuld und von Einfachheit darbietet, die sie ihren Madonnen gegeben haben: so sehe man, was in unsern Seelen vorgeht; ob nicht die Empfindung, von der wir entglühen, etwas Romantisches hat, das sich der Bewunderung, der Zärtlichkeit und der Ehrerbietung nähert, und ob diese Ehrerbietung nicht noch fortdauert, wenn wirs selbst bis zur Gewißheit wissen, diese Madonna sey dem Dienste der öffentlichen Venus gewidmet, der Abend vor Abend in der Nachbarschaft des Palais royal gefeyert wird? Wir glauben uns eingeladen bey der Mutter unsers Gottes zu schlafen — ob ich gleich nicht in Abrede seyn will: daß diese schönen, großen etwas trägen Muttergottesgestalten (ces belles et grands Indolentes) des Vergnügens eben

nicht viel verſprechen; und, daß man ſie lieber abgemahlt über dem Kopfküſſen, als lebendig und in Natura in ſeinem Bette haben möchte.

Wie manches noch Feinere ließe ſich über den Ausdruck ſagen? Wiſſen ſie wohl, daß er bisweilen ſogar die Farbe beſtimmt? Giebt es nicht eine Farbe (teint), die mehr als eine andere gewiſſen Zuſtänden, gewiſſen Leidenſchaften analog iſt? Bläſſe und Bleiche ſteht den Dichtern, den Tonkünſtlern, den Bildhauern, den Mahlern nicht übel; ihnen fehlt es gewöhnlich nicht an Galle; man verſchmelze mithin allenfalls in dieſe Bläſſe eine gelbliche Tinte. Schwarzes Haar hebt den Glanz der Weiſſe, und gibt den Blikken mehr Lebhaftigkeit. Blondes Haar wird beſſer zu dem ſchmachtenden Weſen, zur Trägheit, zur Nachläſſigkeit, zu durchſichtiger und feiner Haut, zu feuchten, zärtlichen und blauen Augen ſtimmen.

Der Ausdruck wird wunderſam durch dieſe leichten Acceſſorien, welche die Harmonie noch erleichtern, verſtärkt. Mahlen Sie mir eine

Bauernhütte, und ſtellen einen Baum an ihren Eingang, ſo verlange ich, dieſer Baum ſoll alt, knottigt, morſch, hinfällig ſeyn; es ſoll eine gewiſſe Uebereinſtimmung von äußern Accidenzien, von Leiden und Elend zwiſchen ihm und dem Unglücklichen ſich finden, dem er am Feſttage ſeinen Schatten darbietet.

Die Mahler verfehlen dieſe gröbern Analogien nicht; kennten ſie aber mit Bewußtſeyn die Gründe dazu, ſo würden ſie bald noch viel weiter gehen. Ich meine Diejenigen, die von Greuzens ſeinem Gefühle ſind; auch andere indeß würden nicht in die Ungehörigkeiten verfallen, über die unſer Mitleiden erregt wird, wenn man nicht über ſie lacht.

Doch ich will Ihnen, durch Ein oder zwey Beyſpiele, den geheimen, gewandten Faden entwickeln, der ſolche Künſtler in der zarten Wahl ihrer Acceſſorien leitet. Faſt alle Ruinenmahler werden Ihnen um ihre einſamen Wohnungen, ihre umgeſtürzten Paläſte, Städte, Obelisken, oder anderen Gebäude, Schutt,

einen heftigen Sturm zeigen, der vorbeybraust, einen Reisenden, der sein kleines Gepäck auf dem Rücken trägt, und vorübergeht; ein Weib, das, unter der Bürde ihres Kindes gekrümmt, in Lumpen gehüllt ist, und vorübergeht; Reuter, die, ihre Nase unter ihren Mantel gesteckt, mit einander sprechen, und vorüber eilen. Was hat unsre Künstler auf den Gedanken dieser Accessorien gebracht? Die Verwandtschaft dieser Begriffe. Alles geht vorüber; der Mensch und die Wohnung des Menschen. Man verändere die Gattung des morschen Gebäudes, man setze, an die Stelle der Trümmern einer Stadt, irgend ein großes Grab, so wird man die Verwandschaft der Begriffe gleicherweise auf den Künstler wirken, und denen des erstern Gemähldes ganz entgegengesetzte Accessorien herbeyführen sehen. Alsdann wird der müde Wanderer seine Bürde sich vor die Füße hin abgelegt haben; er und sein Hund werden sitzen, und auf den Stufen des Grabmahles ausruhn; das Weib, das auch still gestanden und sich gesetzt

haben wird, wird ihrem Kinde die Bruſt geben; die Manner, die Reuter, werden abgeſtiegen ſeyn, und indeß ſie die Gaule ruhig weiden laſſen, auf die Erde geſtreckt, ihre Unterhaltung fortſetzen, oder auch ſich damit beſchäftigen die Aufſchrift an dem Grabe zu leſen. Dieß daher, weil die Trümmern ein Ort der Gefahr, die Gräber eine Art von Zufluchtſtädte ſind; daher, daß das Leben eine Reiſe, und das Grab der Aufenthalt der Ruhe iſt; daher, daß der Menſch ſitzt, wo die Aſche des Menſchen ruht.

Es würde etwas Widerartiges von Sinn (un contretems) ſeyn, wenn man den Reiſenden vor dem Grabe vorübergehen, und ihn zwiſchen Ruinen ſtillſtehen ließe. Leidet ein Grabmal um ſich herum einige Weſen, die ſich bewegen, ſo ſind's entweder Vögel, die oben darüber in einer großen Höhe ſchweben, oder andere, die im Flügelſchlage vorübereilen, oder in der Ferne ſingende Tagelöhner, welche ihre ermüdende Arbeit auf das Ende ihres Lebens nicht merken läßt. Ich rede hier nur von Ruinenmahlern.

Die Geſchichtsmahler, die Landſchaftsmahler verändern, contraſtiren, diverſificiren ihre Acceſſorien, wie ihre Gedanken ſich vermannigfaltigen, ſich vereinigen, mehr Stärke gewinnen; wie ein Gegenſatz und Contraſt in ihre Vorſtellung kömmt.

Ich habe mich bisweilen gefragt, warum die offenen und einzeln daſtehenden Tempel der Alten ſo ſchön ſind, und ſo große Wirkung thun? Deshalb, weil man alle vier Seiten davon ſchmückte, ohne der Einfachheit Eintrag zu thun; deshalb, weil ſie von allen Seiten zugänglich waren; — das Bild der Sicherheit! Die Könige ſelbſt verſchließen ihre Paläſte durch Thore; ihr erhabener Rang ſchützt ſie nicht hinlänglich vor der Bosheit, der Menſchen. Hätte ich den Platz Ludwigs XV. an der Stelle wo er iſt, einzurichten gehabt, ſo hätte ich mich wohl gehüter, den Wald niederzuhauen. Ich würde ſeine dunkele Tiefe zwiſchen den Säulen eines großen Periſtils haben erblicken laſſen. Unſere Baumeiſter ſind ohne Genie; ſie wiſſen

nicht, was die hinzukommenden Begriffe wirken können, die durch das Oertliche und die benachbarten Gegenstände erweckt werden: sie sind unsern Theaterdichtern gleich, welche nie den Ort der Scene zu benutzen verstanden haben.

Hier wäre der Augenblick, von der Wahl der schönen Natur zu handeln. Aber es ist genug, wenn man weiß, daß alle Körper und alle Anblicke eines Körpers, nicht gleich schön sind: Dieß in Absicht der Formen! daß nicht alle Gesichter gleich geschickt sind, dieselbe Leidenschaft stark auszudrücken; es giebt allerliebste Schmollerinnen, und mißfallendes Lachen. Dieß in Absicht auf die Charactere! daß nicht alle Individuen gleich gut das Alter und den Stand anzeigen, und daß man niemahls Gefahr läuft, sich zu irren, sobald man zwischen die Natur die man wählt, und den Gegenstand den man behandelt, die höchste Uebereinstimmung bringt.

Doch was ich hier im Vorbeygehen nur entwerfe, wird vielleicht noch ein wenig klärer in dem folgenden Capitel, von der Compoſition vorkommen. Aber wer weiß wohin die Verkettung meiner Begriffe mich reiſſen dürfte? Fürwahr! Ich, nicht!

Fünftes Kapitel.

Ein Paragraph über die Compoſition; indem ich hoffe, daß ich davon reden werde.

Wir haben nur ein gewiſſes Maas von Scharfblick. Wir ſind nur einer gewiſſen Dauer von Aufmerkſamkeit fähig. Wenn man ein Gedicht, ein Gemählde, ein Luſtſpiel, eine Geſchichte, einen Roman, ein Trauerſpiel, ein Werk für das Volk ſchreibt, ſo muß man es nicht wie die Verfaſſer von Abhandlungen über die Erziehung machen. Unter zwey tauſend Kindern finden ſich kaum zwey, die ſich nach ihren Grundſätzen groß machen ließen. Wäre ihnen das eingefallen, ſo hätten ſie begriffen, ein Adlerauge könne nicht das gemeinſchaftliche Muſter für den allgemeinen Unterricht ſeyn. Eine Compoſition, die vor ei-

ner Menge von Zuſchauern aller Art ausgeſtellt werden ſoll, wird fehlerhaft ſeyn, wenn ſie nicht für einen Menſchen von bloßem ſchlichtem Verſtande verſtändlich iſt.

Sie ſey einfach und deutlich. Folglich, keine müßige Figur, nichts überflüſſiges Hinzukommendes. Ihr Gegenſtand ſey ein Einziger. Le Pouſſin hat auf Einem und demſelben Gemählde vorn den Jupiter gezeigt, der Calliſto verführt; und im Hintergrunde, die durch Juno geſchleppte verführte Nymphe. Dieß iſt ein eines ſo verſtändigen Künſtlers unwürdiger Fehler.

Der Mahler hat nur Einen Augenblick; und es iſt ihm eben ſo wenig erlaubt, zwey Augenblicke zuſammen zu faſſen, als zwey Handlungen zugleich vorzuſtellen. Nur wenige Umſtände giebts, in denen man weder gegen die Wahrheit verſtößt, noch dem Intereſſe Eintrag thut, wenn man an den Augenblick wieder erinnert, der nicht mehr iſt, oder den bald folgenden ankündigt. Eine plötzliche Cataſtrophe über-

raſcht einen Mann mitten unter ſeinen Geſchäf-
ten; er iſt beydes, bey der Cataſtrophe, und
noch bey ſeiner Verrichtung.

Vor einem Sänger, dem eine Bravourarie
ſchwer vorzutragen wird, vor einem Geiger,
der unter Verzuckungen ſich zu ſeinem Spiele
quält, wird mir angſt und bange. Ich fodre
vom Sänger ſo viel Leichtigkeit und freyes We-
ſen; ich will, daß der Inſtrumentaliſt ſo mu-
thwürtig und ſo behende mit dem Finger die
Saiten behandle, daß ich die Schwierigkeit
der Sache nicht merke. Ich fodere ein reines
und müheloſes Vergnügen; und wende einem
Mahler den Rücken zu, der mir ein Emblem,
einen Logogryph zu entziffern verſtellt.

Iſt die Scene eine Einige, deutliche, einfa-
che und herrſcht Verknüpfung darinn, ſo faſſe
ich ihr Ganzes auf Einen Blick; aber dieß iſt
noch nicht genug. Sie muß auch mannichfaltig
ſeyn; und ſie wird es, wenn der Künſtler ein
ſtrenger Beobachter der Natur iſt.

Es lieſt Jemand dem Anderen ein anziehendes Buch vor. Ohne von einer oder der anderen Seite daran zu denken, wird der Vorleſer die für ihn bequemſte Stellung annehmen; und der Zuhörer gleichfalls. Lieſt Robbé, ſo wird er wie ein Beſeſſener ausſehen; er wird nicht aufs Papier blicken, ſeine Augen werden verwirrt in der Luft umhergaffen. Wenn ich ſein Zuhörer bin, ſo werde ich ernſthaft ausſehen. Meine rechte Hand wird ſich nach dem Kinne zu bewegen, mein ſinkendes Haupt zu unterſtützen; und meine linke Hand ſich unter den Ellenbogen meines rechten Arms legen, das Gewicht meines Kopfes und dieſes Armes zu tragen. Nicht ſo würde ich Voltairen recitiren hören.

Man laſſe eine dritte Perſon dabey zugegen ſeyn; dann wird ſie demſelben Geſetze, wie die beyden erſten, ſich fügen. Es iſt ein aus drey Intereſſen zuſammengeſetztes Syſtem. Mögen noch hundert, zweymahl hunderttauſend hinzukommen: daſſelbe Geſetz wird ſtatt finden. Unſtreitig dürfte ein Augenblick Lärmens, Bewe-

gung, Tumulte, Geschrey's, Ebbe und Fluth, allerley Wogen, vorfallen; es ist der Augenblick, wo Jeder nur an sich denkt, und sich die ganze Republik aufzuopfern sucht. Bald aber wird das Lächerliche seiner Anmaaßung und die Vergeblichkeit der Bemühungen dazu gefühlt werden. Allmählig wird jeder sich entschließen, einen Theil seines Vortheils fahren zu lassen, und die Masse anfangen, zu einem Bestande zu gelangen.

Man werfe die Augen auf diese Masse im tumultvollen Augenblicke; die Kraft jedes Einzelnen ist mit aller ihrer Heftigkeit in Bewegung; und da es nicht einen Einzigen giebt, der genau den nähmlichen Grad davon besitzt, so wirds hier eben so seyn, wie bey dem Laube eines Baumes: kein Blatt, das vom nähmlichen Grün, keines dieser Individuen, welches dasselbe an Handlung und Lage sey.

Man betrachte hierauf die Masse im Augenblicke der Ruhe; in demjenigen, wo Jeder, so wenig als er gekonnt von seinem Vortheile aufgeop-

geopfert hat; und da der nähmliche Unterschied in den Aufopferungen statt findet, wird auch dieselbe Verschiedenheit von Handlungen und Lagen da seyn. Und der Augenblick des Tumults, und der Augenblick der Ruhe, haben Das gemein, daß jeder sich darin zeigt, wie er ist.

Der Künstler beobachte dieses Gesetz der Kräfte (énergies) und der Interessen, so wird in seiner Composition, von welcher Größe sie auf seiner Leinwand sey, überall Wahrheit gefunden werden. Der Einzige Contrast, den der Geschmack billigen kann, der aus der Verschiedenheit der Kräfte und Interessen entspringt, wird vorhanden seyn, und eines andern bedarf es nicht.

Der gewöhnliche Contrast, der des Studii, der Academie, der Schule, des Technischen ist falsch. Es ist nicht mehr eine Handlung, die in der Natur vorgeht, es ist eine zubereitete (apprêtée) gekünstelte Handlung, die auf der Leinwand gaukelt. Das Gemählde ist nicht mehr

eine Straße, ein öffentlicher Ort, ein Tempel; es iſt ein Theater. Man hat noch nie ein erträgliches Gemählde nach einer theatraliſchen Scene hervorgebracht, und wird nie eines darnach hervorbringen. Keine bittrere Satyre ließe ſich wohl auf unſere Schauſpieler, unſere Decorationen, und vielleicht auch unſere Dichter machen.

Etwas anderes, nicht minder Anſtößiges, ſind die kleinen Gebräuche der civiliſirten Völker. Die Artigkeit, (und doch iſt Höflichſeyn eine ſo angenehme, ſo liebe, in der Welt ſo ſchätzbare Eigenſchaft,) thut in den nachahmenden Künſten die albernſte Wirkung. (maussade.) Nur auf einem Ofenſchirme kann ein Frauenzimmer ſich verneigen, oder ein Mann mit zierlicher Armbewegung ſeinen Hut abnehmen, und einen Fuß hinter den andern ziehen. Ich weis wohl, man wird mir Wateaus Gemählde einwenden; aber ich lache über ſie, und bleibe bey dem, was ich geſagt.

Man nehme Watteau ſeine Gegenden, ſeine Farbe, die Grazie ſeiner Figuren, ſeine Kleidungen, ſehe nichts als die Scene, und urtheile. Die nachahmenden Künſte fodern etwas Wildes, Ungeformtes, Auffallendes und Ungeheures. Einem Perſer will ich es wohl erlauben, daß er ſeine Hand an ſeine Stirn bringe, und ſich verbeuge; ſeht aber den Charakter dieſes ſich verbeugenden Mannes, ſeine Ehrerbietung, ſeine Anbetung; ſeht den weiten Schweif ſeines Gewandes, ſeiner Bewegung. Wer kann eine ſo tiefe Huldigung verdienen? Iſt es ſein Gott? Iſt es ſein Vater?

Zu der Plattheit unſerer Verbeugungen denken Sie ſich noch die unſerer Kleider: unſere zurückgeſchlagenen Aermel, unſere ſtrammen Beinkleider, (culottes en fourreau) unſere viereckten und gefalteten Schöße, unſere unter dem Knie zugeſchnürten Kniebänder, unſere Schnallen in Liebesſchlingengeſtalt, (en lacs d'amour) unſere ſpitz zulaufenden Schuhe.

Ich fodere den Genius der Mahlerey und Bildhauerkunſt ſelbſt auf, aus dieſer ganzen Alfanzerey (ſyſtème de meſquinerie) Etwas zu machen. Man denke ſich einen Franzoſen mit ſeiner zugeknöpften Weſte, ſeinem Degen und ſeinem Hut, er würde Euch fürwahr eine ſchöne Figur in Marmor oder in Erz aufſtellen.

Doch wieder zurück auf die Anordnung, auf das Ganze der Perſonen zu kommen: Man kann, man muß dem Techniſchen ein wenig davon aufopfern. Wie weit aber? Ich weiß es nicht. Indeß verlange ich: es muß dem Ausdrucke, der Wirkung des Gegenſtandes nicht den geringſten Abbruch thun. Rühre mich erſt, mache mich erſtaunen, zerreiſſe mich, laß mich aufſpringen, weinen, zittern, ſchaffe, daß ich mich ärgere; nachher labe, wenn du kannſt, wieder meine Augen.

Jede Handlung hat gewiſſe Momente; aber ich habe es geſagt, und ich wiederhohle es, der Künſtler hat nur einen Einzigen, der

nur einen Augenblick währt. Dennoch wie auf einem Geſicht, wo der Schmerz herrſchte, und auf dem man die Freude hervorſchimmern gemacht hat, ich die gegenwärtige Leidenſchaft unter den Spuren der vorübergehenden wieder finden werde, ſo können auch, in dem Augenblicke, den der Mahler gewählt, — ſeys nun in den Stellungen oder in den Characteren, oder den Handlungen — noch Spuren des Augenblickes, der vorhergegangen iſt, bleiben.

Ein etwas zuſammengeſetztes Syſtem von Weſen verändert ſich nicht auf Einmahl. Dies weiß Derjenige wohl, der die Natur kennt, und Gefühl von Wahrheit beſitzt; was er aber auch fühlt, iſt, daß, da dieſe getheilten Figuren, dieſe unentſchiedenen Perſonen nur zur Hälfte mit der allgemeinen Wirkung zuſammenſtimmen, er eben dadurch von Seiten des Intereſſe verliert, was er von Seiten der Mannigfaltigkeit gewinnt. Denn was zieht gerade meine Aufmerkſamkeit an ſich? Das

Zusammenstimmende (concours) des Mannigfaltigen. So vieler Gesellschaft, die mich einladet, vermag ich nicht zuwiderstehen. Meine Augen, meine Arme, meine Seele richten sich, ich mag wollen oder nicht, dahin, wo ich ihre Augen, ihre Arme, ihre Seele hingeheftet sehe. Ich mögte also lieber, wenn's möglich wär, den Augenblick der Handlung weiter hinausschieben, um kräftiger zu seyn, und mich alles dessen, was träge ist, auf einem Gemählde entledigen. Ganz Müßiges, es müßte denn einen erhabenen Contrast hervorbringen, — ein seltener Fall! will ich gar nicht. Noch wenn dieser Contrast erhaben ist, verändert sich die Scene, und der Müßige wird der Hauptgegenstand.

Ich könnte, außer etwa in einer Apotheose, oder irgend einem anderen bloßen Phantasiestücke, die Vermischung allegorischer und wahrer Wesen nicht ausstehen. Hier sehe ich alle Bewunderer Rubens die Stirne runzeln; gleichviel! wenn nur guter Geschmack und die Wahrheit mir lächeln!

Das Gemiſch allegoriſcher und wirklicher Weſen giebt der Geſchichte das Anſehn eines Mährchens; und, die Sache kurz zu ſagen, dieſer Fehler entſtellt für mich den größten Theil der Compoſitionen Rubens. Ich verſtehe ſie nicht. Was iſt das für eine Figur, die ein Vogelneſt, einen Mercurius, den Regenbogen, den Thierkreis, den Schützen, in dem Zimmer und um das Bett einer Wöchnerinn her, in der Hand hält? Man müßte aus dem Munde jeder dieſer Perſonen, wie mans auf alten Tapeten unſerer Schlöſſer ſieht, ein Zetteichen flattern laſſen, auf dem geſchrieben ſtände, was ſie bedeuten.

Ich habe Ihnen bereits meine Meinung über das Monument in Rheims von Pigalle geſagt; und meine Materie bringt mich abermals darauf. Was ſoll, zur Seite dieſes auf Waarenballen ausgeſtreckten Laſtträgers, dieſes Weib, das den Löwen an der Mähne führt, ausdrücken? Das Weib und das Thier, bewegen ſich nach der Seite des eingeſchlafenen

Lastträgers hin, und ich bin gewiß, daß ein Kind dabey ausruft: Mama, die Frau wird den armen schlafenden Mann dort von ihrem bösen Thiere auffressen lassen. Ich weiß nicht, ob dies ihre Absicht ist; aber geschehen wirds, wenn dieser Mann nicht erwacht, und dies Weib noch einen Schritt vorwärts thut. Pigalle, mein Freund, nimm deinen Hammer; zerschmettere mir diese Vergesellschaftung abentheuerlicher Wesen. Du willst einen König als Beschützer vorstellen; er sey es vom Ackerbaue, von der Handlung, von der Bevölkerung. Dein auf Ballen schlafender Lastträger ist nun freylich der Handel. Laß auf der andern Seite deines Fußgestelles einen Stier ruhen; ein starker Landmann lehne sich zwischen seinen Hörnern, und du hast den Ackerbau. Stelle zwischen jenen und diesen, eine stämmige Bäuerinn, die ein Kind säuge, und ich werde die Bevölkerung erkennen. Ist ein ruhender Stier, nicht Etwas Schönes? Ist ein nackter ruhender Bauer es nicht? Ist eine

Bäuerinn mit ſtarken Zügen und großen Brüſten es nicht? Wird dieſe Compoſition deinem Meißel nicht jede Art von Natur darbieten? Wird dies mich nicht mehr rühren, mehr anziehen, als Deine ſinnbildlichen Figuren? Du wieſt mir den Monarchen als Beſchützer der unteren Stände, wie er es ſeyn muß, gezeigt haben; denn ſie machen die Heerde und die Nation aus.

Aber man müßte dazu ſein Subjekt tief überdenken. Wahrhaftig es gilt hier auch wohl, ſeine Leinwand mit Figuren zu bekleckſen! Nicht doch! dieſe Figuren müſſen ſich von ſelbſt, wie in der Natur, darauf fügen. Sie müſſen alle zu einer gemeinſchaftlichen Wirkung auf eine ſtarke, einfache, und deutliche Art beytragen: falls ich anders nicht, gleich Fontenellen zur Sonate, ſagen ſoll: Figur, was willſt du mir?

Die Mahlerey hat das mit der Dichtkunſt gemein, (und es ſcheint, man habe es noch nicht recht beherziget), daß beyde bene mora-

tae seyn, daß sie Sitten haben müssen. Boucher läßt sich das nicht träumen; stets ist er lasterhaft, und hat nie deshalb etwas Anziehendes. Greuze ist stets anständig, und man drängt sich haufenweise um seine Gemählde. Ich möchte zu Boucher sagen: Arbeitest du immer nur für einen jungen achtzehnjährigen Wildfang, so hast du Recht, Freund; fahre dann fort, Gesäße, Brüste zu mahlen; aber für Leute von Sitten und für mich stellt man dich umsonst im großen Lichte im Salon auf; wir werden dich drinn stehn lassen, um in einem dunkeln Winkel diesen lieben Russen von le Prince, und diese junge, sittsame, unschuldige, ihm zur Seite befindliche Gevatterinn aufzusuchen. Traun! diese Gestalt wird mich frühmorgens eher zum Sündigen verleiten, als alle deine Lustdirnen (impures.) Ich weiß nicht, wo du sie hernimmst; aber, wer auf seine Gesundheit was hält, wird mit ihnen nichts zu schaffen haben.

Ich mache auch wohl was mit. Ich lese zu Zeiten meinen Petron; Horatzens Satyre: Ambubajarum ꝛc. gefällt mir so gut wie eine von seinen anderen. Ich weiß die kleinen schändlichen Madrigale Catulls zu Dreyvierteln auswendig. Wenn ich mit meinen Freunden ein Schmäuschen veranstalte, und der Champagner mir ein wenig zu Kopf steigt, führe ich ohne Erröthen ein Ferrandisches Epigramm an. Ich vergebe dem Dichter, dem Mahler, dem Bildhauer, selbst dem Philosophen, einen Augenblick närrischer Muthwillader sehr gern; nur bitte ich mir aus, daß man nicht immer seinen Pinsel in die Farbe stecke; und für und für den Zweck der Künste verkehre. Einer der schönsten Verse Virgils, und eins der schönsten Principien der nachahmenden Kunst ist dieser:

Sunt lacrimae rerum, et mentem
mortalia tangunt.

Man sollte auf die Thür seiner Werkstatt schreiben:

Hier finden Unglückliche Augen, die sie beweinen.

Die Tugend liebenswürdig, das Laster verhaßt zu machen, das Lächerliche hervorspringen zu lassen, ist die Absicht eines jeden rechtschaffnen Mannes, der die Feder, den Pinsel, oder den Meißel ergreift. Findet sich ein Böser in der Gesellschaft; trägt er das Bewußtseyn einer geheimen Schandthat mit sich hinein, so finde er hier Züchtigung. Die Rechtschaffnen lassen ihn, ohne daß sie es wissen, auf das Armesünderstühlchen sich niedersetzen. Sie richten ihn, sie befragen ihn über sein Verbrechen. Umsonst seine Verlegenheit, sein Erblassen, sein Stammeln, er muß das eigene Urtheil unterschreiben. Führt sein Weg ihn in den Salon, so möge er sich nur fürchten, seinen Blick auf deine Richterleinwand zu heften! Auch die großen und schönen Handlungen geziemt es dir zu feyern, zu verewigen; die unglückliche und beschimpfte Tugend zu ehren, das glückliche und geehrte Laster zu

brandmarken, die Tyrannen zu schrecken. Zeige mir Commodus den wilden Thieren vorgeworfen. Laß mich ihn auf deiner Leinwand mit Haaken zerrissen sehen. Laß mich Wuth- und Freudengeschrey um seinen Leichnam herum erblicken. Räche den Rechtschaffnen an Böswichte, an den Göttern, und am Schicksal. Eile, wenn du darfst, den Richtersprüchen der Nachkommenschaft voraus; oder, wenn es dir an Muth dazu fehlt, mahle mir wenigstens den, den sie schon ausgesprochen hat. Schütte auf die fanatischen Völker die Schmach herab, die sie auf diejenigen haben häufen wollen, von denen ihnen Unterricht ward, und von denen sie Wahrheit hörten. Breite die blutigen Scenen der Schwärmerey vor mir aus. Lehre die Monarchen und die Völker, was sie von diesen geheiligten Predigern der Lüge zu hoffen haben. Warum willst nicht auch du dich unter die Lehrer des menschlichen Geschlechts, die Tröster in den Leiden des Lebens, die Rächer der Verbrechen, die Belohner der Tugend setzen? Weißt du nicht, daß

Segnius irritant animos demiſſa per aures
Quam quae ſunt oculis ſubjecta fidelibus,
et quae
Ipſe ſibi tradit ſpectator?

Deine Perſonen ſind ſtumm, meinthalb! aber ſie ſchaffen, daß ich ſelbſt Rede an mich richte, daß ich mich mit mir ſelbſt unterhalte.

Man unterſcheidet die Compoſition in: mahleriſche und in: ausdrückende. Was frage ich aber darnach ob der Künſtler ſeine Figuren ſo geſtellt, daß ſie die piquanteſten Lichtwirkungen hervorbringen, wenn das Ganze ſich nicht an meine Seele wendet, wenn ſeine Perſonen darauf hingeſtellt ſind, wie Spatziergänger an einem öffentlichen Luſtorte, die einander nicht kennen, oder wie Thiere, die man etwa am Fuße eines Berges auf einem Landſchaftsgemählde erblickt.

Jede ausdrückende Compoſition kann dabey auch mahleriſch ſeyn, und wenn ſie den ganzen Ausdruck, deſſen ſie fähig iſt, hat, iſt ſie hinlänglich mahleriſch, ich wünſche dann

dem Künſtler Glück, daß er die geſunde Vernunft nicht dem Vergnügen des Organs aufgeopfert. Hätte er das Gegentheil gethan, ſo hätte ich ausgerufen, gleich als ob ich einen Narrheit redenden Schwätzer gehört: Du ſprichſt ſehr wohl, aber Du weißt nicht, was Du ſagſt.

Unſtreitig giebts undankbare Subjecte, nur indeß für den gewöhnlichen Künſtler ſind ſie gemeine. Alles iſt für einen dürren Kopf undankbar. Sagen Sie, war ein Prieſter, der ſeinem Küſter Homilien dictirt, wohl ein ſehr intereſſanter Gegenſtand? Indeß ſehen Sie, was Carle Vanloo daraus gemacht. Es iſt ohne Widerrede das einfachſte Subject und die ſchönſte ſeiner Skitzen.

Man hat behauptet, die Anordnung ſey vom Ausdrucke unzertrennlich. Mir kömmt es vor, daß es Anordnung ohne Ausdruck geben kann, und daß ſogar nichts ſo gewöhnlich iſt. Ausdruck ohne Ordnung, findet wohl ſeltner ſtatt, beſonders wenn ich erwäge, wie das ge-

ringste überflüssige Hinzukommende dem Ausdrucke schadet; wärs auch nur ein Hund, ein Pferd, ein Stück einer Säule, eine Urne.

Der Ausdruck verlangt eine starke Einbildungskraft, eine brennende Ader, die Kunst, Schatten hervorzurufen, sie zu beseelen, sie zu vergrößern; die Anordnung in der Poesie, wie in der Mahlerey, setzt ein gewisses Temperament von Urtheil und Ader, von Wärme und weiser Einsicht, von Rausch und Nüchternheit voraus, wovon die Beyspiele in der Natur nicht sehr gemein sind. Ohne diese strenge Wagschaale, ist, je nachdem der Enthusiasmus oder die Vernunft vorherrscht, der Künstler ausschweifend oder kalt.

Wenn der Hauptbegriff wohl gefaßt worden, so muß Dieß unumschränkte Gewalt über alles Uebrige ausüben. Er ist die bewegende Kraft in der Maschine, die gleich derjenigen, welche die Himmelskörper in ihren Kreisen zurückhält und sie fortreißt, in umgekehrtem Verhältnisse mit ihrem Abstande, wirkt.

Will

Will der Künſtler wiſſen, ob nichts Zweydeutiges und Unbeſtimmtes auf ſeiner Leinwand ſey? Er rufe zwey Kundige, die er einzeln und ſtückweiſe ihm ſeine ganze Compoſition auslegen laſſe. Ich kenne beynah keine einzige neuere, die dieſe Probe aushielte. Von fünf oder ſechs Figuren würden kaum zwey oder drey übrig bleiben, über die man nicht mit dem Pinſel herfahren müßte. Nicht genug, Du habeſt gewollt, Dieſer hier ſolle Dieß thun, Jener jenes; noch muß Dein Gedanke richtig und folgerecht geweſen ſeyn, und Du ihn ſo rein ausgedrückt haben, daß ich nicht fehl darüber greife; weder ich, noch die Andern; weder die, die jetzt da ſind, noch die, die nachher hinzukommen werden.

Faſt auf allen unſern Gemählden herrſcht eine Schwäche von Faſſung (de concept), eine Armuth an Begriff, die es unmöglich macht, daß ſie irgend eine heftige Erſchütterung, eine tiefe Empfindung erregen ſollten. Man ſieht ſie, wendet ſich weg, und nichts

bleibt uns in der Erinnerung von Dem, was wir gesehen. Kein Gespenst belagert und verfolgt uns. Ich darf dem Unerschrockensten unserer Künstler vorschlagen, uns durch seinen Pinsel eben so sehr grausen zu machen, als wir es durch die bloße Erzählung des Zeitungsschreibers bey jenem Haufen verschmachtender Engländer werden, die auf Befehl eines Nabob in einem eng einpressenden Kerker erstickt wurden. Wozu also reibst Du Deine Farben, ergreifst Du Deinen Pinsel, erschöpfst Du alle Hülfsmittel deiner Kunst, wenn Du mich weniger als eine Zeitung rühren willst? Das kömmt: diese Leute sind ohne Einbildungskraft, ohne Ader; sie können sich zu keiner starken und großen Vorstellung erheben.

Je weltumfassender eine Composition ist, desto mehr erfordert sie Studium nach der Natur. Wo findet sich aber Der, der die Geduld besäße, seine Vorstellung zu vollenden; und wo Der, der sie zu schätzen verstehe, wenn sie vollendet worden? Sehr die Werke der gro-

ſten Meiſter durch. Ihr werdet an hundert Orten die Dürftigkeit des Künſtlers, zu Seiten ſeines Talents; unter einigen Naturwahrheiten, unendliches nach Schlendrian Ausgeführtes bemerken. Letzteres beleidigt um ſoviel mehr, weils erſterem zur Seite ſteht; es iſt nichts als durch die Gegenwart der Wahrheit noch anſtößiger werdende Lüge. Ja! wenn ein Opfer, eine Schlacht, ein Triumph, eine öffentliche Scene, mit eben der Wahrheit in alle ihrem Einzelnen, als eine häusliche Scene von Greuze oder Chardin ausgedrückt werden könnte!

Unter dieſem Geſichtspunkte [illegible]nehmlich, iſt die Arbeit des Geſchichtsmahlers unendlich ſchwerer, als die des Gattungenmahlers. Es giebt ſehr viele Gattunggemählde, die unſerer Critik trotzen; wo aber ein Schlachtengemählde, das den Blick des Königs von Preußen aushalten könnte? Der Gattungmahler hat ſeine Scene beſtändig vor ſeinen Augen; der Geſchichtsmahler hat die ſeinige nie, oder nur

einen Augenblick, gesehn. Und denn ist der Eine bloßer schlichter Nachahmer, Abconterfeyer einer gewöhnlichen Natur; der andere, so zu sagen, der Schöpfer einer idealischen, poetischen. Er wandelt auf einer schwer zu haltenden Linie. Diesseits ihrer fällt er ins Kleinliche, dort jenseits ins Uebertriebene. Man kann von dem Einen sagen, multa ex industria pauca ex animo; von dem andern, im Gegentheil: pauca ex industria, plurima ex animo.

Die Unermeßlichkeit der Arbeit macht, daß der Geschichtsmahler die Kleinigkeiten vernachläßigt. Wo giebt es einen, den es kümmere, Füße und Hände auszumahlen? Er zweckt, sagt man, auf die allgemeine Wirkung hin, und solcher Tand kömmt dabey nicht in Betracht. Paul Veronese dachte so nicht; aber auch vielleicht er nur allein. Fast alle großen Compositionen sind bloß crockirt. Unterdeß ist der Fuß, ist die Hand des Soldaten, der in seiner Hauptwache Karten spielt, der

selbe, mit dem er in die Schlacht eilt, mit der er im Handgemenge zuhaut.

Was soll ich Euch vom Costhum sagen? Anstößig wärs, es bis auf einen gewissen Grad zu verachten; oftmahls verriethe es nur Pedanterey und schlechten Geschmack, wenn man sich ihm der Strenge nach unterwürfe. Nackte Figuren, selbst in einem Jahrhunderte, bey einem Volke, mitten in einer Scene, wo der Gebrauch es mit sich bringt, bekleidet zu seyn, beleidigen uns nicht. Das kömmt, weil das Fleisch schöner ist, als die schönste Gewandung; weil der Leib des Menschen, seine Brust, seine Arme, seine Schultern; weil der Busen, die Hände, die Füße eines Weibes schöner sind, als alle noch so reichen Stoffe, die man ihr umhängen könnte; weil seine Ausführung noch mehr Kenntniß erfordert, und schwerer ist; weil major e longinquo reverentia; und weil, wenn man Nacktheit mahlt, man die Scene in fernere Zeiten hinausschiebt, an ein unschuldigeres und einfacheres Alter, an wis

dere zu den nachahmenden Künſten ſtimmendere Sitten erinnert; es kommt daher, weil die Menſchen mit den gegenwärtigen Zeiten unzufrieden ſind, und dieſe Rückkehr in die älteren uns nicht mißfällt; weil, wenn die wilderen Nationen ſich allmählich zu Sitten bilden, bey Einzelnen dieß nicht völlig eben ſo eintritt; ſintemal man wohl Menſchen ſich entkleiden und wild werden, ſelten aber Wilde ſich kleiden und zu unſern Sitten ſich umſchaffen ſieht; weil endlich, die halbnackten Figuren auf einer Compoſition Das ſind, was der Wald und das Feld, die man um unſere Häuſer herum hervorbringt.

Graeca res eſt, nihil velare. Dieß war der Gebrauch der Griechen, unſerer Meiſter in allen ſchönen Künſten. Haben wir aber dem Künſtler erlaubt, ſeine Figuren zu entkleiden, ſo laßt uns nicht der Barbarey uns ſchuldig machen, ihn einem lächerlichen und gothiſchen Geſchmack zu unterwerfen. Die Augen des Geſchmacks ſind nicht die Augen eines

Edlings der Academie der Inscriptionen. Bouchardon hat Ludwig XV römisch gekleidet, und er hat wohl daran gethan. Indeß laßt uns aus einer Freyheit (d'une licence) keine Vorschrift machen. Licentia sumpta pudenter. Unsre Leutchen sind unwissend, und verstehn nicht Maaß zu halten, ich verzweifle noch gar nicht daran, daß, wenn wir sie ins Joch spannen wollten, sie uns nicht zuletzt einen römischen Soldatenkopf mit einem Federbusch mahlen würden.

Ich kenne wenig Gesetze über die Art, die Figuren zu drapiren; sie gehört ganz der Poesie der Erfindung zu; und muß strenger Ausführung unterworfen seyn. Keine kleinen an einander backenden Falten! Wer ein Stück Stoff auf den ausgestreckten Arm eines Mannes geworfen, und wenn er diesen seinen Arm nur eine Wendung machen lassen, dann Muskeln, die hervorsprangen, sich senken, die gesenkten Muskeln wieder hervorspringen und den Stoff diese Bewegungen zeichnen gesehen,

der wird seinen Mannequin nehmen, und ihn in's Feuer werfen.

Ich kann nicht leiden, daß man mir das Geschundene unter der Haut zeige; aber man kann nicht genug das Nackte unter der Bekleidung.

Man hat viel Gutes und viel Böses von der Art der Alten zu drappiren gesagt. Meine Meinung, die hierin nichts entscheidet, ist: Sie verlängert das Licht der breiten Parthien, durch den Gegensatz der Schatten und der Lichter der kleinen, langen und schmalen. Eine andere Art zu drappiren, besonders in der Bildhauerey, stellt den breiten Lichtern breite Lichter entgegen, und zerstört die Wirkung der einen durch die andern.

Es kommt mir vor, als gebe es eben so viele Arten von Mahlerey, als Arten von Poesie; es ist aber eine überflüßige Abtheilung. Die Portraitmahlerey und die Kunst, Brustbilder zu mahlen, müssen bey einem republicanischen Volke in Ehren seyn, um

ter dem es ſich ziemt, unabläſſig die Blicke der Bürger auf die Vertheidiger ihrer Rechte und ihrer Freyheit zu heften. In einem monarchiſchen Staate! da iſt es anders; in ihm giebts nichts als Gott und den König.

Indeß, wenns wahr iſt: eine Kunſt erhalte ſich nur durch das erſte Principium, das ſie entſtehen ließ; die Arzneykunſt durch den Empirism, die Mahlerey durch die Portraitmahlerey, die Bildhauerkunſt durch das Bruſtbild: ſo verkündet die Verachtung des Portraits und des Bruſtbildes, den Verfall der beyden Künſte. Keine großen Mahler, die nicht Portraite zu mahlen verſtanden! deß Zeugen Raphael, Rubens, le Sueur, Vandeick. Kein großer Bildhauer, der nicht ein Bruſtbild zu machen verſtanden. Jeder Zögling fängt an, wie die Kunſt angefangen. Pierre ſagte eines Tages: wißt ihr, warum wir Geſchichtsmahler nicht Portraits mahlen? Darum, weils zu ſchwer iſt.

Die Gattungskünstler und die Geschichtsmahler gestehen nicht ehrlich die Verachtung ein, die sie gegenseitig gegen sich hegen; man erräth sie aber. Diese betrachten erstere als enge Köpfe, ohne Gedanken, ohne Poesie, ohne Größe, ohne Erhabenheit, ohne Genie; als Leute, die sich knechtisch hinter der Natur herschleppen, die sie keinen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren wagen. Als arme Copisten, die sie gern mit unserm Gobelinsarbeiter vergleichen möchten, welcher sein Wollfädchen, eins nach dem andern wählt, die wahre Schattirung des Gemähldes des erhabenen Mannes daraus zu bilden, der ihm hinter im Rücken ist. Hört man sie, so sind es Leute, die sich mit winzigen, jämmerlichen Gegenständen, kleinen aus den Straßenwinkeln entlehnten häuslichen Scenen beschäftigen, denen man nichts über das Mechanische des Handwerks hinaus gehende zugestehen kann; und die nichts sind, wenn sie nicht in diesem Handwerke es bis zum höchsten Grade des dabey möglichen Ver-

dienſtes gebracht. Der Gattungkünſtler, ſeiner Seits, ſieht die Geſchichtsmahlerey als eine romanhafte Gattung an, in der weder Wahrſcheinlichkeit noch Wahrheit, in der Alles übertrieben iſt, die nichts mit der Natur gemein hat; in der die Falſchheit ſich ſowohl in den übertriebenen Charakteren zeigt, die nirgends Daſeyn gehabt, als in den Incidenzien, welche ſämmtlich ihm bloß Einbildungen ſind, ſowohl als in dem ganzen Subjecte, das der Künſtler nie außerhalb ſeines phantaſtiſchen Kopfes erblickt, als auch in den kleinen Einzelnheiten, die er, man weiß nicht woher, genommen; ſowohl in dem Stile, den man groß und erhaben nennt, und von dem die Natur kein Muſter anſweiſt, als auch in den Handlungen und Bewegungen der von wahren Handlungen und Bewegungen ſo entfernten Figuren. Sie ſehen wohl, mein Freund, es iſt der Streit der Proſa und der Poeſie, der Geſchichte und des epiſchen Gedichts, des heroiſchen und des bürgerlichen Trauerſpiels, des

bürgerlichen Trauerspiels und der lustigen Comödie.

Mich däucht: die Abtheilung der Mahlerey in Gattungenmahlerey und Geschichtsmahlerey sey vernünftig: ich möchte aber, man hätte ein wenig mehr die Natur der Dinge bey dieser Abtheilung zu Rathe gezogen. Man nennt ohne Unterschied Gattungenmahler sowohl Diejenigen, die sich mit nichts als Bäumen, Früchten, Thieren, Wäldern, Bergen, Forsten beschäftigen, als Diejenigen, die ihre Scenen aus dem häuslichen gemeinen Leben entlehnen; Tesnieres, Wowermann, Greuze, Chardin, Loutherbourg, Werner selbst, sind Gattungenmahler. Unterdessen betheure ich: der seiner Familie vorlesende Vater von Greuze, sein undankbarer Sohn, und seine Verlobung; Verners Seestücke, die mir alle Arten von Incidenzien und Scenen darbieten, sind mir eben so sehr Geschichtsstücke, als die sieben Sacramente von Poussin, die Familie des Darius

von Le Brun, oder die Suſanna von Vanloo.

Die Sache iſt die: die Natur hat die Weſen vermannichfaltigt; ſie in kalte, unbewegliche, nicht fühlende, nicht denkende, und in Weſen, die leben, fühlen und denken abgetheilt. Die Linie war von aller Ewigkeit her gezogen: man hätte Gattungenmahler die Nachahmer der ungeſchlachten und todten Natur; Geſchichtsmahler, die Nachahmer der empfindenden und lebenden Natur nennen müſſen, ſo war der Streit aus.

Doch wenn ich den Worten die angenommenen Bedeutungen laſſe, ſehe ich, daß die Gattungenmahlerey faſt alle Schwierigkeiten der hiſtoriſchen hat; daß ſie eben ſoviel Geiſt, Einbildungskraft, Poeſie ſogar, gleiche Kunde der Zeichnung, der Perſpective, der Farbe, der Schatten, des Lichts, der Charaktere, der Leidenſchaften, der Ausdrücke, der Drapperien, der Compoſition, eine noch genauer anſchließende Nachahmung der Natur, ſorgfältiger be-

handelte Details erfordert; und daß, indem sie uns bekanntere Sachen zeigt, mit denen wir mehr vertraut sind, sie mehrere und bessere Richter hat.

Ist Homer minder großer Dichter, wenn er am Rande eines Sumpfes Frösche in Schlachtordnung aufstellt, als wenn er die Fluthen des Simois und Xanthus mit Blut röthet, und das Bette dieser beyden Ströme durch menschliche Leichname dämmt? Hier sind nur die Gegenstände größer, die Scenen schrecklicher. Wer erkennt sich in Moliere nicht wieder? Und wenn man die Helden unserer Trauerspiele auferweckte, würden sie nicht große Mühe haben, sich auf unserer Bühne wiederzuerkennen? und Brutus, Catilina, Cäsar, August, Cato, vor unser. historischen Gemählde gestellt, unfehlbar fragen: wer sind diese Leute da? Was will das anders sagen, als daß die Geschichtemahlerey mehr Erhabenheit, mehr Einbildungskraft vielleicht, eine noch seltenere Dichtung; die Gattungenmah-

leren mehr Wahrheit erfordert; und daß diese letzte ſelbſt bis aufs Blumengefäß und den Blumenkorb eingeſchränkt, nicht ohne jedes Hülfsmittel der Kunſt und einige Funken Genie ausgeübt werden würde, hätten Diejenigen, deren Zimmer ſie zieren, eben ſoviel Geſchmack als Geld.

Warum ſtellt Ihr mir auf dieſen Schenktiſch unſer geſchmackloſes (maullade) Geſchirr? Werden dieſe Blumen glänzender in einem Gefäße aus der Fabrik von Nevers, als in einem Gefäße von beſſerer Form ſeyn? Und warum ſollte ich nicht, um dieſes Gefäß, einen Tanz von Kindern, die Freuden der Weinleſezeit, ein Bachanal ſehen? Warum, wenn dies Gefäß Handhaben hat, bildet Ihr ſie mir nicht aus zwey in einander verwundenen Schlangen? Warum flicht der Schwanz dieſer Schlangen ſich nicht nach unten zu in ein paar Kreiſe? Warum ſuchen nicht ihre auf den Oberrand des Geſchirrs gebogenen Köpfe das Waſſer darin, als wollten ſie ihren Durſt

Die Gattungskünstler und die Geſchichtsmahler geſtehen nicht ehrlich die Verachtung ein, die ſie gegenſeitig gegen ſich hegen; man erräth ſie aber. Dieſe betrachten erſtere als enge Köpfe, ohne Gedanken, ohne Poeſie, ohne Größe, ohne Erhabenheit, ohne Genie; als Leute, die ſich knechtiſch hinter der Natur herſchleppen, die ſie keinen Augenblick aus dem Geſichte zu verlieren wagen. Als arme Copiſten, die ſie gern mit unſerm Gobelinsarbeiter vergleichen möchten, welcher ſein Wollfädchen, eins nach dem andern wählt, die wahre Schattirung des Gemähldes des erhabenen Mannes daraus zu bilden, der ihm hinter im Rücken iſt. Hört man ſie, ſo ſind es Leute, die ſich mit winzigen, jämmerlichen Gegenſtänden, kleinen aus den Straßenwinkeln entlehnten häuslichen Scenen beſchäftigen, denen man nichts über das Mechaniſche des Handwerks hinaus gehende zugeſtehen kann; und die nichts ſind, wenn ſie nicht in dieſem Handwerke es bis zum höchſten Grade des dabey möglichen Ver-

dienſtes gebracht. Der Gattungskünſtler, ſeiner Seits, ſieht die Geſchichtsmahlerey als eine romanhafte Gattung an, in der weder Wahrſcheinlichkeit noch Wahrheit, in der Alles übertrieben iſt, die nichts mit der Natur gemein hat; in der die Falſchheit ſich ſowohl in den übertriebenen Charakteren zeigt, die nirgends Daſeyn gehabt, als in den Incidenzien, welche ſämmtlich ihm bloß Einbildungen ſind, ſowohl als in dem ganzen Subjecte, das der Künſtler nie außerhalb ſeines phantaſtiſchen Kopfes erblickt, als auch in den kleinen Einzelnheiten, die er, man weiß nicht woher, genommen; ſowohl in dem Stile, den man groß und erhaben nennt, und von dem die Natur kein Muſter aufweiſt, als auch in den Handlungen und Bewegungen der von wahren Handlungen und Bewegungen ſo entfernten Figuren. Sie ſehen wohl, mein Freund, es iſt der Streit der Proſa und der Poeſie, der Geſchichte und des epiſchen Gedichts, des heroiſchen und des bürgerlichen Trauerſpiels, des

Sechstes Capitel.

Mein Wort über die Baukunst.

Es soll hier, mein Freund, nicht der Charakter der verschiedenen Ordnungen der Baukunst untersucht; noch weniger die Vorzüge der Griechischen und Römischen mit den Vorzügen der Gothischen verglichen; oder Ihnen diese gezeigt werden, wie sie den Raum inwendig durch die Höhe ihrer Gewölbe und die Leichtigkeit ihrer Säulen ausdehnt, wie sie auswendig das Ehrerbietungerweckende (Imposante) der Masse durch die Menge und den schlechten Geschmack der Verzierungen zerstört;

wir wollen hier nicht die Analogie der Dunkelheit der farbigten Glasscheiben mit der unbegreiflichen Natur des angebeteten Wesens und den dunkeln Begriffen des Anbeters geltend machen; sondern nur Sie überzeugen: es gebe ohne Baukunst weder Mahlerey noch Bildhauerkunst; so wie: daß der Kunst, die kein unter dem Himmel bestehendes Urbild hat, dennoch die beyden die Natur nachahmenden Künste ihren Ursprung und ihre Fortschritte verdanken.

Versetzen Sie sich nach Griechenland, in die Zeit, wo ein ungeheurer hölzerner Balken auf zwey viereckigt behauenen Baumstämmen, den prächtigen und stolzen Eingang des Zeltes Agamemnons ausmachte; oder, ohne so weit ins Alterthum hinab zu steigen, stellen Sie sich zwischen die sieben Hügel, als diese nur noch mit Hütten bedeckt, und diese Hütten von Räubergesindel, den Urvätern der pompvollen Herrn der Welt, bewohnt waren.

Sechstes Capitel.

Mein Wort über die Baukunst.

Es soll hier, mein Freund, nicht der Charakter der verschiedenen Ordnungen der Baukunst untersucht; noch weniger die Vorzüge der Griechischen und Römischen mit den Vorzügen der Gothischen verglichen; oder Ihnen diese gezeigt werden, wie sie den Raum inwendig durch die Höhe ihrer Gewölbe und die Leichtigkeit ihrer Säulen ausdehnt, wie sie auswendig das Ehrerbietungerweckende (Imposante) der Masse durch die Menge und den schlechten Geschmack der Verzierungen zerstört;

wir wollen hier nicht die Analogie der Dunkelheit der farbigten Glasſcheiben mit der unbegreiflichen Natur des angebeteten Weſens und den dunkeln Begriffen des Anbeters geltend machen; ſondern nur Sie überzeugen: es gebe ohne Baukunſt weder Mahlerey noch Bildhauerkunſt; ſo wie: daß der Kunſt, die kein unter dem Himmel beſtehendes Urbild hat, dennoch die beyden die Natur nachahmenden Künſte ihren Urſprung und ihre Fortſchritte verdanken.

Verſetzen Sie ſich nach Griechenland, in die Zeit, wo ein ungeheurer hölzerner Balken auf zwey viereckigt behauenen Baumſtämmen, den prächtigen und ſtolzen Eingang des Zeltes Agamemnons ausmachte; oder, ohne ſo weit ins Alterthum hinab zu ſteigen, ſtellen Sie ſich zwiſchen die ſieben Hügel, als dieſe nur noch mit Hütten bedeckt, und dieſe Hütten von Räubergeſindel, den Urvätern der pomphaften Herrn der Welt, bewohnt waren.

Glauben Sie, es habe in allen diesen Hütten ein einziges Stück guter oder schlechter Mahlerey gegeben? Gewiß Sie glauben das nicht.

Und die derzeit vielleicht besser als nachher, da sie unter dem Meißel der größten Meister hervorgiengen, verehrten Götter, wie erscheinen Sie Ihnen darin? Weit armseliger noch, weit schlechter geschnitzelt unstreitig, als jene unförmlichen Holzklötzer, denen der Zimmermann eine Art von Nase, von Augen, von Mund, von Füßen und von Händen gemacht hat, und vor welchen der Bewohner unserer Dörfer sein Gebet ablegt.

Wohl denn, mein Freund, seyn Sie versichert, die Tempel, die Hütten und die Götter, werden in diesem jämmerlichen Zustande bleiben, bis einmal eine große Landesplage, ein Krieg, eine Hungersnoth, eine Pest, ein öffentliches Gelübd veranlassen, zufolge dessen Sie einen dem Sieger errichteten Triumphbogen, ein großes steinernes dem Gotte gewidmetes Gebäude errichtet sehen.

Anfänglich wird der Triumphbogen und der Tempel sich nicht anders als durch seine Masse bemerklich machen, und ich glaube nicht, die Statue, die man darin aufstellt, werde vor der älteren einen andern Vorzug haben, als den, gröſſer zu seyn. Größer wird sie nun gewiß seyn; denn man wird den Gast mit seiner neuen Wohnung in Verhältniß bringen.

Zu allen Zeiten sind die Fürsten Nebenbuhler der Götter gewesen. Hat erst der Gott eine weitläuftige Wohnung, so wird der Fürst die seinige auch höher machen; die Großen, Nebenbuhler der Fürsten, die ihrigen gleichfalls; die ersten Bürger, Nebenbuhler der Großen, eben so; und wir werden ehe ein Jahrhundert verfließt außerhalb des Bezirks der sieben Hügel suchen müssen, wenn wir eine Hütte finden wollen.

Aber die Mauern der Tempel, des Schlosses des Herrn, der Paläste der ersten Männer des Staates, der Häuser der wohlhabenden

Bürger, werden von allen Seiten große nackte Oberflächen zeigen, die man wird auszieren müssen.

Die winziggebildeten Hausgötter werden nicht mehr zu dem Raume ſtimmen, den man ihnen zugeſtanden hat; man wird andere aushauen müſſen.

Man wird ſie beſtmöglichſt zuſtutzen, wird die Wände mit mehr oder minder ſchlecht beſchmierter Leinwand bekleiden.

Da aber der Geſchmack mit dem Reichthume und der Ueppigkeit wächſt, ſo wird bald die Baukunſt der Tempel, der Schlöſſer, der Palläſte, der Häuſer, ſich verbeſſern und die Bildhauerey und Mahlerey den Fortſchritten folgen, die jene machen.

Ich berufe mich jetzt in Abſicht auf meine Art mir dies vorzuſtellen auf die Erfahrung.

Man zeige mir ein Volk, das Statuen und Gemählde, Mahler und Bildhauer, ohne Palläſte, ohne Tempel, oder auch bey Tempeln beſitze, aus denen die Beſchaffenheit des

Gottesdienſtes die bemahlte Leinwand, und den behauenen Stein, verbannt habe.

Aber wenn es die Baukunſt iſt, die der Mahlerey und der Bildhauerkunſt das Daſeyn gab, ſo verdankt dafür wieder dieſen beyden Künſten ſie ſelbſt ihre große Vollkommenheit; und ich rathe Ihnen in das Talent eines Baumeiſters Mißtrauen zu ſetzen, der nicht zugleich ein großer Zeichner iſt. Wo hätte denn dieſer Mann ſich das Auge gebildet? Wo hätte er das auserleſene Gefühl der Verhältniſſe hergenommen? Wo hätte er die Begriffe vom Großen, vom Einfachen, vom Edlen, vom Schwerfälligen, vom Leichten, vom Hingeworfenen (ſuelto), vom Ernſten, vom Zierlichen, vom Ehrwürdigen erhalten? Michel Angelo war großer Zeichner, als er den Plan der Façade, und des Dohms der St. Peterskirche in Rom empfieng; und unſer Perrault zeichnete vortrefflich, da er die Colonnade des Louvres erfand.

Bäeger, werden von allen Seiten groſſe nackte Oberflächen zeigen, die man wird auszieren müſſen.

Die winziggebildeten Hausgötter werden nicht mehr zu dem Raume ſtimmen, den man ihnen zugeſtanden hat; man wird andere aushauen müſſen.

Man wird ſie beſtmöglichſt zuſtutzen, wird die Wände mit mehr oder minder ſchlecht beſchmierter Leinwand bekleiden.

Da aber der Geſchmack mit dem Reichthume und der Ueppigkeit wächſt, ſo wird bald die Baukunſt der Tempel, der Schlöſſer, der Palläſte, der Häuſer, ſich verbeſſern und die Bildhauerey und Mahlerey den Fortſchritten folgen, die jene machen.

Ich berufe mich jetzt in Abſicht auf meine Art mir dies vorzuſtellen auf die Erfahrung.

Man zeige mir ein Volk, das Statuen und Gemählde, Mahler und Bildhauer, ohne Palläſte, ohne Tempel, oder auch bey Tempeln beſitze, aus denen die Beſchaffenheit des

Gottesdienſtes die bemahlte Leinwand, und den behauenen Stein, verbannt habe.

Aber wenn es die Baukunſt iſt, die der Mahlerey und der Bildhauerkunſt das Daſeyn gab, ſo verdankt dafür wieder dieſen beyden Künſten ſie ſelbſt ihre große Vollkommenheit; und ich rathe Ihnen in das Talent eines Baumeiſters Mißtrauen zu ſetzen, der nicht zugleich ein großer Zeichner iſt. Wo hätte denn dieſer Mann ſich das Auge gebildet? Wo hätte er das auserleſene Gefühl der Verhältniſſe hergenommen? Wo hätte er die Begriffe vom Großen, vom Einfachen, vom Edlen, vom Schwerfälligen, vom Leichten, vom Hingeworfenen (ſuelto), vom Ernſten, vom Zierlichen, vom Ehrwürdigen erhalten? Michel Angelo war großer Zeichner, als er den Plan der Façade, und des Dohms der St. Peterskirche in Rom empfieng; und unſer Perrault zeichnete vortrefflich, da er die Colonnade des Louvres erfand.

Ich will hier mein Capitel über die Baukunst beschließen. Jede Kunst ist unter diesen drey Worten begriffen: Festigkeit oder Sicherheit, Schicklichkeit, und Ebenmaaß.

Woraus sich denn der Schluß ergiebt: jenes System von Maaßen Vitruvischer und strenger Ordnungen, scheint sehr verfehlen zu seyn zur Einförmigkeit zu führen, und das Genie zu ersticken.

Indeß will ich diesen Paragraphen nicht endigen, ohne Ihnen eine kleine Aufgabe zu lösen zu geben.

Man sagt von der St. Peterskirche in Rom, die Proportionen wären darin so vollkommen beobachtet, daß das Gebäude im ersten Augenblicke die ganze Wirkung seiner Größe und seiner Ausdehnung verliere; so daß man davon sagen könne: magnus esse, sentiri parvus.

Darüber räsonnirt man folgendermaßen: Wozu haben denn alle diese bewundrungswürdigen Proportionen gedient? Eine große Sache

klein und gewöhnlich zu machen? Besser, scheints, man hätte umgekehrt verfahren, mehr Geschicklichkeit wäre es gewesen, die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen, und einer gewöhnlichen und gemeinen Sache Größe zu geben.

Man antwortet: das Gebäude hätte freylich auf den ersten Augenblick größer geschienen, wofern man mit Kunst die Proportionen aufgeopfert; allein man fragt: was wäre vorzuziehen gewesen: die Hervorbringung einer großen und plötzlichen Bewunderung, oder die Schöpfung einer, die schwach anfienge, allmählich wüchse, und endlich groß und dauernd durch die zerlegende und zergliedernde Untersuchung würde?

Man giebt zu, daß, wenn alles Uebrige gleich ist, ein dünngliedrichter, emporgeschossener Mensch uns größer vorkommen muß, als ein wohlproportionirter; man fragt aber noch, wer von diesen beyden Männern derjenige seyn wird, den man am meisten bewundert? und

ob der erste nicht gern auf die strengsten Proportionen der Antike sich gebracht sehen möchte, sollte er selbst Etwas von seiner anscheinenden Größe verlieren müssen?

Man fügt hinzu: das enge, von der Kunst vergrößerte Gebäude, werde zuletzt so begriffen, wie es ist; anstatt daß das große von der Kunst und ihren Verhältnissen auf eine gewöhnliche und gemeine Erscheinung zurückgebrachte, zuletzt als groß begriffen wird: da der ungünstige Zauber der Proportionen durch die nothwendige Vergleichung am Ende verschwindet, die der Zuschauer mit einigen der Theile des Gebäudes anstellt.

Man erwiedert: man dürfe sich nicht verwundern, daß der Mensch gern Etwas von seiner anscheinenden Größe verlieren und strenge Verhältnisse annehmen würde; weil er wohl weiß, daß, durch diese strenge Genauigkeit der Proportion seiner Glieder, er den Vortheil erhält, den verschiedenen Functionen des Lebens aufs möglichst vollkommene Genü-

ge zu leiſten, daß von ihr die Kraft, die Würde, die Anmuth, mit einem Worte, die Schönheit abhängt; Eigenſchaften, von denen die Nützlichkeit immer die Grundlage iſt; daß es ſich aber nicht alſo mit einem Gebäude verhalte, welches nur einen einzigen Gegenſtand, nur einen einzigen Zweck hat.

Man läugnet: daß die Vergleichung des Zuſchauers mit einem der Theile des Gebäudes die Wirkung hervorbringe, die man davon erwartet, und die ungünſtige Täuſchung des erſten Augenblicks wieder gut mache. Indem man dieſer Statue ſich nähert, die plötzlich coloſſaliſch wird, wird man ſonder Zweifel in Erſtaunen verſetzt: man faßt das Gebäude als viel größer, wie man es anfangs geſchätzt hatte: hat man aber der Statue wieder den Rücken zugekehrt, ſo greift die allgemeine Gewalt aller übrigen Theile des Gebäudes wieder zu ihrer Herrſchaft, und bringt das an ſich ſelbſt große Gebäude zu einer gewöhnlichen und gemeinen Erſcheinung herab:

so daß, einerseits, jedes Einzelne darum groß scheint; während das Ganze klein und gewöhnlich bleibt; statt daß in dem entgegengesetzten Systeme von Unregelmäßigkeit jedes Einzelne klein scheint, während das Ganze ausserordentlich und groß bleibt, und Ehrerbietung erzeugt.

Das Talent, die Gegenstände durch den Zauber der Kunst zu vergrößern; das Talent, die Ungeheuerheit durch das feine Verständniß der Proportionen zu verbergen, sind unstreitig zwey große Talente; welches aber ist das größere von beyden? Welches ist dasjenige, was der Baumeister vorziehen muß? Wie hätte die St. Peterskirche in Rom behandelt werden müssen? War es besser, dieß Gebäude auf eine gewöhnliche und gemeine Wirkung durch die strenge Beobachtung der Proportionen herabzubringen, oder, ihm einen erstaunlichen Anblick, durch eine minder strenge und minder regelmäßige Anordnung zu geben?

Niemand sey hier in der Wahl verschieden, denn am Ende erhält die St. Peterskirche in Rom, Dank ihren so gepriesenen Proportionen, entweder nie, oder nur auf die Länge, Das, was man ihr beständig und plötzlich, wenn ein anderes System befolgt worden, zugestanden hätte. Was ist eine Uebereinstimmung, die die allgemeine Wirkung hindert? Was ein Fehler, der das Ganze gelten macht?

Wir wollen den Philosophen einen einzigen Augenblick unterbrechen; und ohne uns das Recht anzumaaßen, von Grund aus über diese zarte Frage einen Spruch zu thun, nur bemerken, daß die St. Peterskirche in Rom nicht so vollendet worden ist, wie der Baumeister anfangs im ersten Plane sie sich gedacht hatte. Sollte die Unzusammenhängenheit oder Uebereinstimmung, die zwischen dem

Schiffe und dem Chore dieſes prächtigen Gebäudes dadurch entſtanden iſt, ſollte ſie nicht vielmehr als die ſtrenge Beobachtung der Proportionen die wahre Urſache der ſchwachen Wirkung ſeyn, die ſie auf den erſten Blick thut? Wäre der anfängliche Plan in ſeinem Ganzen ausgeführt worden, ſo dürfte die Wirkung davon vielleicht Ehrfurchterweckend ohne Gleichen, unbeſchadet der allergewiſſenhafteſten Genauigkeit der Verhältniſſe, geweſen ſeyn. Darüber wollen wir, mein lieber Philoſoph, an Ort und Stelle ſelbſt, wenn wir nach Italien reiſen, entſcheiden. Bis dahin — kehren wir wieder zu dem Faden Ihrer Bemerkungen zurück.

(Anmerkung des Correſpondenten von Diderot.)

Hier wäre denn der Zwiſt der Griechiſchen oder Römiſchen Baukunſt, und der Gothiſchen, in aller ſeiner Stärke vorgetragen.

Giebt aber nicht die Mahlerey dieſelbe Frage aufzulöſen? Wer iſt der große Mahler: Raphael? Dem zu Liebe Sie nach Italien reiſen wollen, und vor dem Sie vorübergehen würden, ohne ihn zu erkennen, wenn man Sie nicht am Ermel zupfte, und ſagte: da iſt er! oder Rembrand, Titian, Rubens, Vandeick, oder irgend ein anderer großer Coloriſt? Der Sie von fern her ruft, und Sie durch eine ſo ſtarke, ſo treffende Nachahmung der Natur feſthält, daß Sie nicht mehr die Augen von ihm abzuziehen vermögend ſind?

Begegneten wir auf der Straße nur Einer einzigen weiblichen Figur Raphaels, ſo würde ſie uns plötzlich ſtill ſtehen machen; wir würden in die tiefſte Bewunderung fallen; wir würden uns an ihre Schritte heften, und ihr folgen, bis ſie ſich unſern Augen entzogen. Und es giebt auf der Leinwand des Mahlers

zwey, drey, vier ſolcher Geſtalten; ſie ſind auf ihr mit einer Menge anderer Menſchenfiguren von einem eben ſo ſchönen Charakter umgeben; alle tragen auf die größte, die einfachſte, die wahrſte Weiſe zu einer außerordentlichen, anziehenden Handlung bey, und nichts ruft mich, nichts redet an mich, nichts macht mich ſtill ſtehen! Man muß mich berichtigen: aufzublicken; muß mir ſanft auf die Schultern ſchlagen; während Kenner und Unwiſſende, Große und Kleine, ſich von ſelbſt auf Teſniere's Figuren in Kittin ſtürzen?

Ich würde zu Raphael zu ſagen mich unterſtehn: Oportuit haec facere, et alia non omittere. Ich würde ſagen, es gebe vielleicht keinen größeren Dichter als Raphael: aber..auch keinen größeren Mahler? Das frage ich! Doch vor allen Dingen müßten wir eine gute Definition von dem haben: was man unter Mahlerey verſteht?

Ich

Ich leugne den Unterſatz; ich leugne daß Dionyſius Diderot und ich, vor einem Gemählde Raphaels vorbeygehen könnten, ohne es zu beobachten. Ich leugne, daß man mich je auf die Schultern geſchlagen; mich vor der heiligen Familie in Verſailles ſtille ſtehen zu machen. Ich behaupte, daß ich mich nie davon habe wegreißen können, und genöthigt geweſen bin, damit ich beſtändig ſie vor Augen hätte, mir den ſchönſten Abdruck zu kaufen, den ich von dem Kupferſtiche, welchen Edelinck davon gemacht, nur aufzutreiben im Stande geweſen bin.

Unſtreitig wünſchte ich, Raphael wäre ein eben ſo großer Coloriſt, als er erhabner Dichter iſt: aber ſeit wenn ruft die Dichtkunſt, ſeit wenn gebietet ſie Dionyſius Diderot nicht ſtille zu ſtehn? Welche Definition der Mahlerey man auch gebe, man wird

immer die Dichtkunst wesentliche Sache darin seyn lassen müssen.

Wir verlangen sie sogar in einer Blume oder in einer Pfirsche von Wanhuysen; denn hat diese Pfirsche keinen poetischen Anblick, warum mahlte man sie denn? Ein Blumen- oder Früchtemahler kann kalt oder warm seyn, wie ein Geschichtemahler. (Anmerkung des Correspondenten.)

Noch eine Frage. Wenn man die Baukunst arm gemacht hat, indem man sie Maassen, irgend einer kleinen Modelung, unterwarf; sie, die kein anderes Gesetz, als die unendliche Mannigfaltigkeit Dessen, was schicklich ist, (des convenances) zum Gesetze anerkennen muß, sollte dieß nicht auch bey der Mahlerey, der Bildhauerey und überhaupt bey jeder Kunst, die ein Kind der Zeichnung ist, geschehen seyn, indem man die Figuren den Kopfsängen, und

die Köpfe den Naſenlängen unterwarf? Hat man nicht etwa aus der Kunde der Stände, der Charaktere, der Leidenſchaften, der verſchiedenen Organiſationen, eine kleinliche Sache des Linials und des Zirkels gemacht? Man zeige mir auf dem ganzen Erdboden, ich ſage nicht, eine einzige ganze Figur; ſondern nur den kleinſten Theil einer Figur: nur einen Nagel, den der Künſtler nachahmen könne. Doch, die natürlichen Ungeſtaltheiten bey Seite geſetzt, und uns nur an diejenigen gehalten, die nothwendiger Weiſe durch gewöhnliche Geſchäfte (Fonctions habituelles) veranlaßt werden: ſcheint es mir, daß nur die Götter und die wilden Menſchen es ſind, in deren Vorſtellung man ſich ſtreng den Proportionen unterwerfen könne: dann, die Helden, die Prieſter, die Obrigkeiten, aber mit wenigerer Strenge. In den untern Ordnungen muß man das ſeltenere Individuum, oder dasjenige wählen, was am beſten ſeinen Stand vorſtellt, und ſich nachher allen Veränderungen unterwirft,

die es characterisiren. Die Figur wird erhaben seyn, nicht, wenn ich in ihr strenge Proportionen bemerken; sondern vielmehr, wenn ich ein System von wohlverbundenen und sehr nothwendigen Ungestaltheiten darin erblicke.

In der That, erkennten wir gehörig, wie Alles in der Natur sich verkettet, was würde aus allen Uebereinkünften (conventions) von Symmetrie werden. Ein Pucklichter ist pucklicht vom Kopf bis zu den Füßen. Der kleinste besondere Fehler hat seinen allgemeinen Einfluß auf die ganze Masse; dieser Einfluß kann unmerklich werden, er ist aber nicht minder wirklich. Wie viele Regeln und Producte giebts nicht, die unserm Beyfall nur unserer Trägheit, unserer Unerfahrenheit, unserer Unwissenheit und unserm schlechten Blicke verdanken?

Und weiter; auf die Mahlerey zurückzukommen von der wir ausgingen, erinnern wir uns unaufhörlich an Horazens Regel,

Pictoribus atque Poetis
Quidlibet audendi ſemper fuit aequa poteſtas;
Sed non ut placidis coeant immitia, non ut
Serpentes avibus geminentur . . .

Das heißt: erfinde, mahle, berühmter Rubens, Alles was Dir gefällt, nur mit der Bedingung, daß ich in dem Zimmer einer Wöchnerin nicht den Thierkreis, den Schützen, u. ſ. w. erblicke. Weißt Du, was das iſt? Schlangen, die ſich mit Vögeln gatten!

Wenn Ihr die Apotheoſe des großen Heinrich verſucht, ſo beflügelt Eure Einbildungskraft, wagt, werft, zeichnet, häuft ſo viele allegoriſche Perſonen, als Euer ergiebiges und warmes Genie Euch darreicht; ich willige ein. Wenn Ihr aber die Mätherin hier im Ladenwinkel abbilden wollt, ſo zeigt mir einen Nähtiſch, ein Stück aufgefalteter Leinwand, eine Elle; ihr zur Seite ein Paar Nähermädchen, einen Zeiſig mit ſeinem Bauer, und

damit gut! Aber es kömmt Euch der Einfall, Eure Mätherin in eine Hebe zu verwandeln? Auch das! ich habe nichts dawider; und es wird mich eben so wenig befremden, um sie herum, Jupiter mit seinem Adler, Pallas, Venus, Hercules, alle Götter Homers und Virgils zu sehen. Dann aber ist es nicht mehr der Laden der geringen Handwerkerin; es ist die Versammlung der Götter, der Olymp; und was liegt mir daran, wenn das Ganze nur Eines ist.

Siebentes Capitel.

Ein kleines Corollarium zu dem Vorhergehenden.

Aber was wollen alle dieſe Grundſätze ſagen, wenn der Geſchmack eine Sache der Grille iſt, und wenn es keine ewige unwandelbare Regel des Schönen giebt?

Iſt der Geſchmack eine Sache der Grille, giebt es keine Regel des Schönen, woher kommen denn dieſe lieblichen Bewegungen, die ſich ſo plötzlich, ſo unwillkührlich, ſo ſtimmvoll, tief in unſeren Seelen erheben, die ſie erweitern oder beklemmen, und unſern Augen die Thränen der Freude, des Schmerzes, der Bewunderung, bald beym Anblicke einer großen

phyſiſchen Erſcheinung, bald bey der Erzählung irgend eines großen ſittlichen Zuges entzwingen? Apage Sophiſta! Du wirſt meinem Herzen nie einreden, es habe Unrecht zu zittern, meinen Eingeweiden, (mes entrailles) ſie haben Unrecht, ſich zu bewegen!

Das Wahre, das Gute und das Schöne greifen ſehr in einander. Man geſelle einer der beyden erſteren Eigenſchaften irgend einen ſeltenen glänzenden Umſtand bey, und das Wahre wird ſchön, und das Gute wird ſchön ſeyn. Iſt die Auflöſung des Problems von den drey Körpern nichts als die Bewegung dreyer gegebenen Puncte auf einem Papierſtreife: ſo iſt ſie nichts; ſie iſt eine bloße Wahrheit der Speculation. Aber, iſt der Eine dieſer drey Körper das Geſtirn, das uns bey Tage leuchtet, der andere das Geſtirn, das uns die Nacht erhellt, und der dritte, die Kugel, die wir bewohnen: ſo wird mit Eins die Wahrheit groß und ſchön.

Ein Dichter ſagte von einem andern Dichter: Er wirds nicht weit bringen, das Geheimniß fehlt ihm. Was für ein Geheimniß? Das, Gegenſtände von einem großen Intereſſe darzuſtellen; Väter, Mütter, Gatten, Weiber, Kinder.

Ich ſehe einen hohen Berg, mit einem dunkeln, alten und tiefen Forſte bedeckt. Ich ſehe, ich höre mit großem Geräuſch einen Strohm von ihm herabſtürzen, deſſen Gewäſſer ſich gegen die ſchroffen Spitzen eines Felſen bricht. Die Sonne neigt ſich ihrem Untergange; ſie verwandelt die an den zackigten Enden der Steine hängenden Waſſertropfen in eben ſo viele Diamanten. Unterdeß ſammeln ſich die Gewäſſer, nachdem ſie die aufhaltenden Hinderniſſe beſiegt, in einem weiten und breiten Canal, der in einer gewiſſen Entfernung ſie nach einem Getriebe hinleitet. Dort wird, unter ungeheuren Maſſen, die gewöhnlichſte Speiſe des Menſchen zermalmt und zubereitet. Ich ſehe das Getriebe von fern,

ich ſehe ſeine Räder ſchimmern, vom Schaum der Gewäſſer weiß, ſehe durch einige Weiden hindurch, den Giebel der Hütte des Eigenthümers; ich kehre in mich ſelbſt zurück, und verſinke in Träumen.

Unſtreitig iſt der Wald, der mich bis auf den Urſprung der Welt zurückführt, eine ſchöne Sache; unſtreitig iſt dieſer Fels, das Bild der Standhaftigkeit und Dauer, eine ſchöne Sache; unſtreitig ſind die durch die Sonnenſtrahlen verwandelten, in eben ſo viele glänzende und flüſſige Diamante zerſtreuten und zerlegten (decomposés) Waſſertropfen eine ſchöne Sache; unſtreitig iſt das Geräuſch, das Gebrauſe eines Strohms, der das weite (vaſte) Stillſchweigen des Berges und ſeiner Einſamkeit unterbricht, unſerer Seele eine heftige Erſchütterung, ein geheimes Schrecken mittheilt, eine ſchöne Sache!

Aber dieſe Weiden, dieſe Hütte, dieſes in ihrer Nachbarſchaft weidende Vieh, dieſes ganze Schauſpiel von Nützlichkeit, fügt es

nichts zu meinem Vergnügen hinzu? Und welch ein Unterſchied noch, zwiſchen der Empfindung des gewöhnlichen Menſchen und der des Philoſophen? Nur Er überlegt und ſieht in dem Baume des Forſtes den Maſt, der einſt ſein ſtolzes Haupt dem Sturme und den Winden entgegenſtellen wird; in den Eingeweiden des Berges das rohe Metall, das einſt in den glühenden Schmelzöfen ſieden, Geſtalt gewinnen, und Werkzeuge bilden ſoll, bald die die Erde fruchtbar machen, bald die ihre Bewohner zerſtören; in dem Felſen die Steinmaſſen, aus denen man Palläſte den Königen und Tempel den Göttern errichten wird; in den Gewäſſern des Stroms, bald die Fruchtbarkeit, bald die Verheerung des Landes; die Bildung der Flüſſe, der Ströme; den Handel; durch ihn die Erdbürger mit einander verbunden, ihre Schätze von Ufer zu Ufer gebracht, von dort in der ganzen Tiefe des feſten Landes verbreitet; und ſeine bewegliche Seele wird plötzlich von der ſanften und wol-

lüſtigen Regung des Vergnügens zur Bewegung des Schreckens übergehn, wenn ſeine Einbildungskraft die Fluten des Oceans in Aufruhr bringt.

So wird das Vergnügen ſich nach Maasgabe der Einbildungskraft, und der Kenntniſſe, vermehren. Die Natur, und die Kunſt, die ſie abzeichnet, ſagen dem dumpfſinnigen oder kalten Menſchen nichts; wenig dem Unwiſſenden.

Was iſt alſo der Geſchmack? Eine durch wiederhohlte Erfahrung erlangte Leichtigkeit, das Wahre, oder das Gute zugleich mit dem zufälligen Umſtande zu faſſen, der es ſchön macht; und plötzlich und lebhaft davon gerührt zu werden.

Sind die Erfahrungen, die das Urtheil beſtimmen, dem Gedächtniſſe gegenwärtig: ſo hat man einen aufgeklärten Geſchmack. Iſt das Andenken daran vorübergegangen, und bleibt nur der Eindruck; ſo hat man das Gefühl (Tact), den Inſtinct.

Michel Angelo giebt der Kuppel der St. Peterskirche in Rom die ſchönſtmögliche Form. Der Mathematiker de la Hire, von dieſer Form getroffen, zeichnet ihren Riß, und findet, daß dieſer Riß die Curbe des größten Widerſtandes iſt. Wer gab Michel Angelo dieſe, unter unendlich vielen andern, die er wählen konnte, ein? Die tägliche Erfahrung des Lebens. Sie iſts, die dem Meiſter Zimmermann eben ſo ſicher, als dem erhabenen Euler den Winkel der Stütze gegen die einſturzdrohende Mauer bekannt macht; ſie iſt's die ihn gelehrt hat, dem Flügel der Windmühle die für die Bewegung der Umwälzung günſtigſte Schiefe zu geben; ſie iſts, die oftmals in ſeine feine Berechnung Elemente bringt, welche die Mathematik der Academie nicht zu faſſen verſtände.

Erfahrung und Studium! ſind die Präliminarien ſowohl für Denjenigen, der hervorbringt, als für Denjenigen, welcher richtet. Hiernächſt verlange ich Empfindlichkeit. So

wie man aber Menſchen ſieht, welche was gerecht, was anſtändig iſt, welche die Tugend, aus bloßer Liebe zu wohlverſtandenem Vortheile, aus dem Geiſte und Geſchmacke an der Ordnung, üben, ohne ihre Freuden und Wolluſt zu erfahren: ſo kann es auch Geſchmack ohne Empfindlichkeit gleich-wie Empfindlichkeit ohne Geſchmack geben. Die Empfindlichkeit, wenn ſie ihre äußerſte Grenze erreicht, unterſcheidet nicht mehr: Alles, nichts ausgenommen, bewegt ſie. Der Eine wird kalt zu Euch ſagen: dieß iſt ſchön! der Andere entzückt, trunken ſeyn. Saliet, tundet pede terram, e occulis ſtiliabit amicis rorem. Er wird ſtammeln, wird keine Ausdrücke finden, die den Zuſtand ſeiner Seele wiedergeben.

Der glücklichſte iſt unſtreitig der letzte. Der beſte Richter? Etwas anders! Die kalten, ſtrengen, und ruhigen Beobachter der Natur kennen oft beſſer die zarten Saiten, die man tönen laſſen muß; ſie bringen Enthuſiaſten hervor, ohne ſelber es zu ſeyn; es iſt der Menſch und das Thier.

Die Vernunft berichtige bisweilen das ſchnelle Urtheil der Empfindlichkeit; ſie appellirt davon. Daher ſo viele, beynahe eben ſo bald vergeſſene, als mit Beyfall belohnte Arbeiten; ſo viele andere entweder nicht bemerkte oder verſchmähte, die von der Zeit, von dem Fortſchritte des Geiſtes und der Kunſt, von einer geſammeltern Aufmerkſamkeit, den Zoll empfangen, den ſie verdienten.

Daher die Ungewißheit des Beyfalls bey jedem Genieswerke. Der Genius ſteht allein da. (Il eſt ſeul). Man ſchätzt ſeinen Werth nicht anders, als wenn man ihn unmittelbar auf die Natur zurückführet. Und wer kann ſich ſo hoch erheben? Ein anderer Mann von Genius!

Bemerkungen

über

den Mahlersalon

von 1765.

von

Diderot.

An meinen Freund G****.

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem Cogitat. . . .

Horat.

Wenn ich einige überdachte Begriffe von der Mahlerey und Bildhauerkunst besitze: so verdanke ich sie Ihnen mein Freund. Ich wäre im Salon dem Haufen der Müssigen gefolgt, ich hätte, wie Sie, einen oberflächlichen und zer-

zerſtreuten Blick auf das Hervorgebrachte unſerer Künſtler geworfen. Mit einem Wörtchen hätte ich ein köſtliches Stück zum Feuer verdammt, oder ein mittelmäßiges Werk bis in die Wolken erhoben; gebilligt, verſchmäht, ohne die Gründe meiner Verliebtheit oder meines verſchmähenden Ekels zu ſuchen. Nur daß Sie mir Nachdenken darüber zum Geſchäft auferlegten, hat meine Augen auf die Leinwand geheftet, und mich angetrieben, den Marmor zu umgehen. Ich habe dem Eindrucke die Zeit gelaſſen, anzukommen und ſich zu ſetzen, habe meine Seele den Wirkungen aufgeſchloſſen, mich von ihnen durchdringen laſſen. Ich habe den Ausſpruch des Geiſtes und den Gedanken des Kindes, das Urtheil des Gelehrten, das Wörtchen des Weltmenſchen, und das Gerede des Volks geſammelt; und wenns mir begegnet, daß ich den Künſtler beleidige: ſo geſchieht das oft, mit der Waffe, die er mir ſchärfte. Ich habe ihn gefragt, und begriffen, was es heiße: Sein-

heit der Zeichnung und Wahrheit der Natur. Ich habe den Zauber des Lichtes und der Schatten erfaßt, habe die Farbe erkannt; bin zur Empfindung des Fleiſches gelangt. In meiner Einſamkeit habe ich wieder überdacht, was ich geſehen, und gehört; und dieſe Ausdrücke der Kunſt: Einheit, Mannigfaltigkeit, Contraſt, Symmetrie, Anordnung, Zuſammenſetzung, Charakter, Ausdruck, mit denen mein Mund ſo vertraut war, die aber ſo unbeſtimmt in meinem Geiſte lagen, haben Umriß erhalten. Beſtimmung gewonnen.

Oh! dieſe Künſte, deren Gegenſtand die Nachahmung der Natur iſt; ſeyn durch die Rede, wie die Beredſamkeit und Dichtkunſt; ſeyn durch die Töne, wie die Muſik: ſeyn durch die Farbe und den Pinſel, wie die Malerey; ſeyn durch den Bleyſtift, wie die Zeichnung; ſeyn mit dem Pouſſiermeſſer und dem weichen Thone, wie die Bildhauerkunſt; ſey's mit dem Griffel, in Arbeit auf Stein oder Metall, wie die Kupferſtecherkunſt, ſey's mit

dem Mädchen (touret), wie die Steinſchneidekunſt; ſeys mit dem Münzſtempel, dem Radierriſſen und dem Schneidegriffel, wie die Ciſelierkunſt; o, wie lang, mühſam und ſchwer ſind dieſe Künſte!

Erinnern Sie ſich, mein Freund, an das, was Chardin uns im Salon ſagte, als wir einſt unſere Todesurtheile fällten? „Meine Herren, meine Herren, milder! Suchen Sie unter allen Gemählden, die hier ſind, das ſchlechteſte auf; und laſſen mich dann Ihnen zu wiſſen thun, daß zweytauſend Unglückliche, verzweifelnd jemals nur ſo ſchlecht zu arbeiten, den Pinſel mit den Zähnen zerbiſſen haben. Dieſer Parocel, den Sie einen Schmierer nennen, und der es wirklich auch iſt, wenn Sie ihn mit Vernet vergleichen, dieſer Parocel iſt gleichwohl ein ſeltener Mann, zuſammengehalten mit der Menge Derer, die die Laufbahn verlaſſen haben, in die ſie mit ihm zugleich eintraten. Lemoine verſicherte, daß dreyßig Jahre Kunſtübung nöthig ſeyen, um

zu lernen, ſeine Skizze zu bewahren. (de conſerver ſon esquiſſe) *) und Lemoine wußte was er ſagte. Wollen ſie mich hören: ſo werden Sie vielleicht nachſichtiger ſeyn.

Chardin ſchien zu zweifeln, ob es eine längere und ſchwierigere Erziehung gebe, als die des Mahlers; — die des Arztes, des Rechtsgelehrten, oder des Doctors der Sorbonne nicht ausgenommen. „Man reicht uns, ſagte er, in unſerm ſiebenten oder achten Jahre den Bleyſtift in die Hand. Wir fangen an, nach der Vorſchrift Augen, Mund, Naſe, Ohren nachher Füße und Hände zu zeichnen. Lange haben wir, mit krummem Rücken über unſer Blatt gebeugt, geſeſſen, ehe man uns vor den

*) Seine Skizze bewahren, heißt ſeinen erſten Entwurf in ein vollendetes Gemählde umbilden. Man kann eine ſchöne Skizze zu machen verſtehen, und doch nicht im Stande ſeyn, ein gutes Gemählde zu verfertigen. Dieß, ohne Herrn Chardin, und den, der es uns wieder erzählt, unterbreiben zu wollen!

Anmerk. des Herrn Grimm, wie alle folgenden.

Herkules oder den Torso stelle; und Sie sind nicht Zeugen der Thränen gewesen, die dieser Satyr, dieser Gladiator, diese Venus von Medicis, dieser Antinous, uns vergießen gemacht. Seyn Sie versichert: diese Meisterstücke des Alterthums würden nicht die Eifersucht der Meister reizen, hätten die Lehrlinge in ihrem Verdruß über sie schalten dürfen. Nachdem wir Tage lang vor ihnen geschwitzt, und Nächte lang, vor der unbeweglichen und undelebten Natur, bey der Lampe, zugebracht, zeigt man uns endlich die lebende Natur; und plötzlich scheint die Arbeit aller verherzehenden Jahre vernichtet. Nicht geborgter (emprunté) war man das erstemal, als man den Bleystift ergriff. Man muß das Auge lehren, die Natur anzuschauen; und wie Viele giebts, die sie nie geschaut, und die sie nie schauen werden! Dieß macht unser ganzes Leben lang unsere Qual aus. Man hat uns fünf bis sechs Jahre vor dem Modell gehalten; wenn man uns unserm Genie überläßt, wofern wir eines haben. Das Talent entscheidet sich

nicht in Einem Augenblicke; nicht auf den erſten Verſuch hat man die Offenherzigkeit, ſich ſeine Unfähigkeit zu geſtehn. Wie viele bald glückliche, bald unglückliche Anſtrengungen. Indeß ſind koſtbare Jahre verfloſſen, ehe der Tag des Ekels, der Ermüdung, der Langenweile gekommen. Der Zögling iſt neunzehn bis zwanzig Jahr alt geworden, wenn er, das Pallett aus den Händen werfend, ſich ohne Stand, ohne Ausſicht ſieht und oft um ſeine Sitten gekommen iſt; denn, immer die Natur ganz nackt unter Augen zu haben, jung zu ſeyn, und tugendhaft zu bleiben, es iſt nicht möglich! Was dann thun? was werden? Hungers entweder ſterben, oder ſich in eine jener untern Beſchäftigungen werfen, deren Thor dem Elende offen ſteht. Man greift zu dieſem Letztern, und rechnen Sie einige Zwanzig ab, die hier alle zwey Jahre kommen, ſich den Thieren auszuſtellen (s'exposer aux bêtes) ſo finden ſie die Uebrigen, ungekannt und vielleicht minder unglücklich, mit dem Bruſtleder auf einem Fechtboden;

oder mit der Muskete auf der Schulter in einem Regimente, oder im Theaterkleide auf bretternen Comödiantenbänken. Was ich Ihnen da sage, ist die Geschichte der Bellecours, der Brisarts, der Lekain; sämmtlich waren sie schlechte Mahler, die die Verzweiflung zu Schauspielern machte.

Sie erzählten mir, falls Sie sichs erinnern, daß, als einer dieser der Academie Entronnenen Trommelschläger in einem Regimente geworden, sein Vater Denen, die ihn nach dem Sohne fragten, zu antworten pflegte: Mein Sohn hat die Mahlerey mit der Musik vertauscht; wobey aber Chardin, lächelnd und dann wieder zum ernsten Tone zurückkehrend, sagte: „Alle Väter dieser unfähigen, aus ihrer Bahn geworfenen Kinder, nehmen die Sache nicht so fröhlich. . . . Kurz, was Sie hier sehen, ist die Frucht der Arbeiten der kleinen Zahl Derer, die mit mehrerem oder wenigerem Erfolg gerungen haben. Wer nicht die Schwierigkeit der Kunst gefühlt, bringt nichts, was tauge, wer,

wie mein Sohn, z. E., ſie allzubald gefühlt hat, bringt gar nichts hervor; und glauben Sie nur: die meiſten der hohen Stände der Geſellſchaft würden leer ſeyn, wenn man erſt nach einer ſo ſtrengen Prüfung drinn aufgenommen würde, als die, der wir uns unterziehen müſſen.“

„Aber, verſetzte ich ihm, „mein Herr Chardin, nicht an uns müſſen Sie drüber ſich halten, wenn: Mediocribus eſſe poetis, non Di, non homines, non concellere columnae; und der Mann, der die Götter, die Menſchen und die Säulen gegen die mittelmäßigen Nachahmer der Natur in Harniſch bringt, kannte ſehr wohl die Schwierigkeiten des Handwerks.“

„Wohl denn,“ antwortete Chardin, „ſo wollte ich doch lieber, daß er den jungen Zögling von der Gefahr benachrichtigt hätte, die er läuft, als daß er ſich zum Vertheidiger der Götter, der Menſchen und der Säulen aufgeworfen. Nun ſagt er gleichſam zu ihm: Freund, nimm dich

in Acht, du kennſt deinen Richter nicht; er verſteht zwar nicht ſelbſt etwas zu ſchaffen, darum aber iſt er nicht minder grauſam. Leben Sie wohl mein Herr. Milder! Milder!“

Ich fürchte ſehr, unſer Freund Chardin wird Almoſen von Bildſäulen begehrt haben. Der Geſchmack iſt taub gegen Bitten. Was Malherbe von dem Tode geſagt hat, möchte ich beynah von der Critik ſagen.

Le pauvre, en sa cabane, où le chaume le couvre,
Est sujet à ses lois;
Et la garde qui veille aux barrières du Louvre,
N'en defend pas nos rois.

Ich will Ihnen die Gemählde beſchreiben, und meine Beſchreibung ſoll von der Art ſeyn, daß man ſie mit ein wenig Einbildungskraft und Geſchmack, leicht in ſeinem Kopfe verwirklichen, und die Gegenſtände darin ohngefehr ſo ſtellen wird, wie wir ſie auf der Leinwand geſehen. Damit ſie alſo beurtheilen mögen können, wie viel auf meinen Tadel oder mein Lob zu rechnen ſey, habe ich meiner Arbeit einige Betrachtun-

gen über die Mahlerey, Bildhauer- Kupferstecher- und Baukunst vorausgeschickt. Sie werden mich, hoffe ich, lesen, wie einen alten Autor, dem man eine gewöhnliche Seite einer guten Zeile willen hingehen läßt.

Mich deucht, ich höre Sie hier schmerzlich ausrufen: Alles ist verlohren! Freund, so ordne denn, bringe zurecht, mache gleich (nivele); man borgt die Krücken des Abt's Morelet *) nur, wenn es einem an Genie fehlt.

Es ist wahr; mein Kopf ist müde. Die Last, die ich zwanzig Jahre getragen **) hat mich so niedergebeugt, daß ich verzweifle, mich je wieder aufzurichten. Dem sey, wie ihm wolle, erinnern Sie sich an meine Aufschrift: Non fumum ex fulgore; sed ex fumo dare lucem. Lassen Sie mich einen Augenblick ruhen, und dann wollen wir sehen.

Ehe wir zu unserm Werke schreiten, will

---

*) Morellet war als antiquarischer Critiker ohne selbst hervorbringendes Genie bekannt. Anm. d. Uebs.

**) Die Besorgung der Ausgabe der Encyclopädie.

ich, mein Freund, die vorläufige Anmerkung machen: daß Sie nicht als durchaus ſchlecht die Gemälde betrachten müſſen, über die ich leichter weg eilen werde. Immerhin halten Sie die Producte der Bolzots, Monnote, Francisque, Antoine Lebell, Amand, Parocel, Adam, Descamps, Deshays des jüngern, und andre für abſcheulich!

Nehmen Sie von Amand nur ein mittelmäſſiges Stück: Argus und Mercur, aus, das er in Rom gemahlt; und von Deshays dem jüngern, ein oder zwey Köpfe, zu denen sein Schalk von Bruder für ihn den Entwurf gemacht hat, ihm zur Aufnahme in die Academie zu verhelfen.

Wenn ich die Fehler einer Compoſition bemerklich mache; ſo verſtehen Sie es ſo: daß ſie ſchlecht bleiben wird, wenn ſie ſchlecht iſt, würde auch ihr Fehlerhaftes verbeſſert; und daß, wenn ſie gut iſt, ſie vollkommen ſeyn würde, verbeſſerte man noch ihr Fehlerhaftes.

Wir haben dieſes Jahr zwey große Mahler und einen geſchickten Bildhauer verlohren: Carle Vanloo, Deshays den Aeltern, und Michel Angelo Slodz. Auch hat der Tod uns einen berühmten Liebhaber entriſſen, den Grafen von Caylus. Indeß irre ich entweder ſehr, oder, die franzöſiſche Schule, die einzige, die noch Schule genannt werden kann, iſt noch weit von ihrer Abnahme. Bringen Sie, wo möglich, alle Werke der Künſtler und Bildhauer Europa's zuſammen, und ſie werden keinen Salon daraus bilden, wie den unſrigen. Paris iſt die einzige Stadt in der Welt, in der man alle zwey Jahre eines ſolchen Schauſpiels genießen kann.

Carle Vanloo.

Carle Vanloo allein, hat mehr als zwölf Stücke hinterlaſſen: Auguſt, der den Tem-

pel des Janus zuschließen läßt, die Grazien, eine Susanne; sieben Skizzen aus dem Leben des heil. Gregorius; eine Vestalinn; einen Kopf eines Engels, ein Studium; und ein allegorisches Gemählde.

Mein Herr Stechpalme immer grün! (toujours verd) *). Sie gleichen dem Blatte Ihres Schildes, das auf allen Seiten sticht. Vor acht Jahren war der Artikel Vanloo zu kurz; jetzt ist er zu lang. Mit Dero Erlaubniß soll er also bleiben, wie er ist.

---

*) Ein kleines Compliment, das ich im Vorbeygehen erwiedere. Jeder brave Mann ist den Pfeilen der Satyre in seiner Profession ausgesetzt. Ich, rechtlicher Zeitungsschreiber, (honnête faiseur de Feuilles) habe vom Philosophen zum Neujahrsgeschenke ein Schildchen bekommen, mit einer Stechpalme (le Houx) und der Aufschrift darüber: Au houx toujours verd, und unten eine gewelte Unterschrift: dempor frondescit.

Auguſt der den Tempel des Janus ſchließen läßt.

Ein Gemählde, neun Fuß acht Zoll hoch, auf acht Fuß vier Zoll breit. Für die Gallerie von Choiſy.

Zur Rechten des Zuſchauers iſt der Janustempel ſo geſtellt, daß man die Thore davon ſieht. Jenſeits der Thore, der Façade des Tempels entgegen, die Statue des Janus auf einem Fußgeſtell. Dieſſeits, ein Dreyfuß mit ſeinem Deckel, auf der Erde; ein weißgekleideter Prieſter, beyde Hände in einen großen eiſernen Ring ſteckend, ſchließt die, oben, unten, und in der Mitte mit breiten Streifen Eiſenblech bedeckten Thore. Zur Seite dieſes Prieſters, mehr nach dem Vordergrunde zu, zwey andere wie der erſtere bekleidete. Gegenüber dem zuſchließenden Prieſter, ein Kind, das eine Urne trägt, und der Ceremonie zuſieht. In der Mitte der Scene, und vorn

Auguſt, allein ſtehend, im Kriegskleide, ſtillſchweigend, einen Oelzweig in der Hand. Am Fuße Auguſts, auf demſelben Plan, ein Kind, ein Knie an der Erde, einen Korb auf ſeinem andern Knie habend, das Blumen ſtreut. Hinter dem Imperator, ein junger Prieſter, von dem man den Kopf faſt nicht ſieht. Zur Linken, in einigem Abſtande, ein vermiſchter Haufe Volks und Soldaten. Auf derſelben Seite, ganz am Ende der Leinwand, und im Vorderarunde, ein nach dem Rücken zu geſehener Senator, der eine Papierrolle hält: dieß Werk iſt's, was Vanloo'n beliebt ein öffentliches Feſt zu nennen.

Mir kömmt es vor: daß, da der Tempel hier nicht ein bloßes Acceſſorium, keine bloße Grundverzierung iſt, er mehr gezeigt worden ſeyn, und nicht ein armes und kümmerliches Gebäude daraus hätte gemacht werden müſſen. Dieſe eiſernen Streifen indeß, welche die Thüre bedecken, thun durch ihre Breite gute Wirkung. Was dieſen Janus betrifft: ſo hat er

die Mine von ein Paar egyptiſchen ſchlecht an einander gebackten Geſichtern. Und warum iſt denn der Heilige des Tages ſo an eine Mauer gleichſam angeklebt? (plaqué)? Der Prieſter, der die Thore zuzieht, zieht ſie vortrefflich; er iſt ſchön von Handlung, von Gewand, von Charakter. Das Männliche ſage ich von ſeinen Nachbarn; ihre Köpfe ſind ſchön, in einer großen, einfachen und wahren Manier gemahlt; ſie ſind ſtark und männlich behandelt. Giebts noch einen Künſtler, der im Stande wäre ein Gleiches zu leiſten, ſo zeige man mir ihn. Der kleine Urnenträger iſt ſchwerfällig, und vielleicht überflüſſig; dies andere Kind, das Blumen ſtreut, ſchön erfunden, und vortrefflich bekleidet. Es ſtreut ſeine Blumen mit Anmuth; mit zuviel Anmuth vielleicht; man ſollte ſagen: gleich Auroren, wenn ſie ſie aus ihren Fingerſpitzen ſchüttelt. Ihr Auguſt aber, Herr Vanloo! iſt jämmerlich. Wie gehts zu, daß ſich in Ihrer Werkſtatt kein Zögling gefunden, der Ihnen

nen zu ſagen gewagt: er ſey ſteif, unedel, und kurz; er ſey geſchminkt wie eine Actrize; und dieſe rothe Drapperie, mit der Sie ihn bunt ausſtaffirt haben, beleidige das Auge, ſtimme nicht zu dem Gemählde? Dieß ein Imperator? Mit dieſer langen Palme, die er an ſeine linke Schulter angeklebt hält? es iſt ein Quidam aus der Brüderſchaft von Jeruſalem, der von der Proceſſion zurückkehrt. Und dieſer Prieſter, den ich hinter ihm gewahre, was will er mit ſeinem Käſtchen, und ſeiner ſchaalen und gezwungenen Handlung? Dieſer Senator, eine Füllfigur, der verlegen mit ſeinem Gewande und ſeiner Papierrolle, daſteht, der mir den Rücken zukehrt, den die Weite ſeiner Bekleidung nach unten zu dünn, und ſchmächtig nach oben zu macht; und das Ganze, was bedeutet es? wo iſt das Intereſſe? wo das Subject?

Den Tempel des Janus ſchlieſſen, heißt, einen allgemeinen Frieden im Reiche verkünden; eine öffentliche Ergötzlichkeit, ein Feſt; und ich

mag die ganze Leinwand durchſuchen, ich finde nicht die geringſte Spur von Freude. Das iſt kalt, das iſt geſchmacklos: alles Dieß ſchweigt ſtill, iſt düſter, iſt bis zum Sterben traurig, es iſt das Begräbniß einer Veſtalin.

Hätte ich dieſes Subject auszuführen gehabt, ich hätte den Tempel mehr gezeigt. Mein Janus wäre groß und ſchön geweſen. Ich hätte einen Dreyfuß vor das Thor des Tempels geſtellt; junge blumenbekränzte Kinder hätten Weihrauch darauf verbrannt. Dort, hätte man einen großen, ſchönen Prieſter geſehen; hinter dieſem Prieſter, hätte ich einige andere gruppirt. Die Prieſter ſind jederzeit eifrige Beobachter der Könige geweſen; vielleicht hätten dieſe hier auszuſpähen geſucht, was für ſie vom neuen Beherrſcher zu fürchten oder zu hoffen ſey; ich hätte ihre aufmerkſamen Blicke auf ihn geheftet. Auguſt, von Aggrippa und Mäcen begleitet, hätte geboten, den Tempel zu ſchließen; ich hätte ihm die dazu gehörige Gebehrde gegeben. Die Prie-

ſter, die Hand in dem Ringe, wären bereit geweſen zu gehorchen. Ich hätte einen tumultvollen Haufen Volkes verſammelt, den die Soldaten groſſe Mühe gehabt haben ſollten, in Ordnung zu halten. Vor allem hätte ich gewünſcht, daß dieſe Scene ein volles Licht beſäße, denn Nichts trägt zur Fröhlichkeit mehr bey, als das Licht eines ſchönen Tags. Die Proceſſion von St. Sulpice hätte ſich nicht in einem dunklen und neblichten Wetter in Gang geſetzt, wie die Vanloo's Proceſſion.

Wäre indeß in Abweſenheit des Künſtlers, dieſe Compoſition in Brand gerathen, und nichts weiter als die Gruppen der Prieſter, und einige hin und wieder zerſtreute Köpfe darin verſchont geblieben: ſo hätte der Anblick dieſes Ueberbliebenen uns ein vortreffliches Gemählde erwarten laſſen; und wir ausgerufen: Wie Schade!

Die Grazien.

Ein Gemählde, sieben Fuß, sechs Zoll hoch, auf sechs Fuß zwey Zoll breit.

Weil diese Figuren sich einander halten; (se tiennent,) so hat der Mahler geglaubt, sie wären gruppirt. Die älteste der beyden Schwestern nimmt die Mitte ein; sie zeigt sich ganz von Gesicht; sie legt den rechten Arm auf die Hüfte derjenigen, die Sie zu ihrer Linken sehen; und verschlingt den linken mit dem rechten Derjenigen, die sie zu Ihrer Rechten erblicken. Die Scene, wenn man sie eine nennen kann, ist in einer Landschaft; man sieht eine Wolke, die vom Himmel sich herabsenkt, hinter den Figuren vorübergehn und sich auf die Erde verbreiten. Diejenige der Grazien, die sich zu Ihrer Linken befindet, die von Kopf und Rücken zu zwey Drittein gesehen wird, hat ihren linken Arm auf die Schulter der in der Mitte ge-

legt, und hält in ihrer rechten Hand ein Fläſchchen; es iſt die jüngſte. Die Zweyte zu Ihrer Rechten, den Rücken zu zwey Dritteln gewandt, und den Kopf im Profil, hält in ihrer linken Hand eine Roſe; die älteſte einen Myrtenzweig, den man ihr gegeben, und den ſie in ihrer linken Hand trägt. Die Gegend iſt mit einigen Blumen überſäet.

Schwer kann man ſich eine kältere Compoſition, geſchmackloſere, minder angenehme Grazien denken. Weder Leben, noch Handlung, noch Charakter findet man darin. Was thun ſie dort? Ich will des Todes ſeyn, wenn ſie es wiſſen: ſie zeigen ſich. Nicht alſo ſah der Dichter ſie. Es war im Frühlinge; der Mond ſchien hell; das neue Grün bedeckte die Berge; die Bäche murmelten; man hörte, man ſah ihr Silbergewäſſer rinnen; der Glanz des Nachtgeſtirns wallte auf ihrer Fläche. Der Ort war einſam und ruhig; es war das weiche Gras einer Wieſe, nah bey einem Walde, wo ſie ſangen und tanzten. Ich ſehe; ich höre ſie auch.

Wie ſanft ſind ihre Geſänge! wie ſchön ſie ſelber! wie feſt ihr Fleiſch! Das zarte Mondlicht mildert noch das Weiß ihrer Haut. Wie leicht und gelenk ihre Bewegungen! Dort der alte Pan, der auf der Flöte ſpielt. Die zwey jungen Faune, ihm zur Seite, haben ihre rauhen Ohren geſpitzt; durchirren mit glühendem Auge die geheimſten Reize der jungen Tänzerinnen. Was ſie ſehen, hindert ſie nicht, auch nach dem zu lüſten, was die Mannigfaltigkeit der Tanzbewegungen ihnen entzieht. Die Waldnymphen ſind herbeygeeilt, und die Nymphen der Gewäſſer ragen mit ihren Häuptern neugierig aus dem Schilfe hervor; bald werden ſie ſich zum Spiele der liebenswürdigen Schweſtern geſellen:

Junctaeque Nymphis Gratiae decentes
Alternis terram quatient pedis.

Doch kehren wir wieder zu den Grazien von Vanloo zurück; welche nicht die drey Schweſtern werth ſind, die ich verlaſſe. Die in der Mitte iſt ſteif, man ſollte ſagen, Marcell hätte ſie geſtellt. Ihr Kopf iſt zu ſtark; ſie hält

ihn mit Mühe aufrecht. Und diese kleine Läppchen Drapperie, die auf das Gesäß (selles) der Einen und um die Schenkel der andern geklebt worden . . was knüpft, was hält sie daran fest? Nichts als der üble Geschmack des Künstlers; und die verderbten Sitten des Volkes. Unbekannt ists ihnen, daß nicht ein nacktes Weib unanständig ist. Ein unanständiges Weib wär ein nacktes, das eine Nachthaube auf dem Kopfe, Strümpfe an den Beinen, und die Füße in Pantoffeln hätte. Dieß erinnert mich an die Erfindung, wodurch Madame Hocquet die Venus pudica zur möglichst unanständigen Creatur gemacht hatte. Sie urtheilte eines Tages, die Göttin verhülle sich nur schlecht mit ihrer flachen Hand; und sieh da! giebt sie ihr nicht ein Tuch von Gips zwischen diese Hand, und den der Hand entsprechenden Theil der Statue? so daß diese nun urplötzlich das Ansehen eines Weibes bekam, das sich . . abwischt!

Glauben Sie wohl, mein Freund, es hätte Apelles einfallen können, die Leiber der

drey Grazien auch nur mit einer Handbreit Gewandes zu bekleiden? Ah! hat, seit sie nackt aus dem Haupte des alten Dichters hervorsprangen, bis zum Apelles, und von Apelles bis auf uns, je ein Mahler sie gesehen: so schwöre ich Ihnen, Vanloo ist es nicht!

Vanloo's Grazien sind lang und schmächtig, besonders von Obertheilen. In dieser Wolke, die zur Rechten herabsinkt, und sich vor ihre Füße verbreitet, ist kein Menschenverstand. Für sanfte und weiche Wesen, wie sie, ist ihre Haltung zu fest, zu kräftig. Und dann; rings umher ein schönes erdachtes Grün, das sie schwärzt, und beräuchert; keine Wirkung, kein Interesse! Nach Schlendrian gemahlt, und gezeichnet. Es ist eine Composition, sehr tief unter der im vorigen Salon ausgestellten, die er nachher zerrissen und zerschnitten hatte, dasselbe Subject von neuen zu behandeln. Unstreitig, weil die Grazien Schwestern sind, müssen sie Familienmienen gemein haben: aber auch denselben Kopf?

Bey alledem iſt die ſchlechteſte dieſer Figuren mehr werth, als die Liebäugeleyen, die Ziererey en und die rothen Hintern (culs rouges) Bouchers. Es iſt doch wenigſtens Fleiſch; und ſchönes Fleiſch ſogar; mit einem gewiſſen Character von Ernſt, der allemal minder misfällt, als Unanſtändiges und Unſittliches. Giebts Manier hier, ſo iſt ſie groß.

Die keuſche Suſanne.

Ein Gemählde, ſieben Fuß ſechs Zoll hoch, auf ſechs Fuß zwey Zoll breit.

Bemerken Sie, einmal für alle, daß: rechts und links immer ſagen ſoll, zur Rechten und Linken Desjenigen, der das Gemählde anſieht.

Hier ſieht man in der Mitte der Leinwand, Suſannen ſitzend. Sie hat eben das Bad verlaſſen; iſt zwiſchen zwei Greiſe geſtellt; ſie neigt ſich nach demjenigen, der links ſteht, und überläßt ſich den Blicken deß, den wir rechts ſehn. Ihr ſchöner Arm, ihre ſchönen Schul-

tern, ihre Hüften, einer ihrer ſchönen Schenkel, ihr ganzer Kopf, die Dreyviertel ihrer Reihe. Ihr Kopf iſt zurückgebeugt, ihr Auge gen Himmel gerichtet, den ſie um Hülfe anruft; ihr linker Arm hält die Leinwand feſt, die das Obere ihrer Schenkel bedeckt; ihre rechte ausgeſtreckte Hand ſtößt den linken Arm des ihr zur Seite befindlichen Alten weg. O, die ſchöne Figur! ihre Lage iſt groß. Ihre Verwirrung, ihr Schmerz ſtark ausgedrückt; ſie iſt im großen Geſchmack gezeichnet. Es iſt wahres Fleiſch; die ſchönſte Farbe, und viel Wahrheit der Natur auf dem Halſe, auf der Bruſt, über die Knie verbreitet; ihre Beine, ihre Schenkel, alle ihre wallenden Glieder aufs Vortrefflichſte gewandt; ſie hat Grazie, ohne daß dem Adel, der Wahrheit, Eintrag geſchieht; nirgends gezierter Contraſt. Der Theil der Figur, der in Halbtinte iſt, iſt von der ſchönſten Arbeit; (du plus beau faire.) Dieſe weiße, über ihre Schenkel hergezogene Leinwand, wirft bewundernswürdig ihr Licht

aufs Fleiſch; es iſt eine Luftmaſſe, die ihre Wirkung nicht zerſtört. Eine beſchwerliche Magie, die ſowohl die Geſchicklichkeit des Meiſters, als die Kraft ſeines Colorits zeigt!

Der alte zur Rechten wird im Profil geſehen. Sein linkes Bein iſt gebogen; und mit ſeinem rechten Knie ſcheint er den Untertheil des Schenkels der Suſanne zu berühren; ſeine linke Hand zieht an der Leinwand, die ihre Schenkel bedeckt, und ſeine rechte Hand ladet ſie ein, nachzugeben. Dieſer Alte hat etwas von der Mine (un faux air) Heinrichs VI.; einen wohlgewählten Charakterkopf! nur hätte noch mehr Bewegung, mehr Handlung, mehr Begierde, mehr Ausdruck hinzukommen müſſen. So iſt er eine kalte, ſchwerfällige Figur; und, da ihn nichts als ein groſſes, ſteifes, einförmiges, faltenloſes Gewand, unter dem nichts ſich zeichnet, umgiebt: bildet dies einen Sack, aus dem ein Kopf und zwey Füße hervortreten. Freilich muß man weiß drappiren; aber nicht auf dieſe Weiſe.

Der andere Alte ſteht, und wird faſt voll von Geſicht geſehen. Mit ſeiner Linken hat er alle Schleyer entfernt, die ihm von ſeiner Seite Suſannens Anblick nahmen; er hält noch ihre Schleyer abgezogen. Seine Rechte, und ſein Arm, vor dem Weibe ausgeſtreckt, drohen mit ihrer Gebehrde; dieß iſt auch der Ausdruck ſeines Kopfs. Dieſer Greis iſt noch kälter, als der andre: man halte die übrige Leinwand zu, ſo wird ſeine Figur Ihnen nichts weiter zeigen, als einen Phariſäer, der dem Meſſias eine ſpitzfindige Frage aufzulöſen giebt.

Mehr Wärme, mehr Gewaltthätigkeit, mehr hitzige Gier in dieſen Alten, würde dem jungen, unſchuldigen und ſchönen Weibe, in der Macht zweyer betrogten Böſewichter, ein wunderwürdiges Intereſſe gegeben haben. Sie ſelber hätte mehr Schrecken und Ausdruck dadurch erhalten: denn Eines folgt aus dem Anderen; die Leidenſchaften auf der Leinwand ſtimmen überein, oder nicht überein, wie die Farben. Es giebt in dem Ganzen eine Har-

monie der Empfindungen, wie der Töne. Die Alten dringender und der Mahler hätte gefühlt, das Weib müßte erſchrockener ſeyn; alsbald hätten ihre Blicke den Himmel noch ganz anders angefleht.

Zur rechten ſieht man ein Gebäude von grauartigem Stein. Wahrſcheinlich, ein Waſſerbehältniß, ein Badezimmer. Vorn ein Canal, aus dem nach der Rechten zu, ein ärmliches Waſſer ſpringt, von ſchlechtem Geſchmack, und welches die Stille unterbricht. Hätten die Alten alle denkbare Heftigkeit, und Sufanne alles ihr entſprechende Schrecken gehabt, ich weis nicht, ob das Geräuſch einer mit Kraft hervorſpringenden Waſſermaſſe nicht ein ſehr wahres Acceſſorium geweſen wär.

Mit dieſen Fehlern iſt noch immer Vanloo's Compoſition etwas Schönes. De Troy hat daſſelbe Subjekt gemahlt. Es giebt faſt keinen alten Mahler, deſſen Einbildungskraft es nicht aufgefallen wär, deſſen Pinſel es nicht beſchäftigt hätte; und ich wette, daß Van-

Loo's Gemählde ſich neben allen bisherigen Behandlungen dieſes Gegenſtandes erhält. Man behauptet, die Suſanne ſey academiſirt. Sollte es wirklich ſich ſo verhalten, daß ihre Handlung etwas Zugerichtetes habe, daß ihre Bewegungen ein wenig zu ſehr für eine ſo heftige Lage academiſirt wären? Oder ſollte vielmehr bisweilen das Modell ſo wohl geſtellt werden können, daß dieſe Studienſtellung auf die Leinwand mit Erfolg gebracht werden dürfe, wenn man ſie gleich in dem Gemählde erkennt? Ließen die beyden Alten in einer heftigeren Handlung ſich vorſtellen: ſo ließe ſich auch eine wahrere und natürlichere Handlung von Seiten der Suſanna denken; aber, wie ſie iſt, bin ich mit ihr zufrieden; und wär ich ſo unglücklich, einen Pallaſt zu bewohnen: ſo dürfte wohl dieſes Stück aus der Werkſtatt des Künſtlers in meine Gallerie übergehen.

Ein italiäniſcher Mahler behandelte einſt dieß nämliche Subject mit ſehr vielem Geiſte. Er ſtellte beyde Alten auf dieſelbe Seite. Su-

ſanna raſte alle ihre Bekleidung nach dieſer Seite hin zuſammen, und überlieferte, ſich den Blicken der Alten zu entziehen, ſich gänzlich den Augen des Zuſchauers. Dieſe Compoſition war ſehr frey; und doch ſtieß ſie niemanden. Dies darum: weil die offenbare Abſicht Alles wieder gut macht, und der Zuſchauer nie mit zum Subjekte gehört.

Seitdem ich dieſe Suſanna von Vanloo kenne, mag ich die, die unſer Freund, Baron Holbach beſitzt, nicht mehr anſehen; ſie iſt gleichwohl von Bourdon.

Die ſtehenden Künſte.

Ein allegoriſches Gemählde, zwey Fuß, fünf Zoll hoch, auf zwey Fuß breit; dem Marquis von Marigny gehörig.

Die Künſte, troſtlos, wenden ſich an das Schickſal, Madame Pompadours Erhaltung von ihm zu erlangen, die wirklich Beſchützerinn der Künſte war. Sie liebte Carle Vanloo, ſie iſt Cochins Wohlthäterinn ge-

weſen; der Steinſchneider Guay hatte ſein Mädchen (touret) bey ihr.

Wie glücklich Frankreich! hätt. ſie ſich darauf eingeſchränkt, dem Monarchen ſeine Zeit zu vertreiben, und den Künſtlern Gemählde und Statuen zu beſtellen!

Man ſieht, auf der untern und an der rechten Seite der Leinwand, die Mahlerey, die Bildhauerkunſt, die Baukunſt, die Muſik, die ſchönen Künſte, jede durch ihre Kleidung, ihre Köpfe, und ihre Attribute characteriſirt, ſämtlich faſt auf den Knien, und die Arme gegen den obern und linken Theil zu erhoben, wo der Mahler das Schickſal und die drey Parzen hinſtellt. Das Schickſal lehnt ſich auf die Welt; das verhängnißvolle Buch iſt zu ſeiner Linken, und zu ſeiner Rechten ſteht die Urne, aus der es das Loos der Menſchen ſchüttelt. Eine der Parzen hält die Spindel, die andere ſpinnt, die dritte will den Faden des den Künſten theuren Lebens durchſchnei-

den; allein das Schickſal hält ihr die Hand zurück.

Dieſes iſt ein ſehr köſtliches Stück. Es iſt von der vollendetſten Schöne. Reihende Drapperien, liebliche Charactere, liebe Leidenſchaften, ſchönes Colorit und zuſammengeſetzt! daß nichts drüber geht! Die Mahlerey mußte ſich unter den andern Künſten unterſcheiden; auch thut ſie es. Man lieſt die heftigſte Bekümmerniß auf ihrem Geſichte; ſie drängt ſich hervor, ihr Mund iſt geöffnet; ſie ſchreit auf. Die Parzen ſind gewahlt, zum Entzücken; ihre Handlungen und ihre Attitüden ganz natürlich; es bleibt nichts dabey zu wünſchen übrig; weder in Abſicht auf Correction, noch Zeichnung, noch Anordnung, noch Wahrheit; die Behandlung iſt überall offen und geiſtvoll. Schwierige Richter ſagen: die Farbe der Figuren ſchade der Harmonie des Ganzen. Das Einzige, was ich ausſetzen möchte, wenn ich dürfte, wär: daß die Gruppe des Schickſals und der Parzen, anſtatt zu fliehen, hervortritt;

das Gesetz der Plane ist nicht beobachtet. Auch beschuldigt man die untern Theile der Parzen ein wenig zu schmächtig zu seyn. Es ist möglich. Mir indeß sind diese Figuren von vortreflichem Geschmacke in Zeichnung vorgekommen. Vielleicht würde Vernet verlangen: die Wolken, auf denen sie sitzen, möchten lustiger seyn; wer aber wird Himmel oder Wolken mahlen können, die Vernet gefielen, wenn nicht die Natur oder Gott selbst mit ihm arbeitete? Ein dunkler und röthlichter Schimmer entschlüpft der Bekleidung der Parze mit der Scheere. Man denkt dabey an eine Scene, die unter Donnerschlägen und dem Schmerzausruf der verweinten Künste vorgeht. Links auf dem Gemählde, unten unter den Parzen sieht man eine Menge schmerzlich gekrümmter, bekümmerter, niedergeworfener Figuren; es ist die Kupferstecherkunst mit Zöglingen.

Dieß ist schön, sehr schön; überall aufs Beste in einander verschmolzene und höchst

liebliche Farbentöne! Es iſt das Stück, das ein Künſtler aus dem Salon vorzugsweiſe mit ſich nehmen möchte; wenn auch Sie und ich noch lieber ein anderes wählen würden; weil das Subject davon kalt iſt, und nichts darin ſich mit Stärke an die Seele wendet. Sie! Cochin, nehmen Sie meinetwegen Vanloo's Allegorie; mir aber laſſen Sie Greuze's Weinernte. Während Sie vor der Wiſſenſchaft des Künſtlers und den Wirkungen der Kunſt in Entzücken ſtehen, werde ich meiner kleinen Betrübten zuſprechen, werde ſie tröſten; ihre Thräne abtrocknen, ihre Hände küſſen, und wenn ich ſie verlaſſen habe, auf einige gar ſüſſe Verſe über den Verluſt ihres Vogels ſinnen.

Vanloo's Flehende erhielten nichts vom Schickſale. Madame Pompadour ſtarb, in dem Augenblicke, da man ſie außer Gefahr glaubte. Und was iſt nun von dieſer nur zu berühmten Frau übrig geblieben? Der Verſailler Tractat, und ſeine Wirkungen;

Houdons Amor, den man nie zu bewundern aufhören wird; einige geschnittene Steine von Guay, die künftige Antiquarien in Erstaunen ſetzen werden; ein gutes kleines Gemählde von Vanloo, das man einigemal ansehen wird, und eine . . . Fingerſpitze . . . Asche!

Skizzen für die Capelle des heiligen Gregorius bey den Invaliden.

Hätte Carle auch nur dieſe Skizzen hinterlaſſen, Sie hätten ihm einen Rang unter den großen Mahlern geſichert.

Aber, warum, hat er ſie . . . Skizzen, genannt? Sie ſind coloriert; es ſind Gemählde und ſchöne Gemählde, die noch das Verdienſt haben, daß Trauer über die Hand, welche während ihrer Ausführung abſtarb, ſich zur Bewunderung geſellt, und dieſe Gemählde noch rührender für uns macht.

Es ſind ihrer ſieben: Der Heilige verkauft ſeine Habe und theilt ſie an die Armen aus. Er erhält durch ſein Gebet das Aufhören der Peſt. Er bekehrt eine Ketzerinn. Er ſchlägt die päpſtliche Würde aus. Er empfängt die Huldigung ſeiner Geiſtlichkeit. Er ſagt einem Geheimſchreiber ſeine Homilien in die Feder. Er wird gen Himmel erhoben.

Man ſieht in der erſten den Heiligen, links am Geländer eines Periſtils gelehnt; hinter ſich einen Aſſiſtenten. Auf der Erde, vorn, iſt eine dürftige Mutter, mit ihren beyden Kindern, gruppirt. Wie gerührt ſie iſt, dieſe Mutter! Wie dieſes Töchterchen wohl die chriſtliche Liebe des Heiligen anſpricht! Man ſehe die Begierde, mit der dieſer kleine Knabe ſein Stück Brod iſt, und das Intereſſe, das dieſe Figuren auf den hervortretendſten Theil des Gegenſtandes werfen. Eine Menge anderer Bettler haben ſich um die Bal-

ſtürade herum begeben, und kreiſen im Hintergrunde: es iſt eine Maſſe in Halbtinte, auf einem hellen Grunde. Ein Licht, das unten durch eine durchgebrochene Arcade ſchlüpft, erleuchtet die ganze Scene, und bringt die angenehmſte Harmonie in ſie hinein.

Hier auf dieſem Gemählde muß geſehen werden, wie das Betteln zu mahlen iſt, wie man es intereſſant machen kann, ohne es ſchauderlich zu zeigen; wie man den Darbenden darſtellen dürfe; ſo daß er weder das Anſehen von Wohlerſehen habe, noch lumpicht erſcheine; welche Gattung von Schönheit den Männern, welche Weibern, welche Kindern, zukomme, die Hunger erlitten, und lange, und zufolge ihres Standes (par etat) drängender Noth des Lebens ausgeſetzt geweſen ſind. Dabey giebt es eine beſchränkte Linie, an die es ſchwer iſt, ſich zu halten. Ein ſchönes Werk mein Freund; ſchön von Characteren, von Ausdruck und von Zuſammenſetzung!

In der zweyten, wandelt der Heilige mit bloßen Füßen in den Straßen einher, den Himmel zu erweichen, und der Peſt Einhalt zu thun. Seine Geiſtlichkeit begleitet ihn, und geht vor ihm her; eine Gruppe von Acolyten, weiß gekleidet, heftet das Licht auf den Mittelpunkt. Die Proceſſion wendet ſich von der Rechten zur Linken, nach dem Tempel zu: der Heilige und ſein Aſſiſtent beſchließen den Zug der Geiſtlichkeit. Der Heilige hat die Augen gen Himmel gekehrt, er iſt in Diaconentracht. Eine ſanfte, um ſeinen Kopf gegoſſene Helle bezeichnet ihn; mehr aber noch ſeine Einfachheit, ſein Adel, und ſeine Frömmigkeit. Wie alle ſeine jungen Acolyten ſchön ſind! Wie dieſe angezündeten Fackeln Schrekken einprägen! Wie doch ein einziger Umſtand (incident) dem Genie genügt den ganzen Jammer einer Stadt zu bezeichnen! Es bedarf nichts, als eines kleinen Mädchens, das einen ſterbenden Greis aufhebt, und ihm zuredet, gute Hoffnung zu haben. Die Gebehrde

des Heiligen zieht die Blicke auf diese Gruppe. Welch ein Hinsinken in diesem Sterbenden. Welch eine Zuversicht in dem jungen Mädchen! Ein schönes Werk, mein Freund! ein schönes Werk! Ein sich erheiternder Wolkenhimmel scheint das nahe Ende der Seuche zu verkünden.

In der dritten will der Heilige, weiß gekleidet, nicht hören; und entfernt mit dem Arme, den Abgeordneten der Geistlichkeit, der ihm die Tiare anzubieten kömmt. Offenbar war er in diesem einsamen Gewölbe im Gebete begriffen, als der Abgeordnete kam; denn er steht in gebeugter Stellung, und seine Hand berühret noch den Stein, auf den er sich stemmt, um sich aufzurichten. Wie natürlich das Alles! Wie dieser Mann wohl ablehnt! Wie ihn ganz das Gefühl seiner Unzulänglichkeit durchdringt! Das ist nicht das heuchlerische: Nolo episcopari unserer Priesterlinge. Das höhere Alter ist beobachtet worden, ohne der Aehnlichkeit Eintrag zu thun. Ein schönes

Werk, mein Freund! Und die Wirkung dieſer hellen Wolken im Hintergrunde, und dieſer dunklen Höhle vorn, wer fühlt ſie nicht?

Die vierte Skizze zeigt uns den Heiligen, den Kopf mit der Tiare bedeckt, das päpſtliche Kreuz in der Hand, auf dem Stuhle des heil. Petrus ſitzend, und mit dem prieſterlichen Gewande angethan. Er ſtreckt die Hand aus; er ſegnet ſeine vor ihm knieende Geiſtlichkeit. Die Scene hat ſich ſo zugetragen und nicht anders, ich bins gewiß. Der gute Heilige hatte dieſen ehrwürdigen und ſanften Character; alle dieſe Prieſter lagen ſo um ihn knieend da. Der dienſtverrichtende Cardinal, war zu ſeiner Linken; zu ſeiner Rechten hatte er die übrigen Prälaten; Er ſelbſt ſaß unter einem Baldachin. Der Schatten dieſes Baldachins bedeckte ihn, und ſenkte ſich, in halber Tinte, auf dieß ins Graue fallende Gebäu. Es gab in der Stellung aller dieſer Perſonen keinen andern Contraſt, als den der Handlung. Man betrachte dieſe Scene und ſage mir, ob es einen

einzigen Umſtand darin giebt, der Falſches aufweiſe. Dieſer Charakter der Köpfe iſt aus dem gewöhnlichen und gemeinen Leben genommen. Ich habe ſie hundertmal in unſern Kirchen geſehen; man erblickt hier einen Haufen (cela fait foule) ohne Verwirrung. Dieſer Ausdruck von Geſichtern und Rücken iſt durchaus wahr. Dieß iſt ein Kopf wie der gemeinſchaftliche Vater der Gläubigen ihn haben muß. Und dieſer dicke, ſo wohl genährte, ſo wohl bekleidete Aſſiſtent, den man auf dem Vordergrunde, unter dem Throne ſieht; was ſagen Sie von ihm? Erinnert er Sie nicht an unſern alten ſchönen und guten Cardinal Polignac? Doch nein! Polignacs Kopf wär ein Fund für ein Bruſtbild oder ein heutiges Portrait geweſen; aber ein Kopf, bey dem man ſich in ungeſchlachte und gothiſche Zeiten hineindenkt, hätte mehr Einfalt und weniger Adel erfordert, wie der des Aſſiſtenten in Vanloo's Gemählde hat. Soll ich Ihnen einen Gedanken mittheilen, den Sie wahr

finden werden? Ich meine: Diese regelmäßigen, edeln und großen Gesichte, thun eben so schlecht in einer historischen Composition wie ein schöner, großer, sehr gerader, wohl abgerundeter Baum, dessen Stamm ohne ein Knie zu bilden, emporstrebt; dessen Rinde weder Runzeln noch geborstene Risse, noch Schrunden zeigt; der sich von Aesten allenthalben gleich ausbreitet, und in einen weiten, regelmäßigen Wipfel ausgeht, in einer Landschaft thun würde. Es ist allzu einförmig, zu symmetrisch: man umgehe diesen Baum, und nirgends wird er Euch etwas Neues zeigen; man hat alles unter Einem Anblick gesehen; es ist auf allen Seiten das Bild des Glückes und des Wohlergehens. Nichts von Laune findet sich dabey; weder in diesem schönen Kopfe, noch in diesem schönen Baume. Wie dieser Cardinal auf der Skitze aufmerkt! Wie er wohl zusieht! Der schöne Körper! die schöne Stellung! Wie natürlich und einfach sie ist! Nicht aus der Akademie stammt sie her; und dann, ein Einiges Inter-

esse, eine Einige Handlung: alle Puncte der Leinwand sagen Dasselbe, jeder auf seine Art. Ein schönes Werk! mein Freund, ein schönes Werk!

Man behauptet, daß die Regierung diese Skizze haben gewollt, und hundert Louisd'or dafür habe bieten lassen ..... Für Eine? .... Nein, mein Freund, für alle; ja, für alle! Es ist ohngefehr der Preis der für jede davon gebührte; ohngefähr halb das, was die Arbeit den Künstler an Studium gekostet haben mag. Sie sind von den Erben auf der öffentlichen Versteigerung für sechs oder sieben tausend Livres wieder zurückgenommen worden. Künftig werden sie einmal hinkommen, wo die Familie des Lycomedes und der Mercur von Pigal geblieben sind.

Sie dürften mich fragen: wie bey aller der Sorgfalt, die man bisweilen anwendet, die Wissenschaften, die Künste und das gesunde Denken, (la Philosophie) zu ersticken, die Sache doch nicht gelingen will. Fast sollte uns

Dieß in der Meinung beſtärken, man könne Säcke Goldes dem Genius vor die Füße ſchütten, ohne von ihm Etwas herauszubringen, weil das Geld nicht ſeine wahre Belohnung iſt; ſeine Eitelkeit, nicht ſeinen Geiz, muß man befriedigen. Dürftigkeit verbanne ihn in ein viertes Geſtock auf einen Strohſack, es bleibe ihm nur Waſſer zu trinken und Brodrinden, daran zu nagen übrig: Entrüſten werdet Ihr ihn, doch nicht erſticken. Nun aber giebts in der ganzen Welt keine Stelle, wo er ſchneller, voller, als hier, den Zins der öffentlichen Achtung erhielte. Die Macht zerſchmettert bisweilen; aber die Nation erhebt in die Wolken, und der Genius fährt fort, zu arbeiten; voll Aergers und vor Hunger ſterbend!

In der fünften Skizze hält Gregorius das Hochamt. Der päpſtliche Stuhl iſt zur Rechten in der vorhergehenden; der Altar zur Linken in dieſer hier. Man ſieht in den Händen des Heiligen, das geweyhte, ſtrahlende und helle Abendmahlsbrodt: die Ketzerinn, auf

den Stufen des Altars kniend, ſieht das Wunder mit Erſtaunen an. Unterhalb dieſer Frau hat der Mahler die Geiſtlichkeit und die Aſſiſtenten geſtellt. Ein ſchönes Werk! mein Freund! eine reiche Compoſition, ohne Verwirrung!

Die ſechſte iſt, meines Erachtens, die ſchönſte von allen. Indeß ſind nur zwey Figuren darauf; der Heilige, der ſeine Homilien in die Feder ſagt, und ſein Geheimſchreiber, der ſie aufſchreibt. Der Heilige ſitzt; ſeinen Ellbogen auf den Tiſch geſtemmt, er iſt im Chorrocke und Talar, das Haupt mit dem Baret bedeckt. O, ein ſchönes Haupt! Man weiß nicht, ob man die Augen auf ihm, oder auf der ſo einfachen, ſo natürlichen und wahren Stellung des Geheimſchreibers ruhen laſſen will; man geht von dem einem zum andern fort, ſtets mit demſelben Vergnügen. Die Natur, die Wahrheit, die Einſamkeit, die Stille, das Schweigen dieſes Zimmerchens; das angenehme und zarte Licht, das dieſes auf die der Scene,

der Handlung, den Perſonen, analogeſte Art erhellt, Dieß, mein Freund, iſts, was dieſe Compoſition zu einer erhabenen macht; und was Boucher nie begriffen hat. Dieſe Skizze bewirkt Ueberraſchung. Aber — ſagen Sie mir: wo hat dieſer Dummerich von Vanloo, Dieß hergenommen? Denn am Ende war er ein Dummerich; er konnte weder leſen noch ſchreiben, noch ſich ausdrücken. Drum — trauen Sie mir den Leuten nicht, die von Geiſt überſprudeln, und allenthalben welchen anbringen; ſie haben den Dämon nicht! Sie ſind nicht traurig, finſter, melancholiſch und ſtumm: ſie ſind nie weder link noch dumm. Der Finke, die Lerche der Hänfling, der Zeiſig, zwitſchern und ſchwäzzeln ſo lange der Tag dauert: nach Sonnenuntergang aber ſtecken ſie den Kopf unter die Flügel, und in Schlaf ſind ſie! Dann aber ergreift das Genie ſeine Lampe und zündet ſie an, dann beginnt der einſame, wilde, nicht zahmzumachende Vogel, mit braunem und traurigem Gefieder, ſeinen Geſang, läßt den Hayn wie-

derhallen, und unterbricht, reich an Melodien, die Stille und die Dunkelheit der Nacht.

Die siebente und letzte Skizze ist ein Plafondstück. Man sieht den Heiligen mit gefaltenen Händen, die Augen gen Himmel gekehrt, in den er durch eine Menge Engel getragen wird. Deren sind mindestens sieben oder acht, auf die abwechselndste und kühnste Art gruppirt. Eine strahlende Glorie durchdringt den Dohm, und zeigt die ewigen Wohnungen; und die Engel und die Heiligen bilden nur eine Masse, aber eine Masse, in der Alles sich sondert und unterscheidet, sowohl durch die Mannigfaltigkeit als durch die Wirkung der Licht und Farbeneindrükke. Man sieht den Heiligen mit seinem Gefolg emporschweben, und sich senkrecht erheben. Diese Skizze ist nicht die kleinste. Die andern fallen etwas ins Graue, wie Skizzen es müssen; diese ist ein wenig colorirt.

Die Zeit, welche Vanloo in der Werkstatt des Bildhauers Legros zugebracht hatte, war für den Mahler nicht verlohren gewesen; beson-

besonders, wenn es darauf ankam, Luftstücke auszuführen, in denen man schwer die Wahrheit durch die bloße Kraft der Leidenschaft ergreift, und der Pinsel sich nachher dem reinsten und aufs beste begriffenen idealischen Bilde versagt. Carle modellirte seine Zusammensezzung, und studirte das Licht, die Verkürzungen, die Wirkungen in dem Unbestimmten selber der Luft. Entdeckte er einen Gesichtspunkt darin, der günstiger war, als ein anderer, so hielt er inne, und wandte seine ganze Composition auf eine reizvollere, kühnere, und mahlerischere Weise.

Ah! Mein Herr Doyen *), welches Werk legen diese Skizzen Ihnen auf! Ich er-

*) Doyen, hat von dem Herzog von Choiseul die Genehmigung erhalten, die Gemählde der Capelle des heil. Gregorius bey den Invaliden an des verstorbenen Vanloo's Stelle zu verfertigen. Diese Kirchengemählde waren das wahrhaftige Fach für Vanloos Genius; er war fast immer darin einfach, groß, bewundernswürdig. Pierre hatte sich erboten, nach Vanloo's Skizzen, die Gemählde in der Capelle der Invaliden auszu-

warte Sie im nächſten Salon. Trotz Allem was Sie ſeit Ihrem Diomedes, Ihren Bachantinnen und Ihrer Virginia gemacht, mir die gute Meinung zu benehmen, die ich von Ihrem Talente hegte, und ob ich es gleich weiß, daß Sie Anſpruch machen, ſchöner Geiſt zu ſeyn; (die ſchlimmſte aller Eigenſchaften, die ein Künſtler, der groß werden will, haben kann,) daß Sie was man die gute Geſellſchaft nennt, beſuchen, ſchöne Herrchen ſehen, und ſelbſt eine Art von Schöuling ſind, ſo ſchätze ich Sie doch noch: bin aber nichts deſto minder der Meinung, Sie würden Demjenigen viel Dank ſchuldig ſeyn, der Vanloo's Skizzen verbrennte; ein Dank indeß, den Sie nicht abſtatten werden, weil Sie vermeſſen und eitel ſind; — auch keine gute Eigenſchaft!

---

führen; dies Anerbieten iſt aber nicht angenommen worden.

Eine Veſtalin.

Ein Gemählde, zwey Fuß breit, auf zwey und einen halben hoch: Madame Geoffrin zugehörig.

Warum wohl gefallen dieſe Veſtalinnenfiguren uns faſt immer? Deswegen, weil ſie Jugend, Grazie, Sittſamkeit, Unſchuld und Würde vorausſetzen; weil zu dieſen, nach den alten Muſtern gegebenen Eigenſchaften, ſich hinzukommende Begriffe von Tempel, Altar, Abgezogenheit, Einſamkeit und Heiligthum geſellen; weil ihr weißes, weites, groſſaltiges Gewand, das nichts als die Hände und den Kopf uns gewahr werden läßt, von einem vortrefflichen Geſchmacke iſt; weil dieſe Drapperie, oder dieſer auf das Geſicht zurückfallende und einen Theil davon uns entziehende Schleyer original und mahleriſch iſt; weil eine Veſtalin zugleich ein hiſtoriſches, poetiſches, moraliſches und mahleriſches Weſen iſt.

Dieſe hier hat ihren Schleyer als Kopfſchmuck; ſie trägt einen Blumenkorb, man ſieht ihr volles Geſicht, ſie hat alle Reitze ihres Standes. Rechts und links ihres Antlitzes ſchlüpfen unter ihrem ſchwarzen Schleyer zwey Locken hervor. Dieſe parallelen Locken thun nicht gut; ſie geben ihr einen zu kleinen Hals; beſonders wenn er in einer gewiſſen Entfernung betrachtet wird. *)

Ein Studium eines Engelkopfs.

Für den Plafond der Kapelle der Invaliden, von coloſſaler Proportion.

Er iſt kräftig gezeichnet dieſer Kopf: er ſieht gen Himmel. Allein man geräth in Verſuchung,

---

*) Ich liebe den Kopfcharacter dieſer Veſtalin nicht, die etwas in die Flamiſche Schönheit fällt. Wien muß Veſtalinnen mahlen.

nicht hohe Stirne genug für seine Größe und die gewaltige Ausdehnung seines Gesichts zu finden. Nahe bey, wir wollens nur gerade heraussagen, kömmt er uns ärmlich und anmuthslos vor: man müßte übrigens wissen, ob er, der für eine Kuppel von hundert oder zwey hundert Füßen Erhöhung bestimmt ist, in einem Abstande von vieren gut beurtheilt werden kann.

Dieß ist Alles, was Carle Vanloo uns hinterlassen hat. Er ward den 15ten Februar 1705 zu Nice in der Provence gebohren. Das folgende Jahr belagerte der Marschall von Berwick diese Stadt; man brachte ihn, damals Kind, in den Keller hinunter; eine Bombe fiel aufs Haus; durchschmetterte die Böden, und die Wiege brannte auf; aber das Kind war nicht mehr darin, es war durch seinen Bruder wo anders hingebracht worden.

Benedetto Lutti, gab dem Johann Baptist und dem Carle Vanloo den ersten Unterricht in den Grundsätzen der Kunst:

Dieſer ſtiftete Bekanntſchaft mit dem Bildhauer Legros und gewann Geſchmack an der Bildhauerkunſt. Legros ſtirbt 1719, und Carle vertauſcht den Meiſel mit dem Pinſel. Sein Geſchmack trug anfangs die Spuren ſeines brauſenden Characters. Sein ruhigerer Bruder, Johann Baptiſt, predigte ihm unabläſſig Ordnung und ſtrenge Tugend. Sie arbeiteten beyde zuſammen; aber Carle verließ Johann Baptiſt, um Decorateur bey der Oper zu werden. Nachher ward er dieſer ſchlechten Gattung überdrüſſig; gab ſich aber mit Verfertigung kleiner gezeichneten Portraite ab; einer noch viel elendern Art. Dieß waren die Verirrungen eines dem Vergnügen hitzig nachjagenden Jünglings, und der die ſchnellſten Mittel, Geld zu bekommen, daher auch als die beſten wählte. 1727 that er die Reiſe nach Rom, mit Louis und François Vanloo, ſeinen Neffen.

In Rom trägt er den Preis in der Zeichnung davon: er wird zur Penſion zugelaſſen.

Man erkennt sein Talent. Die Fremden suchen seine Werke; und er, mahlt für England eine Orientalerinn an ihrem Putztisch, mit einem Bande (bracelet) um den Schenkel; eine Sonderbarkeit, die dieses Stück berühmt gemacht hat. Von Rom begiebt er sich nach Turin. Er decorirt die Kirchen, er verschönert die Paläste; und die Compositionen der ersten Meister verunzieren die seinigen nicht.

Er tritt wieder in Paris mit der Tochter des Musikers Somis auf, die er geheirathet hatte, und die zuerst den Geschmack an der italienischen Musik zu uns brachte. Sein Ehrgeiz läßt ihn nach der Aufnahme in die Academie streben, er erhält sie. Er wird schnell professorischer Adjunct (adjoint à Professeur), Professor, Rector, Ritter des heil. Michaelordens, erster Mahler des Königs, Director der Zöglingsschule; so muß das Talent ermuntert werden!

Unter unsern Cabinetsstücken rühmt man seine Auferstehung, seine Allegorie der Parzen, seine spanische Unterredung

die Madame Geoffrin beſitzt; ein, ein Inſtrumentalconcert vorſtellendes Stück. Sein St. Carl Borromäo, der den Peſtkranken das Abendmahl austheilt, und ſeine Predigt des heiligen Auguſtin, werden unter ſeinen öffenlichen Gemählden vorzüglich geſchätzt.

Carle zeichnete mit Leichtigkeit, Schnelligkeit, und groß. Er hat ins Breite gemahlt, ſein Colorit iſt kräftig und verſtändig: viel Kunſtmäßiges, wenig Idealiſches. Er war ſchwer mit ſich ſelbſt zufrieden, und zerſtörte oft Stücke, die zu ſeinen beſten gehörten. Er konnte weder leſen noch ſchreiben. Er war Mahler gebohren, wie man Apoſtel gebohren wird. Er verſchmähte den Rath ſeiner Zöglinge nicht, deren Aufrichtigkeit er bisweilen mit einer Ohrfeige oder einem Fauſtſchlage belohnte; augenblicklich drauf aber wurde das Auffahren des Meiſters wieder gut gemacht, und der Mangel des Werks verbeſſert.

Er ſtarb den 1ſten Juill 1765; wie man ſagt, an einem Blutſturze; und es mag ſeyn; nur laſſe man mich glauben, daß auch die unbeſchlachten Grazien, die er im vorigjährigen Salon ausgeſtellt, ſein Ende beſchleunigt haben *). Wäre er von ihnen auch wieder genes

*) Ich glaube nicht, daß der wenige Beyfall, den Vanloo's Grazien im vorhergehenden Salon erhalten haben, von Einfluſſen auf ſein Leben geweſen ſind. Hätten auch dieſe Grazien und ſein Auguſt in gegenwärtigem ihm auch einigen Verdruß zuwege gebracht, ſo waren wieder ſeine Skizzen des heiligen Gregorius, und ſeine Suſanne im Stande ihn zu tröſten. Vanloo war ein Mann, der von einem heftigen Mißvergnügen ergriffen, und ſtark von Verzweiflung angefochten, aber nicht lange von Gram genagt werden konnte. Alle Symptomen des Genies waren ihm eigen. Von Natur ſehr aufgeräumt, fiel er bisweilen plötzlich in eine Stille, wovor, wer ihn nicht gekannt, hätte erſchrecken müſſen. Ganze Wochen hindurch blieb er ſtumm, er aß dann alle Abend mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern und ſeinen Zöglingen ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, glühende, furchtbare Blicke auf ſie werfend. Er behandelte die königlichen Lieben, die er bey ſich hatte, wie Kinder. Bisweilen ließ er ſie zuſammenkommen, ihr Urtheil über eine Arbeit, die er eben verfertigt, zu hören. Erhob ſich unter ihnen eine Stimme der Aufrichtigkeit, ſo waren ſie genöthigt ſich ſporenſtreichs aus dem Staube zu machen,

ſen: ſo hätten die letzten, die er gemahlt, ihres Streiches nicht verfehlt. Sein Tod iſt ein wahrer Verluſt für Dopen und Lagrenée.

---

wollten ſie nicht ums Leben kommen. Eine Viertelſtunde nachher rufte er den Critieus wieder, und pflegte zu ihm zu ſagen: Du haſt Recht gehabt; da ſind 20 Sols, geh den Abend in die Comödie. Ich hätt's keinem rathen wollen ſein Geſchenk aufzuſchlagen. Bisweilen ſchickte er einen Zögling in die Stadt, ihm Farbe zu kaufen, und wenn dieſer vier oder fünf Sols ihm wiederbrachte, die ihm der Kaufmann herausgegeben, ſagte Vanloo: das iſt für dich, das iſt für dich! Genommen mußten ſie werden, oder man ſetzte ſich einem Spectakel aus. Er ging alle Abende ins Schauſpiel, und beſuchte beſonders die italieniſche Comedie; war aber auch ſchon bey früher Tageit in ſeiner Werkſtätte, und wenn er von einer Idee gedrängt oder beſeſſen war, wandelte er die ganze Nacht in ſeinem Hauſe umher, wie ein Dieb der zu entweichen ſucht, und ungeduldig der Widerkehr des Morgens harrt. Sein academiſcher College Dandré Bourdon, der zu leſen und zu ſchreiben, aber nicht zu mahlen verſteht, hat eine kurze Lebensbeſchreibung von ihm herausgegeben, in der nichts Pikantes iſt; denn man muß ſelbſt Mahler ſeyn, wenn man das Leben eines Mahlers ſchreiben will. Am Ende dieſes Werkchens findet man ein Verzeichniß von Carle's vorzüglichſten Arbeiten.

Michel Vanloo.

Carle's Neffe, und sein Nachfolger in seiner Stelle als Director der Schule der königlichen Pensionaire.

Das merkwürdigste seiner Portraite ist Carl'es, seines Oheims Bild. Es war an der hellesten Seite des Salons ausgestellt: oben darüber sah man die Susanne, den August, und die Grazien; von jeder Seite drey Skizzen; darunter die Engel, die den heiligen Gregorius gen Himmel zu tragen scheinen; noch weiter unten, in einiger Entfernung, die Vestalin und die flehenden Künste. Es war ein Mausoleum, das Chardin, der über die Anordnung der Gemählde die Aufsicht hatte, dem Gedächtnisse seines Mitbruders errichtet.

Carle, im Schlafrocke, in seiner Werkstattmütze, den Leib im Profil, den Kopf voll (de face) gezeigt, trat mitten aus seinen eigenen Werken hervor. Er war ähnlich, zum

Erſtaunen; die Wittwe konnte ihn nicht anſehen, ohne Thränen zu vergießen. Die Behandlung (touche) dieſes Bildes iſt kräftig; es iſt in großer Manier gemahlt: indeß ein wenig roth. Ueberhaupt führt Michel Vanloo Männerportraite etwas ins Breite (largement) aus, und zeichnet ſie wohl! Frauenzimmerportraite nicht ſo; in denen iſt er ſchwerfällig und hat keine Feinheit der Töne; er fällt ins kreideweißliche von Drouais. Michel iſt ein wenig kalt; Drouais iſt ganz falſch. Heftet man die Augen auf alle dieſe todten Figuren, die in dem Salon aufgeſtellt ſind; ſo ruft man aus: Latour, Latour, ubi es?

Boucher.

Ich weiß nicht, was ich von dieſem Manne ſagen ſoll. Herabgewürdigter Geſchmack in

Farbe, in Compoſition, in Characteren, im Ausdruck, iſt bey ihm Schritt vor Schritt auf ſein Sittenverderbniß gefolgt. Und was ſollte auch dieſer Künſtler auf ſeine Leinwand bringen? Was anders, als was er in ſeiner Einbildungskraft hat? Und was kann ein Mann in ſeiner Einbildungskraft haben, der ſein Leben mit den Mehen von der niedrigſten Claſſe verlebt? Die Grazie ſeiner Schäferinnen iſt La Javarts Grazie in Annette et Lubin; die ſeiner Göttinnen iſt von der la Dechamps erborgt. Ich fordere Sie auf, auf einer Flur einen einzigen Grashalm ſeiner Landſchaften zu finden; und dann, eine ſolche Verwirrung von einen auf die andern gehäuften, ſo wenig an ihrer rechten Stelle ſtehenden, ſo wenig zuſammenſtimmenden Gegenſtänden, daß ſeine Arbeiten weniger Gemählde eines Verſtändigen, als Träumereyen eines Wahnſinnigen ſind. Ueber ihn ſteht geſchrieben:

Velut aegri ſomnia, vanae
Finguntur ſpecies, ut nec pes nec caput . . . etc.

Ich darf behaupten: der Mensch ist vollkommen unwissend über Das, was Grazie heißt. Ich darf behaupten: er hat nie die Wahrheit gekannt. Ich darf behaupten, die Begriffe: Zartgefühl, Anstand, Unschuld, Einfachheit, sind ihm beynah ganz fremd geworden. Ich darf behaupten: er hat nicht einen Augenblick die Natur, wenigstens nicht diejenige, die ich meine, die Ihre Seele, die die Seele eines wohl gearteten Kindes, die die Seele eines fühlenden Weibes zu interessiren im Stande ist, gekannt. Ich darf behaupten: er ist ohne Geschmack. Von unendlichen Beweisen, die sich darüber geben ließen, mag ein einziger genug seyn; der, daß sich wetten läßt, unter der Menge von Männer- und Weibergestalten, die er gemahlt, werde man nicht vier fürs Basrelief, noch weniger für die Statue taugliche Caractere finden. Es sind zu viele Mienen, kleine Mienen, zu viele Ziererey für eine strenge Kunst darin. Er zeige sie mir, nackt, wie er will, ich sehe immer Schminke, Schön-

pflästerchen, Pompons, und allen Firlefanz des Puztiſches an ihnen. Glauben Sie wohl es ſey ihm je irgend etwas von Petrarchs zartem und feinem Bilde in die Seele gekommen:

Il viso, e'l canto, e'l parlar dolce umano?

Dieſe feinen und gewandten (delicies) Analogien, die auf der Leinwand einen Gegenſtand zum andern hinzurufen, und ſie darauf, durch geheime, kaum merkliche Züge, verbinden, . . bey meinem Gott! von denen weis er nichts! Alle ſeine Compoſitionen machen in den Augen ein unausſtehliches Geräuſch; er iſt der tödtlichſte Feind der Stille, den ich kenne. So weit hat ers gebracht, daß er die ſchönſten Marionetten von der Welt aus ihnen macht, und ich ſage Ihnen vorher, er wird mit illuminirten Bilderchen endigen. Und nun . . eben, Freund, in dem Augenblicke, wo Boucher aufhört ein Künſtler zu ſeyn, wird er zum erſten königlichen Mahler ernannt! Sie werden mir ſagen: er iſt in ſeiner Gattung, was Crebillon der Sohn in der ſeinigen; und Sie

haben Recht: es ſind ungefähr dieſelben Sitten; indeß dürften Sie doch wohl noch mehr Talent beym Dichter, als beym Mahler antreffen. Der einzige Vorzug, den dieſer vor jenem voraus hat, iſt eine Fruchtbarkeit, die ſich nicht erſchöpft, eine unglaubliche Leichtigkeit, beſonders in dem Hinzukommenden (accelloires) zu ſeinem Paſtoralen Er gruppirt Kinder ſehr wohl; nur laſſe er ſie nie aufhören, auf Wolken zu tändeln: in ihrer ganzen unzählbaren Familie, werden Sie nicht eins finden, daß Sie zu einer reellen Handlung des Lebens gebrauchen könnten, als ſeine Lection auswendig zu lernen, zu leſen, zu ſchreiben, Hauſ zu rauſen; es ſind romanhafte und idealiſche Naturen; kleine Baſtarde von Barruſſen oder Sienen. Zum Beyſpiel: Jene Kinder da, würde der Bildhauer um eine alte Vaze herum ziemlich gut nutzen können; ſie ſind fett, pausbackigt, rundlich; ſie dürften dem Künſtler Gelegenheit geben, darzuthun: er verſtehe den Marmor zu kneten. . .

Mit

Mit einem Worte: nehmen Sie Bouchers ſämmtliche Gemählde; kaum wird ein einziges darunter ſeyn, zu dem Sie nicht im Stande wären, zu ſagen — wie Fontenelle zur Sonate — Sonate, was habe ich mit dir zu ſchaffen? Gemählde, was habe ich mit dir zu ſchaffen? Es gab eine Zeit, wo er von der Wuth beſeſſen war. Madonnen zu verfertigen. Und dieſe Madonnen?... Waren hübſche kleine Hürchen! Und ſeine Engel?... Kleine geile Satyren! In ſeinen Landſchaften herrſcht ein Grau und eine Einförmigkeit des Tons, daß man ſeine Leinwand in der Entfernung von zwey Fuß, für einen Raſen, oder ein viereckigtes Peterſilienbeet halten ſollte. Bey alle dem iſt er doch kein dummer Künſtler; er iſt ein falſcher guter Mahler, wie man ein falſcher Schöngeiſt iſt. Die Kunſt iſt bey ihm kein Gedanke; er beſitzt nur ihre Concetti's

---

Jupiter als Diana und Calliſto.

Ein Gemählde, ohngefähr zwey Fuß hoch auf anderthalb Fuß breit.

Man ſieht in der Mitte Jupitern metamorphoſirt. Er zeigt ſich im Profil, neigt ſich auf Calliſto's Knie. Mit der einen Hand ſucht er ſanft die ſie bedeckende Leinwand wegzuziehen; ſie zu enthüllen. Unter der Nymphe hat der Mahler ein Gewand ausgebreitet; einen Köcher hingeworfen; Bäume nehmen den Hintergrund ein: Links ſieht man eine Gruppe von Kindern, die in den Lüften ſpielen; über dieſer Gruppe Jupiters Adler.

Aber, haben denn die mythologiſchen Perſonen andere Hände und andere Füße als wir? Ah, Lagrenée! Was meinen Sie wohl, ſoll ich über jene Machwerke denken, wenn ich Sie dicht zur Seite erblicke, und von Ihrer feſten Farbengebung, von der Schönheit Ihres Fleiſ-

ſches, von der Naturwahrheit getroffen werde, die aus allen Puncten Ihrer Compoſition hervorſticht? Füße, Hände, Arme, Schultern, eine Bruſt, ein Hals, wie man einen bisweilen geküßt haben muß, das Alles wird Lagrenée uns geben, Boucher? Nicht doch! Ueber die Funfzige hinaus, Freund, ruft faſt jeder Mahler das Modell herbey; dann arbeitet er bloß handwerksmäßig, und Boucher iſt auf dem Punct. Es ſind ſeine alten Figuren; hin und her gewandt. Hat er uns nicht ſchon hundertmal dieſe Calliſto und dieſen Jupiter, und dieſe den Gott umhüllende Tigerhaut ſehen laſſen?

Angelica und Medor.

Ein Gemählde von Form und Größe wie das vorige.

Dieſe beyden Hauptfiguren ſtehen Dem, der ſie anſieht, rechts. Angelica liegt nachläßig

auf der Erde; und wird vom Rücken zu geſehen; einen kleinen Theil ihres Geſichts ausgenommen, den man noch ſo eben erhaſchet, und der ihr das Anſehen übler Laune giebt. Auf der nehmlichen Seite, nur tiefer im Hintergrunde, Medor ſtehend, mit vollem Geſichte, den Leib gebogen; ſeine Hand berührt einen Baumſtamm, auf den er wahrſcheinlich die beyden von Lulli ſo trefflich componirten Verſe Quinaults ſchreibt, die Rolands ſanfter Seele Gelegenheit geben, ſich zu zeigen, und mich immer weinen machen, wenn Andere lachen:

Angelique engage ſon coeur;
Medor en eſt le vainqueur.

Ein Häufchen Liebesgötter iſt beſchäftigt den Baum mit Kränzen zu umwinden. Medor, halb mit einer Tigerhaut bedeckt, hält in der Linken einen Jägerſpieß. Unter Angelica denken Sie ſich Gewand, ein Küſſen, (ein Küſſen! lieber Freund,) welches hier an Nicaiſens Teppich beym Lafontaine erinnert, einen Köcher und Pfeile. An der Erde, einen dik

ſen, auf dem Rücken ausgeſtrecken Amor, und in den Läſten zwey andere, die um den Vertrauten der Liebe Medors, ſeinen Baum, herum ſpielen; und dann links eine Landſchaft und Baumwerk.

Es hat dem Mahler gefallen, dieß Weſen Angelica und Medor zu nennen; doch kann es auch ſonſt Alles in der Welt ſeyn, Freund, was Sie nur wollen. Ich fodere Sie auf, mir irgend etwas daran zu zeigen, was die Scene characteriſire, und die Perſonen bezeichne. Und, — daß dich! — er hätte ſich doch nur vom Dichter führen laſſen dürfen! Wie viel ſchöner iſt bey dem die Scene, wie viel gröſſer, mahleriſcher und beſſer gewählt! Beym Dichter ſehn wir eine ländliche Höhle, einen einſamen Abort; den Aufenthalt des Schattens und der Stille. In ſolch einem Paradieſe läßt ſich wohl von jedem, Ueberläſtigen fern, ein Geliebter beglücken; nicht aber bey hellem Sonnenſchein, auf freyem Felde, auf einem Küſſen. Ins Moos eines Felſen

gräbt Medor, beym Dichter, seinen und Angelica's Namen ein .... Mein Herr Boucher! in Ihrem Dinge da, ist kein gesunder Menschenverstand! weg mit dem Machwerklein fürs Toilettkämmerchen! Und dann weder Füße noch Hände, noch Wahrheit giebts da, noch Farbe; und immer die Peterſilie auf den Bäumen! Man sehe, oder vielmehr man sehe nicht, den Medor; besonders seine Beine, es sind die Beine eines Jungen, weder Geschmack noch Studium finden Sie daran. Die Angelica sollte man für eine Kaldaunenverkäuferin halten! Garstiges Wort! sagen Sie. Wahr, aber es mahlt. Runde und weiche Zeichnung, weiches Fleisch. So oft dieser Mensch zum Pinsel greift, so geschiehts nur, mir Brüste und Hinterbacken zu zeigen. Solche Sächelchen mag ich wohl sehen; kanns aber nicht leiden, daß man mir sie zeigt!

Chardin.

Sie kommen eben recht, Chardin, meine Augen wieder zu laben, die von mehreren Ihrer Mitbrüder auf den Tod gepeinigt worden sind. Da wärst Du denn also wieder, großer Zauberer, mit deinen stummen Compositionen! Wie beredt sie aber den Künstler anreden! Was sie ihm nicht Alles über die Nachahmung der Natur, über die Wissenschaft der Farbe und der Harmonie, sagen! Wie die Luft um seine Gegenstände herumkreist! Wie dem Sonnenlichte selber verschmelzen sich nicht besser die Disparaten der Wesen, die sie erleuchtet! Du bists, der weder befreundete noch befeindete Farben kennt!

Wofern die Philosophen wahr reden, wenn sie behaupten, daß es nichts Wirkliches, als unsere Empfindnisse giebt; daß vielleicht weder die Leere des Raums, noch die Dich-

tigkeit der Körper etwas, das wir wirklich erfahren, iſt: ſo wünſchte ich wohl, dieſe Philoſophen möchten mich lehren: welches der Unterſchied auf vier Schritte Abſtand von deinen Gemählden zwiſchen dem Schöpfer und Dir ſey!

Chardin iſt ſo wahr, ſo wahr, ſo harmonisch, daß ob man gleich auf ſeiner Leinwand nichts als die unbeſeelte Natur, Vaſen, Schalen, Flaſchen, Wein, Waſſer, Trauben, Früchte, Backwerk ſieht, er ſich dennoch zur Seite der ſchönſten Vernets, (an die er ſich nicht geſcheuet hat, ſich zu ſtellen), erhalten, und uns vielleicht ſtill ſtehen machen wird; gerade wie in unſerer Welt, mein Freund, das Bild eines Menſchen, eines Roſſes, eines der ſeltnen Weine, neben einem Felſenſtücke, einem Baume, einem Bache, die Wirkung dieſer Gegenſtände nicht zerſtöret. Der Bach, der Baum, das Felſenſtück intereſſiren freylich weniger, als der Mann, das Weib, das Roß; aber ſie ſind gleich wahr.

Mich dünkt, diese Mahlerey, die man Gattungenmahlerey (peinture de genre) nennt, müßte das seyn, womit altgewordene oder altgeborene Künstler sich beschäftigen sollten; sie fodert nichts als Studium und Geduld. Keine Ader, wenig Genie, nicht viel Poesie; viel Technisches und Wahrheit; das wäre es etwa Alles. Nur aber wissen Sie, daß die Zeit, wo wir Das treiben, was man mehr der Gewohnheit, als der Erfahrung nach, Erforschung der Wahrheit, Philosophie nennt, grade diejenige ist, wo unsere Scheitel zu ergrauen beginnt, und es uns nur schlecht stehen würde, noch Liebesbriefe zu schreiben. Halten Sie in Ihren Gedanken diese Aehnlichkeit der Philosophen mit den Gattungenmahlern fest. Doch, weil wir eben von grauen Haaren reden: so muß ich Ihnen nur sagen, daß ich heute früh meinen Kopf ganz silbern erblickt, und mit Sophocles ausgerufen habe, als Socrates ihn fragte, wie es ihm mit der Liebe gehe: „A domino agrelis et furioso

„profugi:“ „Almählich entwiſche ich dem „wilden gebietendem Wüteriche!“

Ich mag hier um ſo viel lieber gegen Sie ein Bisgen von mir ſelbſt ſchwatzen, weil ich Ihnen über Chardin nur ein einziges Wort ſagen will; diß: Wählen Sie ſeine Gegend; ſtellen Sie auf dieſer Gegend die Objecte hin, wie ich ſie Ihnen anzeigen will, und Sie können verſichert ſeyn, daß Sie ſeine Gemählde gerathen haben.

Er hat die Attribute der Wiſſenſchaften, die Attribute der Künſte, die Attribute der Muſik gemahlt; Nachtiſchgeräthſchaften; Früchte, Thiere. Es läßt ſich beynahe nicht darum wählen; alle dieſe Gemählde ſind von der nähmlichen Vollkommenheit. Ich will ſie Ihnen ſo ſchnell als ich kann, ſkizziren.

Die Attribute der Wiſſenſchaften.

Man ſieht auf einem mit röthlichem Teppich bedecktem Tiſche, wenn man, glaube ich,

von der rechten Hand links ſich kehret, auf den Schnitt gelegte Bücher, ein Microſcop, ein Glöckchen, einen halb unter einem Vorhange von grünem Taffent verborgenen Globus, ein Wetterglas, einen Hohlſpiegel auf ſeinem Fußgeſtell, ein Augenglas in ſeinem Futteral, zuſammengerollte Karten, das Ende von einem Fernrohre.

Es iſt die Natur ſelbſt, in Abſicht auf die Wahrheit der Geſtalten und der Farbe. Die Gegenſtände trennen ſich einer von dem andern, treten hervor, treten zurück, als wären es wirkliche. Nichts harmoniſcheres giebts; nirgends iſt dabey Verwirrung, ungeachtet ihrer Zahl und des kleinen Raums.

Die Attribute der Künſte.

Hier liegen auf ihrer Fläche ruhende Bücher, ein altes Gefäß, Zeichnungen, Hämmer, Scheeren, Liniale, Zirkel, eine marmorne Statue, Pinſel, Palette, und andere damit ver-

wandte Gegenstände, auf einer Art von Balustrade. Die Statue ist die der Fontaine de Grenelle, Bouchardons Meisterstück.

Dieselbe Wahrheit! dieselbe Farbe! dieselbe Harmonie!

Die Attribute der Musik.

Der Mahler hat auf einem, mit einem röthlichen Teppiche bedeckten Tische, einen Haufen verschiedener, auf die natürlichste und mahlerischste Weise vertheilte Gegenstände ausgestreut. Es ist ein stehendes Pulpet; vor diesem Pulpete ein Leuchter mit zwey Armen; hinter demselben eine Trompete und ein Jagdhorn, von dem man das hohle breite Ende über das Pult hervorragen sieht; es sind Hautboen, eine Mandore, aufgeschlagene Notenblätter, der Hals einer Geige mit ihrem Bogen, und auf den Schnitt gelegte Bücher. Wäre ein schädliches beseeltes Wesen, eine Schlange, eben so wahr gemahlt, sie würde uns erschrecken.

Diese drey Gemählde sind jedes drey Fuß, zehn Zoll breit, auf drey Fuß, zehn Zoll hoch.

Erfrischungen, Früchte und Thiere.

Denken Sie sich eine viereckte Tafel von grauem Steine; eine Art Fenster mit seinem Vorsprunge, und Karniesse. Werfen Sie auf diese Tafel so edel und zierlich als Ihnen möglich, eine großblätterichte Weinrebe, die sich längst des Karniesses hinziehe, und auf beyden Seiten niederflattere. Auf die innere Fensterbank stellen Sie ein Glas Wein, eine Flasche, ein angeschnittenes Brodt, einige in Fayancenen Gefäßen zum Kühlwerden eingesetzte Flaschen, einen irdenen Krug, Radischen, frische Eyer, ein Salzfaß, zwey vollgeschenkte und rauchende Caffeetassen, und Sie werden Chardins Gemählde sehen. Dieses breite und ebene Viereck von Stein, mit dieser Weinranke die es schmückt, ist von der größten Schönheit. Es ist ein Modell für die Façade eines Bachustempels.

Ein Pendant zum vorhergehenden Gemählde.

Ein eben ſolches ſteinernes Viereck. Darum herum eine Ranke von großen weißen Muscattrauben. Inwendig Pfirſiche, Pflaumen, Caraffen mit Limonade in einem grün gemahlten blechernen Gefäße, eine in der Mitte von einander geſchnittene und geſchälte Citrone, ein Korb voll Spritzgebackenem, ein Schnupftuch von Muſſelin drüber heraushängend, eine Caraffe mit Orgeat, und ein damit halb angefülltes Glas. Wie viele Gegenſtände! Welche mannichfaltige Formen und Farben, und gleichwohl, welche Harmonie! Welche Ruhe! Das Schnupftuch iſt von einer wunderwürdigen Weichheit.

Drittes Gemählde mit Erfriſchungen,

zum Aufſtellen zwiſchen den beiden Vorigen.

Wenn es wahr iſt, daß ein Kenner nicht umhin könne, wenigſtens Einen Chardin be-

ſitzen zu wollen, ſo greife er nach dieſem. Der Künſtler fängt an, alt zu werden; er hat bisweilen etwas eben ſo Vortreffliches, nie etwas Trefflicheres hervorgebracht. Stellen Sie ſich einen an ſeinen Latſchen aufgehangenen Flußvogel vor. Auf einem Schenktiſche darunter, denken Sie ſich, ganze und angeſchnittne Bisquitkuchen, eine mit Kork zugepfropfte und mit Oliven gefüllte Flaſche, eine Chineſiſche gemahlte Kumme mit Deckel, eine Citrone, eine entfaltete und nachläßig hingeworfene Serviette, eine Paſtete auf einem runden hölzernen Teller, mit einem halbvoll eingeſchenktem Weinglaſe; . . . Dieß Gemählde zeigt Einem, daß es nicht leicht undankbare Gegenſtände in der Natur giebt, und es nur darauf ankömmt, ſie darzuſtellen zu verſtehn. Die Biscuite ſind gelb, die Flaſche grün, die Serviette weiß, der Wein roth, und dieſes Gelb, dieſes Grün, dieſes Weiß, dieſes Roth, in Gegenſatz gegen einander gebracht, labt das Auge durch die vollkommenſte Uebereinſtimmung. Und, glau-

ben Sie nicht etwa, dieſe Harmonie ſey das Reſultat einer ſchwachen, ſanften und gelecken Manier. Mit nichten; wir ſehen durchaus die kräftigſte Behandlung. Wahr, dieſe Gegenſtände erſcheinen den Augen des Künſtlers in keiner ſich ändernden Geſtalt; wie er ſie Einen Tag geſehen, ſo ſieht er ſie den folgenden wieder. Mit der belebten Natur verhält es ſich anders: Beſtändigkeit iſt das Attribut nur des Steins.

Ein Korb mit Trauben.

Weiter nichts auf dem Gemählde! Laſſen Sie um den Korb bloß einige abgeriſſene Weinbeeren, eine Macarone, eine Birne, und zwey oder drey Eppichäpfel liegen: man wird eingeſtehen, daß abgeriſſene Weinbeeren, eine Macarone, vereinzelte Eppichäpfel, weder von Form noch Farbe günſtig ſind; indeß ſehe man an Chardins Gemählde, was er daraus gemacht!

Stellen

Stellen Sie auf eine steinerne Bank einen mit Pflaumen gefüllten, geflochtenen Weidenkorb, an dem ein schlechter Bindfaden die Handhabe ausmacht, und lassen einige Nüsse, zwey oder drey Kirschen, und ein Paar kleine Weintraubchen drum herum gestreut seyn.

Dieser Mann ist der erste Colorist im Salon, und vielleicht einer der ersten Coloristen, den die Kunst nur besitzt. Nein, ich vergebe es dem unverschämten Webb nicht, daß er eine Abhandlung über sie geschrieben, ohne einen einzigen Franzosen in seinem Werke anzuführen. Nicht mehr verzeihe ich es Hogarth, gesagt zu haben: die französische Schule besitze keinen nur einmal mittelmäßigen Coloristen. Das lügen Sie, mein Herr Hogarth! Dummes Geschwätz, oder Unwissenheit ists von Ihnen. Ich weiß freylich, Ihre Nation hat den Wurm, einen unpartheyischen Schriftsteller, der von uns mit Lob zu reden wagt, nicht

leiden zu können; wie aber? Sollten Sie Ihren Mitbürgern niedrig auf Kosten der Wahrheit hofieren? Mahlen Sie, mahlen Sie beſſer, falls Sie's können. Lernen Sie zeichnen, ſchreiben aber nicht! Wir und die Engländer nehmen uns ſehr verſchieden gegen einander. Unſere Sünde iſt, daß wir engliſche Producte überſchätzen. Ihre Art bringt es mit ſich, die unſrigen herabzuwürdigen. Hogarth lebte noch vor zwey Jahren; er war in Frankreich geweſen, und ſeit dreyßig Jahren iſt Chardin ſchon ein großer Coloriſt.

Chardin hat eine ganz eigenthümliche Art in ſeiner Arbeit. Er hat mit der geſtoßenen (manière heurtée) Das gemein, daß man, nahe bey, nicht weiß, was der Gegenſtand ſey, daß aber, ſo wie man ſich entfernt, er ſich erſchafft, und zuletzt der Gegenſtand der Natur ſelbſt wird. Bisweilen auch gefällt Chardin alsbald ſehr, in der Nähe, wie in der Entfernung. Dieſer Künſtler ſteht über Grenze, ſoweit die Erde über den Himmel;

nur aber in dieſem Puncte. Er hat keine Manier; doch nein . . . er hat ſeine eigne. Weil er aber eine ihm eigne hat, müßte er gerade in einigen Nebendingen falſch ſeyn, und doch iſt er es nie. Suchen Sie, mein Freund, ſich Dieß zu erklären. Kennen Sie in der Schriftſtellerwelt einen ſich für alles ſchickenden Stil? Die Gattung, in der Chardin ſich im Zeichnen hervorgethan, iſt freylich die leichteſte; aber kein lebender Künſtler, ſelbſt nicht Vernet, iſt in der ſeinigen ſo vollkommen.

Ich erinnere mich zweyer Landſchaften vom verſtorbenen Deshays, wovon ich Ihnen noch nichts geſagt habe. Dieß darum: weil nichts daran iſt; weil ſie beyde ſo hart, ſo hart ſind, wie dieſe letzten Worte *).

*) Im Franzöſiſchen: „C'eſt que ce n'eſt rien; c'eſt qu'ils ſont tous les deux d'un dur, auſſi dur . . . que ces derniers mots. — Die Nation hat ihr eignes Ohr für ihre eigenen Cacophonigen. Anm. d. Ueberſetzers.

Servandoni.

Dieſer Servandoni iſt ein Mann, den alles Gold von Peru nicht reich machen würde. Er iſt der wahre Panurg von Rabelais, der funfzehntauſend Mittel zum Einnehmen und dreyſſigtauſend zum Ausgeben beſaß. Großer Machiniſt, großer Baumeiſter, guter Mahler, vortrefflicher Decorateur, jedes dieſer Talente hat ihm unermeßliche Summen eingebracht; gleichwohl hat er nichts, und wird nie was haben. Vom Könige, von der Nation, vom Publikum iſt nun die Hoffnung aufgegeben, ihn aus dem Elende zu retten. Man ſieht eben ſo gern die Schulden, die er hat, als die, die er machen würde.

Zwey Thürſtücke.

Gemählde vier Fuß, acht Zoll lang, auf zwey Fuß vier Zoll hoch.

Das eine ſtellt Ruinen und eine Waffentrophäe vor. Die Wirkung des Lichts darauf

ist schön, das Stück gut colorirt; doch zöge ich ihm das andre vor, auf dem man ein Grab und Felsen mit einem Wasserfalle sieht; ob man gleich unter beyde die Worte schreiben könnte, die eins der Geheimnisse der Kunst enthalten: Parvus videri, sentiri magnus. Man fühlt die Gegenstände groß, die sie klein gemahlt.

Ist der Farnesische Herkules nichts als eine colossale Figur, in der alle einzelnen Theile, der Kopf, der Hals, die Arme, der Rücken, die Brust, der Körper, die Schenkel, die Beine, die Füße, die Gelenke, die Muskeln, die Adern, verhältnißmäßig zu der erhöhten Größe, (l'exagération de la grandeur,) genommen worden, so sagen Sie mir, warum diese auf die gewöhnliche Leibeslänge zurückgebrachte Gestalt, immer doch ein Herkules bleibt? Warum, auf funfzehn Zoll Höhe verjüngt, sie noch ein Herkules bleibt? Dieß läßt sich nicht erklären, wären nicht solchen ungeheuren Gestalten gewisse Formen eigenthümlich, die ihr Uebermaaß

behalten, indeß andere es verlieren. Welchen Theilen aber dieser Gestalten kömmt dies bleibende Erhöhte zu, das mitten in der verhältnißmäßigen Verminderung der übrigen Stand hält? Lassen Sie mich versuchen, es Ihnen zu entwickeln. Erlauben Sie, daß ich, durch einen kleinen Absprung, der uns Erholung sey, die Einöntigkeit dieser Beschreibung, und die Langeweile der Schmarotzerworte: gestoßen, gelecksi, wahr, natürlich, gut colorirt, gut beleuchtet, warm gemahlt, frostig, hart, trocken, markigt, unterbreche; Worte, die Sie so oft gehört haben, und vielleicht oft noch werden hören müssen.

Was ist der Herkules der Fabel? Ein starker, kraftvoller Mann, den sie mit einer Keule bewaffnet, und auf den Heerstraßen, in den Wäldern, auf den Bergen, das Geschäft überträgt, Räuber zu bekämpfen, und Ungeheuer auszurotten. Das ist der gegebene Stoff. Auf welche Theile eines Mannes unter solchen

Umſtänden muß die bleibende Erhöhung vorzüglich fallen? Auf den Kopf? Nein! Man kämpfe nicht mit dem Kopfe, man rottet nicht mit dem Kopfe aus. Der Kopf wird alſo ſtreng ſeine natürliche Proportion, in Uebereinſtimmung mit der Höhe der Figur, behalten. Auf die Füße? Auch nicht! Es iſt genug, wenn die Füße die Geſtalt gehörig tragen, und ſie werden das thun, ſind ſie nur ungefähr mit der Höhe in Verhältniß. Auf den Hals? Ja, ohne Zweifel; aus ihm gehen die Muskeln und Nerven hervor; der Hals alſo wird ein wenig über das gegebene Verhältniß an Größe erhöht ſeyn. Das nähmliche ſage ich von den Schultern, von der Bruſt, von allen Muskeln dieſer Theile, beſonders aber der Arme. Die Arme ſinds, welche die Keule tragen und mit ihr zuſchmeißen. Armſtark muß ein Menſchentödter, ein Vertilger wilder Thiere ſeyn. Er muß in ſeinen Schenkeln ein immer beſtehendes Erhöhtes, ein Erhöhtes ſeines Standes haben, weil er beſtimmt iſt, Felſen

zu erklimmen, in die tiefen Wälder zu dringen, auf den großen Heerſtraßen zu wandern. Und von der Art iſt wirklich Glycons Herkules.

Betrachten Sie ihn genau, ſo werden Sie ein in gewiſſen, die Beſchaffenheit des Mannes anzeigenden Stücken, erhöhtes Gebäu in ihm erkennen: ein Erhöhtes, das indem es ſich abmählig vermindert, mit einer Kunſt, einem Geſchmacke, einem Ganzen, das vortrefflich iſt, in Abſicht der beyden Aeußerſten (extremités) der Statue und in Abſicht aller der Theile, die die Beſchaffenheit des Bildes als Mann ohne Gefährt läßt, die gewöhnlichen Proportionen der Natur ſucht. Nehmen Sie jetzt an, Sie wollten aus einem Herkules von acht bis neun Fuß hoch, nach einem verjüngten Maaßſtabe, einen Herkules von fünf und einem halben Fuß machen. Auch Dieß wird dann noch ein Herkules ſeyn, weil mitten in der Verjüngung aller Theile einer gewöhnlichen und gemeinen Natur, es noch

andere giebt, die, obgleich auch verhältnißmäßig verjüngt, dennoch ihr Uebermaaß behalten werden. Sie werden ihn im Kleinen sehen, aber ihn groß fühlen. Je näher der nicht übertriebene Theil einer gewöhnlichen und gemeinen Natur dem Theile, der seine Uebertreibung behält, seyn wird, desto mehr wird man ihn verschwächt finden; je größer hingegen der Abstand zwischen dem übertriebenen und nicht übertriebenen Theile seyn wird, desto minder wird man die Disproportion gewahr werden. So ist abermahl der Charakter von Glycons Herkules. Vom Korfe zum Halfe, und nicht von den Schenkeln zu den Füßen, fühlt man stark den Uebergang einer Natur zur andern.

Jetzo, zur Seite dieses Herkules, stellen sie sich irgend eine jener leichten, zierlichen, gewandten Figuren, einen Merkur, zum Exempel, vor. Lassen Sie die eine dieser Figuren in der nähmlichen Proportion abnehmen, in der Sie die andere zunehmen lassen. Merkur gewinne nach und nach alles, was Herkules

von ſeiner bleibenden Uebertreibung verliehrt, und Herkules hinwiederum Alles, was Merkur von ſeiner Leichtigkeit des Standes (l'état) und der Beſchaffenheit verliehren wird. Verfolgen Sie dieſe idealiſche Verwandelung, bis Sie zwey verjüngte Figuren beſitzen, die ſich vollkommen gleichen, ſo werden Sie die Proportionen des Antinous angetroffen haben. Was iſt denn alſo der Antinous? Ein Mann von keinem Stande; ein Müſſiggänger, der nie etwas gethan, deſſen Verhältniſſe keine der Verrichtungen des Lebens jemahls geſtört hat. Herkules iſt das Extrem des Arbeitſamen; Antinous das Extrem des müſſigen Mannes. Er iſt ſo groß gebohren worden, wie wir ihn ſehen. Es iſt ein primitives und gemeinſchaftliches Muſter; es iſt die Figur, die Sie wählen würden, ſie zu allerley Arten von Ständen zu kneten; bald durch die Uebertreibung einiger Theile, wenn eine ſtarke Natur, bald durch die Verſchwächung dieſer Theile, wenn eine leichte Natur herauskom-

men soll, und Ihre mehr oder weniger tiefe, mehr oder weniger genaue Kenntniß der Beschaffenheiten, wird die Theile bestimmen, auf welche das Uebermaaß oder die Verschwächung fallen soll. Die Wahl selbst ist bey dieser Sache nicht das eigentlich Schwere, nicht sie macht die Vortrefflichkeit Glycons aus. Was ich von Ihnen fodere, ist, daß Ihr Gestaltengebäu unmerklich, von Theilen, die Sie verschwächt, oder übertrieben haben werden ausgehend, sich in die gemeinschaftliche Natur der andern Theile mit soviel Kunst und Wissenschaft verschmelze, daß, die Figur sey groß oder klein, ich immer Ihren Soldaten wiedererkenne, falls Sie Ihren Antinous einen Krieger werden lassen; oder Ihren Lastträger, falls Sie einen Lastträger etwa aus ihm gemacht.

Aber, wenn es der Gott des Lichtes ist; der Ueberwinder der Schlange Python; wenn der Stand Stärke, Grazie, Größe und Schnelligkeit verlangt? Alsdann werden Sie dem Antinous alle seine Proportionen in den obern

Theilen lassen; ich sage, seine Proportionen, nicht aber seinen Charakter, denn dieß sind zwey verschiedene Dinge; und indem Sie die Veränderung nur die Beine und die Schenkel treffen lassen, von wo aus sie sich stufenweise auf die obern Theile des Antinous ausbreiten wird: werden Sie den Apollo von Belvedere haben, stark von oben, flüchtig von unten.

Also bildet sich ein erfahrner Pferdekenner seine Vorstellung von einem schönen Schlachtrosse. Das Schlachtroß steht, als Mittelgestalt zwischen dem stärksten Zugpferde und dem leichtesten Renner. Und seyn Sie gewiß, daß zwey vollkommene Roßkämmer, bis auf sehr kleine Unterschiede, dasselbe Bild in dem Kopfe haben, und Dies, bis auf alle zartesten Grade von Uebertreibung oder Verschwächung, mit der gewöhnlichen und gemeinen Natur vergleichen.

Dieß, mein Freund, ein kleines Prübchen von Metaphyſic des Zeichnens *). Jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt hat die ihrige, welcher ſich das Genie aus Inſtinct, ohne es zu wiſſen, unterwirft. O! welche ſchöne Gelegenheit noch weiter zu metaphyſiciren! Auf ein anders

*) Dieſe ganze ſubtile Theorie kann zur Auflöſung des Problems dienen, wie ein Herkules, drey Fuß hoch, zur Seite eines Merkur coloſſaliſches Verhältniſſes von neun Fuß, zum Exempel, geſtellt, der Herkules demohngeachtet immer Herkules, das heißt, ein ſtarker, nervichter Mann bleibt, ſo wie Merkur immer ein ſchlanker und leichter Gott. Jeder Stand des Lebens, jede Beſchaffenheit deſſelben hat ihre Eigenheiten, in Abſicht auf Körper und Bewegung. Für ein ein wenig feines Auge, hängt Jedermann das Schild ſeines Handwerks an ſich aus. Ein Schriftſteller, ein Schneider, ein Schmidt, ein Kupferſtecher, ein Schlächter, ein Becker, haben keinen Theil des Leibes, an dem einer dem andern gliche; keine Richtung von Bewegung, die ihnen gemeinſchaftlich wäre. Immer nur aus Mangel gehörig geübter Augen, ſcharfſichtiges Blicks, geſchieht's, wenn wir nicht erſtaunlich viel Unähnlichkeit in den Zügen der Menſchen gewahren. Daher ſagt man: vor Gott würde es kein Meiſterſtück der Kunſt geben. Oh! wie viel dürfte Er uns grobe Verſtöße in Glycons Herkules, oder im belvederiſchen Apollo zeigen!

mahl denn! Sie werden nichts dabey verliehren. Ueber Zeichnung ließen ſich noch feinere Dinge ſagen, bey deren Auslaſſen Ihnen eben ſo wenig verlohren gehen wird.

Leprince.

Ein Anfänger, nicht ohne Verdienſt. Außer ſeinem Aufnahmeſtücke, einem ſehr ſchönen Gemählde, hat er eine Menge anderer Compoſitionen ausgeſtellt, unter denen man einige unterſcheidet, die einen Mann von Geſchmack ſtill ſtehen machen können. Ueberhaupt hat er das inne, was den Grund der Kunſt ausmacht, die Zeichnung. Er zeichnet ſehr gut. Er behandelt ſeine Figuren mit Geiſt. Schade, daß ſeine Farbengebung nicht vollkommen dieſen beyden Eigenſchaften entſpricht. Stellt man Leprince's Arbeit gegen Vernets ſeine auf, ſo ſcheint Chardin zu jenem geſagt zu haben:

Jüngling, ſieh wohl zu, dann wirſt Du lernen, deine entfernten Gegenſtände zurück zu winden zu machen, deine Himmel minder ſchwer zu mahlen, Kraft deiner Behandlung zu geben; beſonders in deinen großen Stücken; ſie minder taub ſeyn und beſſer auf ihre Wirkung hinzielen zu laſſen.

Ich ſtehe nicht für die Ruſſiſchen Nachahmungen; darüber muß entſcheiden, wer das Local und die Sitten des Landes kennt. Allein ich finde ſie größtentheils ſchwach, wie die Geſundheit des Künſtlers; melancholiſch und ſanft, wie ſeinen Character.

Ausſicht auf einen Theil von St. Petersburg.

Ein Gemählde,
fünf Fuß lang, auf zwey Fuß ſechs Zoll hoch.

Sie iſt aus dem Pallaſte genommen, den unſer Ambaſſadeur, M. de l'Hopital be-

wohnte. Sie zeigt die Insel St. Basile, den Hafen, das Zollhaus, den Versammlungsort des Senats, die Justizcollegien, die Festung und die Cathedralkirche. Die kleinen, auf den Vordergrund gestellten Figuren, sind: der Ambassadeur und die Personen seines Gefolgs; es ist Geist in ihnen. Dieser Wagen, auf dem man eine Frau erblickt, die sich liegend spatzieren fahren läßt, und wahrscheinlich nach der Landessitte reist, macht sich gut. Ich habe aber das Herz nicht, dieses Stück zu loben, wenn ich den Diepper Hafen von Vernet sehe. Es ist finster, es ist traurig, kein Himmel, keine Lichtwirkung darin; gar keine Wirkung.

Ein Streifzug von Cosacken und Tartarn.

Ein Gemählde,
sieben Fuß hoch, auf fünf Fuß sechs Zoll breit.

Sie kommen von einer Plünderung zurück. Sie haben ihre Beute auf einen Haufen gebracht,

bracht, ſie zu theilen. Die Scene iſt richtig. Warum aber ſich ſo ſclaviſch gewiſſenhaft an Sitten und Costum binden? Mich dünkt, ein Zank, der unter dieſen Räub en entſtanden, hätte dieſe kalte Compoſition belebt, in der man nur durch das Pittoreske der Bekleidung intereſſirt wird, und nichts als die Behandlung der Figuren zu loben hat, die hier breiter iſt, als in irgend einer andern Compoſition des Künſtlers. Das Kunſtmäßige erwirbt ſich am Ende; die Ader, das Ideal erlangt ſich nicht, man muß es bey der Geburt mit ſich gebracht haben. Ich möchte zu den dreymahl die Woche im Louvre ſich verſammelnden Vierzigen ſagen: Was hilfts mir, daß in allen Euren Schriften kein Sprachfehler iſt, wenn nicht Ein treffender Gedanke, nicht Eine Zeile, die Leben hat, ſich darin findet? Ihr ſchreibt, wie Leprince mahlt; und wie Pierre zeichnet: ſehr correct, allerdings! aber ſehr froſtig. Eigentlich geredt giebt es nur drey große originale Mahler, Raphael, Domi-

nicano und Pouſſin *). Unter den andern, die, ſo zu ſagen, ihre Schulen bilden, giebt es einige, welche ſich durch dieſe und jene beſondere Eigenſchaft unterſcheiden. Le Sueur hat ſein Gepräge: Rubens ſeines. Dieſem könnte man bisweilen eine verkleckſte Hand, einen übel in die Schultern eingeſetzten (mal emmanchée) Kopf vorwerfen; wenn Ihr aber ſeine Figuren geſehen habt, ſo verfolgen ſie Euch, und flößen Euch Ekel an allen andern ein.

Eine Horde die ſich zum Aufbruche anſchickt.

Ein Gemählde,
zwey Fuß ſechs Zoll hoch, auf zwey Fuß drey Zoll breit.

Zur Rechten Bäume, an denen ein Säbel, ein Köcher mit Pfeilen, und andere Waffen aufgehängt ſind. Ein Kalmuck iſt beſchäftigt,

---

*) Und Correggio? halten Sie den nicht für einen originalen Mahler?

ſe abzubinden. Er gehorcht dem Befehle ſeines Hauptmanns, der davor ſteht, und es ihm gebietet. Zwiſchen dem Hauptmann und dem Kalmucken, unter einem groſsen Zelte von ausgeſpanntem Segeltuche, ſieht man einen ſitzenden Tartarn mit ſeinem Weibe. Das Weib iſt ſehr angenehm; ſie zieht durch ihr Ausſehen und ihre Grazie an. Zur Linken fängt die Horde an, abzugehen.

Ein Stück, in dem man Alles ſieht, was der Künſtler an Talent und Fehlern hat. Recht gut; und damit iſt Alles geſagt!

Rüſſiſches Schäferſtück.

Ein Gemählde, von der Gröſse des vorigen.

Merken Sie ſich, mein Freund, daſs ich immer die Sitten bey Seite laſſe, welche mir unbekannt ſind. Mögen die Künſtler von dieſem Stücke ſagen, was ihnen beliebt; aber

es hat ein Dunkles, eine Ruhe, eine Stille, eine Unſchuld, die mich bezaubert. Es ſcheint, dem Mahler ſey hier ſeine eigene Schwäche zu Statten gekommen. Dieſes einfache Subject verlangte eine leichte und angenehme Behandlung; die iſt darin. Wenig Lichtwirkung; auch iſt wenige darin. Wir ſehen einen Greis, der aufgehört hat, auf ſeiner Guitarre zu ſpielen, einen jungen Schäfer auf einer Schallmey anzuhören. Der Greis ſitzt unter einem Baume; ich halte ihn für einen Blinden. Irre ich mich darin, ſo wünſchte ich wenigſtens, er möchte einer ſeyn. Ein junges Mädchen ſteht ihm zur Seite. Der Knabe ſitzt auf der Erde, in einiger Entfernung von dem Greiſe und dem Mädchen. Er hat ſeine Schallmey an den Mund geſetzt. Seine Lage, ſein Character, ſeine Kleidung, die Einfachheit an ihm ... zum Entzücken! Sein Kopf vornehmlich ... allerliebſt! Der Greis und das Mädchen hören trefflich zu. Die rechte Seite der Scene zeigt Felſen, an deren Fuße man eini-

ge Schaafe zweiden ſteht. Dieſe Compoſition ſpricht grade zu ans Herz. Ich finde mich in ihr wohl. Ich möchte an dieſen Baum zwiſchen dem Greis und dem jungen Mädchen gelehnt bleiben, ſo lange nur der junge Knabe ſpielt. Wird er aufgehört haben, und der Greis ſeine Finger wieder an ſein Griffbrett bringen, will ich mich zur Seite des jungen Knaben niederlaſſen, und, bey einbrechender Nacht, führen wir alle drey zugleich den guten Greis in ſeine Hütte. Ein Gemählde, mit dem man räſonnirt, das den Zuſchauer zu einem Theile der Scene macht, und mit ſeinen Schauſpielern in Geſellſchaft bringt, kurz, das der Seele eine liebliche Empfindung mittheilt, iſt nie ein ſchlechtes Gemählde. „Sie werden mir ſagen: dieſes ſey ſchwach von Farbe... Zugeſtanden! .... Es ſey dumpf (ſourd) und eintönig .... kann ſeyn! Aber es rührt, aber es macht, daß man ſtille ſteht; und was gehen mich Deine Gemeinplätze über gelehrte Töne, Deine reine und korrekte Zeichnung, die

Kraft Deines Colorits, die Magie Deines Helldunkels an, wenn Dein Gegenſtand mich kalt läßt? Die Mahlerey iſt die Kunſt grade ans Herz zu gehen, vermittelſt des Auges. Dringt die Wirkung nicht weiter als ins Auge, ſo hat der Mahler nur die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Fiſchen in der Gegend von St. Petersburg.

Ein Gemählde,
zwey Fuß ſechs Zoll hoch, auf zwey Fuß drey Zoll lang

Ein trauriges und unglückliches Schlachtopfer von Vernet!

Verſchiedne kleine Vorſtellungen ruſſiſcher Sitten.

Einige Bauern ſchicken ſich an, über eine Furth zu ſetzen, und ruhen unterdeß aus

Warum aber ruhen ſie ſchlechtweg aus? Gabs kein Mittel, Abwechſelung in dieſe Ruhe zu bringen? Hier wäre es Zeit geweſen, eine Frau ihrem Kinde die Bruſt geben; Bauern mit einander abrechnen zu laſſen, was ſie gewonnen; ein ſich liebendes Paar, einen jungen Burſchen und ein Mädchen, wenn ſie darauf geweſen wären, ſich ihre Liebe durch dieſe oder jene verſtohlene Gebährde zeigen zu laſſen. Der Fährmann wird deshalb um nichts geſchwinder ankommen. Dieſe Berge zur Rechten ſcheinen mir wahr zu ſeyn. Ich möchte ſagen, dieß Gewäſſer auch nicht übel! auf die Gefahr hin, daß Vernet mich vielleicht auslachte, wenn er mich hörte. Dies Ufer . . . gut! Thun dieſe aufs Ueberfahren Wartende auch weiter nichts als Warten, ſo thun ſie es wenigſtens natürlich; und dieſer Fährmann mißfälle mir nicht.

Brücke der Stadt Narva.

An Ort und Stelle mags ein groſses Gebäu ſeyn. Vielleicht erweckt es durch ſeine Maſſe Ehrerbietung, vielleicht überraſcht es durch die Seltſamkeit ſeiner Bauart; erſchreckt durch die Hoheit ſeiner Schwibbogen. Will man, ſo mag es einem guten Kupferſtich in einem Reiſebeſchreiber abgeben; als Gemählde aber, iſts ein abſcheulich Ding. Fragen Sie mich, was unter der Reiſefeder, oder dem Pinſel dieſes Herrenmeiſters, Servandoni's, daraus geworden wär: ſo antworte ich Ihnen: ich weiß es nicht. Leprince aber hat weiter nichts, als ein plattes Werklein daraus gemacht. Die Brücke iſt mager, ohne Wirkung. Dieſe ſcharfen Maſſen, die ſie ſtützen, grob, ohne irgend ein Hinzukommendes, was den Anblick davon pikant gemacht hätte. Der ganze Berg, von Ocker. Giebts einen Hüttenmeiſter in der

Nachbarſchaft, ſo hätte er Unrecht, ihn nicht anbrechen zu laſſen.

Ein Haltemachen von Tartarn.

Man ſieht, rechts, Wälder; einen angeſpannten und vorüberfahrenden Wagen; ein Ende von Felſen. Ungefähr im Mittelpuncte findet ſich an einem Orte, wo das Erdreich Abſatz macht, und eine Anhöhe bildet, eine ſtehende Frau und ein ſitzender Mann. Gegen die Linke zu, ein Tartar, oder ein Reiſender zu Pferd. Noch weiter links, andere Tartarn. Auf der durch die Vertiefung des Bodens ſich bildenden Anhöhe, in der Mitte der Leinwand ein wenig drüber hinaus, links, bey der ſtehenden Frau und dem ſitzenden Manne, wird Halt gemacht. Sind die Sitten wahr, ſo kann das Stück dadurch intereſſiren; übrigens iſt wenig dran. Die Gegenſtände ſind darin nur fürs Auge verbunden; keine gemeinſchafte

liche Handlung verkettet sie. Wirklich, was haben dieser vorüberfahrende Wagen, diese stehende Frau, dieser sitzende Mann, dieser Reitende zu Pferd mit einander gemein? Was haben sie mit dem Halt, oder mit dem Hauptgegenstande gemein? Nichts, das sich fühlen liesse. Das Ding sieht da, wie in einem Gattungsgemählde, ein Schnupftuch, eine Ober- eine Untertasse, ein Kamme, ein Fruchtkorb: und, wofern nicht in dem Gattungsgemählde die höchste Wahrheit der Aehnlichkeit, und die schönste Arbeit (et le plus beau faire) sich findet; und in einer Landschaft, wie diese hier, nicht eine grosse Schönheit der Gegend, verbunden mit der strengsten Nachahmung der Natur: so ists ein nichts bedeutendes Stück, das nicht angesehen zu werden verdient.

Eine Landſchaft, mit Figuren in verſchiedenen Anzügen.

Dieſe Landſchaft läßt rechts einen Berg ſehen. Ein wenig jenſeits des Bergs Gewäſſer, mit breiträndigen Booten. Zieht man ſich gegen die Linke hin, wiederum Berge, die den Grund einnehmen und bilden. Im Mittelpuncte der Leinwand eine Tragbaare auf Kufen, von einem Pferde gezogen. Auf dieſer Tragbaare ein Korb, in dem man einen Hammel und ein Kalb gewahr wird. Hält man ſich immer noch weiter links, eine Gruppe ruhender Männer, in verſchiedenen Trachten. Dann ein auf eingerammelten Pfählen ſtehendes Gebäu. Auf dieſem eingerammelten Gebäu ein Wagen. Neben dem Wagen ein liegender junger Menſch. Ganz zur Linken Gewäſſer.

Für alle dieſe vereinzelte Handlungen wär ein wenig mehr Bewegung und Intereſſe zu wünſchen; an den beſeelten Weſen Etwas, das Empfindung auf die unbeſeelten zurückwürfe; an dieſen irgend etwas, das auf erſtere Wirkung thäte; mit Einem Worte: Erfindung, eine dazu ſtimmende beſondere Scene, gewählte Incidenzien. Von alle Dem iſt hier nichts. Jeder, wer nur etwas, wie unſer Freund Carmontelle, zeichnen kann, ohne mehr Ader als Er zu beſitzen, braucht nur um Fünfe, Abends, oder um Neun, Morgens, vors Thor einen Fuß zu ſetzen; ſo wird er Gegenſtände zu tauſend Gemählden finden, deren keines aber darum die Neugier feſſeln kann. Ja! wenn die Darſtellung vorzüglich, wenn in jeder Figur die Nachahmung der Natur bis auf ihre höchſte Stufe von Vollkommenheit getrieben wär; wenn es ein Bettler von Callot, oder ein ältlicher Mann von Berghem, oder ein Betrunkener von Teniers wär, dann würde die Wahrheit des Gegenſtandes ſeine Aermlichkeit vergeſſen machen.

Wir haben ein groſses Stück Weges mit einander zurückgelegt. Ich weiß nicht, mein Freund, ob Sie ſich eben ſo müde von der Reiſe fühlen als ich; aber Gottlob! wir ſind wieder zu Hauſe. Setzen wir uns! ruhen uns aus! Es wäre nicht uneben, wenn wir einige Erfriſchungen zu uns nähmen. Nachher zögen wir unſere Reiſekleider aus, und giengen zuſammen nach der Ruſſiſchen Taufe, wozu wir eingeladen ſind.

Die Ruſſiſche Taufe.

Ein Gemählde, von ohngefähr zwey Fuß acht Zoll hoch, auf vier oder fünf Fuß breit.

Warlich! Warlich! eine ſchöne Ceremonie! Dieſe groſse ſilberne Taufwanne thut eine treffliche Wirkung. Die Verrichtung dieſer drey ſämmtlich rechts ſtehenden Popen hat Würde. Der erſte faßt das neugebohrne Kind unter die Arme, und taucht es mit den Füßen

in die Wanne ein. Der zweyte hält das Ritual, und lieſt die ſacramentellen Gebete. Er lieſt wohl; wie ein Greis leſen muß: das Buch weit von den Augen ab. Der dritte ſieht aufmerkſam ins Buch. Und dieſer vierte, der in ein Kohlfäßgen, bey der Taufwanne, Weyhrauch ſtreut, . . . ſehn Sie nicht, wie reich und edel er bekleidet iſt? Wie ſeine Handlung natürlich und wahr iſt? Sie werden mir zugeben, es ſind vier ſehr ehrwürdige Köpfe. Aber Sie hören mich nicht, Sie geben nicht Acht auf die ehrwürdigen Perſon, und die ganze heilige Ceremonie, und Ihre Augen heften ſich auf den Gevatter und die Gevatterinn. Das kann ich Ihnen nicht verdenken. Gewiß genug iſt dieſer Gevatter von dem möglichſt offenen und rechtſchaffenen Charakter. Begegne ich ihm anderwärts, als hier, ſo werde ich nicht umhin können, ſeine Bekanntſchaft, ſeine Freundſchaft zu ſuchen; zu meinem Freunde, ſage ich Ihnen, werde ich ihn machen. Und dieſe Gevatterin — iſt ſo hold, ſo anſtändig,

ſo lieblich, ... daß ich, ſagen Sie, ſie mir zur Geliebten nehmen würde, wenn ich könnte ... Nun warum nicht? ... Und wie, wenn die Beyden mit einander verheirathet wären? Dann dürfte wohl Ihr lieber Freund der Ruſſe ... Sie ſehen mich in Verlegenheit; nun ja! an des Ruſſen Stelle ließe ich entweder meinen Freund meiner Frau nicht zu nah kommen, oder hätte auch ſo viel Gerechtigkeit, zu ſagen: meine Frau iſt ſo allerliebſt, ſo angenehm, ſo anziehend, daß .... Und Sie würden Ihrem Freunde verzeihen? .... Oh, das nicht! ... Aber, fürwahr, wir führen eine ſehr erbauliche Unterhaltung, hier, bey der ehrwürdigſten Ceremonie des Chriſtenthums, die uns in Jeſu Chriſto wiedergebiert, und von der Sünde rein wäſcht, deren vor ſieben oder acht tauſend Jahren unſer Aeltervater ſich ſchuldig machte. Ernſthaft wieder! Freund, ernſthaft! Sehen Sie nur, wie dieſer Gevatter und dieſe Gevatterin ganz bey ihrer Andacht ſind! Sie flößen Ehrerbietung ein; ſind

fromm ohne Andächteley. Die man hinter den drey Popen stehen sieht, sind wahrscheinlich Verwandte, Zeugen, Freunde, Assistenten. Welch ein schönes Kopfstudium wäre hier für le Poussin. Denn sie haben ganz und gar seinen Charakter .... „Was wollen Sie mit Ihren Studien Poussins sagen?“ ... Ich will sagen, ich vergaß, daß ich Ihnen von einem Gemählde redte. Und dieser junge Acolyt, der seine Hand ausstreckt, die heiligen Salböhlfläschgen zu empfangen, die ein andrer ihm auf einer Schüssel vorhält, gesehen Sie nur: daß er auf die leichteste und doch zierlichste Weise dasteht; daß er seinen Arm mit Leichtigkeit und Anmuth ausstreckt, daß er von allen Seiten eine allerliebste Figur ist. Wie dieser Kopf wohl gestellt ist! Seine Haare, welch ein schöner Wurf! Welch eine ausgezeichnete Physiognomie er hat! Wie er grade steht, ohne geziert, noch steif zu seyn! wie er gut und einfach bekleidet ist! Dieser Mann zu seiner Seite, und der sich über einen offenen Kasten

bückt

bückt, wahrscheinlich, mags der Vater, oder ein Assistent seyn, der etwas sucht, das Kind, wenn es aus der Wanne herauskömmt, schnell wieder einzuwickeln. Sehen Sie dieses Kind wohl an; es hat Alles, was zu einem schönen Kinde gehört. Dieser junge Mann, den ich hinter dem Gevatter sehe, ist sein Edelknabe, oder sein Reitknecht. Und diese im Grunde links zu seiner Seite stehende Frau, entweder die Hebamme, oder die Krankenwärterin. Ueber die, die man in einem Bette halb unter dem Vorhange heraus erblickt, läßt sich nicht fehl greifen; es ist die Wöchnerinn; der, sieht man nicht zu, der Geruch dieses angezündeten Weyhrauchs erschreckliches Kopfweh verursachen wird. Bis auf diesen Umstand eine schöne Ceremonie, und ein schönes Gemählde! Es ist das Aufnahmestück des Künstlers. *). Wie

*) Leprince ist nach seiner Zurückkunft von Rußland von der Academie genehmigt worden. Man wird von der Academie genehmigt, auf die bloße Ansicht eines Gemähldes, das verspricht, aufgenom-

viele Nahmen dürften wohl in dem Regiſter der Academie nicht geleſen werden, berechtigten nur Arbeiten wie dieſe, zur Ehre, ein Mit-

---

men aber in ſie (Entrée) zu werden, muß man ein Gemählde aufweiſen, das in ihr bleibt, wofern, auf dieſes Gemählde, der Meiſter davon der Aufnahme würdig geurtheilt wird. Leprince hat ſeine ruſſiſche Taufe einige Tage nach der Oeffnung des Salons dargebracht; und iſt einſtimmig als Academiker aufgenommen worden. Vom Grade eines Academikers gelangt man unmittelbar zu dem eines Rathes; und wenn man Geſchichtsmahler von der großen Gattung iſt, zu der Stelle von: Adjoint - à - Profeſſeur, hernach wird man Profeſſeur; endlich Directeur der Academie.

Leprince hat ſichtlich Talent, aber ſeine Geſundheit iſt ſehr ſchlecht. Er hat Geiſt, und beſitzt ein gewiſſe feine Bosheit; der nächſte Salon wird über den Rang entſcheiden, den er unter unſern Künſtlern einnehmen kann. Er hat Hefte von Kupferſtichen herausgegeben, welche Abbildungen der Bewohner verſchiedener nördlichen Länder enthalten, die er durchreiſt iſt; Abbildungen ihrer Kleidungen, ihrer Gebräuche, ihres Hausgeräthes, ihrer Wohnungen u. ſ. w. Dieſe Sammlung iſt unterhaltend; und, falls ſich auf die Wahrheit und Genauigkeit der Abzeichnung rechnen läßt, eben ſo unterrichtend, als angenehm. Für Leprince wäre zu wünſchen, daß ſeine ruſſiſche Taufe geſtochen würde. Da er vortrefflich in Kopfcharakteren iſt, und, wenn er irgend wo fehlt, Dieß nur in Abſicht des Colorits geſchieht, ſo dürfte er viel dabey gewinnen, geſtochen zu werden.

glied davon zu werden! Ich schäme mich, Ihnen zu sagen, daß das Colorit davon in kupferichtes Roth fällt; daß der Grund davon zu braun ist, daß die Uebergänge von Lichtern .... Allein der Mensch muß wohl irgend wo durchschimmern. Uebrigens ist diese Composition ausgeführt; alle Figuren darin sind anziehend, selbst ihre Farbe kräftig. Ich wollte darauf schwören, der Künstler habe sie in sehr gesunder Stunde verfertigt; und wäre ich jung, frey, und man schlüge mir diesen ehrlichen Russen zum Schwiegervater, und dieß junge sittsam eine Kerze ihm zur Seite haltende Mädchen vor, mit etwas Vermögen, nur eben so viel, als nöthig wäre, daß meine kleine Russin, wenn es ihr gefiele, den lieben langen Morgen durch im Bette bleiben, und ich ihr auf dem nähmlichen Kopfkissen Gesellschaft leisten, und die kleine Buben erziehen könnte, die diese ehrwürdigen schismatischen Popen jeden neunten oder zehnten Monath bey mir zu taufen kommen würden: so dürfte ich, meiner

Treu! in Verſuchung gerathen, hinzureiſen, und zuzuſehen, wie ſichs in dem Lande leben läßt.

Art im Winter zu reiſen.

Damit das Unzuſammenhängende in allen dieſen Gegenſtänden hervorſpringe, will ich dieß Gemählde beſchreiben, als wäre es ein Chardin.

Wenn man von der Rechten zur Linken geht, kleine mit Schnee bedeckte Berge. Hinter dieſen Bergen die weißen Dächer eines Dorfes. Vorn und am Fuße des kleinen Berges ein Herrenpfahl, der den Weg zeigt; er iſt am Eintritte auf eine hölzerne Brücke aufgepflanzt. Ein von Pferden gezogener, und rechts in den Weg einſchlagender Wagen, will eben auf die Brücke fahren. Unter der Brücke muß man einen großen zugefrornen und mit Schnee bedeckten Fluß annehmen; denn man ſieht die

Hinterschnäbel und die Masten einiger großen auf das Ufer gezogenen Fahrzeuge. Vorn nach der Linken zu, ein Bauer und sein Karrn, mit Lebensmitteln.

Alles was man hier lernt, ist: wie die Wagen in Rußland aussehen *). Ich weiß nicht, ob diese gekrümmten Kufen nicht auch sogar hier in unserem Lande, besonders in den Provinzen, wo die Wege gleich und gestampft sind, sehr brauchbar, und einzuführen wären, wofern nur die Vorsicht beobachtet würde, breitere eiserne Walzen dabey anzubringen.

---

*) Diese Fuhrwerke sind in Deutschland und im Norden sehr gewöhnliche Schlitten; deren die Bauern sich zur Schneezeit bedienen. Nicht leicht würde es möglich seyn, sie vortheilhaft auf andern als mit Schnee bedeckten Wegen zu gebrauchen, man sieht aber auf dem Gemälde der Bauern, die sich anschicken, über die Fuhrt zu gehen, ein ausländisches Fuhrwerk, das eben so einfach als sinnreich ist, und diesen Ländern eigen zu seyn scheint.

Ausruhen eines Zuges von Bauern im Sommer.

Rechts ſieht man ein Stück Wald, und nahe dabey einen mit Vieh beladenen Wagen. Weiter unten einen Bach. Nach der Linken zu, einen großen Wagen. Um dieſen Wagen, eine Kuh und ein Schaaf. Ein Menſch, vom Rücken zu geſehen, lehnt ſich auf einen hölzernen Kaſten, der auf einem Fuhrwerke ſteht. Im Grunde noch ein Wagen. Auf einer niedriger gelegenen und mehr nach links zu geſehenen Stelle, eine Gruppe von ruhenden Männern und Weibern. Ganz links, und faſt im Grunde eine andere Gruppe von Männern und Weibern.

Alle dieſe Gegenſtände, obgleich vereinzelt, ſind ziemlich harmoniſch geſtellt. Es zeigt einige Kunſt, ſie für das Auge, durch die bloße Mannichfaltigkeit der Gegend und der Lichter, verbunden zu haben. Der Anblick aber davon iſt beynah ſeben ſo kalt, als meine Beſchrei-

bung; und wenn Wahrheit darin iſt, was ich immer voraus ſetze, ſo können ſie nur Jemanden intereſſiren, der ſieben oder achthundert Meilen aus ſeiner Heimath heraus verſetzt, ſich, wenn er die Augen auf eins dieſer Stükke wirft, augenblicklich wieder nach Hauſe, mitten unter ſeinen Landsleuten, in der Nähe ſeines Vaters, ſeiner Mutter, ſeiner Frau, ſeiner Verwandten, ſeiner Freunde befindet. Zweifeln Sie, liebſter Grimm, daß wenn ich in Moscau wäre, eine Charte von Paris mir Vergnügen machen würde? Ich ſagte mir dann: dort iſt die Rue neuve de Luxembourg. Dort wohnt Der, den ich ſo liebe. Vielleicht denkt er in dieſem Augenblicke an mich. Er ſehnt ſich nach mir, er wünſcht mir alles Gute, das ich fern von ihm noch genießen kann. Dort die Rue neuve des Petits Champs! Hier wohnt die Freude, der Scherz, die Vernunft, das Zutrauen, die Freundſchaft, die Rechtſchaffenheit, die Zärtlichkeit, und die Freyheit. Die angenehme Wirthinn

hätte dem Genfer Aesculap *) versprochen, um zehn Uhr einzuschlafen, und wir schwatzten und lachten noch um Mitternacht. Dort die Rue royale St. Roch, wo sich Alles versammelt, was Paris von Rechtschaffnen und Talentvollen besitzt. Nicht leeren Titeln, nicht eitlen Kenntnissen blos öffnet sich die Thüre des gastlichen Hauses; mehr noch! Herzensgüte wird zum Eingelassenwerden erfordert. Zuverlässigkeit des Umgangs wohnt daselbst; man spricht über Finanzen, Politik, schöne Wissenschaft, Philosophie; man schätzt sich einander darin genug, sich widersprechen zu dürfen; man findet den wahren Weltbürger darin, den Mann der sein Vermögen zu nutzen versteht; den guten Vater, den guten Freund, den guten Gatten; jeder Fremde, von nur einigem Nahmen, nur einigem Verdienst hat Zugang

*) Tronchin. Aus Rousseaus Confessions lernt man, daß in dieser Stelle von dem Hause der Madame d'Epinai die Rede seyn muß. Anmerk. d. Übers.

dazu; er kann auf den angenehmſten, den feinſten Empfang rechnen. Und lebt dieſe liebenswürdige Baronin noch? Ihre Geſundheit war ſo ſchwach! Spöttelt ſie noch über ſo Manchen, der darum ſie nicht minder liebt? Dort ſeh ich die Rue des vieux Auguſtins. Hier, mein Freund, ginge die Sprache mir aus. Ich legte mein Haupt in meine beyden Hände; ein Paar Thränen entträufelten meinem Auge, ich ſagte ſtill bey mir ſelbſt: Sie iſt da! wie geht's zu, daß ich hier bin? *)

*) Glücklicher Weiſe, haben Sie, geliebter Freund! nur einen Schritt zu thun, um wieder zu ihr zu kommen. Sie erwartet Sie; und ich will Sie augenblicklichs wegtreiben, damit Sie keine Minute durch meine Schuld verlieren. Geſtehen Sie aber vorher, daß Lorrinse's Gemählde etwas ganz beſonders Anziehendes gerade für diejenigen haben, die die Sitten und Gebräuche, die er gemahlt hat, nicht kennen. Nichts zieht mehr an, als Gemählde, die fremde Sitten vorſtellen.

Die Kinderwiege.

Eine von Leprince's beſten Compoſitionen. . . . Sie finden ſie, ſagen Sie mir, beſſer colorirt als die Taufe. . . . . O nicht doch! . . . . Sie ſcheint Ihnen mehr Anziehendes zu haben als die Taufe. . . O nicht doch! . . . Traun aber dieſe ruſſiſche Taufe, mit der Sie dies Gemählde vergleichen wollen, iſt auch etwas gar Schönes!

In der Kinderwiege ſieht man, rechts, ein Stück einer hölzernen Baracke. Am Thore dieſer Baracke, auf einer groben Bank, einen alten Bauern im Hemde, mit ſonderbarer Beinbekleidung, nnd ſonderbarem Geſchüh. *) Um dieſen Greis, auf der Erde, vorn, unter Unkraut, ein irdenes Gefäß, Stäbe, einen

*) Dies Wort, Collectivum von Schuh, habe ich als Provinzialwort von Leipziger Aufwärterinnen gehört. Es verdient Aufnahme und Bürgerrecht.

Anm. d. Ueberſ.

Hahn, der Körner ſucht. Vor dem Greiſe eine Art kleiner Hängmatte, mit einem fetten, wohlleibigen, wohlgenährten, faſelnackten, auf ſeinen Windeln ausgeſtreckten Bübgen. Dieſe Hangmatte iſt durch einen Strick an einen großen Baumaſt geknüpft; der Strick ſchlingt ſich verſchiedenemal um ihn herum. Eine ſtämmige Magd, ziemlich jung und gut genug gekleidet, um nicht die Frau des alten Bauern ſeyn zu können, zieht an dem Stricke, als wollte ſie die Hängmatte oder die Wiege weiter in die Höhe bringen, oder ſie vielleicht tiefer herunter zu laſſen. Um die Hängmatte herum, zwey andere Kinder, das eine vorn, das andere nach dem Hintergrunde zu; das eine mit vollem Geſichte geſehen, das andere vom Rücken zu; beyde mit Fröhlichkeit auf den kleinen Schwebenden blikkend. Vorn eine Ziege und ein Schaaf. Ferner, links, eine Alte, mit ihrem Rocken und ihrer Spindel; ſie hat ihre Arbeit unterbrochen, mit Der zu reden, die an der Hängmat-

te zieht. Ganz zur Linken, vorwärts, und nach dem Hintergrunde zu, ein Hüttchen und ein Dorf. Um das Hüttchen verſchiedene Werkzeuge und ländliche Geräthſchaften.

Der Bauer iſt ſehr ſchön. Ein wahrer Charakter, wahre ländliche Natur. Sein Hemde, ſein ganzer Anzug, breit und von gutem Geſchmack. Das Gleiche ſage ich von der Alten, welche ſpann, und die Großmutter der Kinder zu ſeyn ſcheint. Es iſt eine treffliche alte Frau. Ein ſchöner Kopf, eine ſchöne Drapperie, eine einfache und wahre Handlung. Die Kinder, ſowohl das in der Hängmatte, als die beyden anderen, allerliebſt! Aber es iſt ſo Manches hier, das mir den Kopf kraus macht; woran indeß vielleicht nur meine Unkenntniß der Sitten Schuld iſt. Dieß da, mag freylich wohl die Hütte des Bauern ſeyn; aber er ſelbſt iſt zu grob, zu armſelig gekleidet, als daß dieſe Alte ſeine Frau ſeyn könnte. Dieſe, die den Strick der Hängmatte hält, und die Wiege daran heraufzieht oder herunterläßt, dürfte wohl die Toch-

ter oder die Magd der Alten seyn; aber sie scheint dem Bauern nichts anzugehen. Von was für einem Stande diese beyden Weiber? Wo wohnen sie? Entweder ich irre sehr, oder in dieser Zusammensetzung findet sich etwas Amphibologie. Sollten in Rußland die Weiber besser gekleidet gehn, als die Männer? Wie dem auch sey, so ist in diesem Stücke das Colorit des Mahlers und seine Behandlung viel fester. Es ist minder ziegelfarb, minder röthlich von Ton, als seine Taufe; aber diese Taufe zieht ganz anders an; ist weit reicher an Charakteren.

Das Innere eines Russischen Bauernzimmers.

Man sieht in diesem Zimmer ein sitzendes russisches Bauernweib. Auch dieses Weib sehr gut gekleidet; lassen Sie den Umstand nicht

unbemerkt; er entſpricht dem in dem' vorigen Gemählde. Nah bey ihr, nach der Rechten zu, ein Tiſchchen, auf dem ſie ſich mit dem Ellbogen ſtützt; den Arm auf einen Korb voll Eyer ausgeſtreckt. Vor ihr ein junger Bauer, mit ſehr auf Etwas hinweiſender Gebehrde, erhobenen Armen, und in jeder Hand ein Ey haltend. Ein großer, weißer, an eine Stange gehefteter Vorhang fällt, und breitet ſich hinter der Bäuerinn aus. Zu ihren Füßen ſieht man eine Katze, die einen Buckel macht, und ſich an ihr reibt. Sie ſteht auf einer Art Stuffenerhöhung (Eſtrade) von nur einem einzigen Tritte. Der Mahler hat auf dieſer Erhöhung und unter ihr, auf der Erde, einen Korb, noch einen zweyten Korb, und ein mit Grünigkeiten gefülltes irdenes Geſchirr angebracht. Weiter, auf der Rechten, und vorn, ein Tiſch, mit einem Waſſergefäß. Ganz zur Linken, und im Schatten, eine Alte, die ſchläft, und einer jungen Eyerverkäuferinn, ihrer Tochter, alle mögliche Freyheit läßt, den ihr vorgeſchlagenen

Tauſch anzunehmen. Dieß Gemählde iſt hübſch. Die Idee davon iſt ein bisgen anbrüchig, (poliſſonne) oder ich müßte mich ſehr irren. Der junge Bauer, kräftig. Mädchen! Mädchen! ich verſtehe nicht ganz, was er Dir verſpricht; in Frankreich aber würde ich Dir rathen, die Hälfte davon abzurechnen. Doch laſſen wir das gut ſeyn! Auf den Grund in der Sache zu kommen, müßte man wiſſen, wie weit die Männer in Rußland den Weibern Wort halten.

Caſanove.

Es iſt ein großer Mahler, dieſer Caſanove! *) Er hat Einbildungskraft und Aber. Er

---

*) Caſanove iſt ein Deutſcher; da ich aber nicht zugebe, daß Roſlin etwas gegen Deutſchland und den Norden beweiſe, ſo will ich auch nicht verlangen, daß Caſanove etwas dafür beweiſen ſolle. Und, Ab

ſchaft aus ſeinem Gehirne Pferde, die wiehern, ſpringen, beißen, kämpfen und ausſchlagen; Männer, die ſich auf hunderterley Art morden; halbzerhauene Hirnſchädel, durchbohrte Leiber, Geſchrey, Drohungen, Verwirrung, Rauch, Blut, Tod, Sterbende; allen Wirrwar eines Handgemenges. Er verſteht auch ruhige Gegenſtände anzuordnen; den Soldaten im Marſch oder Haltmachen zu zeigen, wie in der Schlacht; und in einigen der wichtigſten Theile des Kunſtmäßigen iſt er nicht unerfahren.

ſes zu ſagen, ich finde das Lob, welches der Philoſoph ihm giebt, zu prächtig. Ich zweifle, ob Caſanoeve jemahls zum Rufe eines Mahlers von erſter Stärke gelangen wird. Wer ſich auf Mahlerey verſteht, erkennt, woher er ſeine Gruppen und Lappen zuſammengeſtohlen; ſeine Plünderungen aller Art, und die Gemählde, die er im Salon ausgeſetzt hat, haben die Senſation nicht hervorgebracht, die dem Rufe eines großen Mahlers vorhergeht.

Ein Heer im Marſch.

Ein Gemählde ohngefähr eilf Fuß lang, auf beynah ſieben Fuß hoch.

Hier eines der ſchönſten und mahleriſchſten Gewimmel, die ich kenne. O! ein ſchönes Schauſpiel! ſchöne und große Poeſie!

Wie ſoll ich Sie an den Fuß dieſer Felſen herſchaffen, die den Himmel berühren? Wie ſoll ich Ihnen dieſe vom Gipfel dieſer Felſen nach dieſem alten Schloſſe hinüber geworfene, aus großen, unten durch Stützen befeſtigten Balken gebaute Brücke, zeigen? Wie ſoll ich Ihnen einen wahren Begriff von dieſem alten Schloſſe, den morſchen in Schutt zerfallenden Thürmen geben, aus denen es beſteht, und von dieſer anderen gewölbten Brücke, die die Thürme verbindet und ſie trennt? Wie ſoll ich den Strom von den Bergen herableiten, ſeine Gewäſſer unter dieſe Brücke ſtürzen, und

ſie die ganze erhabene Gegend umſtrömen laſſen, über welcher dieſe große Steinmaſſe thürmt? Wie ſoll ich Ihnen den Marſch dieſes Heeres zeichnen, das von dem engen, in den Felſen angebrachten Steige herabwallt, der, mühſam und in Krümmen, die Colonnen, von der Höhe der Felſen auf die Brücke, durch die man ins Schloß gelangt, bringt? Wie, Sie für dieſe Soldaten, für dieſe ſchweren und wüchtigen von dem Berge nach dem Schloſſe zu, auf dieſem ſchwankenden Holzgebäu fahrenden Gepäckwagen zittern machen? Wie, zwiſchen dieſem vermoderten Holze Ihnen dunkele und tiefe Abgründe aufſchließen? Wie, alle dieſe Leute unter den Thoren eines dieſer Thürme durchgehen laſſen? Wie, von dieſen Thoren, unter das Steingewölbe, in das ſie ſich zuſammendrängen, führen, und ſie dann nachher in der Ebene zerſtreuen? Zerſtreut in der Ebene, werden Sie verlangen, daß ich ſie Ihnen auch zeige, wie Dieſe ihre Pferde zur Schwemme,

Jene ſie zur Tränke führen, wie dieſe nachläſſig ausgeſtreckt, an den Ufern des weiten und ruhigen Teiches, Jene dort unter einem Zelte liegen, das ſie ſich aus einem großen Segeltuche gemacht, es hier an einem Baumſtamme, dort an einem Felſenſtücke befeſtigt; wie ſie trinken, ſchwatzen, lachen, eſſen, ſchlafen; ſitzend, ſtehend, auf den Rücken gelehnt, auf dem Bauche liegend; Männer, Weiber, Kinder, Waffen, Pferde, Gepäck Aber vielleicht, indem ich in ihrer Einbildungskraft ſo viele Gegenſtände zu verwirklichen verzweifelte, ſind, wurden ſie es? Wenn Das, ſo danke ich dem Himmel! Unterdeß hatte ich mich doch noch nicht meiner Obliegenheit entbunden. Laſſen Sie Caſanoves und meine Muſe zu Odem kommen, und ſein Werk uns kälter betrachten.

Rechts, vom Zuſchauer ab, denken Sie ſich eine Maſſe großer Felſen verſchiedener Höhe. Am niedrigſten derſelben, eine hölzerne Brücke, von deren Gipfel bis an den Fuß ei-

nes Thurms geworfen. Dieſen Thurm verbunden, und getrennt von einem anderen, durch ein ſteinernes Gewölbe. Dieſe Warte, ein Denkmahl alter Kriegsbaukunſt, auf einem Berge errichtet. Gewäſſer, das von dem Berge herabſtürzt und unter der hölzernen Brükke, unter dem Steingewölbe zuſammenfließt, drängt ſich hinten um den Berg herum, bildet links daran her einen kleinen Teich. Denken Sie ſich einen Baum, am Fuße des kleinen Bergs; mit Moos und Kraut bewachſen. An dem Rücken des Thurms, zur Rechten, lehne ſich eine Hütte. Aus den vermorſchten Steinen des Gipfels jedes der beyden Thürme ſprieſſe Strauchwerk und Epheu hervor, von ähnlichem Gebüſch ſtarre der Gipfel der Berge zur Linken. Jenſeits des Teiches, den die Gewäſſer rechts gebildet haben, nehmen Sie in der Entfernung einige Trümmer an, und Sie haben einen Begriff vom Local. Jetzt der Zug des Heers.

Mann vor Mann ſteigt es vom Gipfel der Berge, rechts, durch einen ſchroffen Steg. Es begiebt ſich auf die hölzerne, von dem niedrigſten dieſer Berge bis an den Fuß eines der Schloßthürme geworfene Brücke. Es wendet ſich um den Berg herum, auf welchem das Schloß thürmt. Es erreicht das ſteinerne Gewölbe, welches die beyden Thürme verbindet. Es geht unter dieſem Gewölbe durch, und von dort hin, verbreitet es ſich, rechts, um den Berg herum, an die Ufer des Teiches, und langt wiederumkehrend, am Fuße dieſer hohen Berge an, von deren Spitze es herabgekommen iſt. Wenn er die Augen hinaufwirft, kann jeder Krieger mit Schrecken die Höhe meſſen, von der er niederſtieg.

Wir kommen auf kleinere Einzelnheiten. Am Gipfel der Felſen, ſieht man einige Soldaten ganz. So wie ſie in den ſchroffen Pfad eintreten, verſchwinden ſie. Man findet ſie wieder, wenn ſie auf die hölzerne Brücke hervortauchen. Dieſe Brücke iſt mit einem Gepäckwagen beladet.

Ein großer Theil des Heeres hat ſchon den Weg um den Berg zurückgelegt, iſt unter dem ſteinernen Gewölbe durchgegangen, und ruht aus. Um den Berg, auf welchem das Schloß ſich erhebt, alle Incidenzien des Haltmachens einer Armee, und Sie haben Caſanove's Gemählde. Es iſt nicht möglich, ſich auf Herrechnung aller dieſer Incidenzien einzulaſſen; ſie ſind unendlich vermannigfaltigt, und dann kann, was ich mit den Hauptzügen davon nur ſkizzirt, ſchon zureichend ſeyn.

Ah, wenn der kunſtmäßige Theil dieſer Compoſition ihrem idealiſchen entſpräche! Wenn Vernet den Himmel und die Gewäſſer, Loutherbourg das Schloß und die Felſen, und irgend ein anderer großer Meiſter die Figuren gemahlt! Wenn alle dieſe auf genau abgeſtochenen Planen geſtellten Gegenſtände, nach dem Abſtande dieſer Plane erleuchtet und coloriet wären! Dann wär dieß ein Gemählde, das man durchaus Einmal in ſeinem Leben geſehen haben müßte; unglücklicher Weiſe aber

fehlt es Caſanove ſeinem an aller der Vollkommenheit, die es von dieſen verſchiedenen Händen erhalten hätte. Es iſt ein ſchönes, wohl empfangenes, wohl durchgeführtes, jedoch ſchlecht geſchriebenes Gedicht.

Dieß Gemählde iſt düſter; es iſt matt; (terne) es iſt taub. Die ganze Leinewand ſcheint Ihnen anfangs nichts als verſchiedene Flecke einer großen Rinde gebrannten Brodts zu zeigen. Und ſo geht die Wirkung dieſer erhabenen Felſen, dieſer weiten, mitten auf der Leinwand emporragenden Steinmaſſe, dieſer wunderbaren Holzbrücke, dieſes köſtlichen Steingewölbes verlohren, und wird zerſtört; ſo verſchwindet die Wirkung dieſer ganzen unendlichen Mannigfaltigkeit von Gruppen und Handlungen, und wird zerſtört. Es iſt kein Verſtändniß der Töne, der Farbe, kein gehörig perſpectiviſches Abnehmen, keine Luft zwiſchen den Gegenſtänden vorhanden; das Auge wird aufgehalten, und kann nicht hin und her darauf wandern. Die vorderen haben nichts von

der Kraft, die ihre Lage verlangt. Unterdeß, wenn die Scene nahe beym Zuſchauer vorgeht, wird die ihm nächſte Figur wenigſtens acht oder zehn mal größer ſeyn, als die acht oder zehn Ruthen ab, hinterwärts geſtellte. Alsdann müßte das vorderſte entweder mehr Kraft haben, oder es iſt keine Wahrheit, keine Wirkung darin. Geht hingegen, was wir ſehen, in der Vertiefung der Leinewand vor, und iſt der Zuſchauer von der Scene entfernt, ſo werden die Gegenſtände verhältnißmäßig unmerklicher abnehmen, und ſanftere Töne erfodern; weil eine größere Luftmaſſe zwiſchen dem Auge und dem Vorhergehenden ſeyn wird: das nahe Auge trennt die Gegenſtände; das entfernte drängt und verwirrt ſie. Da iſt das A. B. C. das Caſanove vergeſſen zu haben ſcheint. Aber wie, werden Sie zu mir ſagen, hat er Das vergeſſen können, deſſen er ſich ſonſt ſo wohl erinnert? Soll ich Ihnen antworten, wie ich fühle? Die Sache iſt die: daß anderwärts ſeine Anordnung ihm ſelbſt gehört, und er der Er-

ſinderſ davon iſt. Hier aber habe ich ihn in Verdacht, daß er wohl nur Stoppler geweſen ſeyn mag. Vielleicht hat er ſeine Kupferſtichſammlung aufgeſchlagen; künſtlich vielleicht drey oder vier Landſchaftsgemählde verſchmolzen; aus ihnen einen bewunderswürdigen Entwurf zuſammen geſetzt: nun aber, da es darauf ankam, dieſen Entwurf auszumahlen, ſich vom Ausführen, (le faire) vom Handwerk, vom Talent, vom Kunſtmäßigen verlaſſen geſehen. Hätte die Scene in der Natur oder in ſeinem Kopfe vor ihm dageſtanden, ſo hätte er ſie mit ihren Planen, ihrem Himmel, ihren Gewäſſern, ihren Lichtern, ihren wahren Farben geſehen, und ſie ausgeführt. Nichts iſt ſo gewöhnlich, und gleichwohl ſo ſchwer wieder zu erkennen, als das Plagiat in der Mahlerey. Vielleicht werde ich Ihnen bey Gelegenheit ein Wort mehr darüber ſagen. Der Stil verräth Plagiat in Gedichten; die Farbe in der Mahlerey. Ich mag hierin Recht haben, oder nicht: wie viel Schönheiten ſind durch das Eintönige in dieſem

Gemählde zerſtört, das demungeachtet vermöge ſeiner Poeſie, der Mannichfaltigkeit und Ergiebigkeit des Einzelnen und der Handlungen darin, das ſchönſte Product Caſanovens bleibt *).

Eine Schlacht.

Ein Gemählde, vier Fuß lang, auf vier Fuß hoch.

Es iſt ein Treffen zwiſchen Europäern. Man ſieht vorn einen getödteten oder verwundeten Soldaten; dabey einen Reuter, deſſen Pferd einen Bajonettſtich erhält. Dieſer Reuter thut einen Piſtolenſchuß auf einen Andern, welcher ſeinen Säbel gegen ihn zückt. Links zu, ein

---

*) Dieſes ſchöne Product hat keine Senſation gemacht. An ſeiner Unharmonie und ſeinem Mangel in Verſtändniß der Lichter, haben ſich ſogar Unkundige geſtoßen; und für Kenner hat bereits bewieſen, daß dieß Gemählde nichts weiter ſey, als ein hier und dort zuſammengeſtohlner und ohne Verdienſt geordneter Lumpen.

geſtürztes Pferd, von dem der Reuter abgewor, fen; worden. Im Hintergrunde ein Handge, meng Streitender. Rechts, vorn, Felſen und abgebrochene Bäume. Der Himmel iſt von Feuern erhellt, und durch Rauch verdunkelt. Dieß, die möglichſt kalte Beſchreibung, die man von einer ſo warmen Handlung geben kann.

Eine andere Schlacht.

In eben den Dimenſionen, wie die vorigen Gemälde.

Es ſtellt ein Gefecht vor, daß ſich zwiſchen Türken und Europäern ereignet. Vorn ein türkiſcher Fahnenträger; ſein Pferd von einem Hiebe in das linke Bein niedergeſtürzt. Der Reuter ſcheint mit der einen Hand ſeinen Kopf durch Vorhaltung der Fahne zu ſchützen, und mit der andern ihn durch den Säbel zu vertheidigen. Indeß hat ein Europäer ſich der Fahne bemächtigt, und bedroht mit ſeinem Hieber den

Kopf des Feindes. Rechts, im Hintergrunde verſchiedentlich angegriffene, oder angreifende Soldaten. Unter dieſen Soldaten bemerkt man einen, den Säbel in der Fauſt, als unbeweglichen Zuſchauer. Im Grunde links, todte, ſterbende, und andere faſt in Ruhe befindliche Soldaten.

Dieſe letzte Schlacht iſt von der ſchönen, vom Pallet genommenen und auf die Leinwand übertragenen Farbe; aber keine Form, keine Wirkung, keine Zeichnung darin. Und warum? Darum, weil die Figuren ein wenig groß ſind, und Caſanove ihnen nicht Ausdruck mitzutheilen verſtehe. Je größer ein Stück iſt, deſto ſchwerer läßt ſich die Stihe davon bewahren.

Die vorhergehende Compoſition, in der die Figuren kleiner ſind, thut beſſer. Indeß Feuer, Bewegung, Handlung findet ſich in beyden. Man haut wohl darin zu, man vertheidigt ſich wohl darin, man greift wohl darauf an, tödtet wohl; das Bild, was ich mir von dem Schrekken eines Handgemenges mache.

Caſanove zeichnet nicht eben auserleſen; ſeine Figuren ſind kurz. Obſchon warm in ſeiner Zuſammenſetzung, finde ich ihn gleichwohl eintönig und dürr. Immer iſts mitten auf der Leinwand ein großes Pferd, mit oder ohne Reuter. Ich weis wohl, es läßt ſich ſchwerlich ein größerer, edlerer, ſchönerer Anblick denken, als der eines auf den beyden Hinterbeinen ſich bäumenden Roſſes, das, ungeſtüm mit den beyden andern vorhauend, den Kopf zurückgeworfen, die Mähne ſchüttelnd, mit wallendem Schweife, und Staubwolken erregend, ſeinen Sprung thut; muß aber, weil ein Gegenſtand ſchön iſt, man ihn bey jeder Gelegenheit wiederhohlen? Andere Mahler ſuchen von Oben nach Unten zu, dieſer, von der Oberfläche der Leinewand nach dem Grunde zu, zu pyramidiren; eine andere Monotonie beſagtes Künſtlers. Immer iſts ein Punkt in der Mitte der Leinwand, der vorwärts hervorſpringt; nachher gehen, von dieſem Punkte, dem Gipfel der Pyramide, Gegenſtände aus, die ſich allmählig

bis auf den vertiefteſten (la plus enfoncée) Theil erſtrecken, wo wir den ausgebreiteteſten dieſer Plane, oder den Grund der Pyramide ſehn. Dieſe Anordnung iſt ihm ſo eigen, daß ich ein Werk von ihm von einem Ende der Gallerie bis zum anderen erkennen würde.

Ein Spaniſcher Reuter.

Eine kleine Arbeit, zehn Zoll breit, auf vierzehn Zoll hoch.

Ein Spanier ſitzt zu Pferd; er nimmt beynah die ganze Leinwand ein. Die Figur, das Pferd, und die Handlung ſind von der größtem Natur. Man bemerkt, rechts, einen Trupp Soldaten, nach dem Grunde hin abziehend; links, ſehr angenehme (très suaves) Berge.

Ein ſchönes, ſehr kräftiges Gemählde, warm und höchſt wahr von Farbe. Gute und geiſtvolle Behandlung. Entſchiedene Wirkung, ohne Härte. Kaufen Sie dieſes ſchöne kleine Stück, und

ſeyn Sie verſichert, daß Sie ſeiner nie ſatt werden, der Himmel müßte Sie denn ſehr unbeſtändiges Geſchmackes haben werden laſſen. Freylich verläßt man wohl das liebreizendſte Weib ohne weiteren Bewegungsgrund, als ihre fortdauernde Gefälligkeit; man wird des ſüßeſten Genuſſes zuletzt müde, ohne ſich das Warum davon gerade erklären zu können; ſollten Gemählde hierüber ein Vorrecht haben? Und doch halten wir ſo viel aufs liebe Leben! Gewohnheit macht uns die Dinge ſtets mehr nothwendig; ihren Beſitz gleichwohl minder werth! Und ſchwinden ſie uns endlich; wie bitter empfinden wirs! Wunderbar geordnet! Haben Sie jemals Etwas von dem Räthſel begriffen?

Baudouin.

Miniaturmahler. Guter Geſell, wohl gebildet, ſanft von Charakter; nicht ohne Geiſt, ein

Bischen ausschweifend, doch .... was geht Das mich an? Meine Frau ist über ihre fünf und vierzig hinaus, und meiner Tochter soll er nicht nahe kommen; weder er, noch was er mahlt.

Es befand sich im Salon, im Gesimse eines der Fenster, eine Menge kleiner Gemählde von Baudouin; und alle jungen Mädchen, wenn sie, zerstreuten Blicks, auf einigen der ausgestellten Stücke umhergeirrt, beschlossen ihre Wanderung, an der Stelle, wo man die von ihrer Mutter gescholtene Bäuerin, und den Kirschenpflücker sah; für diese hatten sie ihre ganze Aufmerksamkeit gespart. Es giebt eine Zeit im menschlichen Leben, wo man lieber ein unkeusches als ein gutes Werk liest, wo man lieber vor einem ausschweifenden Bilde als vor einem trefflichen Gemählde stehen bleibt. Eben Das widerfährt auch wohl Greisen, die die sorgsamere Befriedigung ihrer Lüste durch den bösen Geschmack straft, der ihnen daraus erwachsen ist. Auch einige solcher Greise schlupften

ſich am Krückenſtabe, mit gewölbtem Rücken, Brillen auf der Naſe, zu den kleinen Schändlichkeiten Baudouins hin.

Der Beichtſtuhl.

Ein Beichtſtuhl mit einem Prieſter beſetzt; den eine Heerde junger Mädchen umgiebt; die ſich begangener oder noch gern zu begehender Sünden zeihen. Dies, fürs linke Ohr des Beichtigers. Sein rechtes ſoll die Thorheiten der alten Mütterchen, der alten oder jungen Halunken anhören, welche die entgegengeſetzte Seite einnehmen. Das Ohngefähr oder der Regen hat ein Paar Fenſter in die Kirche geführt, die links und rechts, durch die Schaar der jungen Buſſertigen ſtürzen. Es entſteht Aergerniß; der Prieſter ſpringt aus ſeiner Schachtel auf; wendet ſich ſchreiend gegen die Eindringe. Dieß der Augenblick des Ge-

mählds. Den Priester sieht man halb aus dem Beichtstuhle hervorragen; er ist unwillig und entrüstet. Einer der jungen Leute, das Augenglas in der Hand, mit spöttischer Gebehrde, den Kopf nach dem Beichtvater zu gekehrt, scheint gegen ihn an zu wollen. Den Mitgesellen Dieses gemahnts, die Sache könnte ernsthaft werden; er sucht jenen wegzubringen. Die jungen Mädchen schlagen größtentheils heuchlerisch die Augen nieder. Die alten Mütterchen und Greise sehn ergrimmt aus. Die kleinern Kinder, hinter ihren Eltern stehend, lächlen. Das Stück ist lustig: aber die Gottseligkeit unsers Erzbischofs, *) der keinen Scherz versteht, hat es aus dem Salon wegnehmen lassen.

---

*) Man bemerke, daß die erleuchtete Frömmigkeit des Prälaten sich nicht an dem Kirchenpflücker, noch an den geschorenen Mädchen, sondern bloß an der Beichtstuhl-Scene gestoßen gefunden hat.

Die getäuſchte Hoffnung.

In einem kleinen wollüſtigen Boudoir, nachläſſig auf einem Ruheſitz hingeſtreckt, ein junger Wüſtling, der eben nicht ſehr geſtimmt ausſieht, ſich aufs neue abmatten zu wollen. Ihm zur Seite, ſtehend, ſcheint ein junges Mädchen im Hemde, und im Begriff ſich wieder zu ſchminken, etwas empfindlicher Miene, zu ihm zu ſagen: Hm! und das wars Alles?

Der Kirſchenpflücker.

Man erblickt, auf einem Baume, einen dicken Bauernburſchen, der Kirſchen pflückt. Am Fuße des Baums eine Bäuerin, deren ſie in ihrer Schürze aufzufangen. Eine andere, im Grase, ſieht den Pflücker an. Zwiſchen dieſer

und dem Baume, ein weidender Esel mit seinem Tragkorbe. Der Gärtner hat etliche Kirschen der Bäuerinn in den Schooß geworfen; und ihrer nur zwey in der Hand behalten, die er um seinen Mittelfinger geschlungen zeigt. Schlechter Einfall; grober und platter Gedanke! . . . *) doch ich will meine Meinung darüber am Ende sagen.

Ein kleines galantes Idyll.

Rechts, ein Pächterhaus, mit seinem Taubenschlag. An der Thür davon, unter dem Taubenschlage, eine junge sitzende, oder viel-

---

*) Warum? . . . ha! Man muß den Kupferstich dieses Gemähldes der beyden Kirschen, mit dem hervorragenden Stiele gesehen haben, um diese Indignation Diderot's über solche schmutzige emblematische Anspielungen und Winke auf Schlüpfrigkeiten, und Erwähnung von [illegible], zu verstehen. In Paris wohl findet man ihn häufig. Anmerkung des Uebersetzers.

mehr wollüſtig auf eine Steinbank hingeſunkene Bäuerinn. Hinter ihr ihre junge Schweſter ſitzend. Sie ſehen beyde zwey Tauben zu, die auf der Erde, in einigem Abſtande davon, ſich liebkoſen. Das ältere Mädchen iſt nachdenkend und ſeufzt; die jüngſte winkt ihr mit dem Finger, die beyden Thierchen nicht zu ſtören. Oben im Hauſe, am Fenſter eines Heubodens, ein junger Bauerkerl, der boshaft über die wollüſtige Aufmerkſamkeit der Einen und die unſchuldige (ingenue) Furcht der Andern lächelt. Dieß Stück mag hingehen! Es iſt, wie meine Beſchreibung. Man denkt ſich dabey, was man will; und Alles was darin iſt, ohne daß man zu erröthen braucht. Um die Bank herum ſind ein Keſſel, Kohlköpfe, Paſtinakwurzeln, ein Krug, eine Tonne, und andere ländliche Geräthſchaften durch einander hingeworfen.

Das Aufſtehen.

Es ſtellt ein auf dem Rande eines Himmelbetts ſitzendes Frauenzimmer vor. Sie hat es eben verlaſſen. Vorn auf einem entfernteren Plane, reicht ihre Kammerfrau ihr ſtehend das Hemd. Zu ihren Füßen und weiter nach vorn zu, eine andere, die im Begriff ſcheint, ihr die Pantoffeln anzuziehen. Das Salz in dieſer Vorſtellung weiß ich nicht zu fühlen. Noch dazu ſind's Pantoffeln, ſo klein, daß die Füße nie hineingehen werden; lächerlich, aber wahr!

Die von ihrer Mutter geſcholtene Tochter.

Die Scene geht in einem Keller vor. Die Tochter und ihr Schätzchen waren auf einem Punkte, auf einem Punkte .... Man ſagt genug, wenn man nichts weiter von dem Punkte ſagt. Wie die Mutter darüber zugekommen

gerade ... gerade ... auch das iſt deutlich genug geredt. Die Mutter ſieht man heftiglich erzürnt; ſie ſtemmt ihre beyden geballten Hände in die Seite. Die Tochter, ſtehend, hinter ſich einen weichen, friſch eingedrückten Heubündel, ſchlägt die Augen nieder, und weint. Sie hat nicht Zeit gehabt, ihr Corſett und Halstuch wieder zurechtzumachen, die Sache ſpricht von ſelbſt. Ihr zur Seite, mitten auf der Kellertreppe, erblickt man, vom Rücken zu, einen erwachſenen Geſellen, der ſich aus dem Staube macht. Nach dem, wie er ſich mit ſeinen Armen und Händen hat, bleibt Einem kein Zweifel übrig, was für ein Theil ſeines Anzugs es ſey, den er aufzieht. Die beyden Liebenden aber verſtanden ſich aufs Ding. Unten an der Treppe wird man, auf einer Tonne, ein Brodt gewahr; Früchte, eine Serviette mit einer guten Flaſche Wein.

Dieß Stück fällt ſchon ganz ins Schlüpfrige; indeß läßt ſich ſo weit gehen. Ich blicke hin, lächle, und wandre weiter.

Die Macht des Bluts.

oder:

das Mädchen, die ihr Kind unter den Findelkindern in der Kirche Notre Dame erkennt.

Die Kirche. Zwiſchen zwey Pfeilern, die Bank der Findlinge. Um dieſe Bank herum ein Haufen Männer, Weiber, Kinder, jedes Alters, jedes Geſchlechts; und durch Lärmen, Freude, Ueberraſchung charakteriſirt. Im Haufen, hinter der grauen Schweſter, ein erwachſenes Mädchen, die ein Kind hält, und es küßt.

Ein ſchönes, verfehltes Subjekt! Ich behaupte, dieſer Haufen thue der Wirkung Eintrag, und verwandle eine rührende pathetiſche Begebenheit in einen Zufall, den man Mühe zu errathen hat; weder Stille noch Ruhe findet ſich darauf; es hätte hier nur eine kleine Zahl Zuſchauer hergehört. Der Zeichner Cochin wird antworten: je zahlreicher die Scene, deſto

mehr zeigt ſich die Macht des Bluts. Der Zeichner Cochin raiſonirt wie ein Gelehrter; und ich, ich raiſoniere wie ein Mahler.

Hätte man die Macht des Bluts in ihrer ganzen Stärke darſtellen, und der Scene ihre Ruhe, ihre Einſamkeit und ihre Stille geben wollen: würde man folgendermaßen dabey haben verfahren müſſen; und ſo wäre auch Greuze ſicherlich dabey verfahren. Ich nehme an: ein Vater und eine Mutter haben die Notre Dame Kirche mit ihrer Familie beſucht. Sie beſteht aus einer älteſten Tochter, einer jüngern Schweſter, und einen kleinen Knaben von Bruder. Man geräth an die Bank der Findlinge; der Vater und die Mutter mit dem Kinde von der einen, die älteſte Tochter und die jüngſte Schweſter von der andern Seite. Die älteſte erkennt ihr Kind. Sofort durch die mütterliche Zärtlichkeit hingeriſſen, die ſie der Gegenwart ihres Vaters, eines heftigen Mannes, dem ihr Fehltritt verborgen worden war, vergeſſen macht, thut ſie

einen Schrey, eilt, und ſtreckt ihre beyden Arme nach dieſem Kinde aus. Umſonſt! daß ihre jüngere Schweſter ſie beym Rock zieht; ſie ſieht und hört nicht. Während dieſe jüngere ganz leiſe zu ihr ſagt: Schweſter, was thuſt Du?... Weißt Du nicht... Du biſt verlohren.... Unſer Vater .... bemächtigt Bläſſe ſich des Geſichts ihrer Mutter. Dem Vater treten Grimm und Drohung ins Auge; er wirft Blicke der Wuth auf ſeine Gattinn. Der Knabe dabey, dem das Alles böhmiſche Dörfer ſind, guckt in die weite Welt. (baille aux corneilles.) Die graue Schweſter ſteht in Erſtaunen. Das Häufchen Zuſchauer, Männer und Weiber von einem gewiſſen Alter, (denn Andere müſſen nicht darauf ſeyn,) bezeugen: die Weiber, Freude, Mitleiden; die Männer Verwunderung. Dieß wäre denn meine Compoſition, und eine beſſere als Baudouins; nur muß noch für dieſe älteſte Tochter der Ausdruck gefunden werden; und das iſt nicht leicht. Ich habe geſagt, es

dürfte um die Bank nichts als Zuſchauer von einem gewiſſen Alter geben; das gebietet Anſtändigkeit und der Brauch. Alſo?... Alſo ſagt Cochin etwas Albernes *). Will er ſeinen Collegen gegen ſein beſſeres Wiſſen und Gewiſſen, gegen ſeinen Geſchmack, vertheidigen... ja denn...!

Greuze hat ſich in der Mahlerey zum Prediger der guten Sitten geweyht. Baudouin zum Prediger der ſchlechten. Greuze, zum Mahler für Familien und ſittliche Menſchen; Baudouin zum Mahler für Luſtwinkel und Wüſtlinge. Glücklicherweiſe beſitzt er weder Zeichnung noch Genie, noch Farbe;

*) Und ich, der ich weiß, was ich ſage, wenigſtens bey dieſer Gelegenheit es weiß; — ich ſage: das dies eins der ſchönſten Subjecte zu einem Gemählde iſt das man je finden könne. Innigſt leid thut es mir, das es nicht aus Greuzes Kopf gekommen. Wie läßt dieſer Schmierer Baudouin ſichs einfallen, einen ſo pathetiſchen Gegenſtand mit ſeiner kleinen kalten und geleckten Manier zu behandeln? Er bleibe Mahler und Dichter fürs Boudoir!

wir aber, wir haben Genie, Zeichnung, Farbe und wir werden die Stärkern ſeyn.

Baudouin theilte mir eines Tages einen Gedanken zu einem Gemählde mit. Er wollte nämlich ein eben bey einer Hebamme heimlich niedergekommenes Mädchen vorſtellen, die das Elend zwänge, ihr Kind ins Findelhaus zu thun. Warum aber, ſagte ich zu ihm, verſetzen Sie die Scene nicht lieber auf eine Bodenkammer, und zeigen mir eine tugendhafte Frau, die derſelbe Grund zu der nämlichen Handlung zwingt? Dieß wird ſchöner, rührender und ſittlicher ſeyn. Eine Bodenkammer giebt dem Talent wohl ſo viel Stoff, als der Pferch einer Hebamme. Koſtets der Kunſt kein Opfer, warum ſollte man nicht lieber die Tugend als das Laſter auf ſein Gemählde bringen? Ihr Werk wird weiter nichts als ein dürres Mitleiden erregen; mein vorgeſchlagenes hingegen, die nämliche Empfindung, mit Frucht. — „Oh! das wäre mir zu ernſthaft, und denn ... Modelle zu Mädchen finde ich

ſo viele, als mir beliebt.“ — Wohl, wollen Sie ein luſtiges Sujet? — „Ja, und wenns auch ein bischen anbrüchig wäre, müßten Sie eins. Denn ich leugne es nicht, ich mag das wohl und das Publikum haßts auch nicht.“— „Weil Sie denn durchaus was Anbrüchiges verlangen; gut! ſollen davon haben, und Modelle werden Sie auch in der Rue Fromenteau *) finden.“ — „Geſchwind! geſchwind! her damit!“ — Indem er ſich vor Luſt die Hände rieb. „Denken Sie ſich,“ fuhr ich fort, „einen zwiſchen Eilf und Zwölf Uhr, nach St. Denis fahrenden Fiacre. Mitten auf der Straße St. Denis bricht einer der Wagenbäume, und der Wagen wirft um. Die hölzernen Fenſter werden niedergelaſſen, die Thür geht auf; es kömmt ein Mönch mit drey Mädchen

*) Ein wegen der Menge darin wohnender Straßennymphen berüchtigtes Gäßchen in Paris, nah beym Palais royal; ſo wie die Rue St. Denis eine der vornehmſten Rues marchandes iſt. Alles iſt hier local. Anmerk. des Ueberſetzers.

zum Vorſchein. Mein Mönch nimmt das Reißaus, ſich den Blicken der Zuſchauer zu entziehen. Die Pudelhündin des Kutſchers ſpringt vom Bocke ihres Herrn, verfolgt den Mönch, erreicht ihn und faßt mit den Zähnen ſeine lange Kutte. Während der Mönch ſich abarbeitet, den Hund loszuwerden, ſteigt der Kutſcher, damit er nicht um ſeine Bezahlung komme, gleichfalls vom Bocke und geht dem Mönche nach. Während der Zeit drückt eine der geſälligen Schweſtern mit ihrer Hand oder einer Meſſerklinge, ihrer einen Gefährtin eine Beule ein, die ſie ſich an der Stirne gefallen, und die andere, der die Begebenheit ſpaßhaft dünkt, bricht, ihre Arme in die beyden Seiten geſtemmt, in ein ſchallendes Gelächter aus. Die Krämer und Krämerinnen lachen gleichfalls vor ihren Ladenthüren; die Straßenjungen umringen den Mönch und ätſchen ihn aus: „Ey, der hat ſich beſchiſſen! der hat ſich beſchiſſen!“ — „Vortreflich!“ ſagte Baudouin .... „Und

dabey ein wenig ſittlich!“ ſetzte ich hinzu. Wir werden darin wenigſtens ein bischen beſtraftes Laſter gewahr; und wer weiß, ob der Mönch, den vor acht Tagen dieſer Unfall betraf, ſich nicht, wenn er einen Spatziergang durch den Salon macht, darin wiedererkennen und ſchämen wird! Iſts aber wohl eine Kleinigkeit: einen Mönch dahin zu bringen, daß er ſich ſchäme?“

Dieſe ihre Tochter ausſcheltende Mutter iſt das beſte von Baudouins kleinen Stükken, beſſer gezeichnet, als die übrigen, und von einer ziemlich hübſchen Farbe. Es fällt aber doch immer ein wenig ins Graue. Die Abgemattetheit des im Sopha des Mädchens, das ſich Roth auflegt, hingeſtreckten Wüſtlings, nicht übel! Die ganze Scene des Beichtſtuhls verlangte beſſer gezeichnet zu ſeyn, verlangte mehr Laune, mehr Kraft. Das iſt ohne Wirkung; und oben drein eine Arbeit der Geduld, der Zeit, wo Hinz und Kunz Antheil dran gehabt;

die der Schwiegervater *) vermehrt, durchgesehn und verbessert hat.

Auch Miniaturgemählde und Portraite, von Baudouin, finden sich hübsch gezeichnete und ziemlich artig gemahlte Stücke. Ein Silen von Satyrn getragen; die aber hart, dürr, röthlich sind, sowohl die Satyrn, als der Silen. Alles Dies ist nicht ganz ohne Verdienst; aber es fehlt daran ... wie soll ichs ausdrükken, was daran fehlt? Es ist eben so schwer zu sagen, als es nothwendig nicht fehlen sollte, und, unglücklicherweise, wächst einem das Ding nicht wie Schwämme. Warum aber fällts mir so schwer es zu sagen? Sie wissen wohl, was man, wie seine beyden Augäpfel bewahren muß. Es gab einst einen Professor bey der Universität, der sich in die Nichte eines Canonicus verliebte, indem er sie Latein lehrte. Er machte seiner Schülerin ein Kind.

Der

*) Baudouin war Vouchers Schwiegersohn.

Der Canonicus rächte ſich grauſam. Hätte wohl Baudouin die Nichte eines Canonicus im Mahlen informiren, und ihr ein Kind machen können? Wenigſtens ſieht er nicht darnach aus, als habe er, was Abaillard bey der Gelegenheit verlohr. Wohlſchlafende Nacht denn, mein Herr Baudouin! und Sie, mein Freund, befehle ich dem lieben Gott. Sollte es auch ſein gnädiger Wille nicht ſeyn, Sie vor Canonicusnichten zu hüten, ſo bewahre er Sie mindſtens vor den Oheimen!

Roland de la Porte.

Man hat geſagt: wer in Regnards Luſtſpielen nicht lache, beſitze nicht das Recht, es in Molliere ſeinen zu thun. Wohl denn! ſagen Sie Denen, die vor Roland de la Porte vorübergehen, ohne vor ihm ſtill zu ſtehn: ſie hätten nicht das Recht, Chardin anzuſehen. Gleichwohl iſt es weder Chardins

Behandlung, noch Kraft, noch Wahrheit, noch Harmonie. Umgekehrt! vielmehr auf tauſend Meile Wegs nicht! Es iſt ſo ein kleiner unmerklicher Abſtand, der ſich wohl fühlen läßt; aber drüber wegkommen? nicht! Arbeiten, ſtudieren, ſich Mühe geben, wieder von vorn anfangen .... hilft Alles nicht! Die Natur hat einmal geſagt: Bis dahin ſollſt Du kommen, und nicht weiter. Es iſt leichter von der Brücke Notre-Dame zu Roland de la Porte zu gelangen, als von Roland de la Porte zu Chardin *).

---

*) Auf der Brücke Notre-Dame wurden zu Diderots Zeit ſchlechte Bilder, Gurkenmahlereyen, feilgeſchr. Der Sinn mithin dieſer Stelle iſt: Es iſt viel weiter hin vom Mittelmäßigen bis zum Vortrefflichen, als vom Ganz Schlechten zum Mittelmäßigen. Anm. des Ueberſetzers.

Ein Medaillon, den König vorſtellend.

Ein Oval von zwey Fuß lang und neun Zoll hoch.

Es iſt Nachahmung eines alten Gipsbildes, mit allen Spuren des Alterthums. An den Rändern verletzt; durchlöchert; man ſieht Staub, Schmierigkeit, Schmutz daran; es iſt wahr ma un pocco freddo. Und dann iſt dieſe Gattung ſo leicht, daß faſt nur der gemeine Mann ſie noch bewundert.

Ein Gattungenſtück.

Auf einem hölzernen Tiſche ein Maſulipatanisches Schnupftuch, ein fayencener Waſſerkrug, ein Glas mit Waſſer, eine Tabaksdoſe von Pappe, ein geheftetes auf einem gebundenen Buche ....

Armes Schlachtopfer von Chardin! *) Man vergleiche nur das Masulipatanſchnupftuch Chardins, mit dieſem da: wie hart, dürr und ſchwerfällig wird Roland uns vorkommen!

Ein anderes Gattungenſtück.

Eine groſſe Spülichtrenne (evier) theilt horizontal die Leinwand, und wenn man von der Rechten zur Linken ſieht, erblickt man Pilze, um einen irdenen Topf liegend, in dem ein Büſchel Thymian ſteckt. Dann einen Bündel Spargel, Eyer auf einer Küchenſchürze, von der ein Zipfel in die Renne fällt, und der andre im Grunde und in Schatten, das Spar-

---

*) Pauvre victime de Chardin.) Der Sinn dieſes mehrmahls wiederkommenden Diderotiſchen Ausdrucks, der ein wenig dunkel und geſucht ſcheint, iſt wohl der: Dieſer Künſtler mit ſeinen Stücken in die Zeit des Glanzes eines gröſſern Künſtlers, dadurch gleichſam ſein Schlachtopfer, ſeiner Ehre geopfert.

gelbündel umfaßt. Ferner einen kupfernen, und ſo, daß man das Innere ſieht, geneigten Keſſel; eine blecherne Pfefferdoſe, einen hölzernen Mörſel mit ſeinem Stempfel. . .

Noch ein Opfer von Chardin; aber mein Herr Roland de la Porte tröſten Sie ſich, ich will des Teufels ſeyn, wenn, Sie und Chardin ausgenommen, ein Menſchenkind ein Arges daraus hat! Und glauben Sie nur: wer zu den Zeiten der Alten eine Täuſchung wie die hätte hervorbringen können, (ſeys mit Caylus Manen und der lebendigen Ohren von Webb Vergünſtigung geſagt!) wäre von allen Dichtern beſungen, vergöttert worden, und hätte ſeine Statue im Ceramicum, oder irgend einem Winkel des Prytaneum ſicherlich aufgeſtellt geſehn.

Zwey Portraite.

Ich habe ſie geſehen. Mein Herr Roland! Hören Sie Ihre beyden Portraite an; Sie

werden vernehmen, daß, wie ſchwach und abgemattet ſie auch ausſehn, Sie doch mit deutlicher und ſtarker Stimme, Ihnen ſagen: Kehre zum Unbelebten zurück. Sie geben guten Rath, ſie ſprechen, als lebten ſie.

Ein anderes Gattungenſtück.

Ich könnte es Ihnen hingehn laſſen; aber dieſe Stücke kommen in Handel und Wandel; Schelme von Raritätenkrämern kaufen ſie, wies ihnen beliebt; und führen Leute damit an.

Immer von der Rechten zur Linken; — es iſt mein Gang ſo. Auf einem Tiſche aus zerbrochenem bläulichem Marmor, Trauben, geſchlagener Zucker; eine Ober- mit ihrer Untertaſſe von weißem Porcellain, im Grunde eine Schale mit Pfirſchen, eine Flaſche Ratafia, eine Caraffe Waſſer; darum herum einige Pflaumen, Brodtkrumen, Birnen, Pfirſchen; endlich, eine blecherne Caffeebüchſe. Dieſe ver-

ſchiedenen Gegenſtände ſchicken ſich nicht zuſammen; und das iſt ein Fehler, in den Chardin nicht fällt.

Wer, mein Freund, Fleiſch zu mahlen verſteht, leiſtet in allen dieſen Gegenſtänden etwas, wer aber auch in dieſen Gegenſtänden etwas leiſtet, verſteht darum noch nicht Fleiſch zu mahlen. Die Farbe der Gartenroſen iſt ſchön, Leben aber iſt nicht darin, wie auf den Roſen der Wangen eines jungen Mädchens. Jene ſind Das, was man am beſten mit dieſen vergleichen kann, aber ... die Roſen ſind, denen darunter geſchmeichelt wird.

Descamps.

Auch Dieſem meinen bekannten freundlichen Gruß! Sie mahlen ins Graue, mein Herr Descamps; Sie mahlen ſchwerfällig und ohne Wahrheit. Dieſes Kind, das einen Vogel hält, iſt ſteif; der Vogel lebt nicht, und

ist nicht todt; es ist so ein holzgeschnitzelter, gemahlter Vogel, wie die mit einer Pfeife statt des Schwanzes. Und diese dicke, kurze, und plumpe Canchoise *), mit wem hat die zu schaffen? Sie befindet sich zwischen zweyen ihrer Kinder, und ich bins, den sie anstieht. Jenes Weinende, wenns darüber weint, daß Sie ihm eine so ungeheure Last von Kopf zu tragen gegeben, so hats Recht. Man sagt, Sie befaßten sich mit Versemachen; wolle der Himmel, daß Sie ein besserer Dichter seyn mögen, als Sie Mahler sind! Plagt Sie der Schreibekitzel, so schreiben Sie in Prose, oder Versen, so viel als Ihnen beliebt, mahlen Sie aber nicht mehr. Oder, falls Sie von einer Muse zur andern, Erholung halber, flattern, so behalten Sie, was Ihnen die letztere beschert, für Ihr Cabinet. Dann werden nach der Mahlzeit, die Serviette im Knopfloch, und

*) Aus Caux, in der Normandie. Anmerk. des Uebersetzers.

den Zahnstocher in der Hand, Ihre Freunde vielleicht Ihnen sagen: Hm! nicht übel! — — Junger Mensch, der zeichnet; Zögling, der modelirt; kleines Mädchen, die ihren Vogel füttert, wandert sammt und sonders ins Cabinet des Herrn Descamps, Eures Vaters zurück, und kommt nicht wieder daraus hervor.

Bellenge.

Ein Blumenstück, verschiedene Fruchtstücke — — nach der Brücke Notre-Dame hin! in Tremblins Laden! ohne Gnade! Gleichwohl ist das Blumenstück sein Aufnahmestück! Man behauptet, es sey nicht ohne Verdienst. Aber ist die Farbe darin frisch, wahr, verführend? Nein! — Haben die Blumen darauf Sammt? Nein! — Was ist denn daran? . . . .

Parocel.

Zwey Gemählde.

Kephalus, der ſich mit Procris verſöhnt; und Procris von Cephalus getödtet.

Haben Sie bisweilen in Wirthshäuſern Copien von Stücken groſſer Meiſter geſehn? Gut; von der Art ſind dieſe; aber das nur ... für Sie! Unſer Parocel iſt Vater einer Familie; und muß eine Frau mit fünf oder ſechs Kindern einzig von Dem ernähren, was ſein Palett ihm bringt. Indem ich dieſen Cephalus vor den Zuſchauern im Saale ſeine Procris tödten ſah, ſagte ich zu ihm: Du verbrichſt mehr als du wohl glaubſt.... Parocel iſt mein Nachbar; ein guter Mann, der ſelbſt, ſagt man, einiges Talent fürs Decorationenmahlen hat. Er ſieht mich im Saale; macht ſich an mich: „Das ſind meine Gemählde,“ ſagt er mir, „was denken Sie davon?“ ... „Ih nun! ih nun.... ich mag Ihre Procris wohl leiden; ſie hat hübſche

große Brüste.“ — „Ja! ja! das ist verführerisch! verführerisch!“ — Ziehe sich Einer besser heraus, wenn er kann!

Kreuze.

Vielleicht bin ich ein wenig weitläufig; aber ... wenn Sie wüßten, wie es mir die Zeit vertreibt, Sie zu langweiligen! Sie werden mir antworten: so machens alle Langweiligen! unser eins gähnt, Sie wissen nichts davon. Gleichviel! sind da doch schon über hundert und zehn Gemählde beschrieben, und dreyßig Mahler beurtheilt.

Hier kömmt denn Ihr und mein Mahler; der Erste unter uns, dems eingefallen ist, der Kunst Sitten zu geben, und Begebenheiten zu verketten, nach denen es leicht wäre, einen Roman zu schaffen. Er ist ein wenig eitel, unser Mahler! aber seine Eitelkeit ist die Eitelkeit eines Kindes; sie ist der Rausch des

Talents. Nehmen Sie ihm dieſe Malvität, die ihn von ſeinen eignen Werken ſagen läßt: Oh! ſehen Sie mir doch das! iſts nicht ſchön? So nehmen Sie ihm die Ader, Sie löſchen das Feuer aus, der Genius wird ſich verdunkeln. Ich fürchte ſehr, wird er beſcheiden, ſo wird er Urſache haben, es zu ſeyn. Unſere Eigenſchaften, gewiſſe wenigſtens, verſchwiſtern ſich eng mit unſern Fehlern. Die meiſten ehrbaren Frauen haben Sittenrichterlaune. Die großen Künſtler ſtets einen kleinen Sparren zuviel. Lockere Weiber ſind insgemein edelmüthig. Die Verſchweſtern, ſelbſt die von gutem Charakter, haſſen ein bischen Afterreden nicht. Schwer wirds für einen großen Herrn, der fühlt, daß er Gutes thut, nicht ein wenig despotiſch zu ſeyn. Wem will man Fehler überſehn, wenn mans nicht großen Männern will? Ich haſſe alle die kleinen Niederträchtigkeiten, die eine verworfene Seele zeigen, aber ich haſſe nicht die großen Verbrechen. Einmal, weil man ſie zu ſchönen

Gemählden, zu schönen Trauerspielen braucht; und dann, weil immer bey erhabenen Handlungen und großen Verbrechen einerley Charakter von Kraft zum Grunde liegt. Wäre nicht ein Mensch im Stande, eine Stadt in Brandt zu stecken, so würde ein anderer es nicht seyn, sich, sie zu retten in den Abgrund zu stürzen. Wäre Cäsars Seele nicht in der Reihe der Möglichkeiten gewesen, so würde es Cato's auch nicht. Der Mensch ist Bürger gebohren, bald des Tänarus, bald des Olymps. Castor und Pollux! ein Held, ein Bösewicht! Marc-Aurel, Borgia: Diversis studiis ovo prognatus eodem.

Wir besitzen drey Mahler von Talent, ergiebige und fleißige Beobachter der Natur, die nichts anfangen, nichts vollenden, ohne mehrmals das Modell herbeygerufen zu haben: Lagrenée, Greuze und Vernet. Greuze bringt überall sein Talent mit sich hin; in Volksgewimmel, in Kirchen, auf Märkte, auf Spatzlergänge, in die Häuser,

in die Straßen; unabläßig ſammelt er Handlungen, Charaktere, Leidenſchaften, Ausdruck ein. Chardin und er reden ſehr gut über ihre Kunſt: Chardin mit Urtheil und kaltem Blute, Greuze mit Wärme und Enthuſiasmus. Latour läßt ſich, in einer kleinen Geſellſchaft, auch ſehr wohl hören.

Greuze hat eine groſſe Anzahl Stücke ausgeſtellt: einige mittelmäßige, verſchiedene gute, viele vortreffliche. Wir wollen ſie durchgehen.

Das junge über ihren Vogel weinende Mädchen.

Ein ovales Gemählde, zwey Fuß hoch.

Die hübſche Elegie! Das allerliebſte Gedicht! Was für ein ſchönes Idyll Gesner daraus machen würde! Es wäre eine Vignette zu einem Stücke dieſes Dichters. Ein gar liebliches Gemählde! das angenehmſte, und vielleicht an-

ziehendſte des Salons. Man ſieht die arme Kleine von vollem Geſicht; ſie lehnt ihren Kopf auf die linke Hand. Der todte Vogel liegt auf dem obern Rande des Bauers; mit hängendem Kopfe, ſchleppenden Flügeln, die kleinen Krallen in die Luft gekehrt. Was für ein niedliches Catafalk, dieſer Bauer! Wie viel Anmuth dieſe Blumenkette athmet, die ſich um ihn herum windet! Die arme Kleine ach wie betrübt! Wie natürlich ſie daſteht! Wie ſchön ihr Kopf! Wie zierlich ihre Haube! Wie viel Ausdruck in ihrem Geſichte! Ihr Schmerz iſt tief, ſie iſt ganz bey ihrem Unglück; ganz! Oh! die ſchöne Hand! der ſchöne Arm! Man ſehe die Wahrheit des Kleinſten an dieſen Fingern, und dieſen Grübchen; ſehe dieſe Weichheit, und dieſe Röthe, womit der Druck des Kopfs gegen ihre zarten Finger dieſe gefärbt, und den Reiz an alle Dem! Man möchte ſich dieſer Hand nahen, ſie zu küſſen, hielte man nicht das liebe Kind und ihren Schmerz in Ehren. Alles bezaubert an ihr, bis auf ihren

Anputz. Dieſes Halstuch iſt geworfen... auf eine Art! Es iſt von einer Geſchmeidigkeit und Leichtigkeit! Wenn man dieſes Gemählde gewahrt, ruft man aus: liedlich! Steht man dabey ſtill, oder kömmt wieder darauf zurück, ruft man abermals: liedlich! liedlich! Bald überraſcht man ſich ſelbſt, mit ihm umgehend, und es tröſtend. Dieß iſt ſo wahr, daß ich mich erinnere, folgendes zu verſchiedenen Malen zu ihr geſagt zu haben:

Arme Kleine, Dein Schmerz iſt wohl tief. Viel Nachdenken darin! Warum dieß ſtaunende, und trübſinnige Weſen? Wie, um einen Vogel? Du weinſt nicht, Du biſt betrübt, und Denken begleitet deine Betrübniß. Kleine! öffne mir Dein Herz; ſage mir die Wahrheit. Iſts wohl der Tod dieſes Vogels, der Dich ſo ſtark und ſo trauererweckend, in Dich ſelbſt zurückzieht?.... Du ſchlägſt die Augen nieder? Du antworteſt mir nicht? Es wollen Die Thränen rinnen? Ich bin nicht Vater, ich bin weder zudringlich noch ſtreng

....Nun

.... Nun ja! ich begreife. Er liebte Dich, er ſchwor es Dir, und er ſchwor es ſchon ſeit ſo lang! Er litt ſo viel! Wie kann man Den leiden ſehn, den man liebt! ... Laß mich immer fortfahren ... warum mir den Mund mit Deiner Hand zuhalten? ... Dieſen Morgen .... Zum Unglück war Deine Mutter abweſend. Er kam. Du warſt allein. Er war ſo ſchön, ſo liebevoll, ſo zärtlich! ſo allerliebſt! So viel Liebe ſprachen ſeine Augen, ſo viel Wahrheit ſeine Rede! Er ſagte Dir von den Worten, die ſo grad' ans Herz gehen. Wie er ſagte, lag er zu deinen Knieen .... Auch das begreift ſich. Er hielt eine von deinen Händen, von Zeit zu Zeit fühlteſt du an ihr die Wärme einiger Thränen, die ſeinen Augen entfielen, und längs deines Arms rannen. Deine Mutter kam immer nicht wieder. Es iſt nicht deine Schuld, es iſt der Mutter ihre... Sieh da! weinſt du da nicht noch ſtärker? (Ne voilà-t-il pas que Vous pleurez de plus belle?) Und doch ſage ichs Dir

nicht, Dich weinen zu machen. Warum auch weinen? Er hat Dir Verſprechungen gethan; er wird Alles halten, was er Dir verſprach. Wenn man ſo glücklich iſt, ein ſo liebes Kind wie Dich zu treffen, ihm zu gefallen, ſich daran zu hängen, ſo iſts fürs ganze Leben .... „Und mein Vogel?“ ... Mein Freund, ſie lächelt. Ach! wie ſie ſchön war! Ach! wenn Sie ſie lächeln, wenn Sie ſie weinen geſehn! .... Ich fuhr fort: „Nun denn! Dein Vogel? Wenn man ſein ſelber vergißt, ſo denkt man ſeines Vogels? Da die Stunde der Rückkehr deiner Mutter kam, gieng dein Geliebter. Wie viel Mühe koſtete es ihn, ſich von Dir loszureißen! ... Du ſiehſt mich an? O ja! ich weiß das Alles. Wie viel mal ſtand er auf, und ſetzte ſich wieder. Wie vielmal ſagte er Dir Lebewohl, und wieder Lebewohl, ehe er gieng! Wie oft gieng er und kam wieder! Wie glücklich, zufrieden, entzückt war er! Ich habe ihn eben bey ſeinem Vater gelaſſen. Er iſt allerliebſt luſtig! Jeder theilt ſeine

Fröhlichkeit; kanns nicht umhin! .... „Und meine Mutter?“ ... „Deine Mutter? Kaum war er weg, so trat sie herein. Sie fand dich träumend, wie Du es eben warst; man ist immer so. Deine Mutter redte zu Dir, und Du hörtest nicht, was sie zu Dir sagte. Sie befahl Dir dies, und Du thatst Jenes. Einige Thränen traten in den Rand Deiner Augenlieder. Du hieltst sie, so gut Du konntest, zurück; oder Du wandtest das Häuptchen ab, sie heimlich zu trocknen. Deine fortwährende Zerstreuung verunwilligte Deine Mutter. Sie schmählte Dich; und das ward Dir Gelegenheit ohne Zwang zu weinen, und Dein Herz zu erleichtern .... Soll ich fortfahren, Kleine? Ich fürchte, was ich sagen will, wird Deinen Schmerz erneuern. Du willst gleichwohl? Nun denn! Deine gute Mutter machte sich Vorwürfe, Dich betrübt zu haben. Sie nahte sich Dir; sie nahm Deine Hand; sie küßte Dir die Stirn und die Wangen; und Du weintest noch viel mehr. Dein Haupt neigte sich auf

ſie, und Dein Geſicht, das die Milch zu ſüßen begann, ... Sieh, gerade wie es ſich jetzt ſieht . . . . verbarg ſich in ihrem Buſen. Wie viel liebe Sachen Dir die gute Mutter ſagte! und in welche Wehmuth Dich dieſe lieben Sachen ſenkten! Unterdeß zwitſcherte unſer Dein Canarienvogel ſich beſſer; lockte Dich an; rief Dich; ſchlug mit den Flügeln; jammerte über Dein Vergeſſen. Du ſahſt ihn nicht, Du hörteſt ihn nicht; Du dachteſt an ganz etwas Anders. Sein Waſſer und Futter wurden nicht erneuert; und dieſen Morgen war das Vögelchen nicht mehr! . . . . Du ſiehſt mich wieder an! Habe ich noch was Dir zu ſagen? Ah! ich verſtehe, Kleine. Er hatte Dir das Vögelchen geſchenkt. Nun! Er wird ein anderes, eben ſo ſchönes wiederfinden . . . . Auch das noch nicht genug? Dein Auge heftet ſich auf mich, und füllt ſich von neuem mit Thränen. Was iſts denn noch? Sprich; ich möchte es nicht zu errathen" . . . . „Und wenn der Tod des Vögelchens Vorbedeutung

mir, von ?... Was ſollte ich anfangen? Was würde aus mir, wenn er abtrünnig werden könnte?“ .... Wie bas nun für Gedanken ſind! Fürchte nichts, armer Kleiner! Es iſt nicht möglich... Es wird nicht geſchehn.“... Wie, Freund! Sie lachen mir ins Geſicht, Sie ſpötteln über einen Ehrenfeſten, der ſich damit abgibt, ein gramvolles Kind über den Verluſt eines Vogels, und was es ſonſt für ein Verluſt ſeyn möchte, zu tröſten? Sehn Sie doch aber nur, wie ſchön ſie iſt! wie anziehend! Ich mag nicht gern betrübt; indeß würde es mir nicht leid thun, wenn ich die Urſache ihres Schmerzes wär.

Der Gegenſtand dieſes kleinen Gedichts iſt ſo fein, daß mancher es nicht verſtanden hat. Man glaubte, das junge Mädchen weine nur über ihren Canarienvogel. Greuze hat ſchon Einmal den ähnlichen Gegenſtand gemahlt. Er hat vor einen geſprungenen Spiegel ein erwachſenes, in weißen Atlas gekleidetes, von einer tiefen Melancholie durchdrun-

gewes Mädchen geſtellt. Glauben Sie nicht, es würde eben ſo einfältig ſeyn, die Thränen unſers jungen Mädchens dem Verluſte eines Vogels, als die Melancholie der Andern ihr rem zerbrochenen Spiegel zuzuſchreiben? Dieſes Kind meint aber etwas Anders! ſage ich Ihnen. Erſtlich haben Sie ſie verſtanden; ſie geſtehts ein, und ihre überlegte Betrübniß verräth das Uebrige. So viel Schmerz! In ihrem Alter! Und um einen Vogel!... „Aber wie alt iſt ſie denn?“... Was für eine Frage Sie an mich thun! und was ſoll ich Ihnen drauf antworten? Ihr Kopf iſt von einem funfzehn- bis ſechszehnjährigen, und ihr Arm und ihre Hand von einem achtzehn- bis neunzehnjährigen Mädchen. Dieß iſt ein Fehler in dieſer Compoſition, der um ſo merklicher wird, weil, da ſie den Kopf auf die Hand ſtützt, einer dieſer Theile ſich unmittelbar gegen den anderen meſſen läßt. Geben Sie der Hand eine andere Lage, und man wird nicht mehr gewahr werden, daß ſie ein wenig zu

stark und zu sehr charakterisirt ist. Das kömmt daher, weil der Kopf nach Einem Modelle, und die Hand nach einem andern genommen worden. Uebrigens ist sie sehr wahr, diese Hand; sehr schön, sehr vollkommen colorirt, und gezeichnet. Wollen Sie diesem Gemählde diesen kleinen Fehler, und allenfalls einen Ton von etwas violetter Farbe übersehen, so ist es ein sehr schönes Ding. Der Kopf ist wohl erleuchtet; von der angenehmsten Farbe, die sich einer Blondine nur geben läßt: denn sie ist eine Blondine, unsere Kleine; vielleicht möchte man auch noch verlangen, dieser Kopf möchte ein wenig mehr hervortreten. Das gestreifte Tuch um ihren Hals ist breit, leicht, aufs schönste durchsichtig. Das Ganze kräftig behandelt, ohne daß der Feinheit im Einzelnen Eintrag geschähe. Greuze kann etwas eben so Treffliches, aber nichts Trefflicheres gemahlt haben.

Als der Salon mit Gemählden behangen war, widerfuhren dem Marquis Marigny

die erſten Honneurs davon. Der über die Anordnung der Kunſtwerke geſetzte Director, begab ſich in Begleitung der Künſtler, die er vorzüglich liebt, und zu Tiſche hat, dahin; die übrigen fanden ſich dabey ein. Er kam, ging, beſah, billigte, verwarf; bey Greuzens Weinerinn ſtand er ſtill; ſtutzte. „Das iſt was Schönes!“ ſagte er zum Künſtler, der ihm antwortete: „Mein Herr, ich weiß es. Loben thut man mich zur Gnüge; aber es fehlt mir an Arbeit.“ „Das kömmt,“ erwiederte ihm Vernet, „weil Sie eine ſchwere Menge Feinde haben, und es Einen unter dieſen Feinden giebt, von dem Sie glauben, „daß er Sie herzinniglich liebt, der „Sie aber noch unglücklich machen „wird.“— „Und wer iſt dieſer Feind?“ fragte ihn Greuze. „Sie ſelber!“ antwortete Vernet *).

*) Wahr iſt's, mein Freund Greuze. Sie ſtehen ſich ſelbſt unverzeihlich im Lichten. Sie ſtellen ſich vor, es

(Der Artikel von den übrigen im Salon ausgeſtellten Gemählden Greuze's, fehlt im Manuſcript.)

---

komme nur darauf an, Genie, ein groſses Talent, eine ſtolze und empfindliche Seele zu beſitzen, ſchöne Gemählde zu mahlen, und dann zu warten, bis das Glück komme, Sie aus Ihrem Dachzimmerchen im Corbonne-Quartier, hervorzuziehen, damit Ihnen eine Wohnung in irgend einem königlichen Gebäude angewieſen werde. Aus welchem Wunderlande ſind Sie denn? Warum ſchaffen Sie ſich nicht lieber eine biegſame Kniekehle an, lernen behend im Vorzimmer des Herrn Director Angeberers den gehorſamen Diener zu ſpielen, Ihren Miterüdern zu ſchmeichwänzen, die bey ihm angeſchrieben ſind; ſie als Ihre Meiſter zu betrachten, und zu verſichern: Sie wären nur ein Kind gegen ſie: Vielleicht bey einer gehörigen Doſis von Niederträchtigkeit würde es Ihnen endlich ſo gut werden, das Sie Verzeihung erhielten, Genie zu beſitzen, und vortreffliche Gemählde hervorzubringen. Sie antworten mir: wenn Sie ſich alle meine ſchönen Geheimniſſe zu eigen gemacht hätten, dürften Sie vielleicht das des treflichen Mahlens verlernt haben . . . Hm! was läge daran? Sie hätten eine Wohnung im Louvre, Gnadengehalte und vielleicht das Band des heiligen Michael. Ihre Meiſterſtücke würden die Eitelkeit keines Ihrer Miterüder weiter ſtoſsen, und die ganze Mahlerakademie einſtimmig ausrufen: Sie wären ein groſser Mahler! ſo bald Sie aufgehört hätten, es zu ſeyn. Sie wollen ſich meinem Rathe nicht fügen? Vernet hatte

Vernet.

Der Dieppper Hafen.

Eine große, unermeßliche Compoſition; ein leichter ſilberner Himmel; eine ſchöne Maſſe

---

alſo Recht zu Ihnen zu ſagen: daß Sie Ihr eigner grauſamſter Feind ſind. Bleiben Sie denn mit Ihrem Genie, und bey Ihrer Armuth. Schaffen Sie Meiſterſtücke von Gemählden, und denken nicht weiter ans Glückmachen. — — Hier die Liſte der Gnaden, die der Herr Director-Anordner der Künſte, bis auf dieſe Stunde Greuzen verſchaft hat: Als das Talent dieſes Mahlers bekannt war, ward es ihm erlaubt, eine Reiſe nach Rom zu thun, auf ſeine Koſten; und, als er das wenige Geld, ſo er zu dieſer Reiſe ſich erſpart, verzehrt, ward ihm erlaubt, nach Paris zurückzukehren, ehe er noch die Früchte, die er von ſeiner Reiſe erwartete, eingeerndtet. Seit er zurück iſt, iſt ihm erlaubt worden, die treflichſten Gemählde zu verfertigen, und ſie ſo wenig ſchlecht, als er könnte, zu verkaufen. Da ſein Gemählde, des vom Schlage Getroffenen, im letzten Salon, den bekannten Beyfall erhielt, ward ihm erlaubt, es nach Verſailles zu bringen, daß es dem Könige und der königlichen Familie gezeigt würde, und ſich dieſe Reiſe ein zwanzig Thaler koſten zu laſſen. Seitdem, da er für dieſes Gemählde, das ihm an zweyhundert Louisd'or an Studien kömmt, keinen Käufer fand, iſt ihm kürzlich verſtattet worden, es an die Kayſerliche Academie der Künſte in Petersburg zu verkaufen:

von Gebäuden, Eine mahlerische und pikante Aussicht; eine Menge Figuren, die mit Fischen, mit Zurichten, mit Verkaufen der Fische; mit Verfertigen, Ausbessern an den Netzen und ähnlichen Handarbeiten beschäftigt sind. Natürliche und wahre Handlungen glücklich und geistvoll behandelte Figuren. Indeß, denn man muß Alles sagen, weder so kräftig, noch so geistvoll, wie gewöhnlich.

In den vier Tageszeiten, das schönste Verständniß der Lichter. Ich will diese Stücke durchgehen, und nur beym besondern Talente, beym eigenthümlichen Verdienste, das sie unterscheidet, mich aufhalten. Was wird herauskommen? Das, daß am Ende Sie inne werden, wie dieser Künstler alle Talente, jedes Verdienst besitzt.

---

damit der Ruf des Mahlers bis ans äußerste Ende Europa's verbreitet würde. Den fernern Verfolg der Greuel gewordenen Gnaden bey Gelegenheit des nachsten Salons!

Aussichten von Nogent fur Seine.

Eine vortreffliche Lection für Leprince, dessen Gemählde man unter Vernets seinen gemischt erblickt. Er wird nicht verlieren, was er hat; und er wird erkennen, was ihm fehlt Es ist viel Geist, Leichtigkeit, und Natürliches in Leprince's Figuren; aber Schwäche, Dürre, wenig Wirkung. Vernet mahlt aus vollem Gusse, ist immer fest, übereinstimmend, und erstickt seinen Nachbar. Seine Fernen sind duftig, seine Himmel leicht; ein Gleiches läßt sich nicht von Leprince sagen. Gleichwohl ist Dieser nicht ohne Verdienst. Sieht man ihn nicht nahe bey Vernet an, so kömmt er uns stärker und schöner vor; Jener verdunkelt und löscht ihn aus. Diese grausame Nachbarschaft ist gleichfalls eine Bosheit vom Anordner der Gemählde.

Zwey Gegenſtücke:
Ein Schiffbruch. Eine Landſchaft.

Die Landſchaft iſt allerliebſt; aber der Schiffbruch Etwas noch ganz Anderes! Man muß beſonders auf die Figuren merken. Der Sturm iſt ſchrecklich; das Schiffsvolk kann kaum das Stehen behalten. Man ſchaue dieſe ertrunkene Frau, die eben aus dem Waſſer gezogen wird, und erwehre ſich des Schmerzes, den ihr Mann fühlt, wenn man kann.

Ein anderer Schiffbruch, im Mondſchein.

Man betrachte wohl dieſe Leute, die ein in Ohnmacht geſunkenes Weib an einem unter einer Klippe angezündetem Feuer zu erwärmen beſchäftigt ſind; man wird ſich ſagen: man habe eine der anziehenſten Gruppen geſehen, di

nur zu erdenken möglich sind. Und diese rührende Scene, wie Er sie erleuchtet hat! Und dieß Gewölbe, wie es vom röthlichen Scheine des Feuers gefärbt ist! Und dieser Contrast des schwachen und blassen Mondlichts, mit dem starken, rothen, traurigen und düstern der angezündeten Feuer! Nicht jedem Mahler ists gegeben, so mit einander in Zwiespalt stehende Erscheinungen aufzustellen, und trotz dieses Zwiespalts eine gelingende Arbeit zu schaffen. Es findet sich ein Punkt, wo die beyden Lichter sich begegnen, sich zusammenverschmelzen, und eine besondere Tinte bilden; in der es nicht leicht ist, nicht falsch zu seyn.

Eine See, bey Sonnenuntergang.

Wenn man das Meer um fünf Uhr Nachmittags im Herbste gesehen hat, kennt man dieß Gemählde.

Sieben kleine Landschaftsgemählde.

Madame Geoffrin zugehörig.

Ich möchte ein mittelmäßiges darunter wissen; dann sagte ichs Ihnen. Das schwächste davon ist schön; ich meine, schön für einen andern; denn eines oder zwey davon sind unter dem Künstler; die Chardin daher auch versteckt hat. Von den übrigen denken Sie so viel Gutes, als Sie nur wollen.

Der junge Lutherbourg hat auch eine Nachtscene ausgestellt, die wir mit der von Vernet hätten vergleichen können, wenn der Gemählde-Anordner es gewollt; aber er hat die eine dieser Compositionen an einem Ende des Salons aufgestellt, und die andere am andern Ende. Er hat gefürchtet, diese beyden Stücke möchten sich einander erlegen. Ich habe sie wohl betrachtet; gestehe aber, daß ich nicht kunstgelehrt genug bin, ihren gegen-

seitigen Gehalt zu bestimmen. Es findet sich, scheints mir, mehr Kraft einer, mehr Harmonie mehr Markigtes anderseits. Was das Interesse betrifft, so können, mit ihrem Viehe sich unter einem Felsen erwärmende Hirten, nicht mit einer sterbenden Frau verglichen werden, die man ins Leben zurückruft. Ich glaube auch nicht, daß die Landschaft, die das Uebrige des Gemähldes von Lutherbourg einnimmt, mit der Seegegend auf Vernets Gemähld in Vergleichung gebracht werden kann. Vernets Lichter sind unendlich viel wahrer, und sein Pinsel köstlicher. Ich fasse Alles noch Einmal zusammen: Lutherbourg könnte stolz auf Vernets Gemähld seyn; Vernet dürfte sich Loutherbourgs seines nicht zu schämen haben.

Eines der Stücke von den vier Jahrszeiten, das, wo man zur Rechten, im Grunde, eine Wassermühle, um die Mühle herum laufendes Wasser; und am Rande des Wassers Weiber Wäsche halten sieht, hat mich son-

sonderlich durch die Farbe, die Frische, die Verschiedenheit der Gegenstände, die Schönheit der Gegend, und das Leben der Natur darin, getroffen.

Die übrigen Landschaften machen uns sagen: Aliquando bonus dormitat Homerus. Diese gelblichen Felsen sind matt, taub, ohne Wirkung; es ist überall dieselbe Farbe; eine Composition, die an ergossener Galle krankt. Der Pilger, der sie durchwandelt, ist arm, ungeschlacht, hart, und dürr. Ein auf seinen Ruf eifersüchteiger Künstler hätte dieß Gemählde nicht gezeigt, ein auf den Ruf seines Collegen neidischer Mahler es im vollen Lichte aufgestellt. Der Anordner der Gemählde hat es in einen Winkel gebracht; ich sehe mit Vergnügen, daß Chardin wohl denkt, und wohl fühlt.

Eine zweyte an einer noch gefährlichern Krankheit siechende Composition! Es ist grüngelbe ergossene Galle. Dieß Stück ist eben so trocken, so eintönig, so matt, so kalt, so schmutzig, als das vorhergehende. Chardin

hat es in denſelben Winkel gebracht. Mein Herr Chardin, ich lobe Sie darum.

Sie werden, Freund, in dieſem Artikel, Vernet betreffend, einiges von dem wiederhohlt finden, was ich vor zwey Jahren darüber ſchrieb. Allein, da der Künſtler mir daſſelbe Genie, und denſelben Pinſel zeigt, ſo muß ich auch wohl in dieſelbe Lobrede wieder fallen. Ich beharre bey meiner Meinung: Vernet hält Claude Lorrain die Stange in der Kunſt, Dünſte auf der Leinwand aufſteigen zu laſſen; und übertrift ihn unendlich, in Erfindung der Scenen, der Zeichnung der Figuren, der Mannigfaltigkeit der Inzidentien, und dem Uebrigen. Der Erſte iſt nichts weiter, als ein großer Landſchaftmahler, ſchlechtweg; der Andere, meiner Meinung nach, ein Geſchichtsmahler. Lorrain mahlt ſeltene Naturerſcheinungen, die vielleicht aus dieſer Urſache pikanter ſind. Vernets Atmosphäre iſt gewöhnlicher, und aus dieſem Grunde leichter zu erkennen.

Roslin.

Ein auf sein Landgut zurückkehrender, von seinen Kindern empfangener Vater.

Ein Gemählde von zehn, auf acht Fuß.

Dieſes Gemählde zeigt uns Portraite von der geſammten Rochefaucaultſchen Familie; einem der erlauchteſten Häuſer Frankreichs, und einem ſeiner Tugenden, und des Adels ſeiner Empfindungen wegen, ehrwürdigſten. Ueber die Verfertigung dieſes Gemähldes war Concurrenz zwiſchen Roslin und Greuze entſtanden. Unſer Kunſtliebhaber Herr Watelet, der ſich auf Mahlerey eben ſo ſehr verſteht, als er gut darüber gedichtet hat, und der Herr Marquis Marigny, Vorſteher und Beſchützer der Künſte, bewirkten, daß Roslin vorgezogen ward. Laſſen Sie uns ſehen, was Dieſer hervorgebracht, und alsdann ein

Wörtchen über Das ſagen, was der Andere ſich hervorzubringen verſehte.

Roslins Gemählde ſtellt das Haupt des Hauſes, den vor einigen Jahren geſtorbenen Herzog de Rochefaucault vor. Er langt auf einem ſeiner Landgüter an, wo ſeine Familie ihn erwartet. Seine beyden Töchter, die Herzogin d'Enville, und die Herzogin d'Eſtiſſac, gehen ihm entgegen; in Begleitung ihrer Kinder. Die Figuren ſind von kleiner Art. Ich will meine Beſchreibung von der rechten Seite her anfangen; und ſie bis ans andere Ende der Leinewand verfolgen.

Gleich anfangs erblickt man eine Reiſekutſche, mit dem Kutſcher auf ſeinem Sitze, und einige Livreebedienten Rochefoucaults zu Fuße. Am Kutſchenſchlage, vorn vom Rücken her ein Bauernweib, das ihre Schürze aufhält, ein kleines Geſchenk zu empfangen. Am Fuße dieſer Frau, ein Kind, auch vom Rücken her geſehn, knieend, und mit dem Leibe auf einen Tragkorb gelehnt; hierauf einen andern

Bedienten; ferner, vorn, ein Kind im Hemde und in Beinkleidern, mit bloßem Kopfe und Füßen; und eine Gruppe von Bauern und Bäuerinnen, denen ein anderer Bedienter zu Fuß Almosen austheilt. Mitten auf der Leinwand, das Haupt der Familie, hinter sich einen seiner kleinen Enkel habend. Vor ihm traten seine beyden Töchter, von ihren Kindern begleitet, sehr gesetzt, auf. Hinter dieser Gruppe, in einigem Abstande, ein junger Mensch, der eine linke Verbeugung macht; es ist der älteste Sohn der Herzogin d'Estissac. Nahe an ihm, zwey andere junge Kinder. Ganz zur Linken, ein junges Mädchen. Dieß die Personen und einiges des Hinzukommenden des Gemähldes. Denken Sie sich dabey eine große, grünbewachsene Terrasse, als Grund; so haben Sie die ganze erhabene Composition Roslins.

Nie gab es eine einfältigere, plattere, und traurigere. Die Steifigkeit in den Figuren hat gemacht, daß man ihr den Ehrennahmen: Roslins Kegelspiel, gegeben. Beym er-

sten Anblicke sollte man sich auf Nicolets Theater, in eine recht hübsche Parade versetzt denken. Man erkennt den Vater Cassandre an seinem langen, trockenem, traurigem, eingerauchtem und linkem Wesen. Dieß große Geschöpf, das, in weißen Atlas gekleidet, einherritt, ist Mamsell Zirzabelle, und dieser große Lümmel, der seinen Kratzfuß macht, Monsieur le beau Liandre; die übrigen sind die Bübchen der ehrsamen Familie.

Die Bedienten zu Fuß, die Bauern, die Kinder, die Kutsche, hart und trocken, wie man nur will! Die andern Figuren, ohne Ausdruck in den Köpfen; ohne Grazie, ohne Würde in der Art sich zu tragen; es ist ein Ceremonienwesen von einer Kälte, und einer Schwerfälligkeit, zum Gähnenmachen. Wie? weder diesen Töchtern fällts ein, daß sie ihrem Vater mit offenen Armen entgegen gehen; noch diesem Vater, daß er seine Arme öffne, sie zu empfangen; noch irgend einem dieser kleinen Kinder, daß es von den andern weghüpfe,

gelaufen komme, und ſchreye: Guten Morgen! mein Großpapa! Guten Morgen mein Großpapa! Ich ſehe nicht, ob alle dieſe Weſen eben ſehr Hitze haben, eben viel Freude empfinden, zuſammen zu kommen. Das müßte aber doch ſeyn; denn es iſt die unter ſich vereinteſte, rechtſchaffenſte, und ſich liebendſte Familie in Frankreich. Das Hotel La Rochefaucault haben väterliche Zärtlichkeit und die kindliche Liebe zum Heiligthum erkohren; auf Roslins Leinewand aber, iſt keine Spur davon zu ſehen. Weder Herz noch Leben, noch Freude, noch Wahrheit, findet ſich darauf. Weder Herz noch Leben, noch Freude noch Wahrheit, in der Herrſchaft. Weder Herz, noch Leben, noch Freude, noch Wahrheit an den Bedienten. Weder Herz, noch Leben, noch Freude, noch Bewegung an den Bauern. Es iſt ein großer und trauriger Fächer. Dieſe weite, grüne, und eintönige Terraſſe, die den Grund einnimmt, ſtellt ſehr gut einen alten, vernutzten Ueberzug ei-

nes Billards vor, und macht vollends die Scene dunkel, taub, und betrübt.

Indeß muß man gestehen, es giebt Stoffe, Drapperien, Nachahmungen, im Einzelnen, von der größten Wahrheit, darauf. Dieser Atlas, zum Exempel, der Mamiell Izzabelle, ist an Weichheit, Farbe, zurückgeworfenem Licht und Falten, so wohl als möglich gemahlt; muß man aber eine Person nicht wie einen Manequin so muß man auch einen Manequin nicht wie eine Person bekleiden. Je wahrer die Drapperie, desto anstößiger das Ganze; wofern die Figur falsch ist. Das Nähmliche sage ich von der Vollkommenheit dieser Stickereyen; je vollkommner sie sind, desto mehr sticht die Aermlichkeit des Falschen der Gegenstände hervor, auf denen sie angebracht worden. Weil alle Figuren manequinirt sind; so mußte auch die Drapperie manequinirt werden. Wollen Sie fühlen, wie wahr diese Anmerkung sey; so heften Sie einmal einen schönen Point d'Hongrie um einen hölzernen Arm; und Sie werden sehen, wie die Ar-

heit und die Reichheit des Pinsels und die Wahrheit der Falten diesen hölzernen Arm noch trockner und noch steifer machen werden.

Diese Rarität von Stück kostet funfzehntausend Livres, und man könnte einem Mann von Geschmack alles Mögliche bieten, es nur anzunehmen; er würde es nicht mögen. Lieber einen einzigen Kopf von Greuze! .... Aber, werden Sie mir sagen, Greuze versteht sich auf's Portrait; und ein wenig besser als Roslin! — Es ist wahr — Greuze weiß zu componiren und Roslin nicht. — Zugegeben! — — Warum haben also Herr Watelet und Herr von Marigny.... Ey! kenne ich denn alle besondern Bewegungsgründe, die so große Herren haben mögen? Greuze schlug vor, die Familie, Morgens, in einem Saale sich versammeln zu lassen. Er wollte die Männer auf dem Gemählde mit physikalischen Versuchen, die Frauenzimmer mit Handarbeiten sich beschäftigend, und die schwärmenden Kinder unter einander schäckernd, und

ſich neckend, vorſtellen. Er ſchlug etwas noch Beſſeres vor; die Bauern, Väter, Mütter, Brüder, Schweſtern, Kinder, durchdrungen von Dankbarkeit über die Hülfe, die ihnen in der Hungersnoth von 1757 zugefloſſen war, auf das Schloß des guten Herren zu bringen; denn während dieſes unglücklichen Jahres hatte der Herzog de la Rochefaucault ſechszig tauſend Livres darauf verwandt, den Bewohnern ſeiner Güter Arbeit und Unterhalt zu verſchaffen; Kinder ſelbſt von fünf Jahren erhielten, für Steineableſen in Körbchen von den Aeckern, Tages über ihre ſechs Heller, ihre zwey Sols. Dieſe Handlung hätte man durch das Gemählde ehren ſollen*); es wäre ein

---

* Es wären hundert Züge von dieſer berühmten und ehrwürdigen Familie dem Andenken der Nachwelt zu heiligen. Der Herzog de la Rochefoucault, war in den letzten Jahren faſt der Einzige, der als ein wahrer Großer des Landes auf ſeinen Gütern lebte. Er verband mit dem Vorzuge des Hauptes eines der erſten Häuſer Frankreichs, das Verdienſt, einer der rechtſchaffenſten Männer des Königreiches zu ſeyn. Sein Rang zeigte ſich nie durch Hochmuth in ſeinem Aeußern, ſondern durch

ein wenig anders rührender Anblick geweſen, als die Complimente des Vaters Caſſandre, die Bücklinge des M. Liandre, der Atlas der Mamſell Zirzabelle, und die ganze Parade von Nicolet.

Ein junger Mädchenkopf.

Dieſer Verſuch von Paſtel in Oel mißfällt mir nicht. Dieſe Gattung Mahlerey hat Kraft. Sie hält ſich auch beſſer, als der koſtbare Staub, den der Paſtelmahler auf ſeine Lein-

hervorragende Tugenden. Sein unermeßliches Vermögen wandte er an, Wohlthaten anzuſpenden, den Fleiß zu ermuntern, den Armen in den Stand zu ſetzen, durch ſeine Arbeit ſeinen Unterhalt zu verdienen. Dieſer Geiſt der Wohlthätigkeit und der Güte, hat ſich in ſeiner Familie fortgepflanzt. Die Herzogin d'Enville, iſt eine der vortreflichſten Frauen, die ich jemals gekannt habe. Man kann ſich kaum glauben, was ſie Alles gethan, der unglücklichen Familie von Calas zu Hülfe zu kommen, ſie zu erhalten, ſie zu beſchützen. Ich werde Herrn Roſlin weder im Leben noch im Tode verzeihn, daß er ſo lächerlich und links die Frau, die ich in Frankreich am meiſten liebe und ehre, verhunzt hat.

wand kreidet, und der ſich eben ſo leicht davon verwiſcht, wie der Staub von Schmetterlingsflügeln.

Andere Gemählde.

Roslins andere Portraite, unter denen ſich das von Madame Adelaide, und das von Madame Victoire befindet, ſind gewöhnlich; nichts ſchlimmers davon zu ſagen! Keine Durchſichtigkeit! Dieſe unmerklichen Tinten, dieſes zarte Abnehmen, aus welchem die Harmonie entſpringt, ſuchen Sie mir nicht darin; ſie ſind insgeſammt nicht von einem ganzen Colorite, ſondern von einer ganzen Farbe; roth und gypſern.

Madame Adelaide und Madame Victoire brav vermummelt, ſehr maſſif, ſehr unedel, ſehr link, ſehr mit Roth beklext, gleichen ganz ausnehmend ein paar Haubenſteckerinnenköpfen, die mit Puffen, Chenillen, Agre-

mens, Kettchen, Spitzen, Points, Conçis de Hanneton, italienischen Blumen, Festons, kurz, allem Firlefanz des Kramladens einer Modehändlerin, ausstaffirt sind. Oder, noch besser! es sind ein Paar Geschöpfe in gestickten Mezgewändern, die man ohne Lachen nicht ansehen kann; so ansteckig ist der üble Geschmack daran.

Roslin, ein gebohrner Schwede, ist jetzo ein eben so guter Sticker, als Carle Vanloo vordem ein großer Färber war. Indeß könnte er ein Mahler seyn; allein er mußte früher nach Athen kommen. Nur da macht man, obzwar auf Unkosten der Ehre, der Rechtschaffenheit, der Tugend, der Sitten, erstaunliche Fortschritte in Geschmack, in Empfindung der Grazie, in Kenntniß und Wahl der Charaktere, der Ausdrücke, und dem andern Hinzukommenden einer Kunst, die den gewandtesten zartesten Tact, das auserlesenste Urtheil, einen gewissen Adel, eine Art von Erhabenheit, eine Menge feiner Eigenschaften

voraussetzt; zarter Dünste, die mitten aus einem verpesteten Orte emporsteigen. Künstler Ihrer Nation, mein Freund, können Aber vielleicht haben; aber sie wird hart, bäurisch und wild seyn. Gothen und Vandalen mögen eine Scene allenfalls anordnen; wie viele Jahre (Siecles) aber werden verfließen, ehe sie, ich will nicht sagen, wie Raphael, anordnen, sondern nur einmal fühlen lernen werden, wie Raphael sie edel, einfach, groß angeordnet hat! Glauben Sie wohl, daß die schönen Künste gegenwärtig in Frankfurt oder Leipzig denselben Character haben können, den sie ehedem in Athen und Rom hatten, oder selbst nur den, den sie unter unsern Augen in Paris haben? Nein; es fehlt dort an unsern Sitten; das deutsche Volk ist in kleine Völkerschaften zerstückelt; jede hat ihren eignen harten und ungeschlachten Waldgesang (ramage). Eine kleine Oberherrlichkeit des Landes steht mit der andern in keiner Art von Wetteifer, und bisweilen ist Nebenbuhler-

schaft und gemeinschaftliches Gähren von ein zwanzig Millionen vereinigter Menschen erforderlich, wenn ein großer Artist aus dem Haufen entspringen soll. Nehmen Sie an, daß die sechzigtausend Manufacturarbeiter, die in Lion leben, im ganzen Königreiche zerstreut wären; es würde vielleicht eben so viele Arbeit gemacht werden, aber der Geschmack dahin seyn. Es giebt ein gewisses Nationalgepräg, das Roslin mit sich nach Frankreich gebracht, und das er behalten hat. Schuf Mengs Wunder, so geschahs weil er sich früh entvaterlandete, weil er in Rom sich befindet, weil er es nicht wieder verlassen hat. Er gehe über die Alpen zurück, trenne sich von den großen Mustern, sperre sich in Dresden oder wo anders ein; und wir werden sehen, was aus ihm werden wird. Wie sollte ich mich Ihnen wohl nicht dafür verbürgen können, daß er, ehe zehn Jahre um wären, aus der Art geschlagen, zu nichts geworden seyn würde, da ich, alle Tage, hier sogar in der Hauptstadt unsere Meister und un-

sere Zöglinge den großen Geschmack verlieren sehe, den sie aus der römischen Schule mitgebracht haben; da ich, der ich auf einem und demselben Dachzimmer mit Preisler und Wille gelebt, und es weiß, was aus ihnen geworden, aus dem Einen, der nach Copenhagen gegangen, und aus dem andern, der in Paris geblieben ist? Preisler war unterdessen viel stärker als Wille; jetzt ist er nichts mehr, und Wille ist der erste Kupferstecher Europa's geworden. Bis auf diese Stunde habe ich nur einen Einzigen Mann gekannt, dessen Geschmack rein und unverfälscht mitten unter Barbaren geblieben ist: Voltairen! *) Allein, was für allgemeine Schlüsse

*) Ueber diese Sache will ich, Herrn Mairans unentschiedenen Ton und gaskonischen Accent annehmend, nur mich dahin äußern: daß viel darüber zu sagen wär; doch das würde für eine Abhandlung und nicht für ein Blatt seyn. Uebrigens gleicht der Philosoph hier dem geistlichen Redner, denen eine schlechte Stelle eines apocryphischen Buchs den Text zu einer wichtigen Predigt darreicht. Bey Gelegenheit von Herrn Nollin schnte

Schlüsse kann man aus einem einzelnen und seltenen Wesen von Manne ziehen, der in einem Alter großmüthig und fröhlich wird, das Andere zu Geitzigen und Mitzsüchtigen macht?

Valade.

Wir sind, mein Freund, unsern schlechten Mahlern Dank schuldig: denn sie ersparen Ihnen Ihren Copisten, und mir meine Zeit. Entschuldigen Sie mich bey Herrn Valade, wenn Sie ihm etwa begegnen sollten.

---

lohnte sich's nicht der Mühe, diese große Frage abzuhandeln, die den Ruhm verschiedener europäischer Nationen so nah angeht. Umsonst wäre Herr Noëlin von seiner Wiege an nach Frankreich gekommen, er würde doch immer kalt und grazienlos geblieben seyn: so gut wie der berühmte Coypel, ob der gleich in Frankreich gebohren, und mit dem Titel des ersten Mahlers des Königs decorirt war, darum doch kalt wie Eis, und einer der schlechtesten Mahler der Academie geblieben ist. Herr Noëlin sollte nie ein Gesicht, oder die belebte Natur zeichnen; er muß bey Stoffen, Stickereyen, Spitzen bleiben.

Roslin iſt ein Guido, ein Tician, ein Paul Veroneſe, ein Vandyk, in Vergleich mit . . . Valade.

Desportes, der Neffe.

Vergeſſen Sie meiner auch nicht bey Herrn Desportes.

Desportes, der Neffe, mahlt Thiere und Früchte. Hier eins ſeiner Stücke; und nicht das ſchlechteſte!

Denken Sie ſich, rechts, einen großen Baum. Laſſen Sie an einen Zweig, einen mit einer Ente zuſammengruppirten Haaſen aufgehangen ſeyn. Unter dieſem die Schießtaſche und das Pulverhorn. Auf der Erde liege ein Kaninchen und einige Faſanen. Auf der Mitte des Gemäldes, vorn, ein lauſchend ruhender Hund, im Anfange vor Hühnern am Fuße des Baums, und im Grunde ein Wind

ſpiel, das, mit rücklings gebogenem Kopfe, das hängende Wild anſieht.

Das iſt nicht ohne Farbe, noch ohne Wahrheit. M. Desportes, warten Sie, bis Chardin nicht mehr iſt, und wir wollen ſie betrachten.

Ich frage nichts, weder nach dieſem Stücke, noch nach dem, wo man auf einem Marmortiſche, rechts, aufgeſchlagene Bücher, und einen dicken, auf dem Schnitt liegenden Foliobanb ſieht; der einem aufgeſchlagenen Notenbuche zur Stütze dient; mit einer dagegen geſtellten Geige; links, einer Rebe von weißen Muscattrauben, nebſt Früchten, Pflaumen, abgefallenen Weinbeeren und Roſen; ich mag aber lieber das erſte.

Sie haben geſehen, wie das Alles hart und roh war. Dennoch!... unter zwanzig tauſend Perſonen, die die Gemählbeausſtellung in den Salon gezogen, wette ich, ſind ihrer nicht funfzig im Stande, dieſe Gemählde von Chardins ſeinen zu unterſcheiden. Und

dann arbeite Einer noch! gebe ſich viel Mühe! Wiſch aus, Künſtler! Mahle, mahle wieder; für wen wirſt du's thun? Ich weiß Ihre Antwort ſchon auswendig. Für jene kleine unſichtbare Kirche Auserwählter werden Sie mir ſagen, die auf die Länge die Urtheile des Haufens fortreißt; und früh oder ſpät, einem Künſtler ſeinen wahren Rang beſtimmt. Ja; bis das aber geſchieht, wird er im Haufen vermengt, und ſtirbt bevor ihre heimlichen Apoſtel die Bekehrung der Einfältigen zu Stande gebracht. Man muß, mein Freund, für ſich arbeiten; und Jeder, wer ſich nicht ſelber bezahlt macht, und ſeinen beſſern Lohn nicht in der Einſamkeit ſeines Arbeitzimmers durch die Trunkenheit, den Enthuſiasmus ſeines Handwerks einerndtet, wird wohl daran thun, die Hände in den Schooß zu legen.

Madame Vien.

Eine brütende Taube.

Sie ſitzt auf ihrem Körbchen von geflochtenen Weiden. Man ſieht Strohhälmchen aus ihrem Neſte, unordentlich um ſie heraustretend. Es iſt Feſtigkeit da. Ohne das Neſt zu ſehen, würde ein erfahrner Taubenliebhaber, wie Sie, errathen, was die Taube thut. Sie iſt im Profil gezeigt, und man glaubt, ſie ganz zu ſehen. Ihr braunes Gefieder iſt von der größten Wahrheit; Kopf und Hals bis zum Täuſchen. Die Feinheit und das Köſtliche dieſes Stücks machen, daß man ſtill ſteht, und erwecken Vergnügen. Beſorgte ich nicht den Vorwurf, ich hielte mich bey Winzigkeiten auf, ſo würde ich ſagen: die Federnüthgen vorn am Korbe wären zu ſchwach gezeichnet, ſo wie es mit den Strohhälmchen, die hinterwärts aus dem Korbe hervortreten, mir der entgegengeſetzte Fall zu ſeyn ſcheint.

De Machy.

Was für ſchöne Studien ſich im Salen machen ließen! Wie viel man aus der Vergleichung von Venico mit Vien, von Vernet mit Leprince, von Chardin mit Roland, von Machy mit Servandoni lernen könnte! Man müßte ſie in Begleitung eines geſchickten und wahrhaften Künſtlers ſehen, der uns nach Herzensluſt Alles anſchauen und ſagen ließ, und uns bisweilen mit der Naſe auf die ſchönen Sachen ſtieße, die wir bereit hätten; ſo wie auf die ſchlechten, worüber wir in Entzückung gerathen wären. Dann würde man bald hinter das Kunſtmäßige kommen. Das Ideenliche, ... das lernt ſich nicht; wer aber in dem Punkte einen Dichter zu beurtheilen verſteht, verſteht auch, einen Maler zu richten. Nur hier und da würde ſich ein Gegenſtand finden, wobey der Cicerone uns

fühlbar machte: der Künstler habe diese oder jene minder wahre Handlung, diesem oder jenem schwächern Charakter, diese oder jene weniger treffende Lage, einer andern vorgezogen, deren Vortheile er nicht verkannte, wobey aber in Absicht auf das Ganze mehr zu verlieren als zu gewinnen gewesen wäre. De Mahy, ganz allein gesehen, kann ein Beyfallszeichen erhalten; vor Servandoni gestellt, erregt er Mitleid. Wenn man den Einen kleine Dinge vergrößern sieht, sieht man den Andern große verkleinern. Des Ersten kräftiges und festes Colorit macht, daß die gekaute Pappe, das Braune, das Bleyfarbene des Andern hervorspringt. Wie stumpfsinnig man auch sey, muß einem doch die Schaalheit, die Geschmacklosigkeit Dieses, in Contrast mit der Ader und der Wärme Jenes gebracht, auffallen.

Zur Sache!

Das Portal der heil. Genevievekirche am Tage, wo der König den ersten Stein dazu legte.

Dieses große und edle Portal ist unter Machy's Pinsel zu einem kleinen Kartenhäuschen geworden. Dieser Zusammenfluß, dieser Tumult von Volk, wobey verschiedene Bürger beschädigt, erstickt, zerquetscht wurden, keine Spur davon man sieht bey Herrn Demachy. Statt dessen kleine geviertete Bataillons, von sehr geraden, sehr ruhigen Reih an Reih neben einander aufgestellten Marionetten; die frostige Symmetrie einer Prozession, statt der Unordnung und der Bewegung bey einer großen Geprängscene. Da ist weder Ader, noch Mannigfaltigkeit, noch Charakter, noch Farbe, noch Geist. Keine allgemeine Wirkung. Bleyfarbener Ton. Cochin thut weit besser in seiner Abbildung von Hofbällen.

Die Colonade des Louvre, das zweyte Stück von Macho, giebt keinen Begriff von dem, was es vorstellen soll. Nichts Wundernehmendes giebt es daher, als die Kunst des Mahlers: eines der größten, der Ehrerbietung erzwingendsten Denkmähler auf der Welt, zu nichts herab zu bringen. Man schreibe unter dieses Stück: magnus vidi, sentiri parvus; denn es verhält sich gerade umgekehrt wie bey Servandoni damit. Macho versteht klein und ärmlich zu machen, was edel und groß ist.

Der Durchgang unter dem Säulengange des Louvre von Seiten der Straße Jromenteau; das dritte Stück. Grau gemahlt, große, armgemachte Architektur: das ist unsers Mannes ganz besonderes Talent; mit alle dem findet sich ein aus dem Hofe hervorleuchtender Sonnenblick darauf, der Wirkung thut.

Der Bau der neuen Halle, das vierte Stück, ist platt, durchaus grau, ohne

Lichtverſtändniß; ein wahres Zauberlaternengemählde. Da man Krane, Gerüſte, Arbeitsgetümmel darauf ſieht, und ſchwarze, ſehr ſchwarze Schatten und weiße, ſehr weiße Lichter darauf flattern: ſo bin ich überzeugt, daß, wenn es auf ein großes Tuch hingeworfen wäre, Kinder ſich ſehr daran beluſtigen würden.

Was ſeine andern Ruinen ſagen wollen, wiſſen weder Sie noch ich, noch irgend wer.

Drouais, Portraitmahler.

Viel Dank, meiner ſo wie Ihrerſeits, an Herrn Drouais! Sie verſtehen mich. Alle Geſichter dieſes Menſchen da, ſind weiter nichts, als das köſtlichſte Roſenroth auf die feinſte und weißeſte Kreide künſtlich geſtrichen. Geſchwind, geſchwind laſſen Sie uns alle dieſe Portraite vorbey gehen, um einen Augenblick bey dieſem ſpaniſch gekleideten, und auf der Guittarre

ſpielenden jungen Manne, ſtill zu ſtehen. Es iſt gewiß, er iſt allerliebſt von Character, Anzug und Geſicht; wenn uns ein Kind dieſes Alters und dieſer Geſtalt, beym Spatzierengehn im Palais royal, oder in den Thuillerien, vorkäme, ſo würde es die Blicke aller unſerer Weiber auf ſich ziehen, und in der Kirche keine Herrſchweſter ſeyn, die nicht einige Zerſtreuungen darüber bekäme. Aber er iſt ſchön, wie unſere gewöhnlichen Damen, die in ihrem vergoldeten Wagen auf dem Boulevard, mit Schminke überſtünchet, und Pompons behangen, vor uns einherfahren. Keine einzige darunter, die nicht tief in ihrem Wagen geſehn, ſchön wäre, und keine Einzige, die nicht auf der Leinwand mißfallen würde. Man kann es nicht Fleiſch nennen, denn wo iſt das Leben, das Salbungsvolle, das Durchſichtige, die Töne, die Abſtuffungen, die Schattierungen? Eine Larve iſts von jenem feinen Leder, aus dem die Strasburger Handſchuhe gemacht werden. Auch iſt dieſer junge Mann, obwohl

anziehend durch seine Jugend, die Grazie in seiner Stellung, die Ueppigkeit und den Geschmack seines Anzugs, kalt, geschmacklos und todt.

Sie wollen, mein Freund, ich soll Ihnen ein Wörtchen über diesen Engländer, mit abgestutzten, niedergekämmten, und ungepudertem Haare, im Hemde ohne Manschetten, grauem Rocke, Hute unter dem Arme; kurz, der wie alle englischen Kinder gekleidet ist, sagen *). Denken Sie sich ihn von einer wahreren Farbe,

---

*) Der kleine Spanier ist der Marquis de la Jamaica, Sohn des Herzogs von Berwick, an dem nur die spanische und goldbraune Gesichtsfarbe aufgefrischt worden. Das zweyte ist das Portrait des kleinen Fox, des jüngsten der Söhne Milord Holland's.

Ich begreife nicht, wie Dronais nicht der Maler für alle Frauenzimmer in Paris ist. Seine Kreide und sein Pinselstrich, nebst der Grazie der Stellung und dem Geschmacke im Putze, sind gerade das, was sie mögen. Roslin ist eben so kalt, als Dronais, und eben so kalt noch ungelenk und kalt. Unterdessen hat er die Kundschaft der Frauenzimmer und Dronais scheint auf die Kinder eingeschränkt zu seyn.

ſo wirds ein köſtliches Stück ſeyn; denn er iſt gut bekleidet, und von einer ganz pikanten Naivität des Ausdrucks und des Characters. Er hat etwas Originaleres, als dieſer kleine Bube von Drouais, der mit ſeiner Mappe unter dem Arme, und ſeinem Hute auf dem Kopf, ein ſo allgemeines Glück in einem der vorhergehenden Salons machte.

Juliart.

An Herrn Juliart, wenns Ihnen beliebt die nämliche Höflichkeit, als an Herrn Drouais. Finden Sie eine lebendige Seele in Paris anders, als den kleinen Herrn de la Ferté, die es wiſſe, daß Herr Juliart eine Landſchaft, zwey Landſchaften, drey Zeichnungen von Landſchaften gemacht: ſo habe ich Unrecht, ſie nicht geſehen, ſie nicht bewundert zu haben; und davon ſtille zu ſchweigen. Gleichwohl,

mein Freund, ist des weisen Horatz: Nil admirari, mein Wahlspruch nicht. Kann man nicht anders, als auf diese Bedingung, das Glücklichseyn erlangen und behalten, so muß Dyonysius Diderot sehr bedauert werden. Sie antworten mir: ich verstünde das Nil admirari des Dichters unrichtig; es wolle nur sagen: man müsse über nichts staunen — Grimm, überlegen Sie's wohl; man bewundert selten, worüber man nicht staunt *); und seyn Sie gewiß, daß, wenn Herr de la Ferté, Eigenthümer der Kunstwerke des Herrn Juliart, seine Kunstwerke bewundert, es daher kömmt, weil er mehr oder weniger über das „außerordentliche Talent des Künstlers" staunt!

*) Dagegen kann man über Etwas staunen, ohne es zu bewundern; mithin, wenn ich über den Geschmack des Herrn de la Ferté auch staune, so bewundere ich ihn darum nicht.

Desbayes.

Es iſt der Bruder deſſen, den wir eben verlohren haben. Dieſe beyden Brüder erinnern mich an eine Begebenheit aus Pirons Jugend; denn jetzt ſchlägt ſich dieſer alte Narr auf die Bruſt und caſteyt ſich vor dem himmliſchen Vater, all der Spaße halber, die er vorgebracht, und all der närriſchen Streiche halber, die er begangen. Bey Gott, mein Freund! dieſes Atom, Menſch genannt, iſt doch oft mit Haut und Haar ein eitel Weſen! Bildet ſich da nicht ein armes Ding von Dichterling ein, es habe den Allmächtigen böſe gemacht, er könne ihm Freude machen, und es ſtehe in ſeiner Gewalt, Gott nach Belieben zum Lachen oder Weinen zu bringen, wie einen Dummkopf im Parterr? Dieſer Piron alſo, da er ſich einmal, eines Abends, mit einem

Schauspieler, einem Musikus, und einem Tanzmeister ein Räuschchen getrunken, kam mit seiner Gesellschaft zurück, die ihr Bachanalchen auf den Straßen fortsetzte. Man nimmt sie in Verhaft; man führt sie zum Commissair Lafosse. Dieser fragt den Schriftsteller: wer er sey? welcher antwortet: der Vater der undankbaren Kinder, den Schauspieler, welcher anwortet: der Vormund der undankbaren Kinder; den Tanzmeister, und den Musikus, welche antworten; der eine: er lehre die undankbaren Kinder tanzen, und der andere: er unterrichte sie im Singen. (Man spielte eben damals das Stück.) Der Commissair erräth bey diesen Antworten leicht, was für einen Schlag von Leuten er vor sich habe. Er verläßt sein ernsthaftes Wesen, und setzt sich in gute Laune mit ihnen. „Ich" sagt er zu Piron, „bin auch ein wenig mit aus der Familie, und habe einen Bruder gehabt, der ein witziger Kopf

und

und *) Dichter war.“ — „Bey Gott!“ antwortete Piron, „ich glaube es wohl; ich, ich habe auch einen, der ein wahrer Heuochse iſt.“ Der verſtorbene Deshays hätte das nämliche ſagen, und auch ſo mit einem Commiſſair zuſammen treffen können, denn er pflegte ſich gern der Gefahr eines ſolchen Beſuchs vor den Unterobrigkeiten auszuſetzen, denen hier zu Lande obliegt, darauf zu wachen, daß die Laternen nicht zerſchmiſſen und die Freudenmädchen in ihrer Behauſung nicht geſchlagen werden. Ich mache mir hier die Luſt, Ihnen ein Bischen vorzuerzählen, weil ich Ihnen vom jüngern Deshays nichts zu ſagen habe. Seine Gemählde ſind noch ſchlechter, als die des Aeltern gut waren; ob dieſe gleich es ſehr waren; nicht einen Schimmer von Genius hat er; er iſt ganz ohne Talent, und zur Aufnahme in die Mahleracademie nur ge-

*) Der Bruder des hier erwähnten Commiſſair Laſoſſe, hat ein Trauerſpiel Manlius gemacht, das ſich auf dem Theater erhalten hat.

langt, wie der Abt Du Resnel zu der in die franzöſiſche. Dieſer letztere pflegte zu ſagen: Kennen Sie einen Menſchen, der mehr Glück hätte als ich? Ich habe drey Dinge in meinem Leben mir gewünſcht, und ſie alle drey erhalten. Ich habe Dichter ſeyn wollen, und bin es geweſen; ich habe in die Academie gewollt, und ich bin hineingekommen; ich habe eine Kutſche haben wollen, und ich habe eine. Eine Anecdote, Freund, und ein Schwänkchen iſt mehr werth, als hundert ſchlechte Gemählde, und alles Böſe, was man darüber ſagen könnte.

Lepicie.

Wie wärs, Liebſter, wenn wir fortführen, uns was zu erzählen!

Das Landen Wilhelms des Eroberers in England.

Ein Gemählde,
ſechs und zwanzig Fuß breit, auf zwölf hoch.

Ein gewiſſer Feldherr konnte ſeinen Kriegern auf keine beſſere Weiſe verſtändlich machen, ſie müßten überwinden oder ſterben, als wenn er die Schiffe verbrannte, auf denen ſie gelandet waren. Dieß that Wilhelm. Welch ein ſchöner Zug, für den Geſchichtſchreiber! welch ein ſchönes Vorbild für Eroberer! welch ein ſchöner Gegenſtand für den Mahler! falls dieſer Mahler nur kein l'Epicié iſt. Was für einen Augenblick, glauben Sie wohl, habe dieſer gewählt? Nicht wahr, den, wo die Flamme die Schiffe verzehrt und der Feldherr ſeinem Heere das ſchreckliche: Entweder Oder, ankündigt! Sie meinen, man ſehe auf der Leinwand die Schiffe in Flammen ſtehn, Wilhelm auf ſeinem Roſſe die Truppen anreden;

man bemerke auf dieſer unzählbaren Menge Geſichter alle die verſchiedenen Eindrücke von Unruhe, Erſtaunen, Schrecken, Niedergeſchlagenheit, Zutrauen, und Freude? Ihr Kopf füllt ſich mit allen dieſen Gruppen. Sie ſuchen auf dem Stücke Wilhelms wahre Handlung, die Charactere ſeiner vornehmſten Hauptleute, das Stillſchweigen oder das Gemurr, die Ruhe oder die Bewegung ſeines Heers? Geben Sie ſich zu Ruh, und keine Mühe, der ſich der Künſtler überhoben hat. Wenn man Genie beſitzt, weiß man von keinem undankbaren Moment; der Genius ſchwängert Alles. L'Epiete hat ſich dem ſeinen anvertraut, wie Sie aus dem Augenblicke ſehen werden, den er gewählt.

Man gewahrt auf ſeinem Gemählde, rechts, von Seiten des Meers und der Schiffe, einen ſchwachen Schimmer mit Rauch; anzeigend, daß der Brand geſunken iſt; einige müßige und ſtumme Soldaten, ohne Bewegung, ohne Leidenſchaft, ohne Character. Hierauf ganz

allein daſtehend, einen dicken, kurzen Mann, mit ausgeſtreckten Armen, ſich den Hals abſchreyend. Mehr als hundertmal habe ich die Frage an ihn gethan: wen das Schreyen gelten ſoll? ohne es erfahren zu können. Endlich Wilhelmen, im Mittelpuncte ſeines Heers, auf ſeinem Roſſe, von der Rechten zur Linken hin reitend, als wäre er in ſeinem Lande, und als geſchähe es bey einer ganz gewöhnlichen Gelegenheit. Der Gaul iſt ſchief gewandt, man ſieht ihn vom Kreutze, ſo wie den Feldherrn ſelbſt, faſt vom Rücken; den Kopf ſeitwärts nach dem Zuſchauer gekehrt. Fußvolk und Reiterey geht vor ihm her; nach eben der Seite hin, die man auch vom Rücken ſieht. So marſchirt die ganze Armee nach dem Grunde des Gemähldes, von der Rechten zur Linken hin. Uebrigens, weder Geräuſch noch Tumult, noch Soldatenenthuſiasm, noch Clarinetten, noch Drommeten; hundertmal kälter und lebloſer iſts, als das Vorbeyziehen eines, unter den Mauern einer Provinzſtadt, in die Garni-

ſon einrückenden Regiments. Nur drey Gegenſtände laſſen ſich darauf bemerken: dieſe dicke, kurze und ſchwere Figur zu Fuß, welche zwiſchen Wilhelm und den verbrannten Schiffen, mit ausgeſtreckten Armen, ſteht und ſchreyt, ohne daß man inne werde, was? Wilhelm auf ſeinem Pferde; (Mann und Pferd eben ſo ſchwerfällig, ſo ungeheuer, ſo falſch, und ſo traurig, minder edel und minder bedeutend, als Ihr Ludewig der Vierzehnte auf der Place Vendome,) und endlich der ungeheure Rücken eines andern Reiters, und das noch ungeheurere Hintertheil ſeines Pferdes.

Jetzt — wollen Sie ein Gemählde? Laſſen Sie dieſe Figuren ohngefehr ſo, wie ſie vertheilt ſind, und ſie ein: Rechts um kehrt Euch! machen. Stecken Sie die Schiffe in Brand; laſſen Sie Wilhelmen ſeine Rede halten, und zeigen mir auf den Geſichtern die Leidenſchaften mit ihren Ausdrucke, den der röthliche Schein der Schiffe in Flammen noch vermehrt. Der Brand überdem helfe irgend eine

überraſchende Lichtwirkung hervorbringen; die Stellung der Figuren erlaubt es, ohne daß man ſie einmal ändern dürfe. Alsdann ſehen Sie mir den Zauber, den Ausdruck und Maſſe darreichen werden. L'Epicie's Gemählde frappirt anfänglich und lockt herbey; aber ſicherlich bleibt man nicht lange davor ſtill ſtehn. Hätte ich eines Rubens, Lesueurs, Caracci's, oder eines ähnlichen Künſtlers Kopf; ſo würde ich Ihnen ſagen, was man aus dem Momente, den der Künſtler vorgezogen, hätte machen können; da meiner aber das nicht iſt, ſo weiß ich nichts darüber zu ſagen. Das indeß begreife ich: daß man das Intereſſe des Augenblicks, den man vernachläßigt, durch ein gewiſſes Erhabenes erſetzen muß, welches ſehr wohl zu der anſcheinenden oder wahren Ruhe des folgenden Augenblicks, den man zu wählen wagt, ſtimmt; das noch unendlich wichtiger iſt, als Bewegung: deß Zeuge, jene allgemeine Sündfluth Pouſſins von ſo furchtbarer Wirkung, auf der doch nicht mehr, als

drey oder vier Figuren ſich finden. Aber wer erſinnt ſolche Dinge? und hat ein Künſtler ſie erſonnen, wer fühlt ſie? In einem Schauſpiel ſinds nicht gerade die heftigen Scenen, wovor die Menge in Entzücken geräth, in denen ich den Schauſpieler bewundre, und die mir ſein Talent zeigen. Nichts iſt ſo leicht, als ſich der Wuth, dem Schmähen, dem Ergrimmen zu überlaſſen, als mich einen vom Blute ſeines Vaters über und über triefenden Sohn ſehen zu laſſen, der mit dem Haupte deſſelben in der Hand, ſeinen Lohn fodert. In dieſen Wirkungen theilt der ſpielende Dichter, dieſelbe Rolle, als der Augenblick im Gemählde das Verdienſt des Künſtlers zur Hälfte. Sondern — ein: „Prends un ſiege, Cinna!“ Das iſts, was ſchwer fällt, wohl zu ſagen. Was auszudrücken Schwierigkeit macht, iſt, wenn die zurückgehaltene, verhüllte, verheimlichte, verſtellte Leidenſchaft tief im innern Herzen, gleich dem Feuer im unterirdiſchen Keſſel der

Vulkane kocht; der Augenblick, der vor dem Ausbruche vorhergeht, bisweilen der Augenblick, der darauf folgt, ists, wo ich sehe, was ein Mahler zu leisten vermag. In der ruhigen Scene zeigt der Schauspieler mir vornehmlich seine Einsicht und sein Urtheil. Gerade dann, wenn der Mahler allen Vortheil, den er aus einem heißen Augenblicke ziehen konnte, bey Seite gelassen, erwarte ich von ihm große Characterie, Ruhe, Stille, das ganze Wunderbare eines seltenen Idealischen, und fast eben so seltenen Kunstmäßigen *). Sie werden hundert Mahler finden, die mit der Aufgabe eines Schlachtgetümmels, gegen Einen, der mit der einer verlohrnen oder gewonnenen Schlacht fertig werden wird. Auf L'Epicie's Gemählde ersetzt nichts das Interesse,

*) Diese ganze subtile Theorie von der Wirkung der Ruhe und des Stillschweigens in den Werken der Poesie und der Mahlerey, verdiente noch näher entwickelt zu werden. Ich kenne nichts was darüber geschrieben wär.

welches er vernachläßigt hat; weder Harmonie noch Adel iſt darin; es iſt trocken, dürr und roh.

Chriſtus von Johannes getauft.

Ein Gemählde,
ſieben Fuß neun Zoll hoch, auf ſieben Fuß, ſechs Zoll lang.

Immer auf der Flucht, nur fertig zu werden, und Geld zu erwerben, wiſſen dieſe Leute nicht, was ſie machen. Wehe dem Werke des Künſtlers, der die Zeit abmißt und auf nichts, als ſeinen Lohn ſieht. Dieſer hier, hat wie der andere, ſeine Taufe in eine einſame Scene gebracht und durch den nebelichten und grauſarbenen Ton, worin ſie gemahlt iſt, bringen ſeine Figuren und ſeine Gruppen die Wirkung einer aufs Ungefehr geordneten und ſeltſam geſtalteten Wolkenmaſſe hervor. Man ſieht, rechts, im Hintergrunde, drey erſchrockene Apoſtel

Und worüber erſchrocken? Eine Stimme und die Worte: Dieß iſt mein geliebter Sohn! haben nichts Schreckendes. Dieſer heilige Johannes der Täufer gießt, mit gen Himmel gekehrten Augen, Waſſer auf das Haupt Chriſti, ohne daran zu denken, was er thut. Und wer hat denn dieſen großen viereckten Stein, auf welchem er ſteht, an den Ort hin gebracht? Man ſollte ſagen, er gehöre weſentlich zur Ceremonie; und ein abgeriſſenes Felſenſtück wäre nicht eben ſo gut, und ungleich natürlicher und mahleriſcher geweſen? Denn was thut ein Steinmetz, wenn er einen Stein behaut? Er nimmt ihm alle natürlichen Rauhigkeiten; das Symbol der Erziehung, die uns zu feinen Leuten macht, und das ſchlichte und wilde Gepräge der Natur raubt, und in der Welt ſehr angenehm, ſehr platt aber in einem Gedichte oder auf der Leinwand macht. Und dieſes weiche, beugſame und ſanfte Gewand, — geben Sie mir das für ein Schafsfell, ſo haben Sie Recht, es iſt wirklich eins;

aber ſchön gekämmt, ſchön geſchwefelt, ſchön weiß, ſchön in Gerberlohe geheizt, nur keineswegs das Fell eines Wald- und Bergmenſchen. Dieſer Chriſtus, der links ſteht, hat die Schwindſucht, mit ſeiner durchaus unedlen Bettlermiene. Läßt ſich denn ſchlechterdings nicht dieſer elende Charakter verlaſſen, wie Gewohnheit und Sage ihn uns vorſchreiben? Das ſollte ich um ſo viel weniger glauben, da wir wirklich zwey verſchiedene Chriſtuscharactere haben: denn der Chriſtus am Creutze iſt ein ganz anderer, als der Chriſtus mitten unter ſeinen Apoſteln. Noch ſieht man zur Linken, wie gewöhnlich, in der Mitte des Lichts die göttliche und jämmerliche Taube. Um ſie, einerſeits, einige Cherubim, auf der andern einige gruppirte Engel. Und dann — die Farbe, die Füße, die Hände, die Zeichnung, das Fleiſch an alle dem muß man ſehen.

Gleichwohl dünkt es mich, ſey es, da die Gemählde, womit man die Kirchen ausſchmückt, beſtimmt ſind, dem Gedächtniſſe die Handlun-

gen und Gebehrden der Helden der Religion einzuprägen, und die Verehrung der Völker gegen sie zu vermehren, nicht gleichgültig: ob diese gut oder schlecht vorgestellt werden? Meines Ermessens, ist ein Mahler für die Kirche eine Art von deutlicher, eindringlicher, verständlicher, mehr der Fassung des gemeinen Haufens der Menschen angemessen redender Prediger, als der Pfarrer und sein Vicar. Diese predigen oft, auf die gewöhnliche Weise, tauben Ohren; das Gemählde redt an die Augen, wie das Schauspiel der Natur, das uns fast Alles, was wir wissen, gelehrt hat. Ich gehe noch weiter in der Sache, und sehe die Bilderstürmer, und Verächter der Processionen, der Heiligengemählde, der Statuen, und des ganzen Pomps des äußerlichen Gottesdienstes, als im Dienste des den Aberglauben hassenden Philosophen, an; nur mit dem Unterschiede: daß diese Diener ihm noch weit mehr Abbruch thun, als ihr Herr. Man unterdrücke alle sichtbaren Symbole; so wird

das Uebrige bald auf ein methaphyſiſches Gallimathias hinauslaufen, das dann eben ſo viel Geſtalten und ſeltſame Wendungen annimmt, als es Köpfe giebt. Man ſehe einmal einen Augenblick: alle Menſchen erblinderten. Ehe zehn Jahre um ſind, werden ſie ſich über die Form, die Wirkung und die Farbe der in der Welt alltäglichſten Dinge ſtreiten, und gegenſeitig vertilgen. Desgleichen unterdrücken ſie in der Religion jede Vorſtellung (Repreſentation) und jedes Bild; ſo werden ihre Anhänger ſich bald entzweyen, und ſich über die einfachſten Artikel ihres Glaubens erwürgen. Dieſe abgeſchmackten Strengler in Sachen der Religion, kennen die Wirkungen der äußern Ceremonien über das Volk nicht. Sie haben nie unſere Anbetung eines Chriſtus am Kreuz, am Charfreytage, nie den Enthuſiasmus des großen Haufens bey der Proceſſion am Frohnleichnamsfeſte erblickt, ihn der mich ſelbſt bisweilen ergreift! Denn nie ſah ich diese lange Reihe von Prieſtern in geweyhter Kleidung;

dieſe jungen mit weißen Chorhemdern geſchmückten, mit ihrem weißen breiten Gürtel umgürteten und vor dem heiligen Sacramente Blumen ſtreuenden Acolyten; nie jenen Haufen, der vor ihnen vorher geht und in ehrerbietiger Stille ihnen folgt; ſo viel Menſchen mit in Staub geworfener Stirne; nie hörte ich dieſen ernſten und pathetiſchen, von den Prieſtern angeſtimmten und mit Inbrunſt von einer unendlichen Menge von Männer- Weiber und Kinderſtimmen beantworteten Geſang, ohne daß mein Innerſtes ſich bewegte, ohne daß es in mir erzitterte, ohne daß mir Thränen in die Augen traten. Es liegt ein gewiſſes, ich weiß nicht, Großes, Finſteres, Feyerliches, Schwermüthiges darin. Ich habe einen proteſtantiſchen Mahler gekannt, der ſich lange in Rom aufgehalten und der eingeſtand, er habe nie den Papſt in der St Peterskirche mitten unter den Cardinälen und der ganzen römiſchen Prälatur das Hochamt halten ſehn können, ohne ein Catholik zu werden; erſt an der

Kirchthüre kehrte er zu ſeinem eignen Glauben zurück. Allein, ſagt man, ſolche Bilder, dieſe Ceremonien führen zur Abgötterey .... Iſts nicht läſtig dieſe Lügenkrämer fürchten zu hören, es möchten dieſe Lügen durch das, was ſie für die Menſchen Lockendes haben, ſich vermehren? Freund, lieben wir die Wahrheit ſtärker, als die ſchönen Künſte; ſo laſſen Sie uns eine Litaney anſtimmen, Gott möge uns vor Bilderſtürmern bewahren!

Der
Heil. Criſpin und der Heil. Criſpinian, ihre Güter unter ihre Brüder vertheilend.

Ein Gemählde,
ſieben Fuß hoch, auf fünf Fuß breit.

Noch eine kleine Erzählung, mein Liebſter?

Ein Dichter, der Trauerſpiele macht, wie l'Epicie Gemählde macht, las eines Tags dem Abbé Voiſinon eine Tragödie mit den ſchön-

ſchönſten Verſen von Corneille, Racine und Voltaire vollargumentirt vor. Während des Leſens ſteht der Abbé jeden Augenblick auf, und macht jedesmal eine tiefe Reverenz. „Ey was wollen Sie denn mit allen Ihren Bücklingen?“ fragt ihn der Dichter. „Nu“ antwortet der Abbé, „wenn man gute Bekannte vorübergehen ſieht, muß man ſie nicht grüßen?“ — Nehmen auch Sie Ihren Hut ab, mein Freund; bücken Sie ſich beym St. Crispin und Crispinian, und grüßen Sie.. Le Sueur.

Die beyden jungen Heiligen ſtehen aufrecht, auf einer Art von Eſtrade. Rechts unter der Eſtrade: Greiſe, Weiber, Kinder, eine Menge Armer, ihre Hände nach jenen ausgeſtreckt, und die Austheilung erwartend. Auf der Eſtrade, hinter den Heiligen, links zwey Aſſiſtenten oder Begleiter.

Der heil. Crispin iſt ſchön von Drapperie und Character; es iſt die Einfalt und das Erbarmen ſelbſt; aber er gehört Le Sueur

zu. Alle diese Bettler sind zu gut bekleidet, ihre Farbe, ihr Fleisch hat zu viele Frische, die Kinder sind fett und ründlich; die Weiber von der schönsten Fülle; (embonpoint) die Greise wohl beleibt und kräftig, und unter einer guten Polizey würden jene Müssiggänger da nicht hier seyn; man hätte sie beygesteckt. Carle Vanloo, in seinen Skizzen für die Capelle der Invaliden, hat besser die Gränze der Poesie und der Wahrheit gekannt.

Ich habe Ihnen irgendwo ein Wort über das Plagiat in der Mahlerey versprochen. Nichts, mein Freund, ist so gewöhnlich, und doch so schwer zu erkennen. Ein Künstler z. E. sieht eine weibliche Figur, deren Stellung ihm gefällt. Mit ein Paar Strichen ist das Geschlecht verändert, und die Stellung behalten. Den Ausdruck eines Kindes trägt man auf das Gesicht eines jungen Menschen in Anwuchse (d'un Adulte) über. Die Freude, das Erschrecken eines jungen Anwachsenden giebt man einem Kinde, u. s. w. Man schlägt seine

Kupferstichsammlung auf. Man nimmt hier ein Stückchen Landschaft her, dort ein ander Stückchen von einer schönen Lage. Man entwendet dem Einen seine Hütte, Jenem dort seine Kuh, und sein Schaaf; Diesem hier seinen Berg, oder seinen Teich, oder seinen Bach; und aus allen solchen zusammengestoppelten Stücken quirlt man sich ein allgemeines Werklein zusammen: grade so, wie man erzählt, daß der verstorbene Marschall von Belle-Isle zu seinem Landgute Bissy gekommen sey. Noch hat man das Hülfsmittel, daß man, was im Hellen stand, in den Schatten, oder umgekehrt, ins Licht stellet, was im Schatten stand. Ich will, daß ein Mahler, daß ein Dichter den andern unterrichte, ihm eingebe, ihn erwärme, und ein solches Darlehnnehmen von Licht und Begeisterung ist kein Plagiat *). Sedaine hört ein abgelebtes,

*) Ist es aber nicht sonderbar, daß durch Entwendung des Ausetlesensten, der Plagiarius nur dazu gelangt, ge-

in einem Lehnſtuhle hinſterbendes Mütterchen ihr Geſicht gegen ein Fenſter, das die Sonne erleuchte., gekehrt, ſazen: Ach, mein Sohn, wie ſchön iſt doch die Sonne! Sedaine erinnert ſich des Worts; und läßt ein junges, von einem eiferſüchtigen Liebhaber eingeſperrtes Mädchen, das erſtemal, da ſie die Straße ſieht, ausrufen: Ach Mühmchen, was iſt es doch für ein ſchönes Ding, die Straße! Das iſt es im Kleinen, wie es erlaubt iſt, im Großen nachzuahmen.

Amand.

Auch dieſem unſern Gruß! nicht als Plagiarius; was er hat, gehört wohl ihm zu; unglücklicher Weiſe!

---

wöhnliche, platte und kalte Dinge hervorzubringen? Das kömmt, weil man Affen rauben kann, nur nicht das Genie des Mannes, welches den wahrhaften Werth der alten Kunſtwerken ausmacht.

Sein Mercur, von allen himmliſchen Weſen das ſchlankeſte, ſchwerfällig! an einem Arme gelähmt! und Schade, daß es eben derjenige ſeyn muß, mit dem er den Argus bedroht! Dieſer eingeſchlafene Argus iſt ſehr mager, ſehr trocken, wie ſichs für einen Keuſchheitswächter gebührt, aber er iſt ſteif und ſcheußlich, wie es keine Figur in der Mahlerey ſeyn darf. Und dieſe zwiſchen dem Mercur und dem Argus liegende Kuh, iſt nichts, als . . . eine Kuh! Kein Schmerz, keine Leidenſchaft, keine Langeweile; Nichts, was die Verwandlung anzeigte. Wenn man Genie hat, ſo beweiſt man es bey ſolcher Gelegenheit. Nie hätte ein Alter zum Pinſel gegriffen, ohne ſich von dieſer Kuh eine eigne Vorſtellung gemacht zu haben. Mein Herr Amand, Ihr Stück iſt nichts, als eine alte beym Trödler räucherig gewordene Schilderey. Weg mit ihr wieder in den Kram!

Joſeph von ſeinen Brüdern verkauft.

Wählen Sie, mein Freund. Wollen Sie die Beſchreibung dieſes Gemähldes? oder lieber eine Erzählung? . . .

Aber, ſagen Sie, die Compoſition davon kommt mir doch nicht uneben vor. — Ich gebs zu. — Dieß große Felſenſtück, auf dem man den Preis für den Knaben hinzählt, in der Mitte der Leinwand, macht ſich ziemlich gut. — Auch zu! — Der Kaufmann, der ſich über dieſen Stein her beugt, und der andere, der hinter ihm ſteht, ſind ſo ziemlich, von Charakter und Gewandung. — Ich leugne es nicht. — Daß dieſer Joſeph ſteif, kurz, ohne Anmuth, ohne ſchöne Farbe, ohne Ausdruck, ohne Intereſſe iſt, und ſelbſt ein bischen die Waſſerſucht in den Beinen hat, iſt nicht Grundes genug, das ganze Gemählde in den Plunder zu werfen. — Behüte! — Dieſe

Gruppe der Brüder auf der einen Seite und der Kaufleute auf der andern, iſt ſogar [illegible]ndig vertheilt. — Das kömmt mir auch ſo vor. — Die Farbe ... Oh, Oh, laſſen Sie uns weder von der Farbe, noch von der Zeichnung reden. Darüber drücke ich die Augen zu; was ich aber fühle, iſt eine tödliche Kälte, die mich in einem Stücke ergreift, das eines der pathetiſchſten ſeyn könnte. Wo wäre es denn je erlaubt geweſen, eine ſolche Scene zu zeigen, ohne daß man mir das Herz durchbohre? Kein Wort weiter von ſolch einem Gemählde! bitte ich Sie; es macht mich traurig, nur daran zu denken.

Tancred von Herminien verbunden.

Auf den Pont Notre Dame damit!

Armida und Rinaldo.

Schlechter, hundertmal schlechter, als Boucheres Angelica und Medor. Nach Tremblin *) hin!

Große Gegenstände, behandelt von einem: ich weiß nicht wem; denn das kann man keinen Künstler nennen; das hat nichts von dem, was des Künstlers ist, es müßte denn ein Fünkchen Begeisterung seyn, das aber verlischt, wenn der Mann von der Skizze ans Gemählde sich begeben will. Ah! mein Herr Amand! Wie wahr ist Le Moinens Wort!

Dieser Cambyses, der den Gott Apis tödtet eine Skizze, ist kurz; aber er springt mächtiglich hervor; so was mag man Wuth nennen.

*) Tremblin, ein berühmter Gemählderestorer auf dem Pont Notre-Dame.

Pſammitichus,

der in Ermangelung eines Bechers, aus ſeinem Helme die Libation ausgießt.

Noch eine Skizze. Ein ſchönes, ſehr poetiſches, ſehr mahleriſches Subject; aber ich ſuche es, und werde nichts als fünf oder ſechs ſchlechte Metzgerknechte gewahr, die einen Ochſen zu Boden ſchmeißen. Indeß iſt es warm, aber höchſt übertrieben. (Strapaſſé, tant qu'on veut.

Mago,

der, mitten im carthaginienſiſchen Senate, die Ringe der römiſchen Ritter ausſchüttet, die in der Schlacht bey Cannä geblieben waren.

Welch ein Subject wieder! Dieſe Skizze iſt minder warm, als die vorhergehenden, aber

beſſeres Lichtverſtändniß, und beſſere Anordnung für die Wirkung herrſcht darin. Könnte ich doch dieſem Amand das nehmen, was er von Wärme und Poeſie hat, um Lagrenee damit auszuſtatten! Und, wenn ich einen jungen Menſchen wüßte, der ſchon einige Fortſchritte in der Kunſt gemacht, wie ſollte er, wenn ich ihm nur einen Augenblick die Augen auf die Gerechtigkeit und Milde von Lagrenee, zwiſchen Boucher's Angelica und Weber und Amands Rinaldo und Armida werfen ließe, bald begriffen haben, was Wahres und Falſches, Ausſchweifendes und Verſtändiges, Kaltes und Warmes, Edles und Manierirtes, gute und ſchlechte Farbe ſey; u. ſ. w. u. ſ. w.

Fragment.

Der Oberprieſter Coreſus opfert ſich ſelbſt um Callirhoen zu retten.

Ein Gemählde, zwölf Fuß, ſechs Zoll breit, auf neun Fuß, ſechs Zoll hoch.

Es iſt mir unmöglich, mein Freund, Sie von dieſem Gemählde zu unterhalten. Sie wiſſen, daß ich es nicht zu ſehen habe bekommen können, weil es nicht mehr im Saale war, als die Senſation, die es erregte, mich hineinrief. Ihnen kömmt es zu, uns davon zu berichten. Wir wollen mit einander darüber ſchwatzen; dieß wird um ſo viel beſſer ſeyn, weil wir dann vielleicht entdecken, warum nach einem erſten Zoll von Beyfall, den der Künſtler erhielt, das Publikum wieder kälter zu werden geſchienen hat. Der erſte Anblick deſſelben machte ſtutzen; beym zweyten ward der

Eindruck ſchwächer. Jeder Compoſition, deren Vorfall ſich nicht erhält, fehlt es an wahrem Intereſſe. Aber, um den Artikel: Fragonard, zu füllen, will ich Ihnen ein ziemlich ſeltſames Geſicht mittheilen, was mich eine Nacht über einmal quälte, nach einem Tage, wovon ich den Vormittag zugebracht hatte, einige Gemählde zu ſehen, und den Abend einige Dialogen von Plato zu leſen.

Die Höhle Plato's.

Es kam mir vor, ich wäre in dem Orte verſchloſſen, den man die Höhle dieſes Philoſophen nennt; es war eine lange dunkle Kluft. Ich lag in ihr, unter einer Menge Männern, Weibern und Kindern. Unſer aller Füße und Hände waren gefeſſelt, und unſere Köpfe ſo dicht zwiſchen zwey hölzerne Klöben gefaßt, daß wir uns außer Stande befanden, eine Bewegung damit vorzunehmen. Indeß, was

mich wunderte, war, daß die meiſten meiner Gefängnißgefährten tranken, ſangen, lachten, ohne daß ihre Ketten ihnen zur Laſt zu fallen ſchienen. Hätten Sie ſie gehen, Sie hätten denken ſollen: es wäre ihr natürlicher Zuſtand, und ſie verlangten nach keinem andern. So gar kam mirs vor, als ſähe man gegen Diejenigen ſcheel, die ſich einige Mühe gaben, zu der Freyheit ihrer Füße, ihrer Hände, ihrer Köpfe wieder zu gelangen, oder den Andern zur Wiedererlangung des Gebrauchs der ihrigen behülflich zu ſeyn; es ſchien mir, man zeichne ſie durch verhaßte Namen aus; man entferne ſich von ihnen, wie von Verpeſteten; und unterließe nicht, ſobald ſich ein Unfall in der Höhle zutrug, ſie als Urheber davon anzuklagen. In dem Zuſtande, wie ich Ihnen geſagt, hatten wir ſämmtlich den Rücken gegen den Eingang dieſer Wohnung zu gekehrt, und konnten weiter nichts als den mit einem unermeßlichen Teppiche bekleideten Hintergrund davon ſehen.

Hinterwärts befanden ſich Könige, Miniſter, Prieſter, Doctoren, Apoſtel, Propheten, Tautologen, Politiker, Marktſchreyer, Scheine, Trugkrämer, und die ganze Heerde von Hoffnungs- und Furchtverkäufern. Jeder derſelben hatte einen kleinen Vorrath durchſichtiger und ſeinem Stande eigenthümlicher gefärbter Figuren, und alle dieſe Figuren waren ſo wohl gemacht, in ſo großer Zahl, und ſo vermannigfaltigt, daß ſich Stoff zur Vorſtellung jeder denkbaren comiſchen, tragiſchen und poſſierlichen Scene des menſchlichen Lebens fand.

Dieſe Marktſchreyer hatten, wie ich es nachher ſah, zwiſchen uns und dem Eingange der Höhle, hinter ſich eine große Lampe aufgehängt, an deren Lichte ſie ihre kleinen Figuren ſo aufſtellten, daß ihre Schatten, die ſich über unſern Köpfen hinzogen und unterwegs größer wurden, ſich auf die im Grunde aufgeſpannte Leinwand warfen, und darauf ſo natürliche, ſo wahre Scenen bildeten, daß wir ſie für wirkliche nahmen, und bald aus vol-

ler Kehle darüber lachten, bald unſere heißen Thränen darüber weinten. Dieß wird Ihnen um ſo weniger ſeltſam vorkommen, weil hinter der Leinwand andere untergeordnete, von erſteren beſoldete Schelme ſich befanden, die dieſen Schatten die Töne, die Reden, die wahren Stimmen ihrer Rollen liehen.

Ohnerachtet des Zaubers dieſer Zurüſtung, gab es einige unter uns in Haufen, die aus der Sache Arges hatten, von Zeit zu Zeit ihre Ketten ſchütteleten, und alle mögliche Luſt fühlten, ſich ihrer Halseiſen zu entledigen, und den Kopf umzuwenden: augenblicks aber pflegte dann bald Einer bald ein Anderer von den Marktſchreyern uns im Rücken mit ſtarker und furchtbarer Stimme zu rufen: Nimm dich in Acht, kehre den Kopf nicht um! Wehe dem, der ſeine Ketten ſchütteln wird! Die Halseiſen in Ehren! Ein andermal will ich Ihnen erzählen, wie es Denenjenigen ergieng, die den Rath der Stimme verachteten; was für Gefahren ſie

lieſen, was für Verfolgungen ſie auszuſtehen hatten. Hierüber das Weitere, wenn wir einmal wieder philoſophieren; (ferons de la Philoſophie) jetzt, wo von Gemählden die Rede iſt, laſſen Sie mich Ihnen lieber einige der Stücke beſchreiben, die ich auf der großen Leinwand ſah. Ich ſchwöre Ihnen, ſie waren wohl ſo gut, als die beſten im Salon. Auf dieſer Leinwand ſchien anfangs Alles ziemlich unzuſammenhängend; (decousu) man weinte, man lachte, man ſang, man biß ſich auf die Finger, man rauſte ſich die Haare aus, man liebkoſte ſich, man geißelte ſich; im Augenblicke, wo der Eine ertrank, ward ein Anderer gehangen, ein Dritter auf einem Fußgeſtell erhoben; auf die Länge indeß verband ſich Alles; ward heller, und verſtändlich. Jeder hatte ſeine Reihe von Gemählden, die er auf der großen Leinwand durchlief, und folgendes ſah ich zu verſchiedenen Zeitpuncten darauf vorgehen, die ich einander näher bringen will, um kürzer zu ſeyn.

Erſt

Erſt war es ein junger Mann; ſeine lange prieſterliche Kleidung in Unordnung, die Hand mit einem Thyrſus bewaffnet, die Stirn mit Epheu bekränzt, mit einem Worte, in der ganzen Zurüſtung eines Oberprieſters des Bacchus. Er goß aus einem großen antiken Gefäße Ströme Weins in breite und tiefe Kelche, die er hierauf einigen Weibern, mit hohlem Auge und kahl gewordenem Kopfe, an den Mund brachte. Er berauſchte ſich mit ihnen; ſie berauſchten ſich mit ihm; und wenn ſie trunken waren, ſtanden ſie auf und liefen in den Straßen umher, mit Geſchrey, in dem Wuth und Freude hervorſcholl. Die Völker, von dieſem Geſchrey betroffen, ſchloſſen ſich in ihre Häuſer ein, und fürchteten dieſen Wüthenden in den Weg zu kommen. Sie hätten den ihnen begegnenden Tollkühnen zerreißen können, und ich ſah, daß ſie es bisweilen thaten. .... Nun wohl, mein Freund, was ſagen Sie dazu?

Grimm.

Ich ſage: das ſind ein Paar ziemlich hübſche Bachanale; ohngefähr von einerley Gattung.

Diderot.

Hier iſt ein drittes, von einer verſchiedenen.

Der junge Prieſter, der dieſe Wütenden begleitete, war von der ſchönſten Geſtalt. Ich bemerkte ihn, und er ſchien mir, während meines Traumes, in eine gefährlichere Trunkenheit, als die des Weins, verſenkt; er wandte ſich mit dem leidenſchaftlichſten Geſichte, Gebährde und Rede an ein junges Mädchen, die ihn nicht hören wollte, und deren Knie er vergeblich umarmte.

Grimm.

Dieſes Stück hier, obgleich nur zwey Haupfiguren darauf ſind, wäre um nichts leichter zu mahlen.

Diderot.

Vor Allem, wenn ihnen der ſtarke Ausdruck und der nicht gewöhnliche Charakter gegeben werden ſollte, den ſie auf der Leinwand hatten.

Während dieſer Prieſter umſonſt ſeiner jungen Unbeugſamen zuſetzte, höre ich plötzlich, tief aus der Wohnung her, Geſchrey, Gelächter, Geheul; und ſehe Väter, Mütter, Weiber, Töchter, Kinder herauskommen. Die Väter ſtürzten ſich auf ihre Töchter, die alles Gefühl von Schaam verlohren hatten; die Mütter auf ihre Söhne, die ſie verkannten. Die Kinder von verſchiedenen Geſchlechtern, untereinander gemiſcht, vermengt, wälzten ſich auf der Erde. Es war ein Schauſpiel ausſchweifender Freude, zügelloſer Frechheit, einer unbegreiflichen Trunkenheit und Wuth. Ach, wenn ich Mahler wär! Noch ſind alle dieſe Geſichter meinem Geiſte gegenwärtig.

Grimm.

Ich kenne ein wenig unſere Künſtler; und ich ſchwöre Ihnen, kein einziger davon wär im Stande dieſes Gemählde zu entwerfen.

Diderot.

Mitten unter dieſem Tumult hatten einige Greiſe, welche von der Seuche verſchont worden, mit in Thränen gebadeten Augen ſich in einem Tempel niedergeworfen; ihr Haupt berührte den Boden; ſie umfingen auf die flehendſte Weiſe die Altäre des Gottes, und ich hörte ſehr deutlich den Gott, oder vielmehr den hinter die Leinwand geſtellten untergeordneten Schelm ſagen: Sie ſterbe, oder ein Anderer ſterbe für ſie.

Grimm.

Aber, mein Freund, ſo wie Sie mir da träumen, könnte ein einziger Ihrer Träume, für eine ganze Gallerie zureichen.

Diderot.

Warten Sie, warten Sie. Sie verſtehen mich nicht. Ich war in der äußerſten Unge-

bald zu erfahren, was die Folge dieſes traurigen Orakels ſeyn würde, als der Tempel ſich aufs Neue vor meinen Augen öffnete. Der Fußboden war von einem großen, rothen Teppiche, mit einer breiten geſtickten Goldfrange bedeckt. Dieſer reiche Teppich und ſeine Franze fielen auf eine lange Treppe herab, welche längſt der Façade hin herrſchte. Zur Rechten bey dieſen Stufen ſtand eines jener großen Opfergefäße, die beſtimmt ſind, das Blut der Schlachtopfer zu empfangen: auf jeder Seite des Theils des Tempels, den ich entdeckte, ſchienen zwey große Säulen, von weißem und durchſichtigem Marmor, ſich erhebend, gegen das Gewölbe emporzuſtreben. Zur Rechten, am Fuße der am weiteſten vorwärts ſtehenden Säule, hatte man eine Urne von ſchwarzem Marmor geſtellt, die zur Hälfte mit der für die blutigen Ceremonien nöthigen Leinwand verhüllt war. Auf der nämlichen Seite ſtand ein großer Leuchter von der edelſten Geſtalt; ſo hoch, daß wenig daran fehlte, er hätte das

Säulencapital erreicht. In dem Zwiſchenraume der beyden Säulen, an der andern Seite, war ein großer Altar oder dreyeckigtes Rauchwerkgefäß, auf dem das geheiligte Feuer loderte. Ich ſah den röthlichen Schimmer der glühenden Pfanne; und der Dampf der Spezereyen entzog mir einen Theil der innern Säule. Dieß die Bühne, einer der ſchrecklichſten und rührendſten der Vorſtellungen, die auf der Leinwand in meiner Höhle, während meines Geſichtes, ausgeführt wurden.

Grimm.

Aber ſagen Sie mir, mein Freund, haben Sie Ihren Traum niemanden anvertraut?

Diderot.

Nein. Warum thun Sie mir dieſe Frage?

Grimm.

Deswegen, weil ich glaube, Sie haben die Geſchichte des Coreſus und der Calirhoé, mit allen ſie begleitenden kleinen Umſtänden ge-

träumt: wenigſtens iſt der Tempel, den Sie mir eben beſchrieben, genau die Art, auf dem die Scene des Gemähldes von Fragonard vorgeht.

Diderot.

Das iſt möglich. Ich hatte ſo viel von dieſem Gemählde die vorhergehenden Tage über reden gehört, daß, da ich im Traume mir einen Tempel zu bilden hatte, ich den ſeinigen geſchaffen haben werde. Wie dem auch ſey, während meine Augen dieſen Tempel durchlieſen, und die Zurüſtungen bemerkten, die mir Etwas, ich weiß nicht was, wovon mein Herz ſich erdrückt fühlte, weiſſagten; ſah ich, allein, einen jungen, weißgekleideten Acolyten ankommen. Seine Miene war traurig; er ging, duckte unten am Fuße des Leuchters nieder, und lehnte ſich mit ſeinen Armen auf den Vorſprung des Grundes der untern Säule. Ein Prieſter folgte ihm; dieſer Prieſter hatte die Arme Kreuzweis über der Bruſt; mit völlig geſenk-

tem Haupte, schien er in Schmerz und der tiefsten Betrachtung verlohren. Langsam näherte er sich. Ich wartete, daß er sein Haupt erhübe; er thats, richtete die Augen gen Himmel, und stieß den wehmüthigsten Seufzer aus. Ich begleitete diesen selber mit einem Schrey, als ich den Priester erkannte. Es war derselbe, den ich einige Augenblicke vorher, mit so viel Inbrunst und so wenig Erfolg in die junge Unbeugsame dringen gesehn. Er war noch immer weiß gekleidet, immer schön; allein der Schmerz hatte auf sein Gesicht einen tiefen Eindruck gemacht. Seine Stirn war mit Epheu umkränzt, er hielt in seiner rechten Hand das geheiligte Messer; und stellte sich aufrecht in einigem Abstande von dem jungen Acolyten, der vor ihm hereingekommen war. Bald darauf kam ein zweyter Acolyt, auch weiß gekleidet, und blieb hinter ihm stehn.

Hierauf sah ich ein junges Mädchen hereinkommen; sie war gleichfalls weiß gekleidet. Ein Rosenkranz umwand ihr das Haupt; Todten-

bläſſe bedeckte ihr Geſicht, ihre zitternden Knie wankten unter ihr; kaum blieb ihr Kraft übrig, zu den Füßen Ihres ſie Anbetenden zu gelangen; denn ſie war es, die ſo ſtolz ſeine Zärtlichkeit und ſeine Gelübde verſchmäht hatte. Obgleich Alles ſtill zuging; ſo brauchte man die Beyden doch nur anzuſehn und ſich wieder an die Worte des Orakels zu erinnern, um zu wiſſen: ſie ſey das Schlachtopfer, und Er ſolle der Opferer ſeyn. Als ſie dem Oberprieſter nahe war, verließ ihren unglücklichen, ach hundertmal unglücklichern Liebhaber als ſie, die Kraft ganz und gar; und ſie fiel rücklings auf das Bett, oder den Ort ſelbſt, wo ſie den Todesſtoß empfangen ſollte. Ihr Antlitz war gen Himmel gekehrt, ihre Augen geſchloſſen, ihre beyden Arme, die das Leben ſchon verlaſſen zu haben ſchien, hingen zu ihren Seiten herab. Das Hintertheil ihres Haupts berührte beynah das Gewand des Oberprieſters, ihres Opferers und Liebhabers. Ihr übriger Leib war ausgeſtreckt; nur hielt der Acolyt, der

hinter dem Oberprieſter ſtillgeſtanden war, ihn noch ein wenig aufrecht.

Während das unglückliche Verhängniß der Menſchen und die Grauſamkeit der Götter, oder ihrer Diener, (denn die Götter ſind nur die Werkzeuge dieſer,) mich beſchäftigten, und ich einige Thränen abtrocknete, die meinem Auge entronnen waren, war ein dritter, weiß wie die Andern gekleideter und die Stirne mit Roſen umkränzter Acolyt hereingetreten. Wie war dieſer Acolyt ſchön! Ich weiß nicht, wars ſeine Beſcheidenheit, ſeine Jugend, ſeine ſanfte Miene, ſein edles Anſehen, was mich anzog; er ſchien aber noch den Preis vor dem Oberprieſter ſelbſt zu verdienen. Er hatte ſich in einiger Entfernung von dem in Ohnmacht geſunkenen Schlachtopfer gebeugt, und ſeine gerührten Augen waren auf ſie geheftet. — Ein vierter Acolyt, auch im weißem Gewande, kam, und ſtellte ſich an denjenigen, der das Schlachtopfer unterſtützte; er kniete mit einem Knie auf die Erde hin, und ſtellte auf ſein

anderes ein groſses Becken, das er am Rande faſste, gleichſam es dem bald zu flieſsenden Blute unterzuhalten; dieſs Becken an der Stelle, wo dieſer Acolyt ſtand, und nach ſeiner Stellung, bezeichneten nur allzuſehr dieſes traurige Geſchäft. Indeſs waren in den Tempel viele andere Perſonen herbeygeeilt; Menſchen, welche mitleidig ſind, ſuchen in den grauſamen Schauſpielen Uebung für dieſe Eigenſchaft.

Ich unterſchied, nach dem Hintergrunde zu, nahe an der innern Säule der linken Seite, zwey betagte, ſtehende, ſowohl durch den unregelmäſsigen Schmuck, mit dem ihr Haupt umwunden war, als durch den Ernſt ihres Charakters und die Strenge ihres Ausſehens, merkwürdige Prieſter.

Beynah auſsen, nach der vordern Säule der nämlichen Seite hin, ſah man ein einſam ſtehendes Weib; ein wenig weiter und nach auſsen zu hin, ein anderes Weib, mit dem Rücken gegen ein Geländer gelehnt, mit einem

jungen nackten Kinde auf ihren Knieen. Die Schönheit dieſes Kindes, und mehr vielleicht noch die ſonderbare Wirkung des Lichtes, das ſie erleuchtete, die Mutter und das Kind, haben ſie meinem Gedächtniſſe unvergeßlich gemacht. Ueber dieſe Weiber hinaus, aber im Innern des Tempels, zwey andere Zuſchauer, genau zwiſchen den beyden Säulen; gegenüber dem Altare und ſeiner Glutpfanne, ein Greis, deſſen Charakter und Silberhaar mich feſſelte. Es kam mir ziemlich vor, als wäre der entferntere Raum gleichfalls mit Leuten angefüllt; von dem Orte aber her, den ich in meinem Traume in der Höhle einnahm, konnte ich nichts weiter ſehen.

G r i m m.

Weil auch nichts weiter zu ſehen war! und weil dieß alle Perſonen des Gemähldes Fragonards ſind. Sie ſtehen in Ihrem Traume, grade wie auf ſeiner Leinwand da.

Diderot.

Wenn das; o! welch ein ſchönes Gemählde hat Fragonard gemacht! Aber hören Sie das Uebrige.

Der Himmel ſtrahlte von der reinſten Heitre. Die Sonne ſchien ihre ganze Lichtmaſſe in den Tempel zu ſtürzen, und gefällig ſie auf dem Schlachtopfer zuſammen zu drängen, als das Gewölbe dunkel ward, dicke Finſterniſſe ſich über unſere Häupter verbreiteten, und, mit Luft und Licht ſich vermiſchend, ein plötzliches Grauſen ſchufen. Durch dieſe Finſterniſſe ſah ich einen höllischen Geiſt ſchweben; ich ſah ihn; hagere Augen traten ihm aus dem Haupte hervor; mit der einen Hand hielt er einen Dolch, mit der andern ſchüttelte er eine brennende Fackel. Er that einen Schrey; es war Verzweiflung darin und den furchtbaren Gott der Liebe trug er auf ſeinem Rücken. Augenblicklichs zückt der Oberprieſter den geheiligten Stahl; er erhebt den Arm; mich deucht, er will das Schlachtopfer treffen; will das

Messer in die Brust Derjenigen stoßen, die ihn verschmäht, und die der Himmel ihm überliefert hat. Nicht also! er durchbohrt sich selbst damit. Ein allgemeiner Schrey dringt, sie zerreißend, durch die Luft. Ich sehe den Tod und seine Vorboten auf den Wangen, auf der Stirn des zärtlichen und edlen Unglücklichen. Seine Knie schlottern unter ihm, sein Haupt sinkt zurück; einer seiner Arme hängt; die Hand, mit der er das Messer ergriffen, hält es noch in sein Herz getaucht. Alle Blikke heften sich auf ihn, oder fürchten sich auf ihn zu heften; Alles zeugt von Schmerz und Schrecken. Den Acolyten, der am Fuße des Leuchters steht, sieht man mit geöffnetem Munde, grausend auf das Schlachtopfer blicken. Dieser, der es unterstützt, schaut abgewandtes Haupts und mit Schrecken hin; Dieser, der das traurige Becken hält, erhebt gleichfalls seine Augen mit Schrecken; das Gesicht und die ausgestreckten Arme dieses, der mir so schön vorkam, zeigen ganz seinen Schmerz und sein

Schrecken. Dieſe beyden betagten Prieſter, deren grauſame Blicke ſich ſo oft am Durſte des Bluts weiden gemußt, womit ſie die Altäre benetzten, haben dem Schmerze, dem Erbarmen, dem Schrecken ſich nicht verſagen können; ſie bedauern den Unglücklichen, ſie leiden, ſie ſind beſtürzt. Dieſes allein ſtehende, gegen eine der Säulen gelehnte Weib, von Entſetzen und Grauſen ergriffen, hat ſich plötzlich umgekehrt, und dieſe zweyte mit ihrem Kinde, ihren Rücken gegen ein Geländer gelehnt, iſt rückwärts geſtürzt, hat mit einer ihrer Hände die Augen bedeckt, und ſcheint mit dem anderen Arm das furchtbare Schauſpiel von ſich wegzuſtoßen. Erſtaunen und Schrecken mahlen ſich auf den Geſichtern der entfernteſten Zuſchauer. Nichts aber gleicht der Beſtürzung und dem Schmerze des Greiſes mit den Silberhaaren; es ſteht ihm über der Stirne zu Berge. Noch glaube ich ihn zu ſehn; vom Lichte der Glutpfanne erleuchtet; ſeine Arme über dem Altare ausgeſtreckt. Ich ſchaue ſeine Au-

gen, seinen Mund, sehe ihn vorellen; höre sein Geschrey; es erweckt mich; die Leinwand faltet sich wieder, und die Höhle verschwindet...

Grimm.

Das ist Fragonards Gemählde; das ist, ganz mit seiner Wirkung.

Diderot.

Wirklich?

Grimm.

Derselbe Tempel, dieselbe Anordnung, dieselben Personen, dieselbe Handlung, dieselben Charaktere, dasselbe allgemeine Interesse, dieselben Eigenschaften, dieselben Fehler. In der Höhle haben Sie nichts als die Schattenbilder der Wesen gesehen; und Fragonard hätte auf seiner Leinwand Ihnen auch nichts weiter, als die Schattenbilder davon gezeigt. Es ist ein schöner Traum, den Sie geträumt, ein schöner Traum, den er gemahlt. Wenn man sein Gemählde für einen Augenblick aus dem Gesichte verliert; so fürchtet man immer,

seine

seine Leinwand möchte sich wieder, wie die Ihrige, zusammenfalten, und diese anziehenden und erhabenen Phantome, womit er sie angefüllt, wie die der Nacht, verschwinden. Hätten Sie sein Gemählde gesehen; Sie wären von demselben Zauber des Lichts und der Art getroffen worden, auf die sich die Finsternisse mit ihm verschmelzten, und von dem Traurigen, das diese Mischung in alle Puncte seiner Compositien brachte; Sie hätten dasselbe Erbarmen, dasselbe Schrecken erfahren; Sie hätten die Masse dieses, anfangs starken Lichts, mit einer überraschenden Schnelligkeit und Kunst abnehmen gesehen; Sie hätten jeden Widerhall aufs vollkommenste zwischen den Figuren spielen gehört. Dieser Greis, dessen durchdringendes Geschrey Sie erweckte, war an den nämlichen Orte, und so wie Sie ihn gesehen; und die beyden Weiber, und das junge Kind, alle gekleidet, erleuchtet, erschrocken, wie Sie es erzählt. Es sind dieselben betagten Priester, mit ihrer breiten, großen und mahlerischen

Kopfgewandung, dieſelben Acolyten mit ihrer weißen und prieſterlichen Kleidung; genau auf ſeiner Leinwand, wie auf der Ihrigen, vertheilt. Derjenige, den Sie ſo ſchön gefunden haben, war ſchön im Gemählde, wie in Ihrem Traume; empfing vom Rücken zu das Liche; barg folglich alle ſeine vordern Theile in der Halbtinte oder dem Schatten; eine mahleriſche Wirkung, die leichter ſich träumen, als hervorbringen läßt; und die dem Abgebildeten weder ſeinen Adel noch ſeinen Ausdruck geraubt hatten.

D i d e r o t.

Was Sie mir ſagen, ſollte mich faſt vermuthen laſſen, daß ich, da ich doch bey Tage nicht daran glaube, des Nachts mit den Geiſtern in einer geheimen Gemeinſchaft ſtände. Aber der ſchreckliche Augenblick meines Traums; derjenige, in dem der Opferer den Dolch ſich in die Bruſt ſtößt, iſt alſo der, den Fragonard ſich gewählt hat?

Grimm.

Allerdings! Nur haben wir in dem Gemählde bemerkt, daß das Gewand des Oberprieſters ein wenig zu ſehr weiblichen Gewändern ähnlich ſah.

Diderot.

Warten Sie! Das wäre ja, wie in meinem Traume.

Grimm.

Daß dieſe jungen Acolyten, ſo edel, ſo allerliebſt ſie erſchienen, von einem unbeſtimmten Geſchlechte, eine Art von Hermaphroditen waren?

Diderot.

Auch das iſt, wie in meinem Traume.

Grimm.

Daß das wohlhingeſunkene, wohl niedergeſtürzte Schlachtopfer, vielleicht ein wenig zu eng, nach unten zu, durch ſeine Kleidung gedrückt war.

Diderot.

Auch ich habe es in meinem Traume bemerkt; ich rechnete es ihm aber als Verdienst an: Anstand selbst in diesem Augenblicke beobachten zu wollen.

Grimm.

Daß sein Kopf schwach von Farbe, von wenigem Ausdruck, ohne Tinten, ohne Uebergänge, mehr ein Kopf einer weiblichen Figur war, die schlummert, als einer die in Ohnmacht gesunken ist.

Diderot.

Ich habe sie mit diesen Fehlern geträumt.

Grimm.

Was die Frau betrifft, die das Kind auf ihrem Knie hielt: so haben wir sie meisterhaft gemahlt und bekleidet gefunden; und den gleichsam hineinschlüpfenden Lichtstrahl, der sie erhellte, bis zum Täuschunghervorbringen vollendet. Den Widerschein des Lichts auf der vor

dern Säule, von der äuſerſten Wahrheit; den Leuchter von der ſchönſten Form, das Gold treflich ausdrückend. Es bedurfte ſo kräftig gezeichneter Figuren, als Fragonards, wenn ſie ſich auf dieſem mit einer Goldfrange geſtickten rothen Teppiche erhalten ſollten. Die Häupter der Greiſe haben uns ein wenig Kinder der Laune zu ſeyn geſchienen, und bezeichneten ſehr gut das Erſtaunen und das Schrekken; die Geiſter waren ſehr wüthig, ſehr luſtig; und der ſchwarze Dunſt, den ſie mit ſich brachten, ziemlich verwehet, und auf die ganze Scene ein wunderbares Entſetzen verbreitend; die Schattenmaſſen auf die ſtärkſte und anziehendſte Weiſe den blendenden Glanz des Fleiſches erhebend; kurz, von einem ganz einzigen Intereſſe. Auf welche Seite man auch die Augen warf, begegnete man dem Schrecken; es war in allen Perſonen ſichtbar, es ſprang aus dem Oberprieſter hervor, ergoß ſich auf die beyden Genien, durch den dunkeln Dunſt, der ſie begleitete, durch den finſtern Schimmer,

der Kohlpfanne. Es war unmöglich, seine Seele einem so wiederhohlten Eindruck zu entziehen; es ging Einem, wie in Volksaufläufen, wo die Leidenschaft des großen Haufens uns ergreift, selbst ehe noch einmal, was ihn in Bewegung setzt, uns bekannt ist. Allein, die Furcht nicht gerechnet, es möchten, sobald nur ein Zeichen des Kreutzes gemacht würde, alle diese schönen Bilder verschwinden; giebt es Richter von einem strengen Geschmack, die in der ganzen Composition ein gewisses, ich weiß nicht recht; aber ... Theatralisches gefunden, das ihnen mißfallen hat. Mögen Sie sagen, was sie wollen; glauben Sie nur, daß Sie einen schönen Traum geträumt, und Fragonard ein schönes Gemählde gemacht hat. Er besitzt jede Magie, jede Erkenntniß, jede mahlerische Zurüstung. Das Idealische dieses Künstlers ist erhaben, nichts fehlt ihm, als eine wahrere Farbe, und eine technischere Vollkommenheit, welche Zeit und Erfahrung ihm erwerben werden können.

Bis jetzt, mein lieber Philoseph, habe ich Sie reden lassen, und selber geredt, wie es Ihnen gefallen hat. Sie haben wohl daran gethan, bey diesem Gemählde von Fragonard still zu stehen, das vermählich die Aufmerksamkeit des Publicums, weniger noch durch sein eigenes Verdienst als vielleicht durch das Bedürfniß auf sich geheftet hat, welches wir fühlen, für Carle Vanloo und Deshays einen Nachfolger aufzufinden. Wenn man an diese Schaar junger aus Rom zurückgekommener und von der Academie genehmigter junger Künstler denkt, die doch nicht die geringste Hoffnung von sich blicken lassen; so kann man für die Ehre der französischen, so schon ziemlich verrufenen Schule, nicht viel Gutes sich weissagen. Wir haben nur einen einzigen Fragonard, der [illegible]as verspreche, gegen diesen Haufen der Briard, Brenet, Lepicie, Amand, Taraval, die sicherlich nie etwas schaffen werden. Ich bin weit entfernt, das Gemählde von Fragonard ohne

Verdienst zu halten; wir müssen aber den nächsten Salon abwarten, um zu werden, was aus diesem Künstler werden wird. Nicht das erstemal wärs, daß wir einen kürzlich aus Rom angekommenen, und seinen Kopf mit den Reichthümern Italiens vollgepfropft habenden Jüngling, ziemlich glänzend, anfangen, nachher aber von Salon zu Salon schwächer werden, und endlich erlöschen gesehn. Was mir einige Zweifel über Fragonards Genie erweckt, ist: daß, wenn ich die Wirkung seines Gemähldes mit dem Pathetischen seines Gegenstandes vergleiche, ich nicht finde, daß er dieses ganz erreicht. Ist das Schlachtopfer Ihnen mehr eingeschlafen, als in Ohnmacht gesunken vorgekommen: so hat mir der Opferer kalt und charakterlos geschienen; sein Geschlecht ist eben so unbestimmt, als das der Acolyten; man weiß nicht, ob er ein Mann oder ein Weib ist; und der Fehler davon liegt nicht bloß in seiner Bekleidung, sondern an seinem Kopfe und an seinem ganzen Leibe. Sie ha-

ben auf eine sehr scharfsinnige Weise dieses, ich weiß nicht was, bemerkt, das allen diesen Figuren vielmehr ein Aussehen von Phantomen und Gespenstern, als von wahren Personen giebt: denn am Ende haben Sie doch diesen artigen Traum, den Sie mir eben erzählt, im Salon bey Betrachtung des Gemähldes von Fragonard geträumt; und meistentheils, erinnere ich mich recht, hatte ich das Vergnügen, Ihnen zur Seite zu stehen, und Sie ganz laut träumen zu hören. Seyn Sie nur gewiß, daß Ihr Traum schöner ist, als sein Gemählde, und daß wir nichts wagen, wenn wir bis zum nächsten Salon warten, über diesen Künstler zu entscheiden.

Uebrigens ist ein Echo ein zurückprallender Ton; ein Lichtecho ein zurückgeworfenes Licht. Ein Licht folglich, das stark auf einen Körper fällt, von dem es auf einen anderen zurückstrahlt, der lebendig genug davon erleuchtet wird, um es wieder auf einen dritten und von diesem dritten auf einen vierten zu

rückſtrahlen, u. ſ. w., bildet an dieſen verſchiedenen Gegenſtänden Echo's; gleichwie ein Schall, der von Berg zu Berg wiederhallet. Dieſer Ausdruck iſt techniſch, und in dieſem Sinne brauchen ihn die Künſtler.

Eine Landſchaft.

Ein Gemählde, von zwey und zwanzig Zoll, auf achtzehn.

Man ſieht einen aufrechtſtehenden Hirten, auf einer kleinen Anhöhe. Er ſpielt die Flöte; ſich zur Seite hat er ſeinen Hund, nebſt einer Bäuerinn, die ihm horcht. Auf derſelben Seite ein Feld; auf der andern, Felſen und Bäume. Die Felſen ſind ſchön, der Hirt wohl erleuchtet, und von guter Wirkung; das Weib ſchwach und flau; der Himmel ſchlecht.

Die genutzte Abwesenheit der Aeltern.

Rechts, auf Streh ein Ranzen, mit einer Schießtasche; zur Seite eine kleine Trommel. Mehr nach dem Hintergrunde zu, eine hölzerne Wanne, mit nasser und gerungener Wäsche, die oben drauf geworfen ist; tiefer in der Vertiefung der Mauer, eine Urne von Steinzeug, mit einem Kochtopfe. Ferner, die Thüre der Hütte, aus welcher ein gelbgehaarter Hund herauskömmt, von dem man nur den Kopf und ein wenig von den Oberläufen sieht; den übrigen Theil desselben verdeckt ein anderer weißgehaarter Hund, mit einem Scheilenbande um den Hals. Dieser tritt hervor; er legt seine Schnautze auf eine Art von Tonne oder großem Kübel, der einen Tisch bildet; auf diesem denken Sie sich ein Eckchen von Tischtuch, und einen grün überfirnißten irdenen Teller mit einigen Früchten.

Auf der einen Seite des Tiſches, nach dem Grunde zu, und zur Rechten hin, ſieht man ein junges Mädchen, mit voll uns zugekehrtem Geſichte ſitzen; mit der einen Hand die Früchte berührend, mit der andern den Rücken des gelben Hundes ſtreichelnd. Hinten und zur Seite dieſes kleinen Mädchens, winkt ein ein wenig älterer Knabe mit der Hand, zu einem ſeiner Brüder redend, welcher auf der Erde beym Feuerheerde ſitzt; die andere Hand dieſes Knabens, iſt auf die kleine Schweſter und den gelben Hund gelegt: auch ſein Kopf und ſein Leib treten ein wenig vorwärts heraus.

An der andern Seite der Tafel, vor der Eſſe, die ganz und am linken Winkel des Gemähldes befindlich iſt, und die man nur am Leuchten des Feuers erkennt, ſitzt ein erwachſener Bruder auf der Erde, lehnt ſeine eine Hand auf den Tiſch, und hält mit der andern den Stiel einer kleinen Pfanne. Dieſer iſts, mit dem ſein jüngerer Bruder redt, indem er ihm winkt.

Nach dem Hintergrunde, völlig im Schatten, wird man einen anderen schon etwas älteren Knaben gewahr, der die älteste Schwester dieser sämmtlichen Bübchen umarmt hält, und sie lebhaft drückt; sie scheint sich nach besten Vermögen zu wehren.

Alle diese Kinder haben ein mit ihrer ältesten Schwester gemeinschaftliches Familienaussehen, und ich erachte, daß, wenn diese Hütte nicht die Hütte eines Guebern ist, der etwas große Knabe ein junger Nachbar seyn muß, der den Augenblick der Abwesenheit des Vaters und der Mutter ergreift, um zu kommen, ein wenig mit seiner jungen Nachbarin zu schäkern.

Zur linken, unterhalb der Esse, in der Vertiefung der Mauer, sieht man Töpfe, Flaschen und anderes Hausgeräth.

Dieß Bild ist hübsch erdacht. Wirkung und Farbe ist darauf. Man sieht nicht recht, wo das Licht herkömmt; bis auf diesen Mangel, ist das Gemählde pikant; minder gleich-

wohl, als des Künſtlers Callirhoe. Es ſcheint außer der Leinwand hergenommen zu ſeyn, und von der Rechten zur Linken zu fallen. Die Hälfte der Hand des Kindes mit der Pfanne, die, mit der es ſich auf den Tiſch ſtützt, ſieht man gern, wegen ihres Theiles in Halbtinte und ihrer Beleuchtung.

Die Bildhauer.

Ich liebe die Schwärmer, (les Fanatiques) nicht zwar die, die uns eine abgeſchmackte Glaubensformel darreichen, und den Dolch uns auf die Bruſt ſetzend, zurufen: unterſchreib oder ſtirb! wohl aber die, die ſtark von irgend einer beſonderen und unſchuldigen Liebhaberey ergriffen, nichts Anderes ſehen, was mit ihr zu vergleichen wär; ſie aus allen ihren Kräften vertheidigen; in ihren Häuſern, auf den Straßen, nicht mit eingelegter Lanze,

ſondern mit eingelegtem Syllogiſm, wer ihnen nur begegnet herausfodern: entweder ſich für albern zu erklären, oder den Vorzug der Dulcinee Jener über alle Geſchöpfe der Welt, anzuerkennen. Dieſe Schwärmer beluſtigen; ſie unterhalten mich, ſetzen mich bisweilen in Verwunderung. Sind Sie von ungefähr auf die Wahrheit getroffen, ſo drücken Sie ſie mit einer Kraft aus, die Alles durchbricht und umſtürzt. In ihrer Paraderie häufen ſie Bilder auf Bilder, rufen alle Gewalten der Beredtſamkeit, figürliche Redensarten, kühne Vergleichungen, Umkehrungen, Bewegungen zu Hülfe; wenden ſich an die Empfindung, an die Einbildungskraft, faſſen die Seele und ihre Fühlbarkeit von jeder Seite; und dadurch geben immer ihre Anſtrengungen ein ſchönes Schauſpiel ab. Zu ſolchen gehört Jean Jacques Rouſſeau, wenn er bitter gegen die Wiſſenſchaften eifert, mit denen er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigt hat; gegen die Philoſophie, zu der er ſich bekennt; gegen die

Gesellschaft unserer verderbten Städte, in deren Mitte er gleichwohl zu wohnen brennt; und in denen unbekannt, verkannt, vergessen zu seyn, ihn in Verzweiflung setzen würde. Immerhin schließe er das Fenster seiner Eremitage, das sich nach Paris zu wendet; Paris bleibt doch der einzige Ort der Welt, auf den er blickt; mitten in seinem Walde, ist er nicht in dem Walde; er ist in Paris. Ein solcher ist Winkelmann *), wenn er die Werke der alten Künst-

---

*) Wir wollen den Philosophen einen Augenblick unterbrechen, um ein Wort von diesem liebenswürdigen Schwärmer, Winkelmann, zu sagen. Ich weiß nicht, wer der Stümper ist, der seine, eben in zwey großen Octavbänden erschienene Geschichte der Kunst bey den Alten, übersetzt hat. Es ist ein Mann, der nicht französisch versteht, der, wie ich glaube, nicht Deutsch, sicherlich aber das Buch nicht verstehe, das er zu übersetzen gewagt hat. Kaum sind die gewöhnlichsten Ausdrücke der Kunst ihm bekannt; er vermengt, z. E. auf jeder Seite, Naturel und Nature. Man muß dieses vortrefliche Werk deutsch lesen, wo möglich: es ist voll von Wärme Enthusiasmus, Geschmack, großen und tiefen Einsichten Winkelmann, es ist wahr, behandelt die Unwissenden

Künſtler, mit den Werken der Neuern verglei-
che. Was ſieht er nicht Alles in dem Stummel von Menſchen, den man den Torſo nennt? Die Muskeln, welche auf der Bruſt davon ſchwellen, ſind nichts geringeres, als das Wogen der Meereswellen; ſeine breiten gekrümmten Schultern, ein großes, hohles, undurchdringliches Gewölbe, das durch die Laſten, womit man es beladt, vielmehr ſtärker wird, als ihnen unterliegt. Und ſeine Nerven? Die Seile der alten Balliſten, welche Felſenſtücke in unermeßliche Fernen hin ſchleuderten, ſind in Vergleichung mit jenen nichts, als Spinnewebefaden. Fragen Sie dieſen liebenswürdigen Schwärmer, auf welche Weiſe Glycon, Phidias und die Andern, dazu gelangt ſind, ſo ſchöne und ſo vollkommne Werke zu ſchaf-

---

hart; es geſchieht aber, weil er äußerſt Jeden verachtet, der nicht ſein Leben in dieſem Studio zugebracht. Die franzöſiſche Ueberſetzung iſt zu weiter nichts gut, als ins Feuer geworfen zu werden. Und dann kommen und mäkeln Sie mir, mein Herr Philoſoph!

sen? Er wird Ihnen antworten: durch die Empfindung der Freyheit, die die Seele erhebt, und ihr große Dinge eingiebt; durch die Belohnungen der Nation, die öffentliche Achtung, den Anblick, das Studium, die beständige Nachahmung der schönen Natur; durch die Ehrerbietung vor der Nachkommenschaft, den Rausch der Unsterblichkeit, die unabläßige Arbeit, den glücklichen Einfluß der Sitten, des Clima's, und das Genie. Ohnder Zweifel giebt's in dieser Antwort keinen Punct, den man ihm streitig machen könnte; thun Sie aber eine zweyte Frage an ihn, und erkundigen sich: ob es besser sey, die Antike oder die Natur zu studiren, ohne deren Kenntniß, Studium und Geschmack daran, die alten Künstler mit allen den besonderen Vortheilen, mit denen sie begünstigt waren, uns doch nur mittelmäßige Werke hinterlassen haben würden? Die Antike! wird er, ohne Anstand zu nehmen, Ihnen antworten, die Antike! und, siehe da, plötzlich haben wir unsern so geistvollen, war-

men und geſchmackreichen Mann, Nachts, fein mitten in Toboſo! Wer die Antike für die Natur verſchmäht, läuft Gefahr, nie anders als klein, ſchwach und elend von Zeichnung, von Charakter, von Gewandung und Ausdruck zu ſeyn; wer die Natur für die Antike vernachläßigt, wird Gefahr laufen, kalt, ohne Leben, ohne irgend eine jener verborgenen und geheimen Wahrheiten zu ſeyn, die man nur in der Natur ſelbſt erblickt. Mir kömmt es vor: man müſſe die Antike ſtudiren, um die Natur ſehen zu lernen.

Die neueren Künſtler haben ſich gegen das Studium der Antike empört, weil ſie ihnen durch die Liebhaber gepredigt worden iſt; und die neueren Litteratoren ſind die Vertheidiger des Studiums der Antike geweſen, weil Philoſophen ſie angriffen.

Es deucht mich, mein Freund, als hielten die Bildhauer noch feſter an der Antike, wie die Mahler. Sollte das daher kommen, daß die Alten uns einige ſchöne Statuen hinter-

laſſen haben, dahingegen ihre Gemählde uns nur durch die Beſchreibung und das Zeugniß von Schriftſtellern bekannt ſind? Es iſt aber ein großer Unterſchied, zwiſchen Plinius auch ſchönſter Zeile, und dem Gladiator des Agaſias.

Noch dünkt mich, es ſey ſchwerer, über die Bildhauerey, als über die Mahlerey zu urtheilen; und dieſe meine Meinung, wenn ich darin Recht habe, muß mir deſto mehr Vorſicht einflößen. Beynahe nur ein Mann der Kunſt, kann ein ſehr ſchönes Werk der Bildhauerey von einem gemeinen unterſcheiden. Ohne Zweifel wird der ſterbende Fechter Sie rühren, Sie bewegen, vielleicht gar ſo ſtark auf Sie wirken, daß Sie ſich weder davon trennen, noch Ihre Blicke auf ihm ruhen laſſen können; ſollten Sie unterdeß zwiſchen der Statue und dieſem Gladiator zu wählen haben, deſſen Handlung ſicher ein ſchöne und wahre, gleichwohl aber nicht gemacht iſt, unmittelbar an Ihre Seele zu reden, ſo würden

Sie, zögen Sie erstere dieser vor, Pigal und Falconet lachen machen. Eine große allein dastehende und ganz weiße Figur, ist Etwas so Einfaches! Man findet dabey so wenig von dem Gegebenen (données), was die Vergleichung des Kunstwerks mit dem Werke der Natur erleichtern könnte! Die Mahlerey rufe von hundert Seiten her mir Das zurück, was ich sehe, was ich gesehen habe; nicht also die Bildhauerey. Ich kaufe mir vielleicht ein Gemählde nach meinem Geschmack, auf mein Urtheil; gilt's aber eine Statue, so werde ich vorher des Künstlers Meinung einhohlen.

Du hältst also, höre ich Sie sagen, die Bildhauerey für schwerer als die Mahlerey? Ich sage das nicht; Urtheilen und Ausführen sind zweyerley. Da steht der Marmorblock, die Figur liegt darin, sie muß daraus hervor gearbeitet werden. Da ist die Leinwand; sie ist eben, auf der Fläche soll man erschaffen. Das Bild muß hervortreten, hervorschreiten,

eine ſolche Rundung gewinnen, daß ich drum herum gehen kann; ich ſelbſt, wenn es eine Statue, mein Auge, wenn es ein Gemählde iſt. Iſt es aber eine Statue, ſo muß ſie Leben haben, ohne daß doch der Künſtler irgend ein einziges der Mittel beſitze, die auf dem Palett liegen, das Leben mitzutheilen... Aber, ſagen Sie, es iſt ſo leicht, dieſe Hülfsmittel anzuwenden. Der Bildhauer hat Alles, wenn er den Ausdruck, die Zeichnung, und einen leichten Meißel beſitzt; mit dieſen Mitteln kann er glücklich eine nackte Figur verſuchen. Die Mahlerey erfodert noch ein Mehreres. Was die bey zuſammengeſetzten Gegenſtänden zu überwindenden Schwierigkeiten betrifft, ſo dünkts mich, ſie ſind in noch ſtärkerer Zahl für den Mahler, als für den Bildhauer da. Die Kunſt zu gruppiren iſt dieſelbe, die Kunſt zu drappiren dieſelbe; allein das Helldunkel, allein die Anordnung, allein der Ort der Scene, allein die Himmel, allein die Bäume, allein die Gewäſſer, allein alles Hinzukommende,

allein die Gründe, allein die Farbe und ihre ſämmtlichen Accidenzien? — Sed noſtrum non eſt, tantas componere lites. Die Bildhauerey iſt für die Blinden und für die Sehenden gemacht; die Mahlerey wendet ſich allein nur an das Auge. Dafür hat erſtere ſicher weniger Gegenſtände als die letztere; man mahlt, was man will; die ſtrenge, ernſte und keuſche Bildhauerey wählt. Sie ſpielt bisweilen um eine Urne oder Vaſe, ſelbſt in den größten und pathetiſchſten Compoſitionen. Man ſieht in halb erhobener Arbeit (Bas-relief) ſchäkernde Kinder um ein Gefäß herum, das Menſchenblut empfangen wird; aber ſie ſpielt ſelbſt mit einer Art von Würde; ſie iſt ernſthaft, auch wenn ſie ſcherzt. Sie übertreibt ohnſtreitig; vielleicht ſogar ſchickt ſich die Uebertreibung für ſie beſſer, als für die Mahlerey. Der Mahler und der Bildhauer ſind ein Paar Dichter, dieſer aber überlädt nie. Die Bildhauerey leidet weder das Poſſenhafte, (Bouffon) noch Poſſierliche, (Burlesque) noch

das Scherzhafte; selten sogar das Comische: der Marmor lacht nicht. Gleichwohl berauscht sie sich mit den Faunen und Sylvanen; es steht ihr recht gut, wenn sie die Satyrn den alten Silen auf sein Thier wieder setzen, oder die taumelnden Schritte seines Schülers unterstützen hilft. Sie ist wollüstig, aber reißt nie Zoten; sie behält noch, selbst in der Wollust, ein gewisses Ausgesuchtes, Seltenes, Erlesenes, welches mir andeutet, ihre Arbeit sey langwierig, schwer, schwierig, und wenn der Pinsel Erlaubniß hat, auf die Leinwand einen tändelnden Gedanken hinzuwerfen, den man in einem Augenblicke erschaffen, und mit einem Hauch wieder auslöschen kann, es sich nicht also mit dem Meißel verhalte, der, da er den Gedanken des Künstlers, auf eine harte, widerspenstige und ewig dauernde Materie heftet, eine überdachte, originelle und nicht gemeine Wahl getroffen haben muß. Das Reißbley schon ist freyer in Absicht auf Sitten, als der Pinsel, und der Pinsel wieder freyer, als der

Meißel. Die Bildhauerey ſetzt einen noch hartnäckigern und tiefern Enthuſiasmus, mehr von jener ſtarken und anſcheinend ruhigen Ader, mehr von jenem verhaltenen und geheimen, innerlich lodernden Feuer voraus: es iſt eine heftige, aber ſtillſchweigende und verborgene Muſe.

Leidet die Bildhauerey keine gemeine Idee, ſo verträgt ſie eben ſo wenig eine mittelmäßige Ausführung. Eine leichte Incorrection in der Zeichnung, auf die man in einem Gemählde nicht der Mühe werth halten würde, zu achten, iſt an einer Statue unverzeihlich. Michel Angelo wußte das wohl; da wo er verzweifelte, vollkommen und correct zu ſeyn, hat er lieber den Marmor roh laſſen wollen.... Aber, werden Sie ſagen, eben das beweiſt: daß, da die Bildhauerey weniger zu thun hat, als die Mahlerey, man auch in noch genauerem Maaße das von ihr fodert, was man ein Recht hat, von ihr zu erwarten.... Ich habe mir das gedacht, wie Sie.

Von einigen Fragen, die ich über die Bildhauerey an mich gethan, iſt die erſte dieſe: warum iſt gleichwohl die keuſche Bildhauerey weniger bedenklich, als die Mahlerey? warum zeigt ſie uns öfter und unverhohlener die Nacktheit der Geſchlechter?

Ich glaube, es kömmt daher, weil Sie am Ende weniger als die Mahlerey Aehnlichkeit darreicht. Daher, weil die Materie, die ſie anwendet, ſo kalt, ſo ſtörrig, ſo undurchdringlich iſt! Vornämlich daher aber, weil die Hauptſchwierigkeit ihrer Nachahmung in dem Geheimniſſe beſteht, dieſe harte und kalte Materie zu ſchmeidigen, ſanftes und weiches Fleiſch daraus zu bilden, die Umriſſe der Glieder des menſchlichen Körpers auszudrücken; warm, und mit Wahrheit ſeine Adern, ſeine Muskeln, ſeine Gelenke, ſeine hervorſtechenden und eingedrückten Theile, ſeine Biegungen, ſeine Höhlungen darzuſtellen; da ein Stückchen Gewandung ganze Monate Studium und Arbeit erfordert. Daher, weil vielleicht ihre Sitten,

obgleich wilder, dennoch unſchuldiger und beſſer als die Sitten der Mahlerey ſind, und ſie minder an den jetzigen Augenblick, als an die Zeiten der Zukunft denkt. Die Menſchen ſind nicht immer bekleidet geweſen; wer weiß, ob ſie es ſtets bleiben werden?

Meine zweyte Frage iſt: warum hat ſowohl die alte als die neue Bildhauerey den Weibern dieſen Schleyer abgenommen, welche die Schaamhaftigkeit der Natur und des mannbarwerdenden Alters, auf die Geſchlechtstheile werfen, indeß ſie dieſe Bedeckung Männern gelaſſen hat?

Ich will verſuchen, meine Antworten zu häufen, damit eine durch die andere mit durchlaufe. Die Reinlichkeit, das monatliche Uebelbefinden, die Wärme des Clima's, das leicht babhaft zu werdende Vergnügen; die wollüſtige Neugierde; die eingeführte Sitte der Freudenmädchen, wie in Athen und in Rom der Fall war, ſich zu Modellen brauchen zu laſſen: dies alles ſind Gründe, die ſich gleich anfangs jedem Sehenden darbieten; und ich halte ſie

für gute Gründe. Ganz natürlich drückt man das nicht aus, was man in ſeinem Modelle nicht findet; vielleicht aber laſſen ſich bey der Kunſt noch tiefere Gründe ausſpüren. Sie wird Sie vielleicht auf die Schönheit dieſes Umriſſes, auf den Reiz dieſer geſchlängelten Linie, dieſer langen, ſanften und leichten Vertiefung aufmerkſam machen, die von dem Ende der einen dieſer Dünnungen bis zur andern ſich ſenkt, und abwechſelnd erhebt, bis ſie das Aeußerſte der andern wieder erreicht hat. Sie wird Sie fühlen machen: der Weg dieſer unendlich angenehmen Linie würde in ihrem Laufe durch eine dazwiſchen liegende Flocke (touffe) unterbrochen werden; ... dieſe Flocke, vereinzelt, verſchmelze ſich mit Nichts, und bilde in dem Gemählde eines Weibes einen Fleck, ſtatt daß an dem Manne, dieſe Art natürlicher Bekleidung, von ziemlich dicken Schatten bereits an ſeinen Brüſten, nach den Seiten und der Wölbung des Unterleibes zu, freylich etwas heller wird, gleichwohl aber noch immer, obſchon

dünner, darauf vorhanden ist; und so, ohne Unterbrechung, sich selbst gedrängter, erhöhter, buschichter, um die natürlichen Theile herum, wiederfindet. Sie wird Ihnen diese natürlichen Theile des Mannes, wenn sie von jenem Schatten entblößt wären, als einen schmächtigen Darm, als einen Wurm von mißfälliger Gestalt zeigen.

Die dritte: warum haben die Alten ihre Figuren niemals anders als mit benetzten Gewändern drappirt?

Darum: weil, welche Mühe man sich auch gebe, auf Marmor einen Stoff zu charakterisiren, es einem doch nie anders als unvollkommen gelingt; weil ein dicker und grober Stoff uns das Nackte entzieht, welches die Bildhauerey noch mehr als die Mahlerey anzudeuten gelüstet und weil, wie wahr auch ihre Falten seyn mögen, demungeachtet, ich weiß nicht was für ein Schwerfälliges an ihr haftet, das, wenn es sich zu dem gesellt, was schon die Natur des Steins hervorbringt, auf das Ganze etwas Felsenhaftes werfen wird.

Die vierte; warum iſt am Laocoon das verkürzte Bein länger als das andere?

Deswegen: weil ohne dieſe kühne Incorrection der Zeichnung die Figur dem Auge mißfallen haben würde; deswegen weil es Naturwirkungen giebt, die man entweder verdecken, oder vernachläßigen muß. Ich will darüber ein ſehr gewöhnliches und ſehr einfaches Beyſpiel anführen, bey dem ich den größten Künſtler auffodere, nicht, entweder gegen die Wahrheit, oder gegen die Grazie, zu verſtoßen. Denken wir uns ein nacktes, auf einer ſteinernen Bank ſitzendes Frauenzimmer: ſicher wird ihre natürliche Leibesſchwere, ſelbſt wenn ihr Fleiſch noch ſo feſt wäre, ihr ſtark gegen den Stein, auf dem ſie ruht, gedrücktes Geſäß ſeitwärts unangenehm anſchwellen und nach hinten zu, den allerabgeſchmackteſten Saum (impertinent bourlet) bilden, den man ſich nur vorſtellen kann. Und wird die Kante der Bank nicht unten an ihren Schenkeln einen ſehr tiefen und ſehr garſtigen Einſchnitt hervorbringen? Was

denn alſo thun? Hier iſt keine Wahl weiter: es muß entweder über dieſe Wirkung ein Auge zugedrückt und angenommen werden: ein Frauenzimmer habe ein Geſäß ſo feſt als der Stein ſelbſt, und die Elaſticität ihres Fleiſches könne nicht von der Schwere ihres Körpers überwunden werden, — was doch nicht wahr iſt, — oder man muß auch um ihre Figur irgend eine Drapperie werfen, die freylich die unangenehme Wirkung, aber auch den ſchönſten Theil ihres Körpers dem Zuſchauer entzieht.

Die fünfte: was würde das ſchönſte und wahrſte Colorit, das die Mahlerey nur beſitzt, auf einer Statue für eine Wirkung thun?

Eine ſchlechte! meine ich. Erſt könnte es um dieſe Statue nur einen einzigen Punct geben, in dem dieß Colorit wahr wäre; zweytens, iſt nichts ſo mißfällig, als der Contraſt des Wahren, dem Falſchen an die Seite geſtellt, und nie wird die Wahrheit der Farbe,

der Wahrheit der Sache ſelbſt entſprechen *). Die Sache iſt, die allein, vereinzelt, ſtehende, dichte, ſich zu bewegen bereite Statue. Es iſt hier gerade der Fall wie mit dem ſchönen Ungriſchen Point Roslins auf einer hölzernen Hand; ſeinem ſo ſchönen, ſo wahren Atlas, auf einer Mannequinfigur. Graben Sie einer Statue eine Augenwölbung aus, und füllen dieſe mit einem Auge von Email oder von

*) In allen Künſten iſt die Einheit der Nachahmung Etwas eben ſo Weſentliches, als die Einheit der Handlung; und zwey Arten von Nachahmung der Natur vermengen, oder zuſammenkuppeln, etwas Barbariſches, das von einem abſcheulichen Geſchmacke zeugt. Dieß iſt ein Grundſatz, welchen die Alten aus Inſtinkt in Ehren hielten, den ich aber nie in einer Poetik geleſen habe, ob er gleich ein weſentliches und Grundprincip iſt. Nehmt Ihr Euch vor, die Natur in halb- oder runderhobener Manier (en relief ou en ronde bosse) vermittelſt des Marmors nachzuahmen; ſo müßt Ihr ſie nicht durch die Farbe nachahmen; ahmt Ihr ſie durch die Farbe nach, ſo müßt Ihr die Geſtalt nicht wirklich hervortreten laſſen. Singen Eure Perſonen, ſo müſſen ſie nicht tanzen; tanzen ſie, ſo müſſen ſie nicht ſingen. Eben ſo iſt es barbariſch ſie abwech-

von gefärbtem Steine; Sie werden den Anblick nicht aushalten können: das wußten die Alten wohl. Man sieht sogar an ihren meisten Büsten, daß sie lieber die Augenwölbung schlicht und dicht lassen, als den Regenbogen

---

feind tanzen und singen zu lassen *). Mein lieber Philosoph, ein andermal werde ich auch Ihre fünf Fragen beantworten.

*) Anm. zur Anmerk. Machtspruch! ohne Beweis hingeworfen! und ein abgeschmackter! Wenn in einem der Hermannsbardiete, Herminone zugleich tanzt und singt, wie stets in der Natur that; wo läge das Barbarische? Wenn in einer Gluckschen Oper Hauptpersonen singen, und Nebenpersonen, Mädchen, bey einem gegebenen Feste tanzen; wo läge das Barbarische? ... In Absicht des Grundsatzes, in so fern er nur auf nicht zu bemahlende Statuen und nicht wirklich hervortreten dürfendes Gemählde angewandt wird, hat es allerdings seine Richtigkeit. Aber ein anderes ist: Nachahmung der Natur in den physischen Accidenzien verschiedner Gattung (Ausdehnung und Farbe); ein anderes Nachahmung der menschlichen Handlungen verschiedener Gattungen. Eben so gut ließe sich aus jenem Grundsatze folgern die Schaubühne dürfe ihre Spieler auch nicht zugleich redend und die zur Rede gehörigen Gebehrden machend zeigen. Anm. des Uebersetzers.

darauf einſchneiden, und den Stern andeuten mochten; daß ſie lieber uns bey ihren Statuen an Blinde denken ließen, als ſich dem entgegenſtehenden Nachtheile ausſetzten, ein ausgeſtochenes Auge zu zeigen. Und, mit Erlaubniß unſerer Neuern! die Alten ſcheinen mir über dieſen Punct von ſtrengerem Geſchmacke geweſen zu ſeyn, als der ihrige iſt.

Die Mahlerey wird eingetheilt: in die technische und die Idealiſche, und beyde zerfallen wieder in die Unterabtheilungen von Portrait-, Gattung- und Geſchichts-Mahlerey. Die Bildhauerkunſt verträgt ungefähr die nämlichen Eintheilungen; und wie es Frauenzimmer giebt, die Köpfe mahlen, würde ich es vielleicht nicht ſeltſam finden, bald einmal eines auch Büſten verfertigen zu ſehn. Der Marmor iſt, wie man weiß, nichts als die Copie des Thons (terre cuite); es hat Schriftſteller gegeben, die geglaubt, die Alten hätten anfangs gleich in Marmor gearbeitet; ich glaube aber, die Behaupter dieſer Meinung haben nicht genug darüber nachgedacht.

Eines Tages, als Falconet mir die Stücke der jungen Zöglinge in der Bildhauerkunst zeigte, die um den Preis gearbeitet, und mich über die Kraft in Ausdruck und Charakteren, in Größe und Adel dieser aus den Händen von jungen Leuten von neunzehn bis zwanzig Jahren hervorgegangenen Werke erstaunt sah: erwarten Sie sie zehn Jahre weiter hin, sagte er zu mir, und ich stehe Ihnen dafür, sie werden dann das Alles wieder verlernt haben. Die Ursache davon ist, daß der Bildhauer noch viel länger des Modells bedarf, als der Mahler, und daß, geschehe es nun aus Trägheit, oder aus Geiz, oder oder aus Armuth, sowohl jener als dieser, wenn er über die fünf und vierzig ist, nicht leicht eines wieder ruft. Ueberdem erheischt die Bildhauerey eine Einfachheit, eine Natürlichkeit, ein gewisses Bäurisches von Art, (rusticité de verve) das man selten über ein gewisses Alter hinaus behält. Eben darum schlagen auch gewöhnlich die Bildhauer schnel-

ler als die Mahler aus der Art, wofern nicht dieſes Bäuriſche ihnen angebohren iſt, und in ihrem Charakter liegt. Pigal iſt brummiſch, Falconet iſts noch mehr; beyde werden bis ans Ende ihres Lebens gut arbeiten. Stößt Ihnen je ein höflicher, ſanfter, manierirter, artiger Bildhauer auf; ſo ſagen Sie nur keck: er iſt und wird mittelmäßig bleiben.

Das Plagiat iſt eben ſo möglich in der Bildhauerey; aber ſelten bleibt es verborgen. Auch iſt es nicht ſo leicht auszuüben, und nicht ſo leicht zu verkleiden, als in der Mahlerey. Und hierauf zu unſeren Künſtlern!

Le Moine.

Dieſer Künſtler trifft wohl; (fait bien le Portrait) es iſt ſein einziges Verdienſt. Wenn er ein großes Werk (grande machine) verſucht, ſo fühlt man: ſein Kopf entſpricht nicht;

ſchlage er ſich an die Stirne wie er will; es iſt nichts darin. (il n'y à perſonne.) Seine Compoſition iſt ohne Größe, ohne Genie, ohne Ader, ohne Wirkung; ſeine Figuren ſind geſchmacklos, kalt, ſchwerfällig und manierirt: ſie ſind wie ſein Charakter, in dem nicht die geringſte Spur vom Manne der Natur zu finden iſt. Man ſehe ſein Monument von Bordeaux: nehmen Sie ihm das Ehrerbietungerweckende der Maſſe: was bleibt übrig? Halten Sie ſich ans Conterfey, mein Herr le Moine; geben ſich aber mit Denkmählern, beſonders Trauerdenkmählern nicht ab. Sehen Sie, ungern ſag' ichs Ihnen; aber Sie haben nicht einmal Einbildungskraft genug, eine Weinerinn gut auszuſtafiren (coiffer). Werfen Sie die Augen auf Deshays Mauſoleum; und Sie werden geſtehen: dieſe Muſe ſey Ihnen unbekannt.

Unter ſieben oder acht Büſten von le Moine giebt es nur zwey oder drey, die man anſehen kann; die der Gräfinn von Brion-

ne, die der Marquise von Gleon, und die unsers Freundes Garrick.

Ein schöner Kopf! mein Freund, der Kopf der Madame de Gleon! o wie schön! Er lebt, er interessirt, er lächelt melancholisch. Man geräth in Versuchung, still zu stehn, und sie zu fragen: für wen denn das Glück sey, wenn Sie nicht glücklich ist? Denn sie ist es nicht! Ich kenne sie nicht, diese liebreitzende Frau; ich habe nie von ihr reden hören, aber ich wette, sie leidet; wie Schade! Uebrigens, wenn sie nicht bewundernswürdig von Geist und Charakter ist, wie von Ausdruck und Gestalt; so lassen Sie uns auf immer dem Glauben an Physionomie Abschied geben, und auf den Rücken unserer Hand schreiben: fronti nulla fides.

Garricks Büste ist gut. Es ist nicht das Kind Garrick, das auf Straßen Possen treibe, das im Zimmer spielt, springt, hüpft, und sich umher kneipelt: es ist Roscius, der seinen Augen, seiner Stirne, seinen Wangen,

ſeinem Munde, jeder Geſichtsmuskel, oder vielmehr ſeiner Seele gebietet; Roscius, der die Leidenſchaften ergreift, welche er haben will, und nachher über ſeine ganze Perſon ſchaltet, wie ſie über Ihre Füße, vorwärts oder rückwärts damit zu gehen, über Ihre Hände, Etwas zu greifen oder loszulaſſen; — er iſt auf der Scene.

Die Frau Gräfinn Brionne.... Die Frau Gräfinn Brionne? Allein was wollen Sie, daß ich über ſie ſagen ſoll? Die Frau Gräfinn Brionne iſt noch nicht mehr, als eine hübſche Anlage. Die Grazien und das Leben wollen aufknoſpen; aber ſie ſind noch nicht da; ſie erwarten die Vollendung des Werks; und wenn wird es vollendet ſeyn? In Abſicht auf die Haare iſt der Marmor nur erſt aufgekratzt. Le Moine hat geglaubt: ſchwarze Kreide könne den Meißel erſetzen. Ey ja doch! es ginge wohl, aber es geht nicht! Und denn... dieſe Bruſt! ich habe deren eher eingedrückte (noyée) geſehen, genau wie die

de. Mein Herr le Moine! Mein Herr le Moine! Man muß den Marmor zu bearbeiten verstehen; und dieser störrige Stein läßt sich nicht durch die erste beste Hand kneten. Wenn Jemand vom Handwerk, z. E. Falconet, offenherzig seyn wollte, er würde Ihnen sagen, daß diese Augen kalt und trocken sind, daß, wenn man die Nasslöcher verstopft, man den Mund geöffnet bilden muß; sonst erstickt die Büste.— Er wird Ihnen über Ihre anderen modellirten Büsten sagen: daß sie behandelter, kühner, aber nicht genug vollendet sind. Und das müßten sie doch; denn die Natur ists, und Alles muß vollendet seyn, was in der Nähe gesehen werden soll.

Falconet.

Hier ein Mann, welcher Genie hat, und alle Arten der mit dem Genie vereinbaren, und

unvereinbaren Eigenschaften besitzt; obgleich man letztere auch bey Franz Verulam und bey Pierre Corneille *) angetroffen hat. Ich meine damit: er hat Feinheit, Geschmack, Geist, zarte Empfindung, Niedlichkeit und Anmuth die Fülle; er ist grob und höflich, gefällig und stier, gefühlvoll und hart; er knetet Thon und Marmor, er liest und denkt; er ist sanft und faustisch, ernsthaft und lustig; er ist Philosoph, so, daß er nichts glaubt, und wohl weiß, warum er nichts glaubt; er ist ein guter Vater, und sein Sohn hat von ihm weglaufen müssen; er war unsterblich in sein

*) Von Franz Verulam, weiß man: daß er einen großen Spitzbubenstreich beging, der sich mit dem Charakter eines solchen Philosophen warlich schlecht reimte; was Diderot aber von P. Corneille hier meint, weiß ich nicht; es müßte denn seyn: daß dieser Tragiker, der allen Stolz des römischen Hochsinns so glücklich oft nachzubilden verstand, dennoch in Schmeicheleyen gegen Große und Reiche der Erde höchst kriechend war; wovon z. E. eine Dedication zeugt, die ich in den ersten Capiteln meines Menschlichen Lebens beäugt habe. Anmerk. des Uebersetzers.

Mädchen verliebt, und hat ſie vor Gram unter die Erde gebracht, ſo, daß er traurig, finſter, melancholiſch geworden iſt, vor Schmerz darüber hat ſterben wollen, und, nachdem er ſie ſchon längſt verlohren, ſich noch nicht über ihren Verluſt zufrieden geben kann. Setzen Sie zu dem Allen noch hinzu: daß es keinen auf den Beyfall ſeiner Zeitgenoſſen eiferſüchtigeren, und gegen den der Nachwelt gleichgültigeren Mann giebt.“ Er treibt die Philoſophie hierüber bis auf einen unbegreiflichen Punct, und hat mir hundertmal geſagt: er würde nicht einen rothen Heller darum geben, der ſchönſten ſeiner Statuen eine ewige Dauer zu ſichern.

Pigal, der gute Pigal, den man in Rom das Laſtthier der Bildhauerkunſt (le mulet de la ſculpture) nannte, hat, durch hartnäckige Arbeit, die Natur bilden, und ſie warm, wahr, und ſtrenggenau bilden gelernt; er wird aber, weder Er, noch ſeyn Gevatter, der Abbé Gougenot, je zu Falconets

Idealiſchem gelangen. Falconet aber beſitzt bereits, was Pigaln die Arbeit in der Kunſt gab. (le faire de Pigal). Sicherlich werden Sie aus Pigal weder Falconets Pygmalion, noch Alexander, noch ſeine Freundſchaft herausbringen; ausgemacht aber iſts noch nicht, ob Dieſer nicht Pigals Mercur und Bürger ummachen könnte. Uebrigens ſind es zwey große Männer; und die, in funfzehn oder zwanzig Jahrhunderten, wenn man einſt aus den Trümmern der großen Stadt, einige Füße oder Köpfe herausgräbt, beweiſen werden: daß wir, in der Bildhauerey wenigſtens, keine Kinder waren. Als Pigal Falconets Pygmalion ſah, ſagte er: ich möchte ihn wohl gemacht haben. Als das Monument von Rheims im Roule *) ausgeſtellt ward, ſagte Falconet, der Pigaln nicht liebt, zu ihm, nachdem er ſeine

*) Der ehemalige Nahme eines Quartiers von Paris, wo Pigal wohnte. Anm. des Ueberſetzers.

Arbeit wohl betrachtet: „Mein Her Pigal, „ich bin Ihr Freund nicht, und ich glaube, „daß Sie mir das wohl einbringen. Ich ha„be Ihren Bürger geſehen. Meine Meinung „davon iſt: Etwas eben ſo Schönes läßt ſich „wohl machen, weil Sie ihn gemacht haben; „ich glaube aber nicht, die Kunſt ſey im Stan„de, eine Linie weiter zu gehen. Darum aber „bleibt doch Alles unter uns wie bisher.“

Die für eine Luſtpflanzung von im Winter blühendem Geſträuch beſtimmte, ſitzende Frauenzimmergeſtalt, iſt nach Aller, Großer, Kleiner, Gelehrter, Unwiſſender, Kenner, Nichtkenner Geſtändniß, ein Meiſterſtück ſchönes Charakters, ſchöner Stellung, und ſchöner Drapperie. Dieſe Drapperie iſt ein ganzes und einziges Stück Stoff, das die Arme, die Beine, den Leib, die Schultern, den Rücken, die ganze Geſtalt ergreift; und ſie, vorn, von der Seite, von hinten zu, auf eine eben ſo deut-

liche und vielleich pikantere Art, als ob ſie ganz nackt wäre, zeichnet, knetet, und zeigt. Dieſe Drapperie iſt nicht dick, ſie iſt auch nicht ein ganz leichter Schleyer: ſondern vielmehr von einem Mittelſtoffe, der ſich wunderwürdig mit der Leichtigkeit und der Bewegung der Figur verträgt. Das Geſicht davon iſt ſchön; die Blumen darauf, die ſie beſchützt, und dem bedrohenden Froſte zu entziehen ſucht, indem ſie einen Zipfel ihres Gewandes darüber ausbreitet, haben ein gewiſſes zartes, ſanftes Anziehendes an ſich. Sie beugt ſich ein wenig nieder, und unmöglich, läßt ſich ihre Handlung mit mehr Wahrheit und Anmuth ausgedrückt denken. Ich leſe meine Beſchreibung wieder über, und finde, ſie paßt genau auf die Figur. Diejenigen, die an Allem mäkeln mögen, (qui cherchent noiſe à tout,) dürften das Kinn daran ein wenig zu ſehr hervorſpringend finden.

Der heil. Ambroſius.

Ein Modell vier Fuß ſechs Zoll hoch.

Es ſtellt den brauſenden Biſchoff vor, der dem Theodoſius die Thore der Kirche zu verſchließen wagte; und dem ein gewiſſer weltlich geſinnter Fürſt, welcher zur Zeit des letzten Kriegs einige Luſt zeigte, mit den Prieſtern ein kleines Tänzchen zu halten, (de faire un tour dans la rue des Prêtres) und eine gewiſſe Fürſtinn, welche vor kurzem ihre Clerisey alle des unnützen Reichthumes entkleidet hat, der ſie hinderte ehrwürdig zu ſeyn, den Bart und die Ohren abſchneiden laſſen, und zu ihm geſagt haben würde: „Lernen Sie, „mein Herr Abbt, daß der Tempel Ihres Got„tes auf meinen Domainen liegt; und daß, „wenn mein Vorgänger Ihnen, aus Gnaden, „die drey Morgen Landes, die der Tempel ein„nimmt, eingeräumt hat, Ich ſie wiederneh-

„men, und Sie fortſchicken kann, Ihre Altä-
„re, und Ihren Fanatiem wo anders hin zu
„tragen. Dieſer Ort hier iſt das Haus des
„gemeinſchaftlichen Vaters der Menſchen, Gu-
„ter und Böſer; und Ich will hinein, wann,
„und wie es mir gefällt. Ich beichte Ihnen
„meine Sünden nicht; und werde nicht geru-
„hen, Sie zu Rathe zu ziehen; Sie ſind ein
„wenig zu unwiſſend, mein Thun zu richten.
„Mit welcher Stirn denn erfrechen Sie ſich
„eines Urtheils darüber?“ Allein der Pinſel
von Kaiſer ſprach nicht ſo; und der Biſchoff
wußte wohl, wen er vor ſich hatte. Er iſt
uns vom Bildhauer in dem Augenblicke ſeiner
übermüthigen Apoſtrophe gezeigt worden. Sein
Arm iſt ausgeſtreckt, auf ſeiner Stirne trotzen
Vorwurf und Strenge; er redt, ſein Kopf
iſt ein Kopf der Phantaſie; ich halte ihn aber
ein wenig für zu klein. Die Drapperie, groß,
breit, wohl behandelt; vorn mahleriſch aufge-
hoben, vortrefflich den linken Arm zeichnend,
den ſie bedeckt, und unter dem ich mir vorſtel-

le, daß Er ſein Breviar oder ſeine Homilien hält. Scheint ſie von zu ungeheurer Größe zu ſeyn, ſo iſt es die Schuld des Coſtihums, und nicht die des Künſtlers. Ich glaube freylich: dieſer würde uns lieber einen jüdiſchen Propheten oder einen heidniſchen Prieſter gezeigt haben, mit einem Zipfel von Gewandes, das ſich über den Kopf verbreitete, nachdem es ſich um den ganzen Leib gewunden und ſich dieſem angeſchmiegt. Uebrigens kann man aus Allem Vortheil ziehen, und Falconet hat es durch ſeinen heil. Ambroſius bewieſen, den er uns nicht in der Stellung, wie man gewöhnlicherweiſe ſeines Gleichen abbildet, mit unter den Arm geſchlagenem Chorrock, gezeigt hat, uns an die Pantalons Gebährde zu erinnern.

Alexander, der Campaspen,

eine ſeiner Beyſchläferinnen, an den Mahler Apelles abtritt.

Ein Basrelief in Marmor, zwey Fuß, ſechs Zoll hoch, auf zwey Fuß breit.

Ich muß dieſes Basrelief beſchreiben, weil es ſchön iſt, und weil, ohne es wohl gegenwärtig zu haben, es ſchwer ſeyn würde, meine Bemerkungen darüber zu verſtehn.

Rechts, hat der Mahler ſeine Staffeley verlaſſen, auf welcher man das angefangene Gemählde Campaspens erblickt. Er hat Ein Knie auf der Erde; man ſieht ihn über der Gunſt des Königs in Erſtaunen, und durchdrungen. Dieſe Figur von rund erhobener Arbeit (de ronde bosse) entſpricht der Staffeley, die von weniger erhobener (basrelief) iſt.

Links ſteht Alexander zu Campaspens Seite; im Grunde, ein wenig gegen

Apelles vorgetreten. Er scheint dem Mahler dieses schöne Modell darzubieten; Er hält mit der Linken seine Beyschläferinn am Handgelenke; sein anderer Arm ruht auf Campaspens Schultern. Es ist die Handlung eines Mannes, der sie dem sie sich Ersehnenden abtritt.

Campaspe sitzt auf einem mit einem Gewande bedeckten Sessel. Sie hält ihre Augen niedergeschlagen; hinter sich ein Kissen. Diese Figur ist von rund erhobener Arbeit. Sie entspricht zum Theil dem Alexander, der in minder erhobener ist, und zweyen hinter ihr gestellten Soldaten, in der nämlichen.

Der Apelles dieser Composition scheint eine Reminiscenz vom Pygmalion, den wir vor zwey Jahren sahen, zu seyn. Der Zug, den er auf seine Leinwand hingeworfen, müßte leicht wie ein Spinnewebfaden seyn, und er ist grob.

Der Alexander ist vollkommen schön. (de toute beaute) Güte und Adel mahlen

ſich auf ſeinem Geſicht; aber die Güte herrſcht darauf vor; vielleicht ein wenig zu ſehr. Uebrigens läßt ſich wohl keine wahrere Handlung, keine einfachere Lage, keine edlere Drapperie denken; dieſer breite über ſeine Schultern geworfene Mantel iſt gemacht .... zum Entzüken!

Es zeigt einen Mann von Geiſt an, daß Campaspen niedergeſchlagene Augen beygelegt ſind. Fröhlich dargeſtellt, hätte ſie Alexanders Eitelkeit verwundet, den ſie mit leichtem Herzen verließe; traurig, wärs Kränkung für Apelles geweſen. Aber es iſt ſo viel Unſchuld und Einfachheit in dem Charakter ihres Kopfs, daß, wenn Sie über ihre Bruſt einen Schleyer breiten, und, dieſer ihr bis auf die Füße niederwallend Ihnen alle ihre nackten Reitze entzieht, ſo daß Sie weiter nichts als den Kopf gewahren, Sie dieſe Campaspe für ein wohlerzogenes Mädchen nehmen werden, die gar nicht weiß, was ein Mann für ein Ding ſey, und ſich in den Willen ih'

res Vaters fügt, der ihr dieſen Künſtler da zum Gatten giebt. Ihr Kopfcharakter iſt falſch; auch er iſt eine, aber ſehr an unrechter Stelle angebrachte, Reminiscenz der Statue von Pygmalion. Falconet, mein Freund! Sie haben den Stand dieſes Frauenzimmers vergeſſen; Sie haben nicht dran gedacht, daß ſie ein Kebsweib iſt; daß ſie bey Alexander geſchlafen hat, daß ſie das Vergnügen mit ihm, vielleicht gar mit Andern vor ihm, kennen gelernt. Hätten Sie Ihrer Campaspe ein wenig breitere Züge gegeben, ſo wärs eine Frau; (femme) und Alles in der Ordnung geweſen.

Allein, ſagen Sie mir, ich bitte Sie, wozu dieſe beyden alten Kriegsknechte hinter ihr? Hat Alexander, dem es wahrſcheinlich wohl nicht unbekannt war, ſeine Beyſchläferinn würde ganz nackt vor den Blicken eines Mahlers aufgeſtellt werden, ſich von ihnen zu ihr begleiten laſſen? Sie haben hier nicht die Gedanken beyſammen gehabt. Weg alſo, Freund!

weg mit dieſen beyden durchaus unrecht angebrachten Soldaten! Ich gebe Ihnen mein Wort, ſie waren nicht gegenwärtig, und die Scene hat ſich ganz allein unter drey Perſonen zugetragen: Alexandern, Apelles und Campaspen. „Und das Geſetz des Basrelief!“ werden Sie mir antworten. „Und das Geſetz des geſunden Menſchenverſtandes!“ werde ich Ihnen erwiedern! — „Worauf ſoll denn meine Campaspe, die von rund erhobener Arbeit iſt, heraustreten?“ (iera projettée?) „Worüber? ... allenfalls, Freund, über ein Paar Frauen, die Sie die Stelle dieſer zwey kümmerlichen Macedonier einnehmen laſſen mögen. Ein Paar Begleiterinnen der Campaspe werden mit mehr Anſtand dabey erſcheinen, und mehr Intereſſe haben; überdieß waren ſie in Campaspe's Zimmer, ehe Alexander hineintrat: denn nie laſſ' ich mir's einreden, daß eine Frau ganz allein ſich nackt dem Anblicke eines Künſtlers ausſtellt. Und, ſehen Sie nur, was ſich

dieſen Begleiterinnen da für ein allerliebſter Ausdruck geben läßt! Sie ſind ſchüchtern zurückgetreten, nicht wahr? wie der Monarch erſchien. Welche Wirkung, glauben Sie wohl, das auf ſie, die Zeuginnen ſeines Edelmuths, dieſer Edelmuth hervorbringen wird? Es wäre eine allerliebſte Basreliefgruppe daraus zu machen geweſen.

Ihr Apelles iſt ein wenig grob bekleidet. Ein Mahler treibt nicht harte Arbeit, wie ein Bildhauer. Er iſt mager, damit bin ich zufrieden. Wen Prometheus Fackel ſengt, den pflegt ſie zu verzehren. Aber warum haben Sie ihm ein ſo krauſes Kopfhaar gegeben? Das Gente, dünkt mich, hat anderes. Und dieſe Campaspe, die ſchon den Abend vorher wußte, daß ſie gemahlt werden ſollte, hätte auch wohl auf einen anderen Kopfputz bedacht geweſen ſeyn mögen; auch ihr Anzug iſt ein wenig zu ſehr vernachläßigt. Ihr Fleiſch da iſt in der That ſchön, in der That! doch reicht es noch nicht an die Weichheit in der

Statue von Pygmalion; wenn Vien bey der ſagte: Falconet habe dießmal bewieſen, die Bildhauerey ſiege noch über die Mahlerey; *) ſo hatte er nicht ganz Unrecht.

---

*) Ein ſehr feines Wort, auszudrücken: daß die im vorhergehenden Salon aufgeſtellte Gruppe von Pygmalion, die ein Gegenſtand für die Bildhauerkunſt iſt, ſehr viel vorzüglicher, als das Basrelief von Apelles und Campaspe war, das ein Gegenſtand für die Mahlerey iſt. Dieſe Gruppe von Pygmalion war gewiß ein ſchönes Werk; indeſſen hatte das Bild des Bildhauers, meinem Gefühle nach, etwas ziemlich Gemeines; und das der Statue war allerliebſt; allein manierirt. Ueberdem liegt in dem Gegenſtande ein gewiſſes Fallches; wenigſtens, wenn es in Marmor behandelt werden ſoll. Wie will man ausdrücken: daß ſich die Statue in eine menſchliche Geſtalt verwandelt? indem man ihrem Kopfe Leben und Gedanken, und ihrem ganzen Körper das Gefühl des Fleiſches giebt? nicht wahr? Allein eine ſchöne Statue hat Alles dieß ſchon, ob ſie gleich Marmor bleibt; und wenn die von Pygmalion nicht dieſen göttlichen Charakter von Denken und Leben gehabt hätte, würde dieſer Bildhauer ſich ſterblich darin verliebt haben? Das Wunder, das den Künſtler mit Freude und Erſtaunen erfüllte, beſtand alſo in Verwandlung dieſer ſchönen Muskeln von Stein, in Muskeln von einem wahrem Fleiſche. Wie ſoll aber in Marmor, und durch den Meiſſel, dieſe Verwandlung ausgedruckt werden?

Falconet hat über das Basrelief eine Regel festgesetzt, die mir vernünftig scheint, aber dem Künstler harte Fesseln anlegt. Er sagt: der Grund des Marmors ist der Himmel; folglich darf sich nie Schatten darauf finden. Wie sollen aber die Schatten von Figuren nicht auf einen Himmel geworfen werden, der unmittelbar die Figuren selbst berührt? Wie? So!... Bringen Sie in Ihre Composition eine Figur von rund erhobener Arbeit hinein, dann stellen Sie unmittelbar hinter ihr einen Gegenstand, der ihren Schatten auffange. *) — „Und, was wird aus dem Schatten dieses Gegenstandes werden?“ — Nichts; er wird keinen Schatten haben, wenn Sie ihn von Basrelief machen; alsdann wird er

---

*) Den großen Künstlern und den wahren Kennern kömmt es zu, über die Vortheile und Nachtheile dieser Verfahrungsweise Ausspruch zu thun. Es ist mir auch nicht ausgemacht, ob man in ein Basrelief-Sujet Figuren in runderhobener Arbeit, bringen, oder, wenn Sie wollen, ob man sie darin leiden müsse.

auf ihrem Marmor vorhanden seyn, wie die entfernten Gegenstände, die unmittelbar den Himmel zu berühren scheinen. Man sucht den Schatten eines Körpers nicht, den man in der Entfernung sieht, oder von dem man nur die Hälfte sieht. — Allein unterwirft sich Falconet diesem Gesetze? — Sehr gewissenhaft. — Und, was für einen Vortheil glaubt er daraus zu ziehen? — Den, daß er das Basrelief bis zu dem Grade von Wahrheit bringt, den das Gemählde hat; und alle Theile davon in Verbindung setzt. Dieß hat seine beyden Soldaten in das Basrelief, wovon hier die Rede ist, hineingeführt; er hatte hinterwärts Gegenstände nöthig, die den Schatten der Campaspe auffingen, welche er von rund erhobener Arbeit machte; ein Paar Begleiterinnen hätten aber diesen Endzweck ebenfalls erfüllt, und wären besser erfunden gewesen.

Die ſanfte Melancholie.

Eine Marmorfigur, von ohngefähr drey Fuß hoch.

„Die ſanfte Melancholie“ — die Figur iſt übel benannt; es iſt ſchlechtweg: die Melancholie. Denken Sie ſich ein junges Mädchen ſtehend, den Ellbogen auf eine Säule gelehnt, und in ihrer Hand eine Taube haltend. Sie ſieht ſie an. Wie ſie ſie anſieht? Wie eine arme Kloſternonne durch die Gitterſtäbe ihrer Zelle zwey zärtliche, leidenſchaftliche Liebende betrachten würde. Ihr rechter Arm hängt wohl, und ſehr nachläßig; nur iſt er ein wenig rund. Man beſchuldigt auch die Drapperie, es mangle ihr, nach unten zu, gegen die Beine, an Leichtigkeit: mag ſeyn! Man erkennt aber nichtsdeſtoweniger den Mann, der die Phyſionomien der Leidenſchaften inne hat, die am ſchwerſten auszudrücken ſind.

Die Freundschaft.

Eine Figur, ohngefähr drey Fuß hoch.

Gestehen Sie, mein Freund, daß, wenn dieß ein aus der Erde gegrabenes Stück wär, es die Neuern in Verzweiflung setzen würde. Es ist eine stehende Figur, die ein Herz zwischen ihren beyden Händen hält. Ihr ganzes Ich scheint sie zitternd darzubieten; es ist ein Stück voll Seele und Empfindung; man fühlt sich gerührt, bewegt, indem man es ansieht. Dieses Gesicht ladet auf die kräftigste, sanfteste, und bescheidenste Weise ein, ihr Geschenk anzunehmen. Es würde ihr so weh thun, wenn man es ausschlüge! Der Kopf ist von einem ganz und gar seltenen Charakter. Nein; ich irre nicht: in diesem Kopfe ist ein gewisses Enthusiastisches, Geheiligtes, was Einem noch nicht vorgekommen; es ist die Empfindung, die Offenheit, die Unschuld, die Schüchternheit,

die Vorsicht, zusammengeschmolzen. Dieser halbgeöffnete Mund, diese ausgestreckten Arme, dieser halb sich neigende Leib, sind von einem unaussprechlichen Ausdrucke. Das Herz klopft ihr; sie fürchtet, sie hofft. Wie das schön und neu ist! Ich schwöre: Greuzens über ihren Canarienvogel weinende Tochter, ist noch auf hundert Meilen weit von diesem Pathos entfernt. Und ein Schuft von Buchhändler ists, der sich dieses Stück in Thon erhandelt? Was solls in einem Buchhändlerladen? Die Arme und die Hände, sind unübertrefflich gut modellirt. Der Kopf hat einen sonderbaren Putz: aber diesem Putze, der in Etwas dem gleicht, welchen wir an Dienerinnen in Tempeln gewohnt sind, verdankt diese Figur, zum Theil, ihren geheiligten Charakter. Man findet den Gedanken mit dem Herzen kleinsymbolisch, und ärmlich; Ich finde, es mangele ihm weiter nichts, als das Alter der Mythologie und die Sanction des Heidenthums; gestehen Sie ihm dieses Siegel zu, so werden

Sie weiter nichts einzuwenden haben. Man findet die Beine ein wenig ſchwerfällig; ich weiß, in wie weit das gegründet iſt: der Bildhauer hat, da er den Obertheil ſeiner Statue ein klein wenig vielleicht zu lang gemacht, ſich in der Nothwendigkeit geſehn, entweder die Regeln der Proportion zu überſchreiten, und die Beine zu ſchmächtig zu bilden, oder den Untertheil ſeiner Figur ein wenig zu verkürzen. Er iſt dieſen letzteren Weg eingeſchlagen.

Ich habe Falconet nach dem Sockel des Heiligthums, mit der äußerſten Strenge, beurtheilt. Jetzt will ich noch hinzuſetzen: daß mit den Fehlern, auch an den ſchwächſten ſeiner Stücke, es keinen Künſtler in der Academie giebt, der nicht eitel ſeyn würde, es gemacht zu haben.

Vaſſé.

Dieſer Künſtler iſt diesmal nicht ſehr glänzend. Sein Portrait von Paſſerat, zlem-

lich gut modellirt. Ich mache mir wenig aus seinem Kinderkopfe. Und seine Comödie? Mager drapirt, nach einem mit kleinen Stecknadeln zurechtgesteckten Mannequin, ohne Anmuth; übrigens heiter, geistvoll, mit einem falschen Lächeln, das ein feines hätte seyn müssen.

Pajou.

Das Brustbild des Marschall von Clermont Tonnere. Ich erinnere mich eines anderen Portraits dieses Marschalls, von Aved gezeichnet. Fällt es Ihnen nicht wieder ein? Es stand hier der Treppe. Der General war darin im Hüftgelenk gemahlt, stehend, nah an seinem Gezelte, mit edler und stolzer Miene. Pajou, Er, hat einen einfältigen Unschuldspinsel aus ihm gemacht. Dieser Herr de la Live, ihm zur Seite, ist kalt

und platt, wie Er. Nehmen Sie das, wie Sie wollen, wahr muß es seyn .... Aber, sagen Sie, scheint sein Kopf Ihnen denn nicht ähnlich? — Er ist ohne Feinheit. — Nun denn, desto besser! — Ja, ich verstehe aber: ohne Feinheit des Meißels.

Das Modell vom heil. Franciscus von Sales, ist schwer und ungelenk. Nach der Skizze urtheilen Sie, was es in der Ausführung werden wird: denn ich wiederhohle es, mein Freund, der Marmor ist nie etwas anders, als Copie. Der Künstler beseelt mit seinem Feuer den Thon; nachher, wenn er an den Stein kömmt, fassen ihn Langeweile und Kälte. Diese Kälte und Langeweile heften sich an den Meißel, und durchdringen den Marmor, der Bildhauer müßte denn eine unauslöschliche Wärme besitzen, wie der alte Dichter es von den Göttern sagt.

Der Weyhwasserkessel, arm von Form; und die Kinder, die ihn halten, weder behandelt, noch gruppirt.

Die Bachantinn, die den kleinen Bacchus hält. Elend! elend! Weib und Kind ſchlecht gruppirt! Bey alle dem, das am wenigſten ſchlechte von allen.

Das Grab; ſkizzirte Zeichnung. Mein Herr Pajou, geben Sie ihm doch Grab- und Trauerausſehen, wenn Sie wollen, daß ich Gutes davon ſagen ſoll.

Die anatomiſche Lehrſtunde; noch eine Zeichnung. Dieß eine anatomiſche Lehrſtunde? Es iſt ein römiſches Bankett. Nehmen Sie dieſen Leichnam weg, ſetzen Sie an ſeine Stelle einen großen Steinbütt, und Sie werden ein Kupfer für die nächſte Edition von Juvenal haben.

Adam.

Verwünſchter, abſcheulicher Adam! Ich meine damit nicht den älteſten Einfaltspinſel aus dem Männergeſchlechte, ſondern einen Bild-

Bildhauer seines Nahmens, der uns einen der Väter der Wüste, an einem Felsenstücke betend, für den Polyphem giebt, und, ich weiß nicht, was für ein kleines, leichtes und gekräuseltes Thierchen für eines der Schaafe des Cyclopen, mit langharigter Wolle; so wie einen Nußsack für einen Ulysses.

Caffieri.

Was Teufel! soll ich Ihnen über Caffieri sagen? Daß er die Büsten von Lully und Rameau verfertigt, die die Berühmtheit dieser beyden Nahmen hat ansehen machen? Stellen Sie mir vor diesen Triton einen Diaconus, der ihm seine Stola über den Kopf hängt, und Sie werden einen Besessenen haben, eben im Begriff den Teufel von sich zu geben.

Chalie.

Dieſer iſt kürzlich geſtorben. Gott Lob und Dank! Das tröſtet ein wenig über Bouchardons Verluſt.

Floncels Bruſtbild iſt nur entworfen, und nicht das einmal mit Geiſt.

Begreifen Sie, wie ein Mann von Geſchmack ſo auf den Kopf gefallen (perclus) ſeyn kann, daß er eine Figur, die Brüſte hat, auf dem Bauche liegend, vorſtellt, und ihr das Geſäß bedeckt? Dummkopf, der du biſt! was willſt Du, daß ich denn ſehen ſoll? Noch muß man ſchauen, wie er ſie uns bedeckt hat! Mit einem kleinen Ende zuſammengedrehter Drapperie, das vollkommen den Saum eines aufgehobenen Hemdes vorſtellt; genau wie eine Kammerjungfer des Morgens dieß ihre Dame thun ſieht.

D' Hues.

Ich habe einen vor dem heil. Auguſtin von d'Hues vorbeygehenden Künſtler ſagen hören: „Mein Gott! wie dumm doch unſere Bildhauer ſind!“ Dieſer verflogene Ausruf fiel mir auf; ich blieb ſtehn; ſah hin, und ſtatt eines Heiligen ward ich den ſcheußlichen Kopf eines Pavians gewahr, in eine Biſchoffskutte gehüllt.

Mignot.

Ein Basrelief einer vom Rücken zu geſehenen Najade. Ein allerliebſter Weiberrücken; fließender und geſchmolzener Charakter; eine reine, einfache und leichte Zeichnung.

Bridan.

Der Heil. Bartolomäus im Begriff geſchunden zu werden.

Eine Gruppe in Gips, drey Fuß hoch.

Er hat ein Knie an der Erde; ſeine Arme ſind gen Himmel gehoben. Er betet ohne Schrecken, ohne Bewegung; Er bietet ſein Leiden und ſein Leben nicht ungern dar. Der Henker ſteht mit gewandtem Rücken: er hat den linken Arm des Heiligen erfaßt; ihn mit einem Seile geſchnürt, und bindet dieſes Seil an eine Marterbank. Er hat rechtſchaffen die Miene ſeines Standes; dieß Meſſer, das er in ſeinem Munde hält, macht zittern; Eine Idee, von der Schönheit Caraccis! Dieß abgerechnet, iſt die Gruppe ſehr ſchön: die Formen ſind groß, die Zeichnung correct, die Muskeln richtig ausgedrückt, und alle kleinen Umſtände wohl ſtudirt.

Ich habe Ihnen gesagt: dieses Messer, was der Henker in seinem Munde hält, mache zittern; und das ist wahr. Ich kenne indeß einen noch stärkern und grausendern Gedanken von einem Mahler *): einen alten Priester, der sein Messer am Steine des Altars wetzt, in Erwartung, daß sein Schlachtopfer ihm überliefert werde. Ich weiß nicht, ob dieser Gedanke nicht von Deshays ist.

---

*) Ich kenne eine dritte, völlig so schöne als die von Caracci, die Herr Meidan gestohlen; und die von Deshays. Es ist ein Schlächter, dem ein Lamm folgt, das er eben würgen will. Während er mit seiner Linken den Haken befestigt, an den er das abzuschlachtende Thierchen aufhängen will, leckt dies ihm die linke Hand, mit der er das Würgemesser hält. Sie behaupten, mein lieber Philosoph, dieses rührende Gemählde mit den Augen gesehen zu haben, in dem Sie vor den Fleischschrannen Ihres Quartiers vorbeygegangen; ich hingegen, ich behaupte gegen Sie, Sie haben es nie anderswo als in Ihrer Einbildungskraft gesehn. Deswegen aber ist es nicht minder schön; und ich würde schlechte Meynung von einem Mahler haben, dem diese Idee nicht gekommen wäre, und der nicht ein Stück voll Pathos daraus hätte machen können.

Beruet.

Cleobis und Biton.

Ein Basrelief in Marmor, zwey Fuß vier Zoll breit, auf einen Fuß, acht Zoll hoch

---

Hier ein ſchönes, ein ſehr ſchönes Stück! Erſt, iſt nichts rührender, als die Handlung der beyden Kinder, die in Ermangelung der Stiere ſich an den Wagen ihrer Mutter ſpannen, und ſie ſelbſt in den Tempel der Juno ziehen, wo ſie opfern ſollte. Die Alten belohnten, verewigten ſolche Handlungen. Ah! hätte ich jene Stimme, die ſich jetzt und in kommender Zeit hören läßt, wie würde ich eine feyern, die eben vor meinen Augen ſich zugetragen hat! Ich will ſie Ihnen erzählen; Sie werden darum nicht weniger von dem Basrelief gerührt werden. Es iſt die Handlung eines Bedienten des Chevaliers Jaucourt, welchem die Buchhändler, die die Encyclopädie unternommen, kürzlich eine ziemlich anſtän-

dige Summe, als Lohn für Gänge, die er zwölf bis funfzehn Jahr lang, in Betreff dieſes Werkes gethan, ausgeſetzt haben. Dieſem Bedienten fällt es ein, ganz von ſelbſt, ohne daß etwa ſein Herr ihm es unter den Fuß gegeben: mein Bedienter habe noch wohl mehr Mühe davon gehabt, als Er und Nichts erhalten; er kömmt darauf, ihm, den er vorher nicht gekannt, die Hälfte ſeiner Belohnung anzubieten. Ich müßte mich ſchlecht darauf verſtehen: oder dieſe Gerechtigkeit geht noch über jene kindliche Liebe. Dieß im Vorbeygehen; wir kommen wieder zu unſerem Basrelief.

Die Mutter ſitzt auf dem Wagen; ſie hat auf einem ihrer Knie ein Opfergefäß. Ihre beyden Hände ruhen auf dem Oberrande des Gefäßes. Ihr Charakter iſt einfach; ihre Stellung wahr, und die Drapperie wohlverſtanden. Dieß duftet ein gewiſſes Alterthum, das gefällt. Der Wagen iſt feſt, und von ſchöner Form. Die beyden Kinder ſind nackt, im geſunden Ge,

ſchmack des Basreliefs, und ziehen wohl. Man muß aber Alles ſagen: die Mutter ſcheint ein wenig jung, für ſo große Kinder; es hätte da eine durch ihr Alter ehrwürdige Matrone, von einem angenehmen Kopfcharakter ſeyn müſſen. Derjenigen der Söhne, der auf der vorderen Seite ſich befindet, linkes Bein, iſt voll Naturwahrheit, das rechte aber ſieht unter dem Knie wie gebrochen aus. Der Kopf des anderen Jünglings iſt ſchlecht gezeichnet. Nehmen Sie ihn bey der Naſe, drehen Sie ihm den Kopf herum; und Sie werden ſehen, daß, wenn ſein Ohr eben ſo viel Weges als die Naſe macht, es ſich hinter ſeinem Kopfe befinden wird. Und dann haben ſie beyde die Phyſionomie unſerer Engel . . . Uebrigens verſteht dieſer junge Künſtler den Marmor weich zu behandeln und ihm Leben zu geben. Geſchwind ihn aufgenommen, Herr Flipot, die beyden Flügelthüren auf!

Von dieſem Berruer iſt noch Ein marmornes Gefäß da, um das herum man Bas-

reliefs von Kindern ſieht, die mit einem Rebenſprößlinge ſpielen. Ein kleines Meiſterſtück; Kinder zum Entzücken gruppirt, gehörig breit, ihr Spiel wohl getroffen; der Marmor ſehr weich, ſehr gut geknetet; ein ſehr mit Verſtändniß gearbeitetes Basrelief; und das Gefäß von einer Form! ... Dieſer lange Streif in weißem Marmor, der es trägt, thut die beſte Wirkung.

Wollen Sie ein Grabmahl von wirklich einem Trauercharakter ſehen, ſo haben Sie hier eines. Sehr pathetiſche Figuren; die eine trübe und ſtumm, die andere handelnd und redend. Die erſte iſt die Freundſchaft, die ſich dem Schmerz überläßt; die andere die Reinigkeit, die einen Aſchenkrug mit einem Blumenkranze ſchmückt. Schöne, ſehr poetiſche Drapperie! Schöne Kopfcharaktere! Schöner Gedanke!

Vom nämlichen Künſtler giebt es noch andere Entwürfe zu Grabmählern; aber ſie ſind nicht alle ſo glücklich.

Da wären Sie denn mit den Bildhauern fertig, und ich auch. Sie ſehen, mein Freund, daß hundert Stücke in Bildhauerey ſich leichter abthun laſſen, als fünf oder ſechs Gemählde. Die Werke der Bildhauerkunſt ſinds, die der Nachkommenſchaft die Fortſchritte der ſchönen Künſte bey einer Nation überliefern. Die Zeit vernichtet die Gemählde, aber die Erde erhält die Trümmern des Marmors und des Erzes. Was iſt uns vom Apelles übrig? Nichts. Aber weil ſein Pinſel den erhabenen Meißeln ſeiner Zeit gleich kam, ſo zeugen und bürgen noch heut zu Tage der Herkules Farneſe, der Apollo von Belvedere, die Venus Medicea, der Gladiator, der Faun, der Laocoon, der ſterbende Ringer, von Apelles Talent.

Wir haben in der Zeit zwiſchen dem vorhergehenden und jetzigen Salon einen geſchickten Bildhauer verlohren; René-Michel Slodtzs. Er wurde zu Paris 1705 gebohren; er gewann den Preis der Academie

im ein und zwanzigſten Jahre. Er reiſt nach Rom, lernt dort, unterſcheidet ſich dort. Ich habe nichts von ihm geſehen, als ſein Bruſtbild der Iphigenia, und ſein Mauſoleum des Pfarrers von St. Sulpice, Languet, des größten Marktſchreyers ſeines Standes und ſeiner Zeit.

Dieſes Letztern Kopf iſt vollkommen ſchön; und der Marmor bittet, erhaben, Gott um Verzeihung wegen der Schelmſtücke des Menſchen. Ich kenne keinen Sünder, dem er nicht Vertrauen in die Barmherzigkeit des Unendlichen einflößen könnte. Indeß hat doch die Iphigenia noch den Vorrang vor dieſem Stücke. Alles findet ſich darin; Charakteradel, Wahl, Reinigkeit der Form, Zierlichkeit der Arbeit, und vorzüglicher Geſchmack; man kann es unter die trefflichſten Werke der Kunſt zählen.

Slodtz kam wieder nach Paris, 1744, zurück. Der platte Coypel, damals erſter Mahler des Königs, und in den ein gewiſſer

Herr von Turnehem, Oheim der Madame de Pompadour, und Director der Academie, vernarrt war, empfing Sloodtzs kalt, und der Künstler blieb ohne Arbeit. Gute Lehre für die Regenten! Setzen sie einen Pinsel (une Espece) zum Vorsteher über die Künste, so versichern sie den seltenen Männern Ekel, und Dummköpfen Beschützung. Sloodtzen entfällt der Meißel; und nun giebt er sich mit Theaterdecorationen, Catafalken, Feuerwerkereyen, und anderm ähnlichem Kindertant ab. Was ist am Ende die Wirkung bey einem Manne von Genie, von der Herabwürdigung seines Talents? Gram, Schwermuth, ins Blut tretende Galle und der Tod. So gings Sloodtzen, 1764. Sein Schicksal erinnert an das von Puget.

Man rühmt von Sloodtzs das Grab des Marquis Caponi in Florenz, einen Calchaskopf, und die Basreliefs des Bildnisses von St. Sulpice. Er hatte sich vor der kalten Genauigkeit, und der gezierten Einfach-

heit in Acht zu nehmen verſtanden; die beyden Fehler, in die man durch eine zu knechtiſche Nachahmung der Antike verfällt. Er neigte ſich ſo ſehr zur gefälligen und anmuthigen Gattung hin, das er ihr bisweilen die Correctheit der Zeichnung aufopferte. Er verſtand den Marmor zu bearbeiten, und man kennt wenig ſeines Gleichen in der Kunſt zu drappiren. Uebrigens ein rechtſchaffner Mann; mit dem Gepräge der Geſchicklichkeit, ohne Eiferſucht.

Die Kupferſtecher.

Wenn Sie glauben, mein Freund, daß unter dieſer unendlichen Menge von Menſchen, die die Buchſtaben des Alphabets auf Papier zeichnen, es nicht einen einzigen gebe, der nicht ſeine von jedes Anderen ſeiner ziemlich verſchiedene Art zu ſchreiben beſitze, ſo daß ein ſeinen Beruf verſtehender Geſchworener,

eidlich Ausſpruch darüber thun, und das Urtheil des Richters beſtimmen könne *): ſo werden Sie ſich nicht wundern, daß es keinen Kupferſtecher gebe, der nicht einen ihm eigenthümlichen Grabſtichel, und Art (faire) zu arbeiten

---

*) Sie wählen Ihre Zeit ſchlecht, mein lieber Philoſoph, mich zum Glauben an die Wiſſenſchaft der Handſchriftkundigen (Experts en Ecriture) und die Unfehlbarkeit ihrer Entſcheidungen zu bringen. Vergangenes Jahr hätte ich Ihnen vielleicht Alles zugegeben, was Sie mir darüber geſagt, und es wie jene Wilden gemacht, die, wenn ſie einmal gegen ihren Miſſionair eine Zuneigung gefaßt, herzlich gern Chriſten werden, ihm nur ein Vergnügen zu machen; ſie finden es ſo etwas Gleichgültiges zu ſeyn, daß ſie ſich ſehr ungefällig vorkommen würden, wenn ſie ſeinem Bitten darum wiederſtehen wollten. In dieſem Jahre, 1796, aber iſt mirs unmöglich, Ihnen irgend Etwas für dieſe vorgebliche Wiſſenſchaft der Handſchriftkundigen einzuräumen. Ich habe Gelegenheit gehabt, über die Methode dieſer Herren, und die Bündigkeit ihrer Anmaaßungen, nachzudenken; nachdem ich die Grundſätze eines ihrer Mitglieder, Wallain, überdacht; und ich ſchwöre Ihnen, ich möchte lieber ſterben, als, wär ich Richter, nur den geringſten Spruch auf die Entſcheidung einer ſo willkührlichen und muthmaaßlichen Wiſſenſchaft, fällen. Nennen Sie, auf mein Wort, die Rechtsgelehrſamkeit eines Volkes ſehr barbariſch, wenn ſie ſich auf

habe. Eben ſo wenig wird es Sie Wunder nehmen, daß Marlette alle dieſe Grabſtichel und beſondern Arten der Arbeit erkennt, wenn ich Ihnen ſage, daß Jacquemin, l'Empereur, oder mancher andere Juwelier auf dem Quai des Orfévres, in ſeinem

---

ſolcherley Anſehen ſtützt. Damit will ich indeß nicht ſagen, daß nicht Marlette den Grabſtichel aller Kupferſtecher in Paris, und ſelbſt in Europa von einander unterſcheiden könne. Es giebt ihrer vielleicht fünf hundert in ganz Europa, laſſen Sie's auch tauſend, zwanzig tauſend ſeyn: wie ließe ſich das aber mit den Milliarden Menſchen vergleichen die alphabetiſche Züge zu bilden verſtehn? Ihre unzählbare Menge bringt Combinationen bis ins Unendliche hervor. Jeder daher, der mich verſichert, daß zwey Hände einander nicht vollkommen gleich ſeyn können, ſcheint mir ein ſehr verwegener Thor; und, wofern ſeine Behauptung den mindeſten Glauben ſich erwerben kann, ein Thor von der gefährlichſten Gattung zu ſeyn. Setzen Sie zu dem aus der Zahl der Combinationen, welche durch die der Kupferſtecher eingeſchränkt wird, genommenen Grunde dieſen hinzu: daß ihnen gewöhnlich gar nichts daran liegt, ihre Manier zu verſtellen; daß aber in allen Fällen, wo Handſchriftkundige zu Rathe gezogen werden, faſt immer ihr Verfaſſer ein Intereſſe darunter gehabt hat, die Schrift, über welche Jene richten ſollten, nachzumachen, oder zu verſtellen: und Sie werden von

Kopfe, alle Steine von einiger Wichtigkeit, die er im Handel und Wandel gesehen, dermaaßen inne hat, daß ſie ſeinem erfahrnen Auge auch dann nicht entgehen würden, wenn man ſie ſelbſt auf dem Schleifrade des Steineinfaſſers abzöge.

Es giebt ein Mittel ſich ziemlich ſchnell auf den Kupferſtich verſtehen zu lernen, das nämlich: daß man ſich zu dem Behufe eine Sammlung auserwählter Stiche anſchaffte. Eben nicht gar viele wären dazu erfoderlich. Das einzige Portrait des Marſchalls von Harcourt, welches le Cadet à la perle hieß,

---

lends ſich überzeugen: es ſey unmöglich, aus einem dieſer Fälle auf den anderen zu ſchließen. Lieber ließe ich Ihnen die Vergleichung des Stiles eines Verfaſſers mit dem Stichel eines Künſtlers hingehen, und ich wollte Ihnen wohl ein vier oder fünf berühmte Schriftſteller nennen, deren Manier ich zu erkennen übernehmen möchte, welche Mühe ſie ſich auch gäben, ſie zu verkleiden. Selbſt dann aber noch, würde ich ſehr ungern auf meine Meynung eine richterliche Entſcheidung begründen.

hieß, würde Einen ſchon lehren, wie man das Federwerk, das Fleiſch, die Haare, das Büffelleder, die Seide, die Stickerey, das Tuch, das Metall, und das Holz behandelt. Dieſes Stück iſt von Maſſon, und von einem kühnen Stiche. Fügen Sie noch die Wanderer nach Emaus hinzu, la Nappe genannt, ſammlen Sie einige Hauptſtücke von Edelink, von Viſcher, von Gerard Audran u. ſ. w. vor allen Dingen vergeſſen Sie nicht die durch die Zeit getragene Wahrheit dieſes letzteren. Suchen Sie für die kleinen Gegenſtände einige Kupfer von Calot und Labelle zu beſitzen; dieſer letztere iſt reich und warm, und dann üben Sie, bis Sie Ihre Sammlung vervollſtändigen, Ihre Augen; ich will Ihnen indeß die erſten Zügellinien der Kunſt entwerfen.

Man ſticht auf Metalle, auf Holz, auf Stein, auf verſchiedene aus dem Thierreiche genommene Materien, auf Glas; vertieft und erhaben.

Bildhauen heißt mit dem Haueiſen (ébauchoir) und dem Meißel zeichnen; Stechen heißt zeichnen, entweder mit dem Stichel, oder dem Schleifrädchen. Ciſeliren heißt, mit dem Radierſtifte (mattoir) und den Ciſeleurs zeichnen. Die Zeichnung iſt die Grundlage einer großen Zahl Künſte, und es iſt ziemlich gewöhnlich, leicht mit einigen dieſer Inſtrumente zu zeichnen, und doch nur mittelmäßig das Reißbley zu gebrauchen zu verſtehn. Alle dieſe Arten zu zeichnen machen den Bildhauer, den Modelirer, den Kupferſtecher, den Holzſchnittmacher, den Edelſteinſchneider, den Medailleur, den Pettſchaftſtecher und Ciſeleur aus. Hier reden wir aber nur vom Ueberſezzer des Mahlers, vom Kupferſtecher.

Der Kupferſtecher iſt eigentlich ein Proſaiſt, der ſich vornimmt, einen Dichter aus einer Sprache in eine andere zu dolmetſchen. Die Farbe verſchwindet; die Wahrheit, die Zeichnung, die Compoſition, die Charaktere, der Ausdruck bleiben. Es iſt ſehr ſonderbar,

und sehr unangenehm, daß die Griechen, die die Steinschneiderkunst kannten, nicht auch auf die Kupferstecherkunst gefallen sind *). Sie hatten Siegel, die sie auf das Wachs drückten; und doch kam es ihnen nicht in den Sinn, diese Erfindung weiter fortzuführen. Bedenken Sie, daß sie uns die Meisterwerke der großen Schöpfer des Alterthums in der Mahlerey erhalten hätte. Zwey Endeckungen, die sich im menschlichen Geiste berühren, sind bisweilen Jahrhunderte von einander getrennt.

*) Ich glaube, daß die Erfindung der Kupferstecherkunst weniger von der Steinschneidekunst, als von der Erfindung des Papiers abgehangen hat; welches den Alten unbekannt war: denn worauf hätten sie das in Kupfer gestochene Bild abdrucken sollen? Die Erfindung der Buchdruckerey zog nachher die der ihr entgegengesetzten Kupferstecherkunst nach sich. Die Kunst, alte Leinwandlappen in Papier zu verwandeln, deren Erfindung sich in die Dunkelheit der barbarischen Jahrhunderte verliert, hat die Gestalt des menschlichen Geistes verändert: wir genießen aber nur noch der geringsten ihrer Wohlthaten. In acht oder zehn Jahrhunderten erst, wird man ihre Wirkung auf die Menschen ganz inne werden.

Gemählde ſind alle beſtimmt, unterzugehen. Die Kälte, die Wärme, die Luft und die Würmer, haben ihrer ſchon viele zerſtöret. Der Kupferſtecherey kömmt's zu, das zu retten, was davon erhalten werden kann. Die Mahler, wären ſie ein wenig eiferſüchtig auf ihre Ehre, ſollten alſo den Kupferſtecher nicht aus der Acht laſſen. Raphael verbeſſerte ſelber Marc-Antoine's Zeichnung.

Ein vortrefflicher Schriftſteller, der einem ſchlechten Ueberſetzer in die Hände fällt, iſt verlohren. Ein mittelmäßiger, dem das Glück wird, einen guten Ueberſetzer zu finden, hat Alles zu gewinnen. Eben ſo iſt der Fall mit dem Mahler und dem Kupferſtecher, vor allem, wenn jener keine Farbe hat. Der Kupferſtich tödtet den Mahler, der nichts als Coloriſt iſt; die Ueberſetzung den Verfaſſer, der weiter nichts als Stil hat.

Als Ueberſetzer eines Mahlers muß der Kupferſtecher das Talent und den Stil ſeines Originals zeigen. Man ſticht Raphael nicht,

wie den Guerchin, Guerchin wie Dominicano; Dominicano wie Rubens; noch Rubens wie Michel Angelo. Ist der Kupferstecher ein einsichtsvoller Mann gewesen, so wird gleich auf die erste Ansicht des Kupferstichs die Manier des Mahlers gefühlt.

Unter den Mahlern fodert der Eine einen kühnen Stichel, eine warme Behandlung, ein warmes und freyes Ganzes. Ein anderer will vollendeter, markigter, anmuthiger, verschmolzener von Umrissen seyn, und fodert eine unbestimmtere Behandlung. Und man glaube nicht, daß diese Verschiedenheiten mit dem guten Stiche unvereinbar sind. Die Skizze selbst hat ihre Manier, die nicht die des Entwurfs ist.

Klären nicht einige überdachte Grundsätze den Kupferstecher auf, weiß er dasjenige, was er copirt, nicht zu zergliedern; so wird er nie etwas Anders als eine Routine besitzen, die er überall anbringt; und gegen Einen erträglichen Stich, in dem seine Routine mit der

Manier des Mahlers übereinſtimme, tauſend ſchlechte machen.

Wenn Sie demnach die Augen auf ein Kupfer werfen, und dieſelben Gegenſtände verſchieden darauf behandelt wahrnehmen, ſo ſchreiben Sie dieſe Verſchiedenheit nicht einem willkührlichen, ſeltſamen und phantaſtiſchen Geſchmacke zu. Sie iſt eine Folge der Gattung der Mahlerey; es hat ſich bey dem Gegenſtande nun ſo ſchicken müſſen. Es kömmt daher, weil eine und dieſelbe Gattung von Mahlerey, ein und derſelbe Gegenſtand, Entgegenſtellung, Töne der Farbe, Lichtwirkungen dargeboten haben, die entgegengeſetzte Bearbeitung nach ſich zogen.

Denken Sie nicht: ein Kupferſtecher drükke Alles gleich gut aus. Balechou, der ſeinem Gewäſſer die Durchſichtigkeit der Gewäſſer Vernets zu erhalten weiß, macht ſammtene Berge.

Schätzen Sie weder eine reinliche, gleiche und ſclaviſch gehandhabte Arbeit, noch eine

freye und regellose. Zu jener gehört fast nur Geduld; diese ist oft die eines trägen oder gar unfähigen Künstlers.

Es giebt Kupferstecher, die einer ins Rautenförmige und Andere, die einer ins Viereckte gehenden Stichart sich befleißen. In der rautenförmigen, durchschneiden sich die herrschenden Linien, welche die Formen, so wie die Schatten und Halbtinten hervorbringen, schiefwinklicht; in der viereckten, geradwinklicht. Wenn man allzurautenförmige Linien, eine über die andere stellt, so werden diese in einer Rücksicht zu sehr verlängerten, in einer anderen zu engen Figuren, eine unendliche Menge kleiner weißer Stellen hervorbringen, die sich am Ende an einander reihen, und besonders in Schattenmassen die Ruhe und das Taube unterbrechen, welches sie verlangen.

Einer sticht gedrängt, ein Anderer loser. Der gedrängte Stich mahlt besser, und giebt Sanftheit. Der lose Stich bringt Schwerfälligkeit, Ungeschmeidigkeit hervor, und ermüdet

das Auge. Es ſind zwey Stoffe; der eine grob, der andere fein gewebt; der letztere iſt der koſtbarere.

Metalle, Waſſer, Seide, glänzende und leichte Oberflächen charakteriſirt man durch Entretaillen. Es giebt ganze in Puncten geſtochene Linien, und zwiſchen die Taille geſäete Puncte. Die Puncte bringen leicht Flecke im Fleiſche hervor. (empâtent les chairs). Es giebt runde Puncte und gezogene (couches), die man je nach der Wirkung mit einander vermiſcht, welche hervorgebracht werden ſoll.

Bildet man mit einer ſcharfen Nadelſpitze Züge oder Gehacktes, (hachures) ohne zum Scheidewaſſer oder Griffel ſeine Zuflucht zu nehmen, ſo heißt dieß à l'pointe ſèche ſtechen. Die Pointe ſèche gräbt ins Kupfer, ohne etwas davon abzureißen, (ſans en rien detacher). Man bedient ſich ihrer beym Vollenden, bey den zarteſten und leiſeſten Gegenſtänden, bey den Himmeln, bey den Entfernungen, und wenn ihre Arbeit mit der Ra-

kung des Scheidewassers und des Grifels contrastirt, so ist sie immer glücklich, und pikant.

Wenn in der Aetzung mit Scheidewasser, diese launenvolle Sclavinn des Kupferstechers eine etwas tiefe Furche gezogen hat, und die noch etwa den Fehler besitze, breiter als tief zu seyn, so gewärtigen Sie sich nur, diese Stelle grau, in Vergleich gegen die Arbeit des Stichels, zu finden. Das Scheidewasser macht die Freude oder die Verzweiflung des Künstlers aus, dessen Werk es verlängert oder verkürzt, während daß er schläft. Hat es zu sehr geätzt, und ist der Stich eben so tief als breit geworden, so ist, da dieser Stich eben so viel Schwärze in seiner Mitte als an seinem Rande aufnimmt, der arme Kupferdrucker zu bedauern. Umsonst ermüdet er dann den Arm, reibt sich die Haut an den Händen auf seiner Platte auf, der Ton wird rauh, schwarz, hart bleiben, besonders in den Halbtinten.

Trifft es ſich bey den Strichen, daß ſie zu viel Breite erlangen, ſo werden die weißen zu eng gewordenen Zwiſchenräume in einander laufen. Alle Arbeit des Grabſtichels wird weder die Rauhigkeit noch die Riſſe verhindern. Der Künſtler halte ſeine Lichter breit, dann wird es immer bey ihm ſtehen, ſie zu verengern.

Sehen Sie einen mit Verſtand gemachten Stich recht aufmerkſam an, ſo werden Sie den des Entwurfs herrſchend über die vollendete Arbeit finden.

Das zweyte und dritte Nachhelfen der Striche iſts, was der Haut ihre Weichheit giebt. Sehen Sie, wie die Puncte ſich nach den Schatten zu verengen; ſehen Sie, wie ſie gegen das Licht zu ſich auseinander ſpreitzen. Betrachten Sie jeden Punct als einen verloſchenen Lichtſtrahl. Die Puncte werden nicht ohne Unterſchied ausgeſäet; ſie entſprechen immer dem kleinen weißen Zwiſchenraume zweyer einander zur Seite befindlichen Puncte.

Ich will fortfahren zu reden, mein Freund. Mit Hülfe dieser kleinen technischen Details werden Sie lernen, warum dieser Kupferstich Ihnen gefälle, jener andere Ihnen mißhagt; warum Ihr Auge sich hier labt, warum es dort von Unlust getroffen wird.

Die Behandlung auf ihre letzte Stufe von Kraft zu bringen, ist die letzte Sorge des Künstlers. Ein der Zeichnung, der Mahlerey und dem Kupferstiche gemeinschaftlicher Grundsatz ist: daß die großen Schwärzen (bruns) nur stufenmäßig herbeygeführt werden können.

Mit dem Scheidewasser gehts glücklich, wenn es dem Grabstichel, besonders in kleinen Gegenständen, wenig zu thun übrig läßt. Der ernste und strenge Grabstichel scherzt nicht, wie die Radirnadel. Er bekümmere sich um nichts als um die allgemeine Zusammenstimmung.

Ich möchte zum Kupferstecher sagen: drucke die Formen gut durch die Stiche aus; laß diese also sorgfältig nach den Planen der Gegenstände abnehmen; laß diejenigen, die vor-

hergehen, immer den nachfolgenden gehlegen; niemals werde die Stelle einer Halbtinte bey den Lichtern weniger als die Widerscheine und die Schatten mit Stichen (tailles) beladen: laß die ersten, zweyten und dritten mehr und mehr hervortreten oder zurückweichen; gieb jedem Dinge seine eigne Arbeit; charakterisire das menschliche Gesicht, die Landschaft, das Gewässer, die Drapperie, die Metalle dadurch, bringe die meiste Wirkung so hervor, daß so wenig Späne dabey fallen, als möglich. (Produisez le plus d'effet avec le moins de copeaux.)

Noch ein Wort, mein Freund, über die schwarze Kunst, über den Kupferstich in Bleystiftmanier; (la gravure noire, et la gravure au crayon) und ich höre auf.

Die schwarze Kunst *) bedeckt eine Oberfläche mit kleinen, schwarzen Puncten, die

*) Die Engländer sind unsere Meister in der schwarzen Kunst. Es werden sehr schöne Werke dieser Art in London gemacht. In Paris sieht man gar nicht in schwar-

man mildert, verſchwächt, matt macht, auslöſcht; daraus entſtehen die Schatten, die Widerſcheine, die Tinten, die Halbtinten, der Tag und die Nacht. Im Kupferſtich iſt Alles erleuchtet, die Arbeit bringt den Schatten und die Nacht hervor. In der ſchwarzen Kunſt herrſcht tiefe Nacht; die Arbeit läßt den Tag in dieſer Nacht anbrechen.

Die Kupferſtecherkunſt in Bleyſtiftmanier iſt die Kunſt, mit Bleyſtift gemachte Zeichnungen nachzuahmen. Eine ſchöne Erfindung! die vor allen Arten von Kupferſtecherey noch den Vortheil voraus hat, den Zöglingen Zeichnungsbeyſpiele in die Hand zu geben. Wer nach Kupferſtichen zeichnet, nimmt leicht eine harte, trockne und kunſtmäßig gezierte Manier an.

Das Verfahren bey der Kupferſtecherey in Bleyſtiftmanier, iſt wenig von dem in der

---

zer Manier. (1766). Unſere Künſtler ſchätzen ſie nicht einmal; ſie behaupten es gebreche ihr an Stärke und Kraft. Ich glaube: ſie gehen in ihrem Widerwillen dagegen zu weit, und es gebe allerdings zarte und angenehme Gegenſtände, für die dieſe Stichart ſich außerordentlich gut ſchicke.

ſchwarzen Kunſt verſchieden. Es ſind ohne Ordnung abgewechſelte Puncte, die man getrennt läßt, oder vereinigt, indem man ſie niedertupft; (en les écrasant) eine Arbeit, die den Schnee nachahmt, und dem Kupferſtiche das Anſehn eines Papiers giebt, auf deſſen kleinen Rauhigkeiten (éminences) der Bleyſtift ſeinen Staub niedergelegt. Ein gewiſſer François hat die Art erfunden; Derjenige, der ſie vervollkommnet hat, heißt Marteau oder Desmarteaux.

Der gewöhnliche Kupferſtich erhält und vervielfältigt die Gemählde. Der Kupferſtich in Bleyſtiftmanier vervielfältigt und pflanzt die Zeichnungen fort.

Ueber die Kunſt des Medailleurs will ich nur Eins ſagen: das ihre Aufmunterung die Ehre der Fürſten nah angeht. Die ſchönen Medaillen, die ſchönen Münzen, werden ihrer Regierung einen größern Glanz geben. Je mehr ſie große Dinge ausgeführt haben, mit deſto größerem Rechte können ſie auch glauben, daß

die Menſchen in künftigen Zeiten neugierig ſeyn werden, die Bilder derjenigen zu ſehen, deren große Thaten ihnen die Geſchichte überliefern wird.

Jetzt wollen wir zu den Kupferſtichen übergehen, die dieſes Jahr im Salon ausgeſtellt worden ſind.

Cochin.

Von Cochin hat man ein Frontiſpice für die Encyclopädie; ein ſehr ſinnreich zuſammengeſetztes Stück. Man ſieht, oben, die Wahrheit zwiſchen der Vernunft und der Einbildungskraft: die Vernunft, die dieſer ihre Schleyer zu entreißen ſucht; die Einbildungskraft, die ſich ſie zu verſchönern anſchickt. Unter dieſer Gruppe ein Hauſe ſinnender Philoſophen; tiefer unten der Trupp der Künſtler. Die Philoſophen haben die Augen auf die Wahrheit geheftet. Die ſtolze Metaphyſik ſucht weniger ſie zu ſehen, als ſie zu errathen; die Theologie kehrt ihr den Rücken zu, und erwartet ihr Licht von oben herab. Gewißlich iſt in dieſer Compoſition eine große Mannigfaltigkeit von

Charakteren und Ausdrücken; aber die Ebenen (les plans) treten nicht genug hervor, und nicht genug zurück. Die erhabenste sollte sich in der Vertiefung verlieren; die folgende ein wenig hervorteeten; die dritte ganz vorn seyn. Gelingt es dem Stiche diesen Fehler zu verbessern, so wird das Stück vollkommen seyn.

Verschiedene andere allegorische Zeichnungen, die sich auf Begebenheiten unter der Regierung unserer Könige beziehen. Diese Zeichnungen sollen für eine neue Edition des Abrégé chronologique des Präsidenten Henault gestochen werden. Der Geist, die Vernunft, das Mahlerische, Alles findet sich darin; Köpfe, Ausdruck, Ganzes in den Figuren, und Zusammensetzung. Dieser Künstler, ein Mann von Geist, und der das Vergnügen liebt, ein großer Zeichner, ehedem Kupferstecher vom ersten Range, brauchte nur diese Zeichnung gemacht *) zu haben, um eines gründlichen Ruhms gewiß zu seyn. Lebas

*) Diese beyden Kupferstecher haben sich einander die Ehre dieser Erfindung, die vielleicht ihnen beyden gehört,

Lebas.

Er ists, der unter uns dem guten Stiche durch eine ihm eigene Manier, deren verführerische Wirkung alle junge Zöglinge nachzuahmen sich vergebens bestrebt, den Todesstoß beygebracht hat. Er hat vier Kupferstiche von

---

streitig gemacht. Uebrigens ist sie eine, die wir unter unsern Augen entstehen, und sich vervollkommnen gesehn, ohne daß fast Jemand davon zu reden gewürdigt; indeß die eingebrannte Mahlerey, die noch nicht Ein mittelmäßiges Gemählde hervorgebracht hat, zwey oder drey Jahre in Eins weg gefeyert worden ist. Diese Art, die Zeichnung mit dem Bleystift, durch den Stich nachzuahmen, wird sichtbar auf die Fortschritte der Kunst in Europa Einfluß haben, und von einem unendlichen Nutzen seyn. Sie verdient in der Geschichte der Kunst Epoche zu machen.

Er hat seitdem einen Kupferstich zu Ehren des verstorbenen Dauphins gemacht. Oben auf diesem sieht man das Wappen des Prinzen, in einer Glorie strahlend; unten den Tod, der einen großen Schleyer zerrissen hat, welcher ein zahlreiches Gefolge von Tugenden, die durch ihre Attributen begleitet sind, verbarg. Rechts und Links sieht man Enden des zerrissenen Schleyers. Dieser Gedanke ist sinnreich. Der Verfasser hat Diderot um eine Aufschrift für dieses Kupfer gebeten, und dieser ihm unter den drey folgenden zu wählen gegeben:

Scindit se nubes et in aethera purgat apertum.

der dritten Folge der Seehäfen Frankreichs von Vernet ausgestellt. Von Cochin sind die Figuren gemacht, und das ist dabey gut. Diese Verbündeten haben eben keine sehr bittere Thränen um Valechou's Tod vergossen.

(Es ist das, was Virgil vom Aeneas sagt, da, als die Wolke sich vor ihm öffnete, er den Augen der Carthaginenser sichtbar ward.)

Oder auch diese hier, die ausdrücklich für den Kupferstich gemacht zu seyn scheint:

. . . . . Velum
Scinditur, et vatae gloria mortis patet. Ausonius.

oder auch diesen Vers, vom Philosophen selbst:

La mort a revelé le secret de la vie.

Dieser Vers kömmt mir eben so schön als einfach vor.

Die Aufschrift, die man für das Mausoleum des Grafen Caylus gemacht, ist von einem verschiedenen Charakter. Sie wissen, daß dieser berühmte Liebhaber durch sein Testament verordnet hat, auf sein Grabmahl eine hetruszische Urne, ohne was weiteres Hinzukommendes zu setzen. Die Fabrik des Kirchspieles St. Germain l'Auxerrois beschäftigt sich gegenwärtig mit diesem Denkmale; und ihr Vorsteher, da er vor ein paar Tagen den Philosophen auf der Straße traf, sagte zu ihm: Sie sollten uns hübsch eine Inscription auf die Urne des Grafen Caylus geben. Gut! antwortete augenblicks der Philosoph, setzen Sie diese beyden Verse darauf:

Ci gît un antiquaire, avare et brusque!
Ah, qu'il est bien logé dans cette cruche hetrusque.

Wille.

Er iſt der einzige, der Feſtigkeit mit dem Markigten des Stichels zu vereinen verſteht. Auch Er nur verſteht kleine Köpfe zu ſtechen. Seine herumwandernden Muſiker nach Dietrichs Gemählde, gut! ſehr gut!

Boettiers.

Medaillen und Schaumünzchen, (jettons) die man nicht anſehen kann, wenn man ein groſſes Stück in Bronze, oder einen alten geſchnittenen Stein geſehen.

Flipart.

Nichts, was tauge. Ein Sturm nach Vernet! Ah! Balechou, ubi es? ubi es?

Moitte.

So ſchlecht als nur möglich. Sein Serenatenbringer und ſeine Träger, nach Greuze, beynahe erträglich. Was das Mo-

nument von Rheims betrifft, über das Cochin die Aufsicht gehabt, und es verbessert hat, so ist es durchaus verfehlt *). Die Figur des Monarchen steif, sie geht auf den Fersen; Fehler im Bronze, und Löcher und Kleckse

*) Wenn der Kupferstich des Monuments von Rheims unter dem Stichel des Herrn Moitte nicht gut gerathen ist; so muß man auch gestehen, daß das Original von Bronze eben nicht glücklich aus den Händen des Herrn Pigalle hervor gegangen war. Die Figur des Königs, der zu Fuß abgebildet worden, hat er durchaus verfehlt. Der König sieht wie ein Karrenschieber aus; ist unedel und schwer, und man muß ein besonderes Talent im Gesichterverfehlen besitzen, wenn man dem Könige ein unedles Aussehen geben will. Von den zwey Figuren ist die des Bürgers, der auf einem Pack Handelswaaren ausruht, vortrefflich gerathen worden, und unstreitig ist sie auch meisterhaft modellirt; voll von Details köstlicher Natur. Betrachtet man aber nur ihren idealischen Theil, was will denn eine große, ganz nackte Figur bedeuten, die, auf einem Pack ruhend, die Sicherheit ausdrücken soll, deren man unter Ludwigs XV Regierung genießt? Warum nennt Ihr sie einen Bürger? Sie sieht aus, wie ein dicker Lastträger. Warum ist sie nackt vorgestellt? Siebt man in unsern kalten Ländern, Bürger sich ganz nackt gegen Abend in der großen Hitze ausziehen und ausruhen? Das könnte angehen, wenn die Scene in Griechenland oder an der äußersten Spitze Italiens läge. Sie antworten: aus unsern Kleidern ließe sich, besonders in Bronze, nichts machen; ich weiß es,

in den Lichtern sind darin. Die vorderen und die sich entfernenden Gegenstände, (les devants et les fuyans) sind zusammenvermengt, und die Architectur des Grundes ans Fußgestell geheftet.

---

suchen Sie denn zwischen der gesunden Vernunft und dem Costhum einen Verein zu treffen! Was ich weiß, ist: daß die Alten nie etwas thaten noch litten, was gegen den Menschenverstand war, und daß man in allen ihren Werken dieses Urtheil bemerkt; eine köstliche, und unter den Neuern seltene Eigenschaft. Die andere Figur auf dem Denkmal von Rheims ist allegorisch; es ist Frankreich, das einen Löwen an seiner Mähne führt. Eine kalte Figur; Vermengung wahrer und allegorischer Vorstellungen, die der gute Geschmack mit Recht verdammt. Gewiß genug ists, daß Gevatter Gougenot nicht glücklich in der Wahl des Gegenstandes dieses Denkmahls gewesen ist; und daß des guten Pigals Ausführung ziemlich genau der kalten Erfindung des Gevatters entspricht. Der gute Pigal hätte besser daran gethan, Diderots Idee zu befolgen. Dieser schlug vor, drey Figuren um das Fußgestell der Statue des Königs, zu setzen. Auf die eine Seite den Bürger, den ich anders und glücklicher characterisirt haben gemocht; auf die andere einen sich auf seine Pflugschaar oder, was ich noch lieber gesehen, auf die Hörner seines Stiers stützenden Ackersmann. Eine vortreffliche Gruppe! schöner als die eines Opfers, weil die doch am Ende nur falsche und abergläubische Begriffe in Erinnerung bringt; dahingegen die erstere rührende Vorstellungen von öffentlichem Wohlstande, durch

Beauvarlet.

Zwey kleine Kinder, die einem Hunde die Pfoten auf eine Guitarre bringen; ein breiter und leichter Stich. In dem Opfer an die Venus, nach Vien, iſt nichts von der Feinheit der Zeichnung des Gemähldes. Die ſpaniſche Converſation, und die Vorleſung von Carle Vanloo *) gezeichnet um in Kupfer geſtochen zu werden, iſt weich von Behandlung; aber die Kopfcharactere ehrlich

---

die Arbeit verſchafter Gemächlichkeit, nebſt der Einfachheit und der Unſchuld der ländlichen Sitten erweckt. Vorn ſteute der Philoſoph eine Familienmutter hin, die ihr Kind ſäugt; abermals eine ſchöne Figur! Durch dieſe drey deutete er ohne Mühe, ohne Allegorie, die drey charakteriſtiſchen Z ichen der öffentlichen Glückſeligkeit unter der Regierung eines guten Königs an: den blühenden Zuſtand der Bevölkerung, des Ackerbaues und der Handlung; und es hätte ſich daraus ein erhabenes Denkmahl verfertigen laſſen; wenn, was ich Mühe zu glauben habe, es möglich iſt, daß ein Künſtler auf eine erhabene Weiſe ausführe, was nicht ſeine Erfindung geweſen iſt.

*) Es ſind die beyden der Madame Geoffrin zugehörigen Gemählde, die unter den beſten Zeichnungen Carle Vanloo's berühmt ſind, und bereits gezählt werden. Die Zeichnungen von M. Beauvarlet ſind mir als ſehr kalt vorgekommen.

verfehlt. Der Künſtler konnte ſich der Mühe überheben, uns zu benachrichtigen, daß es nicht Originale ſind.

L'empereur, Melini Aliamet.

De Communi Martirum.

Nichts Ihnen zu ſagen! nicht einmal, daß ſie ſuchen ſollen, beſſer zu ſeyn. Wo ſie ſind, ſind ſie, und müſſen bleiben.

Duvivier.

Viel Medaillen. Nehmen Sie die Einweyhung der Statue Ludwigs XV in Paris; den Türkiſchen Geſandten, der ſeinen Beglaubigungsbrief abgiebt; das Bruſtbild der Prinzeſſinn Trubeskoi, mit dem Revers ihrem mit Cypreſſen umgebenen Grabe aus; und ſchütten das Uebrige unter altes Eiſenwerk.

Strange.

Er hat die Gerechtigkeit und die Sanftmuth (manſuetude) nach Raphael geſto-

chen. Warum ſollte ichs ihm vorwerfen, daß er Raphaels Zeichnung geändert? Geſchicktere als Er, haben wohl das Nämliche gethan.

Cozette.

Zwey in Tapetenmanier ausgeführte Stücke. Herrn Paris von Marmontels Portrait; nach Latours Paſtelgemählde — es iſt zum Täuſchen; das Gemählde ſelbſt! Ein Medaillon, das die Mahlerey vorſtellt, nach Carle Vanloo. Meiner Treu! wofern mir Jemand auf vier Schritt das Gemählde von dem Stück einer Tapete unterſcheidet, will ich ſie ihm beyde geben.

Die Chineſer haben die Stelle der gefärbten Wolle, deren Farben die Luft, dieſes ſchreckliche Aetzungsmittel (debouilli) ſehr bald verzehrt, durch Vögelfedern vertreten laſſen; die glänzender, dauerhafter ſind, und alle mögliche Nuancen hergeben.

Et laus Deo, pax vivis, requies defunctis!

Sämmtliche Werke

von

Dionysius Diderot.

Uebersetzt

von

Carl Friederich Cramer,

deutschem Buchdrucker und Buchhändler zu Paris.

Zweyter Theil.

Die Nonne.

Riga 1797,

bey Johann Friedrich Hartknoch.

AB S 32

Die Nonne.

Die Antwort des Marquis von Croismare, falls ich eine von ihm erhalte, wird mir die erſten Zeilen dieſer Erzählung an die Hand geben. Ehe ich ihm ſchreibe, habe ich ihn kennen wollen. Er iſt ein Mann aus der großen Welt; er hat ſich Ruhm im Dienſte erworben; er hat ſeine Jahre; er iſt verheirathet geweſen; er beſitzt eine Tochter und zwey Söhne, die er liebt, und von denen er geliebt wird. Er iſt von Geburt, hat Kenntniſſe, Geiſt, Frohſinn; findet Geſchmack an den ſchönen Künſten, und liebt vornehmlich Eigenthümlichkeit. Man hat mir ihn als einen Mann von Empfindung, von Ehre, von Rechtſchaffenheit gerühmt, und ich habe, durch Alles, was man mir von ihm geſagt hat, geſehn, daß

ich keinen mir nachtheiligen Mißgriff that, indem ich mich an ihn wendete; indeß ſteht es nicht zu erwarten, daß er an meinem Schickſale thätigen Antheil nehmen werde, wenn er nicht weiß, wer ich bin; und dieſer Bewegungsgrund beſtimmte mich, meine Eigenliebe, meine Abneigung zu überwinden, und dieſe Denkſchrift anzufangen; in der ich einen Theil meines Unglücks, ohne Kunſt und Talent, mit der Natürlichkeit eines Mädchens meines Alters, und der Offenherzigkeit meines Characters verzeichnen will. Da mein Beſchützer es vielleicht fordern, oder mir auch einſt die Luſt kommen könnte, zu einer Zeit meine Erzählung zu vollenden, wenn die Thatſachen vielleicht aufgehört hätten, meinem Gedächtniſſe gegenwärtig zu ſeyn: ſo habe ich gedacht, die kurze Inhaltsanzeige, womit ich ſie beſchließe, und der tiefe Eindruck, der mir von meinen Begegniſſen, ſo lange ich lebe, übrig bleiben wird, würden hinreichen, ſie meinem Gedächtniſſe zurückzurufen.

Mein Vater war Gerichtsanwald. Er hatte meine Mutter geheirathet als er schon ziemlich zu Jahren gekommen war; aus dieser Ehe waren drey Töchter entsprossen. Sein Vermögen hätte mehr als zugereicht, sie sämmtlich gehörig auszustatten; aber dazu müßte seine Zärtlichkeit unter sie gleich getheilt gewesen seyn; doch muß ich leider sagen: dieß war weit entfernt, der Fall genannt werden zu können. Gewiß hatte die Natur mir mehr Annehmlichkeit des Geistes und der Gestalt, mehr Character und Talent, als meinen Schwestern verliehn; aber gerade Dieß schien meinen Eltern zuwider zu seyn. Das was sie und angestrengter Fleiß mir vor meinen Schwestern vorausgegeben, hätte ich, da es für mich eine Quelle von Kränkungen ward, gern vertauscht; um wie sie, von meinen frühen Jahren an, gehegt, gepflegt, geliebkost, und entschuldigt zu werden. Traf sichs, daß zuweilen zu meiner Mutter gesagt ward: Sie haben allerliebste Kinder, ... so wollte man Das niemals auf mich gedeu-

ter haben. Dann und wann freylich wohl erhielt ich Ersatz dieser Ungerechtigkeit, durch Andere; alsdann aber kam mir zu Hause, in der Einsamkeit, das erhaltene Lob so theuer zu stehen, daß ich lieber hätte geschimpft worden seyn mögen; je mehr mich Fremde vorzogen, desto übellaunigter war man zu Hause gegen mich, so bald die Fremden wieder weg waren. O, wie oftmals habe ich geweint, nicht häßlich, dumm, einfältig, hochmüthig zu seyn; kurz, nicht alle die Unarten zu besitzen, trotz deren meine Schwestern gleichwohl bey unsern Eltern gut angeschrieben standen. Häufig habe ich bey mir selber gefragt: woher denn doch wohl dieß sonderbare Betragen von einem Vater, einer Mutter, kommen könnte, die in andern Stücken rechtlich, gerecht, und fromm waren? Soll ich Ihnen meine Herzensmeinung sagen, mein Herr? Einige meinem Vater in seinem Zorn entschlüpfte Worte, denn er war sehr heftig; einige, zu verschiednen Zeiten, von mir aufgefaßte Umstände; verschie-

deutlich Gemunkel unſrer Nachbarn; Reden, die unſerm Geſinde entfielen; haben mich eine Urſache davon argwöhnen laſſen, die meine Eltern ein wenig entſchuldigte. Vielleicht hatte mein Vater einige Ungewißheit über meine Geburt; vielleicht ward, — was weiß ich? — meine Mutter, durch mich an einen Fehltritt, den ſie einſt begangen, oder an die Undankbarkeit eines Mannes erinnert, den ſie allzuſehr geliebt hatte. Selbſt angenommen dieſe Vorſtellungen wären unwahr, was ſchadete es, ſie Ihnen anzuvertrauen? Sie werden dieſe Schrift verbrennen, und ich verſpreche das Nemliche in Abſicht Ihrer Antwort zu thun. Da wir drey Geſchwiſter kurz auf einander zur Welt gekommen waren, ſo wurden wir auch alle zugleich groß. Es bemühten ſich Freywerber um uns. Um meine älteſte Schweſter meldete ſich ein ſehr angenehmer junger Mann. Bald merkte ich, er zeichne mich aus, ich würde der Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeiten; aber, wohl fühlend, was dieſer gegebene

Vorzug mir für Kränkungen zuwege bringen könnte, benachrichtigte ich meine Mutter davon. Dieß ist vielleicht das Einzige, was ich ihr mein Lebelang habe zu Dank machen können; Sie werden aber hören, wie ich dafür belohnt worden bin. Vier, oder mindestens nur einige Tage nachher, ward mir gesagt: man hätte mir eine Stelle in einem Kloster ausgemacht, in das ich auch gleich den Tag darauf geführt ward. Bey der üblen Behandlung meiner in unserm Hause, that mir dieß Begegniß eben nicht sehr leid, und ich trat in Sainte, Marie, so hieß mein erstes Kloster, mit vieler Freudigkeit ein. Indeß kam ich dem Liebhaber meiner Schwester wieder aus dem Sinn, da er mich nicht mehr vor Augen hatte; er ward meiner Schwester Mann. Er nennt sich Herr K * * *; ist Notarius, und wohnt zu Corbeil, wo er aber schlecht mit ihr lebt. Meine zweyte Schwester ward an einen Herrn Baugon verheirathet, einen Seidenhändler in Paris, in der Straße

Quincampoix; und verträgt ſich ganz gut mit ihm.

Da meine beyden Schweſtern an Mann waren, glaubte ich, es würde die Reihe nun auch an mich kommen, und ich aus meinem Kloſter erlöſt werden. Ich war damals ſiebzehnthalb Jahr alt. Man hatte meine beyden Schweſtern ziemlich reichlich ausgeſtattet; ich verſprach mir ein gleiches mit ihnen; als ich eines Tages ans Gitter gerufen ward. Die Perſon, die mich zu ſprechen verlangte, war der Pater Seraphin, Beichtvater meiner Mutter; er war auch meiner geweſen; er konnte mir mithin ohne viel Umſtände die Abſicht ſeines Beſuchs entdecken. Es war keine andre, als die: mich zu bereden, mich einkleiden zu laſſen. Gegen dieſen ſonderbaren Vorſchlag, machte ich ſtarke Einwendungen, und erklärte ihm rein heraus: ich fühlte nicht die geringſte Luſt zum Nonnenſtande. Deſto ſchlimmer! antwortete er mir; denn Ihre Eltern haben ſich, Ihre Schweſtern auszuſtatten, bis zum

Mangelleiden entblöſt, und ich weiß nicht, was ſie, bey ihrer itzigen engen Beſchränkung, zu der ſie herunter gekommen ſind, für Sie thun könnten. Sie, Mademoiſelle, haben nur die Wahl übrig, entweder auf immer in dieſem Hauſe zu bleiben, oder auch in irgend ein Kloſter in der Provinz geſchickt zu werden; wo man Sie für ein mäßiges Jahrgeld aufnehmen wird, und aus dem Sie nicht eher, als nach dem Tode Ihrer Eltern, herauskommen werden, eine Sache, auf die Sie noch lange warten können .... Ich beklagte mich bitterlich hierüber, und vergoß einen Strom von Thränen. Die Abtiſſin war von dem Inhalte dieſer Unterredung benachrichtiget; ſie erwartete mich, als ich vom Gitter zurückkehrte. Mein Zuſtand war der einer Verwirrtheit, die ich nicht zu beſchreiben vermag. Sie ſagte zu mir: Liebes Kind, was iſt Ihnen? (Sie wußte aber wohl beſſer als ich, was mir war) Wie Sie ausſehn! So was, wie Sie, von Verzweiflung, iſt mir noch nicht vor Augen

gekommen; Sie ſetzen mich für Sie in Angſt. Haben Sie vielleicht Ihren Herrn Vater oder Ihre Frau Mutter verlohren? — Ich warf mich ihr in die Arme, und hätte beynah zu ihr geſagt: Wollte Gott, es wäre Das! . . . indeß antwortete ich doch nur: Ich habe weder Vater noch Mutter; ich bin eine Unglückliche, Verlaſſene, die man hier auf Lebenszeit einſperren will. — Sie ließ den Strom verlaufen, und erwartete den Augenblick wieder, wo ich ruhig geworden war. Ich hatte mich nicht deutlicher gegen ſie über das, was mir eben angekündigt worden war, erklärt. Sie äußerte Mitleid mit mir; ſie umarmte mich; ſie ſprach mir Muth ein: ich ſollte in einen Stand nicht treten, für den ich keine Neigung bey mir fühlte; ſie verſprach mir, für mich zu beten, Vorſtellungen zu machen, Bitten einzulegen. O mein Herr, wie liſtig ſind doch dieſe Vorſteherinnen der Klöſter; Sie glauben Das gar nicht! Sie ſchrieb auch wirklich. Sie wußte recht gut, was ſie für eine Antwort zurück er-

halten würde; da ſie kam theilte ſie ſie mir mit; und es verging geraume Zeit, ehe ich einigen Argwohn über ihre Aufrichtigkeit ſchöpfte. Unterdeß kam die Friſt heran, die man, meine Entſchließung zu erhalten, mir anberaumt hatte; die Supertorin trat zu mir herein, und benachrichtigte mich, mit der ausgekünſtelteſten Traurigkeit, davon. Anfangs konnte ich kein Wort hervorbringen. Hierauf ließ ſie einige Ausdrücke des Schmerzes fallen, die mir das Uebrige zu verſtehn gaben. Das war abermals eine Scene der Verzweiflung; und ich werde nicht leicht andre als ſolche Ihnen künftig zu erzählen haben. An ſich zu halten verſtehn, iſt ihre große Wiſſenſchaft. Hierauf ſagte ſie zu mir, und wahrhaftig, mich deucht, ſie weinte, indem ſie es zu mir ſagte: Wohlan denn, mein Kind, Sie werden uns alſo verlaſſen; liebes Kind, wir werden uns nicht wieder ſehn! . . . und andre Reden, die ich nicht hörte. Ich war auf einen Stuhl hingeſunken; bald ſchwieg, bald ſchrie ich; bald war ich unbeweg-

lich, bald ſtand ich auf; bald ſtützte ich mich gegen eine Wand; bald athmete ich meinen Schmerz an ihren Buſen aus. Als dieß vorüber war, rief ſie mir zu: Aber ſchauen Sie! warum verſuchen Sie nicht eins? Sagen Sie indeß nicht, daß ich Ihnen den Rath gegeben habe; ich wollte für Alles in der Welt nicht einen Vorwurf mir darüber zu Schulden kommen laſſen. Was verlangt man von Ihnen? Sie ſollen den Schleyer nehmen? Nun wohl, warum nehmen Sie ihn nicht? Wozu macht Sie das verbindlich? Zu nichts, als noch zwey Jahre bey uns zu bleiben. Man weiß ja nicht wie lange Ihre Eltern leben können; in zwey Jahren trägt ſich viel zu . . . Dieſe liſtigen Reden begleitete ſie mit ſo viel Liebkoſungen, ſo viel Freundſchaftsbetheurungen; ſo vielen ſanften Falſchheiten: ich wußte, wo ich war, aber nicht wo man mich hinbringen würde; ich ließ mich überreden. Demzufolge ſchrieb ſie an meinen Vater; ihr Brief war ſehr gut abgefaßt; o! er konnte gar nicht beſſer ſeyn;

mein Leiden, mein Schmerz, meine Einwendungen, waren darin nicht verhehlt; ich versichere Sie, ein viel schlaueres Mädchen als ich, wäre damit angeführt worden; das Ende davon aber war denn doch: ich gäbe meine Einwilligung dazu. Mit welcher Schnelligkeit alle Zurüstungen nun vor sich gingen! Der Tag wurde angesetzt; meine Kleider wurden gemacht; und der Augenblick der Cäremonie war vorhanden; ohne daß ich, wie es mir jetzt vorkömmt, nur einmal einen Zwischenraum zwischen Allem Diesen bemerkte. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich während der Zeit meinen Vater und meine Mutter sah; daß ich nichts unterließ, sie zu rühren; daß ich sie aber völlig unbeweglich und unbeugsam fand. Es war ein gewisser Abt Blin, ein Doctor der Sorbonne, der die öffentliche Ermahnung an mich hielt; und der Herr Bischof von Alep, der mich einkleidete. Eine solche Cäremonie ist schon an sich nicht heiter; diesen Tag aber war sie so traurig als nur möglich.

Ob ſich gleich die Nonnen um mich herum alle Mühe gaben, mich aufrecht zu erhalten, fühlte ich doch über zehnmal meine Knie unter mir ſchlottern, und ich war im Begriff auf die Stufen des Altares niederzuſinken. Ich hörte Nichts, ich ſah Nichts; ich war völlig betäubt; man führte mich, und ich ging; auf die Fragen die an mich geſchahen, antworteten Andre für mich. Indeß lief dieſe grauſame Cäremonie zu Ende; Jedermann begab ſich weg; und ich blieb mitten unter der Heerde zurück, mit der man mich vereinigt hatte. Meine Gefährtinnen umgeben mich; ſie umarmen mich, und ſagen unter ſich: Aber ſehn Sie doch einmal, Schweſter, wie ſie ſchön iſt! wie der ſchwarze Schleyer ihre weiſſe Haut erhebt! wie die Binde ſie kleidet! wie ſie ihr das Geſicht völlig macht! wie ihre Wangen drinn hervorgehn! wie das Kleid ihren Wuchs und ihre Arme zeigt! . . . Ich hörte ſie kaum; ich war auſſer mir; indeß muß ich eingeſtehn, daß, als ich, in meine Zelle zurückgekehrt, mich ihrer

Schmeicheleyen wieder erinnerte, ich mich nicht enthalten konnte, sie in meinem Spiegel zu bewahrheiten, und daß es mir vorkam, als wären sie nicht ganz ungegründet. Mit einem solchen Tage sind Ehrenrechte verbunden; diese wurden für mich noch ausgedehnt: zwar war ich wenig empfindlich dafür; aber man that, als glaubte man das Gegentheil; und sagte mirs auch, ob die Sache gleich offenbar nicht andem war. Abends nach der Betstunde, begab sich die Abtissin in meine Zelle. Wahrhaftig, sagte sie, als sie mich ein wenig betrachtete, ich weiß nicht, warum Sie so viel Abneigung vor dem Kleide haben, es steht Ihnen ganz vortreflich, und Sie sind allerliebst darin; Schwester Susanne ist eine sehr schöne Nonne; man wird Sie nur desto lieber darum haben. Lassen Sie doch ein bisgen sehn; treten Sie einmal ein Paar Schritte vorwärts; . . . Sie halten sich nicht gerade genug; man muß nicht so gekrümmt gehn. . . . . Sie richtete mir den Kopf auf; zeigte mir, wie ich die

die Füße ſetzen, die Hände, die Arme halten, meinen Wuchs ſichtbar werden laſſen müßte; beynahe wars eine Lehrſtunde wie Marcel ſie über die Kloſtergrazien geben könnte; denn jeder Stand hat die ſeinigen. Darauf ſetzte ſie ſich, und ſagte zu mir: Nun aber laſſen Sie uns ein wenig ernſthaft reden. Sie hätten jetzt denn ein Paar Jahre gewonnen; unterdeß kann ſich die Entſchließung Ihrer Eltern ändern, vielleicht werden aber auch Sie ſelbſt hier bleiben wollen, wenn man Sie wieder herauszunehmen gedenken wird; nicht unmöglich! — Glauben Sie das ja nicht, Madame. — Sie ſind ſchon lange unter uns geweſen, aber Sie kennen unſer Leben noch nicht; es hat freylich ſein Beſchwerliches, aber auch ſein Angenehmes. . . . Sie können ſich leicht vorſtellen, was ſie mir hier Alles über Welt und Kloſter ſagte; man findet das jederwärts und auf vielerley Weiſe in Büchern geſchrieben; denn, man hat mich, gottlob! leſen laſſen, was nur die geiſtlichen Herren ſowohl über ihren

Stand sagen, den sie so gut kennen und verabscheuen; als gegen die Welt, die sie lieben; der sie in ihrer Erbitterung bösen Leumund machen, und die sie nicht kennen.

Mein Novizjat will ich Ihnen nicht ausführlich beschreiben. Beobachtete man dabey jede vorgeschriebne Strenge, so würde nicht eine Einzige dagegen aushalten. Aber die Zeit desselben ist die angenehmste im klösterlichen Leben. Keine nachsichtigere Schwester läßt sich denken, als eine Novizenmutter. Sie sinnt und trachtet auf nichts anders, als jeden Dorn des Standes von ihm abzustreifen; man erfährt Nichts als Eine lange möglichst feine und erkünstelte Verführung. Vermittelst dieser verdunkelt sich selbst die uns umgebende Dunkelheit der Unwissenheit; die Verführung wiegt, schläfert uns gleißnerisch ein, macht uns Blendwerke vor; und bey mir ward alles Dieß vorzüglich angewandt. Keine junge und arglose Seele kann, glaube ich, leicht den Schlingen dieser verderblichen Kunst entschlüpfen. Die

Welt hat ihre Abgründe; aber ſchwerlich iſt der Abhang ſo ſanft auf dem man hinunter gleitet. Ich durfte nur einmal gehuſtet haben, um daß es genug war mich des Dienſtes, der Verſtunde, der Arbeit zu überheben. Ich ging dann früher zu Bette, ich durfte ſpäter aufſtehn; alle Regel hörte dann für mich auf. Stellen Sie ſich vor, mein Herr, es gab Tage wo ich nach dem Augenblicke meiner Hinopferung mich ſehnte. Da trägt ſich keine traurige Geſchichte in der Welt zu, die Ihnen nicht vorerzählt wird; wahre werden durch künſtlich erdichtete Umſtände entſtellt; falſche werden erdichtet; und dann Lobſprüche ohne Maaß und Ziel, und Dankſagungen an den Schöpfer, der uns vor dieſen demüthigenden Begegniſſen in Sicherheit ſtellt! Indeß näherte ſich die Zeit, die ich bisweilen durch meine Wünſche beſchleunigt. Da verſank ich wieder in träumendes Sinnen; ich fühlte meine Abneigung aufs neue erwachen, zunehmen. Ich ging hin, trug ſie unſerer Superiorin, oder unſerer Novizenmut-

ter vor. Dieſe Frauen wiſſen ſich recht wohl für die Quälereyen zu entſchädigen, womit man ſie plagt, denn Sie müſſen bey Leibe nicht glauben, als ob die Heuchelrolle, die ſie ſpielen, und das einfältige Zeug, das ſie gezwungen ſind uns zu wiederholen, ein Zeitvertreib für ſie wären; es wird ihnen zuletzt ſehr ekelhaft und abſtändig; aber ſie beſtimmen ſich nun einmal dazu, und das blos um etwa ein tauſend Thälerchen willen, die ihrem Hauſe dadurch erwachſen: denn Dieß iſt einzig der wichtige Grund, welcher ſie antreibt, ihr ganzes Leben hindurch zu lügen, und um deſſentwillen ſie jungen unſchuldigen Mädchen eine Verzweiflung von vierzig funfzig Jahren, und, vielleicht ein ewiges Elend bereiten; denn von hundert Nonnen, die vor den funfzigen ſterben, iſt gewiß nicht Eine die nicht ihrer Seeligkeit verluſtig geht; die ungerechnet, welche wahnſinnig, blödſinnig werden, oder gar in den Zuſtand der Hirnwuth verfallen.

Eines Tages begab es ſich, daß eine ſolche

Nonne, wie ich erwähne, aus der Zelle entſchlüpfte, in der man ſie eingeſperrt hielt. Ich ſah ſie. Von dem Augenblicke an zähle ich den Beginn des Glücks oder Unglücks, das mein Loos ſeyn wird, je nachdem Sie, mein Herr, meine Bitte erfüllen oder nicht erfüllen werden. Nie habe ich etwas ſo Scheuslichtes geſehn. Ihre Haare flogen; ſie war faſt ganz ohne Bekleidung; ſie ſchleppte eiſerne Ketten nach ſich; mit verwildertem Blicke raufte ſie ſich die Haare aus; ſchlug ſich die Bruſt mit den Fäuſten; rannte hin und her; heulte; ſtieß gegen ſich und Andere die ſchrecklichſten Läſterungen aus; ſuchte ein Fenſter, ſich herabzuſtürzen. Mich ergriff Entſetzen; ich zitterte an allen Gliedern; ich las mein Schickſal in dem Schickſale dieſer Unglücklichen, und von dem Augenblicke an wars in meinem Herzen feſter Entſchluß, lieber hundertmal zu ſterben, als mich einem ähnlichen Elende auszuſetzen. Die Wirkung, die dieſe Begebenheit auf meinen Geiſt haben könnte, ward geahndet; man glaubte

ihr zuvorkommen zu müssen. Es wurden mir über diese Nonne eine Menge, ich weiß nicht was für lächerliche, und sich widersprechende Lügen vorgebracht. Bald sollte sie schon einen Sparren gehabt haben, als man sie ins Kloster aufgenommen; bald sagte man mir: es wäre ihr einmal, als sie ihre Zeiten gehabt, ein Schreck zugestoßen, und von dem Augenblicke an hätte sie Gesichte gesehn; bald glaubte sie mit den bösen Engeln in Gemeinschaft zu stehn; bald: sie hätte Lehren gehört, die durch eine übertriebene Moral, sie dermaßen vor den göttlichen Gerichten in Angst gesetzt, daß ihr Verstand, der schon einen Stoß weggehabt, ganz davon in Unordnung gerathen wäre, daß sie nichts als Teufel, Hölle und den Schwefelpfuhl vor sich sähe; die Nonnen im Kloster wären sehr unglücklich mit ihr daran; ein solches Beyspiel sey bisher im Hause unerhört; und was weiß ich Alles? Aber es verfing bey mir nichts. Jeden Augenblick stellte meine Nonne meinem Geiste sich wieder dar; und ich

erneuerte bey mir ſelbſt den Schwur, mein Gelübde nicht abzulegen.

Gleichwohl war aber nun dieſer Zeitpunkt da, wo gezeigt werden ſollte: ob ich Wort zu halten verſtünde. Eines Morgens, nach dem Gottesdienſte, ſah ich die Superiorin zu mir hereintreten. Sie hielt einen Brief in der Hand. Ihr Geſicht verkündete Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit; die Arme ſanken ihr herab; es ſah aus, als hätte ihre Hand nicht ſo viel Stärke, als nöthig, den Brief in die Höhe zu heben; ſie blickte mich an; es ſchienen ihr Thränen aus den Augen zu fließen; ſie ſchwieg, und ich auch; ſie wartete, ich ſollte zuerſt reden; ich fühlte mich dazu verſucht, aber ich hielt an mich. Sie fragte mich: wie ich mich befände? der Gottesdienſt hätte heute ſehr lange gedauert; ich hätte ein wenig gehuſtet; ich ſchiene ihr nicht wohl auf zu ſeyn. Auf alles Dieß antwortete ich: Nein, liebe Mutter. Sie hielt immer ihren Brief in ihrer einen herabhängenden Hand: während dieſer Fragen

legte sie ihn auf ihre Knie, so daß die Hand ihn halb verdeckte; endlich, nachdem sie einige Fragen über meinen Vater, meine Mutter hingeworfen hatte; und sah daß ich keine Neugierde bezeigte, was das Papier enthalte, sagte sie zu mir: Da ist ein Brief ... Bey diesen Worten fühlte ich mein Herz erschüttert, und setzte mit abgebrochner Stimme und zitternden Lippen hinzu: Er ist von meiner Mutter. — So ists! Da! lesen Sie! — Ich faßte mich ein wenig; nahm den Brief; las ihn; anfangs mit ziemlich viel Standhaftigkeit; allmählig aber, so wie ich weiter darin kam und Schrecken, Unwillen, Zorn, Erbitterung, verschiedene Leidenschaften, mit einander abwechselten, hatte ich verschiedne Töne, las mit verschiedner Stimme, und machte verschiedne Bewegungen. Bisweilen hielt ich mit Mühe dieß Papier: oder ich hielt es, als hätte ichs zerreissen wollen; oder faßte es heftig, als wandelte mich Lust an, es zu zerknittern, und weit von mir zu werfen. — Nun, liebes Kind, was

wollen wir darauf antworten? — Madam', Sie wiſſen wohl, was. — Nicht doch! ich weiß es nicht. Es ſind unglückliche Zeiten; Ihre Familie hat große Verluſte erlitten; Ihre Schweſtern ſind in ihren Umſtänden herunter gekommen; beyde haben eine zahlreiche Familie; Ihre Eltern haben ſich bey ihrer Verheyrathung arm gemacht, und richten ſich in ihrer Unterſtützung vollends zu Grunde. Es iſt unmöglich Ihnen ein gewiſſes Auskommen zu verſchaffen; Sie ſind eingekleidet worden; das hat Koſten verurſacht; durch dieſen Schritt haben Sie Hoffnungen erweckt; man hat in der Welt ausgebreitet: Sie würden unverzüglich das Gelübd ablegen. Uebrigens rechnen Sie immer auf meinen ganzen Beyſtand. Ich habe nie irgend Eine beredet, ſich dem Kloſterleben zu widmen; es iſt ein Stand, in den Gott uns leitet, und ſehr gefährlich iſts, wenn wir unſre Stimme mit der ſeinigen vereinen wollen. Ich mags nicht unternehmen, Ihnen ans Herz zu reden, falls die Gnade es nicht

thut; bisher habe ich mir nicht vorzuwerfen, Jemandes Unglück gemacht zu haben; ich möchte nicht gern mit Ihnen den Anfang dazu machen, liebes Kind; mit Ihnen, die mir so theuer ist! Ich habe nicht vergessen, daß Ihre ersten Schritte auf mein Zureden von Ihnen geschehen sind; und werde nicht leiden, daß man durch Täuschung zu Etwas, das Ihr Wille nicht ist, Sie verbindlich mache. Lassen Sie uns denn über diese Sache gemeinschaftlich uns berathen, und zusammen verabreden, was zu thun sey? Wollen Sie das Gelübde ablegen? — Nein, Madame. — Sie fühlen also keine Neigung zum Klosterleben? — Nein, Madame. — Sie wollen Ihren Eltern nicht gehorchen? — Nein, Madame. — Was glauben Sie denn wohl, was aus Ihnen werden wird? — Alles, ausgenommen eine Nonne! Ich will es nicht seyn, ich werde es nicht seyn. — Nun so sollen Sie es auch nicht werden. Lassen Sie uns darauf denken; einen Brief an Ihre Mutter aussinnen. . . . . Wir kamen

hierauf über einige Gedanken überein. Sie schrieb, und zeigte mir ihre Antwort, die mir abermals sehr gut deuchte. Unterdessen sandte man den Beichtvater des Hauses an mich ab; fertigte mir den Doctor zu, der bey meiner Einkleidung die Rede gehalten; man empfahl mich der Novizenmutter; ich sah den Herrn Bischof von Alep; ich mußte mit frommen Weibern einen Strauß aushalten, die sich in meine Sache mischten, ohne daß ich sie vorher gekannt hätte; es setzte immerwährende Zusammenkünfte mit Mönchen und Priestern; mein Vater kam; meine Schwestern schrieben an mich; meine Mutter erschien zuletzt; ich widerstand Allen. Unterdeß wurde der Tag, wo ich mein Gelübd ablegen sollte, angesetzt; man unterließ nichts, meine Einwilligung zu erhalten; da man aber merkte, daß es umsonst sey, deswegen in mich zu dringen, ergriff man das Mittel sich ihrer zu entübrigen.

Man schloß mich in meine Zelle ein; man legte mir Stillschweigen auf; ich wurde von

aller Welt getrennt; und ſah, man ſey entſchloſſen, ohne mich über mich zu verfügen. Ich wollte mich auf Nichts einlaſſen; das war mir eine ausgemachte Sache, und alle falſchen oder wahren Schrecken, die man mir ohne Unterlaß vorſpiegelte, erſchütterten mich nicht. Unterdeß war ich in einem beweinenswürdigen Zuſtande; ich wußte nicht, wie lange er dauern könnte, und wann er aufhören würde; noch weniger wußte ich, was es möglich wäre, aus mir zu machen. Mitten unter dieſen Ungewißheiten, ergriff ich eine Partey, über die Sie, mein Herr, urtheilen werden, wie es Ihnen gefällt. Ich bekam niemand mehr zu ſehn; weder die Superiorin, noch die Novizenmutter, noch meine Gefährtinnen. Endlich beſchickte ich die Erſte, und ſtellte mich, als wollte ich mich dem Willen meiner Eltern nähern; wirklich aber ging meine Abſicht dahin, dieſe Verfolgung mit Aufſehen zu endigen, und öffentlich gegen die Gewaltthätigkeit, welche man gegen mich zu üben gedachte, Einſpruch zu thun.

Ich ſagte alſo: man könne über mein Schick-
ſal gebieten; man könne über mich verfügen,
wie man Luſt hätte; man fodere, daß ich das
Gelübde ablegen ſolle, und ich würde es thun.
Da entſtand Freude über Freude im Hauſe;
die Liebkoſungen, mit jeder Schmeicheley, und
Verführung kehrten zurück. „Gott hätte zu
„meinem Herzen geredet; Niemand wäre für
„den Zuſtand der Vollkommenheit gemachter, als
„ich. Es wäre unmöglich, daß Das anders
„ſeyn könnte; man hätte Das immer erwar-
„tet. Man erfüllte ſeine Pflichten nicht ſo er-
„baulich und ſtandhaft, als ich, wenn man nicht
„wahrhaftig dazu berufen wäre. Die Novi-
„zenmutter hätte niemals, bey irgend einer ihrer
„Untergebenen, einen ſo ausgezeichneten Beruf
„bemerkt; ſie wäre äußerſt verwundert über
„die Grillen geweſen, die mir in den Kopf ge-
„kommen; ſie hätte aber auch immer zu der
„Superiorin geſagt: man müſſe nur abwarten;
„es würde wohl vorübergehn; die beſten Non-
„nen hätten ſolche Augenblicke gehabt; es wä-

„ren Eingebungen des böſen Feindes, der ver-
„doppelt ſeine Bemühungen anſtrengte, wenn er
„im Begriff ſey, ſich eine ſchöne Beute ent-
„riſſen zu ſehn; ich entrönne nun ſeinen Klauen;
„alle meine Wege würden von nun an mit Ro-
„ſen beſtreut ſeyn, die Verpflichtungen des Non-
„neniebens mir um ſo viel erträglicher vorkom-
„men, je übertriebener meine Vorſtellungen von
„ihrer Härte geweſen wären; dieſe Selbſter-
„ſchwerung meines Jochs wäre eine Gnade des
„Himmels für mich geweſen, der ſich ihrer als
„Mittel bedient hätte, es mir zu erleichtern....“
Etwas ſonderbar kam es mir freylich vor, daß eine und dieſelbe Sache von Gott oder dem Teufel herſtammen ſollte, je nachdem man Belieben fand ſie anzuſehen. Es giebt in der Kloſtertheorie vielerley ſolcher Arten die Dinge zu betrachten, und diejenigen, die mich tröſteten, haben mir über meine Gedanken oft geſagt: die Einen, es wären geradezu Einge-bungen des Satans; die Andern, es wären von Gott mir eingeflößte Geſinnungen. Daß-

ſelbe Böſe kömmt demzufolge entweder von Gott der uns prüft, oder vom Teufel der uns verſucht.

Ich nahm mich klüglich. Ich glaubte für mich ſtehn zu können. Ich ſah meinen Vater, er redete kalt mit mir; meine Mutter, ſie umarmte mich; ich empfing Glückwünſchungsſchreiben von meinen Schweſtern, und vielen Andern. Ich erfuhr, ein Herr Cornin, Vicarius von St. Roch, würde Der ſeyn, der die Rede halten, und Herr Thierry, Kanzler der Univerſität, Der, der mein Gelübde annehmen ſollte. Alles ging gut, bis auf den Tag vor meiner Einſegnung. An dieſem ſagte man mir, die Cäremonie würde ganz in aller Stille vor ſich gehn; ſehr wenig Leute dabey ſeyn; und die Thüre der Kirche nur meinen Verwandten geöffnet werden. Ich beſtellte indeß durch die Schweſter Aufwärterin, alle Perſonen unſerer Nachbarſchaft, meine Freunde, meine Freundinnen; ich erhielt Erlaubniß an Einige meiner Bekanntſchaft zu ſchreiben. Es

entſtand folglich ein ganzer Zulauf, deſſen man ſich nicht verſehn hatte; man mußte ihn aber doch einlaſſen; und die Verſammlung war ohngefähr ſo zahlreich, als es für meinen Entwurf erforderlich war. O, mein Herr, wie ſchrecklich deuchte mich die Nacht, die vor dieſer Feyerlichkeit vorherging! Ich legte mich nicht zu Bette. Ich ſaß auf meinem Lager. Ich flehte zu Gott um Hülfe; ich erhob ſeine Hände gen Himmel; ich rief ihn zum Zeugen der Gewaltthätigkeit an, die an mir geübt werden ſollte. Ich überdachte meine Rolle, die ich am Fuße des Altars auszuführen hätte: ein junges Mädchen, mit lauter Stimme gegen eine Handlung Einſpruch thun wollend, in die ſie eingewilligt zu haben ſcheint; das Aergerniß der Anweſenden; die Verzweiflung der Nonnen; die Wuth meiner Eltern. O Gott! was wird aus mir werden? . . . Indem ich dieſe Worte ausſprach, fiel ich in eine gänzliche Ohnmacht; ich ſank beſinnungslos auf mein Hauptkiſſen hin; ein allgemeiner Schauder, in

dem

dem meine Knie an einander ſchlotterten, und meine Zähne mir klapperten, folgte auf dieſe Ohnmacht; auf dieſen Schauder eine ſchreckliche Hitze. Mein Geiſt gerieth in Verwirrung. Ich erinnere mich nicht, mich angekleidet zu haben, noch aus meiner Zelle gegangen zu ſeyn; indeß traf man mich halb nackt, im bloßen Hemde, an der Thür der Superiorin auf die Erde geſtreckt, ohne Bewegung und faſt ohne Leben. Dieß habe ich nachher erfahren. Am Morgen fand ich mich wieder in meiner Zelle, mein Bette umringt von der Superiorin, der Novizenmutter, und Denenjenigen, die man Aſſiſtentinnen nennt. Ich war äußerſt herunter. Man that einige Fragen an mich; man ſah aus meinen Antworten, daß ich von Allem nichts wußte was vorgegangen war, und ſprach nicht weiter zu mir davon. Man fragte mich: wie ich mich befände? ob ich bey meiner heiligen Entſchlieſſung beharrte? und ob ich mich im Stande fühlte, die Ermüdung des Tages auszuhalten? Ich antwortete: ja;

und gegen ihre Erwartung geſchah in der Sache keine Verrückung.

Man hatte Alles am vorhergehenden Tage bereits geordnet. Die Glocken wurden geläutet, Jedermann zu verkünden, daß man heute ein Mädchen unglücklich machen wolle. Man kam, mich zu ſchmücken; ein ſolcher Tag iſt ein Tag des Putztiſches. Jetzt, da ich mir alle dieſe Cäremonien zurückrufe, deucht mich's, als hätte ſie etwas ſehr Feyerliches und Rührendes für junge Unſchuldige, die ihre Neigung nicht eines andern Weges hinzieht. Man führte mich in die Kirche, man beging die heilige Meſſe. Der gute Vicarius, der an mir eine Ergebung vorausſetzte, welche ich nicht hatte, hielt eine lange Rede an mich, in der nicht ein Wort war, das nicht mit mir im Widerſpruche geſtanden hätte; es lag wirklich etwas recht Lächerliches in allem, was er zu mir über mein Glück, über die Gnade, über meinen Muth, über meinen Eifer, über meine Inbrunſt, und über alle die ſchönen Geſinnungen ſagte, die er mir

andichtete. Unterdeſſen ſetzte doch dieſer Abſtich ſeiner Lobrede mit dem Schritte, den ich eben zu thun im Begriffe war, mich in Verwirrung; ich hatte Augenblicke der Ungewißheit, die aber kurz dauerten. Ich fühlte dabey nur deſto ſtärker, wie ſehr es mir an Allem gebräche, was man beſitzen müßte, um eine gute Nonne zu ſeyn. Endlich kam der ſchreckliche Augenblick. Als ich an den Ort eintreten ſollte, wo das Gelübde meiner Verpflichtung auszuſprechen war, fühlte ich meine Beine nicht mehr unter mir; zwey meiner Gefährtinnen faßten mich unter die Arme, mein Kopf hing rückwärts auf die Eine davon gelehnt; und ich ſchleppte mich nur hin. Ich weiß nicht, was in der Seele der Anweſenden vorging; aber ſie ſahen ein junges ſterbendes Schlachtopfer, das man an den Altar zog; und von allen Seiten entſchlüpften Seufzer und Geſchluchze: unter dem jedoch, wie ich ſehr verſichert bin, ſich keines von meinem Vater und meiner Mutter hören ließ. Alle Welt ſtand; junge Mäd-

chen waren auf ihre Sitze gestiegen, andere hielten sich an den Eisenstäben des Gitters fest, und es herrschte eine tiefe Stille; als der Bischof, der zu der Einseegnung schritt, zu mir sagte: Schwester Susanne, gelobt Ihr die Wahrheit zu sagen? — Ich gelobe es. — Seyd Ihr hier aus guter Ueberlegung und freyem Willen? — Ich versetzte: Nein! aber meine Begleiterinnen antworteten für mich: Ja! — Marie Susanne Simonin, gelobt Ihr Gott Keuschheit, Armuth und Gehorsam? — Ich stand einen Augenblick an, der Priester wartete, und ich antwortete: Nein. ehrwürdiger Herr. — Er fing abermals an: Marie Susanne Simonin, gelobt Ihr Gott Keuschheit, Armuth, und Gehorsam? — Ich antwortete ihm mit fester Stimme: Nein, ehrwürdiger Herr, nein! — Er hielt inne, und sagte zu mir: Kind, faßt Euch, und hört mich an. — Mein Herr, sagte ich zu ihm, Sie fragen mich: ob ich Gott Keuschheit, Armuth und Gehorsam gelobe; und ich antworte

Ihnen: Nein! .... Und hierauf, mich gegen die Anweſenden kehrend, unter denen ein ziemlich ſtarkes Gemurmel ſich erhoben hatte, machte ich ein Zeichen, ich wolle reden; das Gemurmel hörte auf, und ich ſagte: „Meine Herren, „und Sie, vor Allen, mein Vater und meine „Mutter, ich nehme Sie ſämmtlich zu Zeugen“ ... Bey dieſen Worten ließ eine der Schweſtern den Vorhang des Gitters niederfallen, und ich merkte, daß es unnütz ſeyn würde, weiter zu reden. Die Nonnen umringten mich, überhäuften mich mit Vorwürfen; ich hörte dieſe an, ohne ein Wort zu ſagen. Man führte mich in eine Zelle, und ſchloß mich darin ein.

Da, allein, meinen Ueberlegungen überlaſſen, fing ich an meine Seele zu beruhigen; ich ſann meinem Schritte nach, und er gereute mich nicht. Ich ſah, nach dem Aufſehn das ich gemacht, ſey es unmöglich, daß ich lange hier bleiben könne, und man würde mich alſo vielleicht nicht wieder ins Kloſter zu bringen wagen. Ich wußte nicht, was man mit

mir anfangen möchte; unterdessen sah ich daß nichts Schlimmeres mir bevorstehn könne, als Nonne zu seyn. Ich blieb eingeschlossen, und hörte von keinem Dinge reden. Diejenigen, so mir zu essen brachten, traten herein; setzten meine Speise auf die Erde, und gingen, ohne ein Wort zu sagen, wieder weg. Am Ende eines Monats brachte man mir weltliche Kleider; ich verließ die des Hauses; die Superiorin kam, und hieß mich mit ihr gehn. Ich folgte ihr bis an die Klosterthür, wo ich in einen Wagen stieg; ich fand meine Mutter allein darin, auf mich wartend; ich setzte mich auf den Rücksitz, und der Wagen fuhr fort. Geraume Zeit saßen wir gegen einander über, ohne ein Wort zu sagen; ich hatte die Augen niedergeschlagen, und durfte sie nicht ansehn. Ich weiß nicht, was in meiner Seele vorging; plötzlich aber warf ich mich ihr zu Füßen, und neigte mein Haupt auf ihre Knie; ich sagte nichts zu ihr, aber ich schluchzte, und wollte ersticken. Sie stieß mich mit Härte zurück, ohne

zu reden. Ich erhob mich wieder, und das Blut quoll mir aus der Naſe; ich ergriff eine ihrer widerſtrebenden Hände; und, ſie mit meinen Thränen und Blute benetzend, meinen Mund auf dieſe Hand drückend, küßte ich ſie, und ſagte zu ihr: Sie ſind doch immer meine Mutter, ich bin doch immer ihr Kind! . . . Und ſie antwortete mir, mich noch heftiger zurückſtoßend, und ihre Hand mit Gewalt aus den meinigen losreiſſend: Steh auf, Elende, ſteh auf! — Ich gehorchte ihr: ich ſetzte mich wieder, und zog meine Haube über mein Geſicht. Sie hatte ſo viel Anſehen und Stärke in den Ton ihrer Stimme gelegt, daß ich ſie nicht anzuſehn wagte. Meine Thränen, und das mir aus der Naſe ſtrömende Blut vermiſchte ſich, es lief längs meinen Armen herab; ich war ganz davon bedeckt, ohne es gewahr zu werden. Aus einigen Worten, die ſie zu mir ſagte, merkte ich daß ihr Kleid und ihr Leinenzeug davon befleckt worden, und daß ſie darüber ungehalten war. Wir langten im

Hauſe an, wo man mich ſogleich in ein kleines für mich zugerichteres Zimmer führte. Noch warf ich mich auf der Treppe ihr zu Füßen, ich hielt ſie an ihrem Kleide; aber Alles, was ich dadurch erlangte, war, daß ſie den Kopf zu mir kehrte, und mich mit einer Geberde von Unwillen anſah, die ſich in ihrem Munde und Augen äußerte; und die Sie leichter ſich vorſtellen werden, als ich ſie Ihnen beſchreiben kann.

Ich trat in mein neues Gefängniß ein; in dem ich ein halbes Jahr zubrachte, und alle Tage vergeblich um die Wohlthat bat, ſie zu ſprechen; meinen Vater zu ſehn zu bekommen; oder an ſie ſchreiben zu dürfen. Man brachte mir zu eſſen, man bediente mich; eines aus dem Geſinde begleitete mich an Feſttagen in die Meſſe, und dann ward ich wieder eingeſchloſſen. Ich las, ich arbeitete, ich weinte, ich beſchäftigte mich mit Singen; und ſo verſtrichen meine Tage. Eine geheime Empfindung hielt mich aufrecht, die, meiner Freyheit,

und die Hofnung, daß mein Loos ſich ändern könne. Aber es war über mich verhängt, ich ſollte Nonne werden, und ich ward es.

So viel Unmenſchlichkeit, ſo viel Hartnäckigkeit abſeiten meiner Eltern, haben mir vollends Das beſtätigt, was ich von meiner Geburt argwöhnte; nie habe ich ein anderes Mittel ausfindig machen können, meine Eltern zu entſchuldigen. Meine Mutter fürchtete wahrſcheinlich, ich möchte einſt wider die ungleiche Theilung der Güter einkommen, ich möchte mein Geſetzmäßiges erlangen, und ein natürliches Kind dem rechtmäßigen zugeſellen. Was aber nur eine Muthmaßung war, wird Gewißheit werden.

Während ich in dem Hauſe eingeſperrt war, lag ich wenig äußerlichen Religionsübungen ob; indeß ließ man mich doch an Tagen vor den großen Feſten zu Beichte gehn. Ich habe Ihnen geſagt, daß ich einerley Beichtvater mit meiner Mutter beſaß; ich ſprach mit ihm, ich legte ihm die ganze Härte des Ver-

fahrens vor, das man seit ohngefähr drey Jahren gegen mich geübt hatte. Er wußte es. Ich beklagte mich besonders über meine Mutter, mit Empfindlichkeit und Bitterkeit. Dieser Priester hatte den geistlichen Stand erst spät ergriffen, er war menschlich; er hörte mich ruhig an, und sagte zu mir: Mein Kind, bedauern Sie Ihre Mutter; bedauern Sie sie noch mehr, als Sie sie tadeln. Sie hat ein gutes Herz; seyn Sie versichert, daß sie wider ihren Willen so handelt. — Wider ihren Willen, mein Herr? Und wer kann sie denn zwingen? Hat sie mich nicht gebohren? Welcher Unterschied ist denn zwischen meinen Schwestern und mir? — Gar ein großer! — Gar ein großer? Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen. . . . Eben gedachte ich mich in eine Vergleichung meiner mit meinen Schwestern einzulassen, als er mich unterbrach, und zu mir sagte: Nein, nein, Unmenschlichkeit ist der Fehler Ihrer Eltern nicht: suchen Sie Ihr Schicksal in Geduld zu er-

tragen, und ſich wenigſtens vor Gott ein Verdienſt daraus machen. Ich will Ihre Mutter ſehen; und ſeyn Sie gewiß daß ich, Ihnen zu dienen, anwenden werde, was ich nur über ihren Geiſt vermag. — Dieſes Gar ein großer ſeiner Antwort, war ein Lichtſtrahl für mich: ich zweifelte nicht mehr an der Wahrheit Desjenigen, was ich über meine Geburt gedacht hatte.

Den folgenden Sonnabend gegen halb ſechs Uhr, wie ſich der Tag neigte, kam die mir aufwartende Magd zu mir herauf, und ſagte zu mir: Ihre Frau Mutter befiehlt, Sie ſollen ſich anziehn. . . . Eine Stunde nachher: Ihre Frau Mutter will, Sie ſollen mit mir herunter kommen. . . . Ich fand an der Thüre einen Wagen; wir ſtiegen hinein, das Mädchen, und ich; und ich erfuhr, daß es mit uns zu den Barfüßern, zu Pater Seraphim, ging. Dieſer erwartete uns; er war allein. Das Mädchen entfernte ſich, und ich trat in das Sprachzimmer. Unruhig und neugierig, was

er mir zu sagen hätte, setzte ich mich. Er redete mich folgendermaßen an: Mademoiselle, Sie werden Entschuldigung und Aufschluß über das strenge Betragen Ihrer Eltern gegen Sie erhalten, ich habe die Erlaubniß von Ihrer Frau Mutter dazu bekommen. Sie sind vernünftig, Sie haben Verstand, Seelenfestigkeit; Sie sind in einem Alter, in dem man Ihnen sogar ein Geheimniß eröfnen könnte, das Sie nichts anginge. Schon geraume Zeit ists her, daß ich Ihre Frau Mutter zum erstenmal angelegen habe, Ihnen zu entdecken, was Sie erfahren werden; sie hat sich niemals dazu entschließen können. Es ist hart für eine Mutter ihrem Kinde einen begangenen schweren Fehltritt zu gestehen. Sie kennen den Charakter der ihrigen, er verträgt sich eben nicht mit der Art von Demüthigung eines gewissen Geständnisses. Sie hat ohne diesen Schritt zu thun, Sie dahin bringen zu können geglaubt, in ihre Absichten zu stimmen: indeß sie hat sich getäuscht. Es thut ihr leid; sie fügt sich jetzt

meinem Rathe, und trägt mirs selber auf, Ihnen anzukündigen: daß Sie Herrn Simonnes Tochter nicht sind. — Ich antwortete ihm augenblicks: Das hatte ich mir wohl vorgestellt. — Ueberlegen Sie jetzt, Mademoiselle, denken Sie darüber nach, wägen Sie, urtheilen Sie: ob Ihre Frau Mutter ohne die Einwilligung, selbst mit der Einwilligung Ihres Herrn Vaters, Sie Kindern gleichstellen kann, deren Schwester Sie nicht sind; fragen Sie sich, ob sie überhaupt Ihrem Herrn Vater eine Sache eingestehen kann, über die er schon allzuviel Verdacht hat? — Aber, mein Herr, wer ist denn mein Vater? — Mademoiselle, das ist eine Sache, die man mir nicht anvertraut hat. Nur allzugewiß ists, Mademoiselle, fuhr er fort, daß man Ihre Schwestern ausserordentlich begünstigt, und alle mögliche Vorsichten durch die Ehegatten, durch Veränderung der Art und Beschaffenheit der Güter, durch Ausbedingnisse, durch Fideicommisse, und andre Mittel, genommen hat, Ihr

Geſetzmäßiges auf Nichts herunterzubringen; in dem Falle, wo Sie ſich einſt etwa an die Geſetze wenden ſollten, es einzufodern. Verlieren Sie ihre Eltern, ſo werden Sie Wenig vorfinden. Sie ſchlagen jetzt ein Kloſter aus; vielleicht dürften Sie ſich es gereuen laſſen, nicht hineingegangen zu ſeyn. — Das iſt nicht möglich, mein Herr, ich verlange nichts. — Sie wiſſen nicht, was das heißt: Noth, Arbeit, Dürftigkeit! — Ich kenne wenigſtens den Werth der Freyheit, und die Laſten eines Standes, zu dem man nicht berufen iſt. — Ich habe Ihnen geſagt, was ich Ihnen zu ſagen hatte, Ihnen kommt es jetzt zu, Mademoiſelle, darüber nachzudenken. . . . Nun ſtand er auf. — Mein Herr, noch eine Frage: — So viel als Ihnen beliebt! — Wiſſen meine Schweſtern um Das, was Sie mir eröffnet haben? — Nein, Mademoiſelle. — Wie haben ſie ſich denn entſchließen können, ihre Schweſter zu plündern? denn dafür halten ſie mich doch. — Ach! Mademoiſelle, der Eigennutz! der Eigen-

nutz! Sie hätten die beträchtlichen Parthien nicht gemacht, die sie gefunden haben. Jeder denkt an sich in dieser Welt; und ich rathe Ihnen nicht, auf sie zu rechnen, wenn es dazu käme, daß Sie Ihre Eltern verlören. Seyn Sie gewiß, man würde Ihnen, bis auf einen Heller, den kleinen Antheil der Erbschaft streitig machen, den Sie mit ihnen zu theilen hätten. Ihre Schwestern haben viele Kinder: dieser Vorwand wird immer hinlänglich anständig seyn, Sie bis an den Bettelstab zu bringen. Und dann vermögen Ihre Schwestern auch nichts mehr: Alles ist jetzt die Sache der Männer. Wäre jenen auch einige Empfindung von Erbarmen im Herzen übrig, so würde die Unterstützung, die sie Ihnen ohne Vorwissen der Männer zufliessen liessen, eine Quelle häuslichen Zwiespalts werden. Ich sehe täglich solche Dinge: entweder sogar rechtmäßige Kinder, die verlassen sind; oder Kinder, denen auf Unkosten des Hausfriedens Hülfleistung geschieht. Und dann, Mademoiselle,

Gnadenbrod iſt eine ſehr harte Sache. Glauben Sie mir, ſo ſöhnen Sie ſich mit Ihren Eltern wieder aus, thun, was Ihre Mutter von Ihnen erwarten kann, und gehen in ein Kloſter, in dem man Ihnen eine kleine Penſion ausmachen wird, bey der Sie, wo nicht glückliche, wenigſtens erträgliche Tage verleben werden. Uebrigens will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre anſcheinende Verlaſſenheit von Ihrer Mutter, deren Hartnäckigkeit in Einſperrung Ihrer, und einige andre Umſtände, auf die ich mich nicht mehr beſinne, die ich aber zu ihrer Zeit wußte, auf Ihren Herrn Vater dieſelbige Wirkung als auf Sie hervorgebracht haben. Ihre Geburt war ihm verdächtig: ſie iſt ihm jetzt weit mehr als Das; und ohne ihm darüber geſchehene Eröffnungen, zweifelt er bereits nicht länger, daß Sie ihm auf keine andre Weiſe als Kind angehören, als durch das Geſetz, vermöge deſſen Sie auf Rechnung Desjenigen geſchrieben ſind, der den Nahmen des Gemahls Ihrer Mutter

trägt. Mademoiſelle, Sie ſind gut und verſtändig; denken Sie alſo über das nach, was Sie jetzt zu wiſſen bekommen haben.

Ich ſtand auf, und fing an zu weinen. Ich ſah er war ſelber gerührt; er hob ſanftmüthig ſeine Augen gen Himmel, und gab mir das Geleite. Ich kam wieder zu dem Mädchen, das ich drauſſen gelaſſen hatte, wir ſtiegen in den Wagen, und kehrten zurück nach Hauſe. Es war ſchon ſpät. Ich ſann einen Theil der Nacht hindurch über Das nach, was man mir eben offenbart hatte, und ſetzte dieſe Betrachtungen folgendes Tages noch fort. Ich war alſo ohne Vater; Gewiſſenszweifel hatten mir meine Mutter geraubt; jede Vorſicht ſah ich genommen, daß ich auf die Rechte einer geſetzmäſſigen Geburt keinen Anſpruch machen könnte; ich erblickte nichts als eine häusliche ſehr harte Gefangenſchaft; keine Hofnung, keine Ausſicht vor mir. Hätte man ſich eher gegen mich erklärt, hätte man nach der Verheyrathung meiner Schweſtern mich zu

Hauſe behalten, ſo hätte, da Viele bey uns aus- und eingingen, ſich doch vielleicht jemand gefunden, dem mein Character, mein Geiſt und meine Geſtalt eine hinlängliche Morgengabe däuchten; dieß war auch noch keine Unmöglichkeit: aber das Aufſehn, ſo meine Kloſtergeſchichte verurſachte, legte der Sache Schwierigkeiten in den Weg; da ſich nicht leicht denken ließ, wie ein Mädchen, ſechszehn bis ſiebzehn Jahr alt, ohne eine nicht gewöhnliche Seelenfeſtigkeit zu beſitzen, zu ſolchen äußerſten Schritten fähig ſeyn ſollte. Die aber iſt eine Eigenſchaft, welche die Männer ſehr loben, jedoch gern an Derjenigen entbehren, welche ſie ſich zur Gattin zu wählen gedenken. Gleichwohl war es doch immer noch ein Weg, der verſucht werden mußte, ehe ich einen andern Entſchluß faßte: ich nahm mir alſo vor, mich darüber gegen meine Mutter zu eröffnen, und ließ um eine Unterredung mit ihr bitten. Sie ward mir zugeſtanden.

Es war im Winter. Sie ſaß in einem

Lehnstuhl vor dem Feuer: mit ernstem Gesicht, hingeheftetem Blick, unbeweglichen Gesichtszügen. Ich nahte mich ihr, warf mich ihr zu Füßen, und bat um Verzeihung, wegen Allem, was ich ihr zuwider gethan haben könnte. Die kannst du, antwortete sie mir, nur durch das verdienen, was Du mir sagen wirst. Steh auf, Dein Vater ist abwesend, Du hast alle Zeit Dich zu erklären. Du hast den Pater Seraphim gesehn. Endlich weißt Du, was Du bist, und was Du von mir erwarten kannst, falls es nicht etwa Deine Absicht ist, mich mein Lebelang für einen Fehltritt büssen zu lassen, der mich schon Kummers genug gekostet hat. Nun denn, Mademoiselle Tochter, was bist Du gewillt? wozu hast Du dich entschlossen? ... Mama, antwortete ich ihr, ich weiß, daß ich nichts habe, und auf nichts Anspruch machen darf. Ich bin sehr entfernt, Ihren Kummer, von welcher Art er auch seyn möge, vermehren zu wollen. Vielleicht hätten Sie mich unterwürfiger gegen Ihre Willensmeynung ge-

funden, wenn es Ihnen gefällig gewesen wäre, mich eher von gewissen Umständen zu unterrichten, die ich schwerlich argwöhnen konnte; die ich aber nun am Ende weiß. Ich kenne mich, und es bleibt mir nichts übrig, als mich meinem Stande nach zu nehmen. Ich bin nicht mehr über den Unterschied verwundert, den man zwischen meinen Schwestern und mir hat Statt finden lassen; ich erkenne die Gerechtigkeit desselben an; ich unterwerfe mich den Umständen. Immer aber bin ich Ihr Kind, Sie haben mich in Ihrem Schooße getragen, und ich hoffe, daß Sie es nicht vergessen werden. ... Wehe mir, antwortete sie lebhaft, wenn ich mich nicht, so viel es in meiner Gewalt steht, zu dir bekennte! ... Nun denn, Mama, so schenken Sie mir Ihre Güte wieder, schenken Sie mir Ihre Gegenwart, schenken Sie mir die Zärtlichkeit Desjenigen, der sich meinen Vater glaubt ... O! antwortete sie, es fehlt nicht viel daran, daß er eben so gewiß als Du und ich selbst über Deine Geburt ist. Ich sehe Dich nie-

mals ihm zur Seite, ohne daß ich Vorwürfe von ihm zu hören bekommen muß, und er richtet sie an mich durch die Härte, mit der er Dir begegnet. Hoffe von ihm keine Gesinnungen eines zärtlichen Vaters. Und dann — soll ich dirs gestehn? — erinnerst Du mich überdieß an die Treulosigkeit, die Undankbarkeit eines Gewissen, dessen Vorstellung ich nicht ertragen kann. Dieser Mensch drängt sich immer zwischen Dich und mich; und der Haß, den ich ihm schuldig bin, überträgt sich auf Dich. . . . Aber, sagte ich zu ihr, kann ich denn nicht hoffen, von Ihnen und Herrn Simonin als eine Fremde, als eine Unbekannte behandelt zu werden, die Sie aus Menschlichkeit angenommen hätten? . . . Das können wir beyde nicht. Meine Tochter, vergälle mir mein Leben nicht länger. Wären keine Schwestern von Dir da, so wüßte ich was ich zu thun hätte; aber es leben ihrer zwey, und jede davon hat eine zahlreiche Familie. Schon seit langer Zeit ist die Leidenschaft, die mich

aufrecht erhielt, erloschen; und das Gewissen wieder in seine Rechte getreten. ... Aber Derjenige, dem ich das Leben schuldig bin? ... Er lebt nicht mehr; er ist gestorben, ohne sich Deiner zu erinnern, und das ist die kleinste seiner Unthaten... Bey diesen Worten veränderte sich ihr Gesicht; ihre Augen entglühten, Unwille bemächtigte sich ihrer Züge, sie wollte reden, aber sie brachte nur stammelnde Sylben hervor; das Zittern ihrer Lippen hinderte sie daran. Sie saß eben, und neigte ihr Gesicht auf ihre Hände, mir die heftige Bewegung zu verhehlen, die in ihr vorging. Einige Zeit blieb sie in diesem Zustande, verließ hierauf ihren Sitz, ging einigemal, ohne ein Wort vorzubringen, in dem Zimmer auf und ab, zwang Thränen zurück, die ihr mit Anstrengung flossen, und sagte: Der Böswicht! an ihm hats nicht gelegen daß Du mir nicht im Mutterleibe erstickt worden bist; so viel gebranntes Herzeleid hat er mir gemacht! aber Gott hat uns beyde erhalten, auf daß die Mutter durch ihr Kind ihren Fehltritt wieder

versöhnen könne. Mein Kind, du hast nichts, und wirst nie was bekommen. Das wenige, was ich für dich habe thun können, entzog ich deinen Schwestern; und das ist die Folge eines solchen Fehltritts! Unterdessen hoffe ich doch mir auf meinem Sterbebette nichts vorzuwerfen; ich werde Deine Ausstattung durch meine gute Haushaltung gewonnen haben. Ich misbrauche der Gefälligkeit meines Gatten nicht, aber ich lege alle Tage beyseit, was ich von Zeit zu Zeit von seiner Freygebigkeit erhalte. Was ich von Geschmeide besaß, habe ich verkauft, und von ihm die Erlaubniß erhalten, nach meinem Wohlgefallen, Das, was ich daraus löste, anzulegen. Ich liebte das Spiel, ich spiele jetzt nicht mehr; ich liebte die öffentlichen Belustigungen, und ich habe sie mir entzogen; ich liebte Gesellschaft, und ich lebe in der Einsamkeit; ich liebte äußern Glanz, und ich habe ihm entsagt. Wenn Du dich in ein Kloster begiebst, wie es mein und meines Mannes Wille ist, so wird Deine Ausstattung von

demjenigen beſtritten werden, was ich mir täglich abbreche. . . . Aber, Mama, ſagte ich zu ihr, es gehn doch bey uns noch manche rechtſchaffene Leute aus und ein; vielleicht findet ſich noch einmal einer, der, zufrieden mit meiner Perſon, nicht einmal die Erſparungen verlangen wird, die Sie für meine Kloſtereinrichtung beſtimmt haben? . . . So was muß man ſich nicht einfallen laſſen; das Aufſehn, das Du gemacht haſt, iſt Dein Unglück. . . . Und wäre das ohne Hülfe? . . . Ohne Hülfe! . . . Aber geſetzt, daß ich auch keinen Gatten fände, iſt es denn gerade nothwendig mich in ein Kloſter einzuſperren? . . . Ja, wenn Du nicht meinen Schmerz ſo lange dauern machen willſt, bis der Tod mir die Augen ſchließt. Am Ende kömmt doch dazu! In dem ſchrecklichen Augenblicke werden Deine Schweſtern um mein Bette ſtehen: bedenke, ob ich Dich alsdenn mitten unter ihnen ſehen kann? Was würde die Wirkung Deiner Gegenwart in dieſen letzten Minuten auf mich ſeyn? Meine

Tochter, denn das bist Du ich mag wollen oder nicht, Deine Schwestern haben von den Gesetzen einen Nahmen erhalten, den Du nur der Sünde verdankst. Betrübe eine sterbende Mutter nicht, laß sie in Frieden in ihr Grab gehn; mache, daß sie zu sich selbst sagen könne, wenn sie im Begriffe seyn wird, vor dem großen Richter zu treten, sie habe ihren Fehltritt, so viel an ihr lag, wieder gut gemacht; daß sie sich schmeicheln könne, Du werdest nach ihrem Tode keine Verwirrung ins Haus bringen, und auf Rechte dringen, die Du nicht hast. . . . Mama, sagte ich zu ihr, darüber seyn Sie ganz ruhig; lassen Sie einen Gesetzmann kommen, ihn eine Entsagungsschrift ausfertigen, ich will Alles unterschreiben, was Ihnen gefallen wird. . . . Das ist nicht möglich; ein Kind kann sich nicht selbst enterben; nur gerecht erzürnte Väter und Mütter dürfen durch eine solche Handlung züchtigen. Gefiele es Gott, mich morgen zu sich zu rufen, so müßte ich morgen zu dem äußersten Mittel schreiten,

mich meinem Manne zu eröffnen, um gemeinſchaftlich mit ihm gleiche Maaßregeln zu nehmen. Setze mich nicht einer ſolchen Unannehmlichkeit aus, die mich in ſeinen Augen verhaßt machen würde, und Folgen haben könnte, die Dich entehren müßten. Ueberliebteſt Du mich, ſo würdeſt Du ohne Namen, ohne Vermögen, ohne Stand ſeyn: ſage was aus Dir werden würde? was für Vorſtellungen ich mit mir in mein Grab nehmen ſollte? Ich müßte alſo Deinem Vater ſagen — was ihm ſagen? — daß Du nicht ſein Kind ſeyſt! Meine Tochter! bedürfte es nichts weiter, als Dir zu Füßen zu fallen, um von Dir zu erhalten, — aber Du fühlſt nichts, Du haſt die unbeugſame Seele deſſen, der Dich gezeugt hat! ... In dieſem Augenblicke trat Herr Simonin herein; er ſah die Verwirrung, in der ſeine Frau war; er liebte ſie; er war heftig; er ſtutzte, warf einen ſchrecklichen Blick auf mich und ſagte: Geh hinaus! Wäre er mein Vater geweſen, ſo hätte ich ihm nicht gehorcht.

Aber er war es nicht. Er ſetzte, den Bedienten anredend, der mich wegleuchtete, hinzu: Sagt zu ihr, daß ſie mir nicht wieder vor die Augen komme! Ich ſperrte mich in meinen Kerker ein. Ich dachte Dem nach, was meine Mutter mir geſagt hatte, warf mich auf meine Knie, und betete zu Gott, er möchte mir gute Gedanken eingeben. Ich betete lange, mein Geſicht blieb gegen den Boden gedrückt. Man ruft faſt nie die Entſcheidung des Himmels an, auſſer wenn man nicht weiß, wozu man ſich entſchlieſſen ſoll, und dann räth ſie ſelten zu etwas Anderm, als zum Gehorſam. Dieß war auch was ich erwählte. Man will, ich ſoll Nonne ſeyn! vielleicht iſt es auch der Wille Gottes. Gut! ſo will ich es werden! Wenn ich einmal unglücklich ſeyn muß, was liegt daran, wo ich es ſey? . . . Ich ſagte zu dem mir aufwartenden Mädchen, ſie ſollte mich benachrichtigen, wenn mein Vater ausgegangen ſeyn würde. Gleich Tags darauf bat ich meine Mutter, ſie ſehn zu dürfen. Sie ließ mir ant-

worten: ſie habe Herrn Simonin das Gegentheil verſprochen; ich könne aber mit einem Bleyſtifte, den man mir gab, an ſie ſchreiben. Ich ſchrieb alſo auf ein Schnittchen Papier: (dieß unglückliche Schnittchen hat ſich wieder gefunden, und man hat ſich deſſen nur allzuwohl gegen mich bedient) „Mama, es thut „mir leid, daß ich Ihnen ſo viel Kummer ver„urſacht habe. Ich bitte Sie deshalb um Ver„zeihung. Es iſt meine Abſicht ihm ein Ende „zu machen. Gebieten Sie über mich, Alles, „was Ihnen gefallen wird; wenn es ihr Wille „iſt, daß ich das Gelübde ablegen ſoll, ſo wün„ſche ich daß es auch Gottes Wille ſeyn mö„ge....“ Das Mädchen nahm dieß Geſchriebene, und brachte es meiner Mutter. Einen Augenblick darauf kam ſie zu mir herauf, und ſagte entzückt: Mademoiſelle! da es nur Ein Wort bedurfte, das Glück Ihres Vaters, Ihrer Mutter, und Ihr eignes zu beſchaffen, warum haben Sie ſich ſo lange darum bitten laſſen? Der Herr und die Frau haben ein-

Geſicht, wie ich es ſo lange, als ich hier bin, nie an ihnen genannt habe. Sie zanken ſich ſonſt immer über Sie. Gottlob, daß ich das nicht mehr erleben werde. . . . Indem ſie zu mir redete, war mirs, als hätte ich mein Todesurtheil unterzeichnet; und dieſes Vorgefühl, mein Herr, wird wahr werden, wenn Sie mich verlaſſen. Einige Tage gingen hin, ohne daß ich von irgend Etwas reden hörte. Eines Morgens aber, um neun Uhr, öffnete ſich mit Ungeſtüm meine Thür; es war Herr Simonin; er trat im Schlafrocke und der Nachtmütze herein. Indem ich wußte, er ſey mein Vater nicht, verurſachte mir ſeine Gegenwart nichts als Schrecken. Ich ſtand auf, und verbeugte mich vor ihm. Es kam mir vor, als hätte ich zwey Herzen: an meine Mutter konnte ich nicht denken, ohne mich gerührt, ohne Luſt zum Weinen mich anwandeln zu fühlen; aber nicht alſo verhielt es ſich mit Herrn Simonin. Fürwahr! ein Vater flößt eine Art von Empfindung ein, die man

für niemanden in der Welt sonst, als für einen Vater hegt. Man erfährt das erst, wenn man, wie ich, einen Mann vor sich sieht, der diesen ehrwürdigen Namen lange getragen hat, und ihn nun verliehrt: jeder Andern wird diese Empfindung ewig verborgen bleiben. Kam ich aus seiner Gegenwart in die meiner Mutter, so deuchte ich mich eine ganz verschiedene Person zu seyn. Er sagte zu mir: Susanne, erkennst Du diesen Zettel an? — Ja mein Herr! — Hast Du ihn aus gutem freyen Willen geschrieben? — Dazu kann ich nicht Ja sagen. — Bist Du zum wenigsten entschlossen, das zu thun, was er verspricht? — Ich bins. — Hast Du keine Vorliebe für irgend ein besonderes Kloster? — Nein, sie sind mir gleichgültig. — Genug! — Darin bestand meine Antwort; unglücklicher Weise aber ward sie nicht niedergeschrieben. Während vierzehn Tagen, die noch hingingen, ohne daß ich von etwas weiterm reden hörte, hatte man sich, wie es mir nachher vorgekommen ist, an verschie-

dene geistliche Häuser gewandt; das Aergerniß aber, so mein ehemaliger Schritt gegeben, verhinderte, daß ich als Postulantin darin aufgenommen wurde. Weniger schwierig war man zu Longchamp; und Das ohne Zweifel, weil man den Nonnen daselbst zu verstehn gab, ich sey musicalisch, und hätte Stimme. Man machte viel Wesens von der großen Mühe, die man damit gehabt, durchzudringen, und von der Güte, die mir widerführe, daß man mich in diesem Hause aufnähme. Man brachte mich sogar dahin, an die Superiorin zu schreiben. Ich fühlte die Folgen dieses schriftlichen Zeugnisses nicht, das man von mir verlangte: wahrscheinlich aber ward gefürchtet, ich könnte eines Tages gegen mein Gelübde wieder einkommen; man wollte also eine Beglaubigung von meiner eignen Hand aufzuweisen haben, daß mein Gelübde freywillig geschehen sey. Denn, wie wäre, hätte dieser Bewegungsgrund nicht darunter versteckt gelegen, der benannte Brief, welcher in den Händen der Superiorin bleiben

müſſen, nachmals in die meiner Schwäger ge-kommen? Aber laſſen Sie mich die Augen darüber zudrücken. Der Umſtand zeigt mir Herrn Simonin, wie ich ihn nicht ſehen will; und er lebt nicht mehr. Ich ward von meiner Mutter, die mich begleitete, nach Longchamp gebracht. Herrn Simonin Lebewohl zu ſagen verlangte ich nicht, ich geſtehe es: erſt unter-wegs dachte ich daran. Man erwartete mich. Meine Geſchichte und meine Gaben hatten mich angekündigt. Von jener ſagte man mir nichts, war aber ſehr bey der Hand, zu ſehen, ob der Erwerb, den man an mir machte, der Mühe lohnte. Als man ſich von vielen gleich-gültigen Dingen unterhalten hatte, — denn Sie können ſich leicht vorſtellen, daß man mir, nach Demjenigen, was ich im Sainte-Marie gethan, weder von Gott, noch von Beruf, noch von den Gefahren der Welt, noch von der Lieblichkeit des Kloſterlebens vorredte, noch auch ſonſt ein Wörtchen jener frommen Alfan-zereyen anbrachte, mit denen man ſolche erſte

Ein-

Eintrittsaugenblicke anzufüllen pflegt; sagte die Superiorin zu mir: Mademoiſelle, Sie verſtehen Muſik, Sie ſingen. Wir haben einen Flügel: wenn Sie mögen, wollen wir in unſer Spachzimmer gehn. . . . Mein Herz war beklommen; aber in dieſem Augenblicke durfte keine Abneigung gezeigt werden. Meine Mutter ging voraus; ich folgte; die Superiorin beſchloß den Zug, mit einigen Nonnen, welche die Neugierde herbey geführt hatte. Es war Abend, man brachte Wachskerzen. Ich ſetzte mich an den Flügel nieder, präludirte lange, ſuchte in meinem Kopfe nach einem Stücke, — er iſt ſonſt voll davon, — konnte aber lange keines finden. Die Superiorin drang indeſſen in mich; und ich ſang endlich, ohne irgend etwas beſonderes damit ſagen zu wollen, blos aus Gewohnheit, weil das Stück mir in den Fingern war: Triſtes apprêts, pâles flambeaux, jour plus affreux que les ténèbres *) etc. Ich

*) „Traurige Zurüſtungen, blaſſe Fackeln, Tag, ſchrecklicher als Finſterniſſe.“

weiß nicht, welche Wirkung Dieß that; allein man hörte nicht lange zu. Man unterbrach mich durch Lobsprüche, die ich sehr verwundert war, so schnell und mit so wenig Unkosten, verdient zu haben. Meine Mutter überlieferte mich den Händen der Superiorin, gab mir die ihrigen zu küßen, und kehrte wieder heim.

Da bin ich nun, in einem andern geistlichen Hause, Nonne und Postulantin, und Das mit allem Anschein, völlig freywillig zu postuliren. Sie aber, mein Herr, der es wissen, was Alles sich bis auf diesen Augenblick mit mir zugetragen hat, was ist Ihre Meinung darüber? Die meisten dieser Umstände wurden nicht angeführt, als ich gegen mein Gelübd einkommen wollte; die einen, weil es zwar wahre Thatsachen, aber Thatsachen waren, die sich nicht beweisen liessen; die andern, weil sie mich verhaßt gemacht hätten, ohne mir nützlich zu seyn; denn ich wäre als ein unnatürliches Kind erschienen, welches das Gedächtniß seiner Eltern entehren wollte, um zu seiner

Freyheit zu gelangen. Man hatte den Beweis von Demjenigen was gegen mich war; das für mich aber, konnte weder gesagt noch bewiesen werden. Ich wollte nicht einmal, daß man den Richtern den Verdacht über meine Geburt beybrächte. Mein Anwald hatte im Sinn, den Beichtvater meiner Mutter und meiner in den Handel zu flechten; aber Das war ein Grund mehr für mich, es nicht zu leiden. Bey dieser Gelegenheit indeß, (denn ich möchte es vergessen, und vielleicht ließe Ihre Neigung mir zu dienen, Sie den Umstand übersehn;) glaube ich doch, Ihrem bessern Urtheil unbeschadet, man müsse davon schweigen, daß ich Musik verstehe, und den Flügel spiele. Mehr bedürfte es nicht, mich zu verrathen. Die Aeußerung dieser Talente paßte nicht zu der Dunkelheit und Sicherheit, die ich suche. Mädchen aus meinem Stande wissen solche Dinge nicht, und auch ich muß sie nicht wissen. Bin ich gezwungen mein Vaterland zu verlassen, so werde ich sie zu meinem

Erhaltungsmittel gebrauchen. Mein Vaterland verlaſſen! Sagen Sie mir, warum erſchreckt dieſer Gedanke mich? Deswegen, weil ich nicht weiß, wo ich hin ſoll; weil ich jung und ohne Erfahrung bin; weil ich die Menſchen und das Laſter fürchte; weil ich immer eingeſchloſſen gelebt habe; und weil, wenn ich außerhalb Paris wäre, ich mich in der Welt verlohren glauben würde. Aber Alles Das iſt vielleicht nicht wahr; und ich fühle es nur ſo. Mein Herr, ob ich nicht wiſſen ſoll, wohin ich gehe, und, was aus mir werden wird, hängt lediglich von Ihnen ab.

Die Superiorinnen zu Longchamp, wie in den meiſten geiſtlichen Häuſern, wechſeln gewöhnlich von drey Jahren zu drey Jahren. Es war eine Madame Moni, die die Würde antrat, als ich in das Haus gebracht ward. Ich kann Ihnen nicht zu viel Gutes von ihr ſagen; indeſſen hat mich doch gerade ihre Güte unglücklich gemacht. Sie war eine Frau von Gefühl; ſie kannte das menſchliche Herz; ſie übte Nachſicht; obgleich niemand weniger als

ſie welcher bedurfte; wir waren alle ihre Kinder. Sie ſah niemals andre Fehler, als die ſie nicht umhin konnte gewahr zu werden; oder deren Wichtigkeit ihr nicht erlaubte, das Auge über ſie zuzudrücken. Ich ſage Dieß ohne Eigennutz; denn ich habe meine Pflicht mit Genauigkeit erfüllt, und ſie ſelber würde mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu beſtätigen, daß ich kein Verſehn begangen, über welches ſie mich zu ſtrafen, oder mir Verzeihung angedeihen zu laſſen nöthig gehabt hätte. Fühlte ſie Vorliebe gegen mich, ſo ward ſie ihr dadurch eingeflößt, daß ich ihrer nicht unwerth war. Dieß heißt freylich Alles geſagt; und ich brauche nun nicht hinzuzufügen, daß ſie wirklich zärtliche Freundſchaft gegen mich hegte, und ich eine der erſten ihrer Lieblingsinnen war. Ich weiß, dieß iſt ein großer Lobſpruch, den ich mir gebe; größer als Sie ſichs vorſtellen können; da Sie ſie nicht gekannt haben. Den Nahmen: Lieblingsinn, pflegen in den Klöſtern die Andern aus Mißgunſt, den von der Supe-

rioriu am beſten Gelittenen zu geben. Hätte ich der Madame Moni Einen Fehler vorzuwerfen, ſo wäre es der, daß ihr Geſchmack an Tugend, Frömmigkeit, Offenheit, Sanftmuth, Talente und Rechtſchaffenheit, ſie allzuöffentlich hinriß, ſo daß ſie nicht bedachte, wie Diejenigen, die auf dieſe Eigenſchaften keinen Anſpruch machen konnten, dadurch ſich nur deſto gedehmüthigter finden würden. Sie hatte auch die, in einem Kloſter vielleicht mehr als in der Welt gewöhnliche Gabe, ſchnell die Geiſter zu unterſcheiden. Selten geſchahs, daß eine Nonne, wenn ſie ihr nicht gleich gefiel, ihr jemals gefallen hätte. Es währte nicht lange, ſo gefiel ich ihr wohl, auch ſetzte ich bald das äußerſte Zutrauen in ſie; und wehe der Perſon, deren Herz ſie nicht mit leichter Mühe an ſich zog; es mußte eine ohne Rettung verderbte, und ihrer Verderbtheit ſich bewußte Seele ſeyn. Sie unterhielt mich von meiner Begebenheit zu Sainte-Marie; ich erzählte ſie ihr unverhelen, wie Ihnen; ich ſagte ihr Alles, was ich

eben für Sie niedergeschrieben habe; auch das Geheimniß in Absicht auf meine Geburt, das die Quelle meiner Leiden ausmacht; nichts ließ ich aus. Sie beklagte mich; tröstete mich; ließ mich eine angenehme Zukunft hoffen. Unterdeß verlief die Zeit des Postulats, der Augenblick, wo der Schleyer genommen werden sollte, kam; und ich nahm ihn. Ich brachte mein Novizjat ohne Ekel zu. Eilend gehe ich über diese zwey Jahre hinweg, weil sie weiter nichts Trauriges für mich hatten, als die geheime Empfindung, ich nähere mich Schritt vor Schritt dem Eintritte in einen Stand, für den ich nicht gemacht war. Bisweilen erneuerte sich diese Empfindung in mir mit Ungestüm; augenblicklich aber nahm ich dann meine Zuflucht zu meiner guten Supertorin. Sie umarmte mich dann, entfaltete mir meine Seele, setzte mir starke Gegengründe auseinander, und sagte zuletzt immer zu mir: Und haben andre Stände nicht auch ihre Dornen? Man fühlt nur die seinigen. Frisch, liebes Kind! wir wollen nie-

derknien, und beten! . . . Alsdann warf ſie ſich nieder und betete laut, aber mit ſo viel Salbung, Beredſamkeit, Sanftmuth, Seelenerhebung, und Kraft, daß man hätte ſagen ſollen, der Geiſt Gottes ſelber gäbe es ihr ein. Ihre Gedanken, ihre Ausdrücke, ihre Bilder, drangen bis in die Tiefe der Seele. Anfänglich hörte man ihr zu, allmählig ward man hingeriſſen, vereinigte ſich mit ihr; das Herz zitterte vor Freuden; und man theilte ihre Entzückungen. Sie hatte dabey nicht die Abſicht zu verführen; aber wahrlich, ſie that es. Man ging von ihr mit glühendem Herzen weg; Frohlocken und Entzücken mahlten ſich auf dem Geſichte. Man vergoß ſo ſüße Thränen! Es war ein Eindruck, den ſie ſelbſt empfangen hatte, den ſie lange beybehielt, und den man auch beybehielt. Ich beziehe mich dabey nicht auf meine einzelne Erfahrung, ſondern auf die aller Nonnen. Einige von ihnen haben mir geſagt, ſie fühlten in ſich ein Bedürfniß getröſtet zu werden, wie das Bedürfniß eines großen Ver-

gnügens; und ich glaube, es hat mir nur an ein wenig Gewohnheit gefehlt, dahin zu gelangen. Gleichwohl bemächtigte sich meiner, bey der Annäherung meiner Gelübdableguna, eine so tiefe Schwermuth, daß sie meine Superiorin schrecklichen Prüfungen aussetzte. Ihre Gabe verließ sie; sie gestand mir das selbst. Ich weiß nicht, sagte sie zu mir, was in mir vorgeht. Es deucht mich, wenn Sie kommen, als entzöge sich mir Gott, und als schwiege sein Geist. Vergeblich erwecke ich mich; suche nach Begriffen; will meine Seele erheben: ich fühle mich ein gewöhnliches und beschränktes Weib; ich fürchte zu reden. . . . Ach, liebe Mutter, sagte ich zu ihr, welches Vorgefühl! Wenn das Gott wäre, der Sie stumm macht! . . . Eines Tages, als ich mich ungewisser und niedergeschlagener als je fühlte, ging ich in ihre Zelle. Meine Gegenwart machte sie anfangs betreffen; sie las wahrscheinlich in meinen Augen, in meiner ganzen Gestalt, die tiefe Empfindung, die ich in mir trug, sey über

meine Kräfte; und ſie wollte nicht mit der Gewißheit einer Niederlage ringen. Unterdeſſen macht ſie ſich doch an mich. Allmählig erwärmte ſie ſich. Wie meine Traurigkeit ſank, wuchs ihre Begeiſterung. Sie warf ſich plötzlich auf die Knie, ich ahmte ihr nach. Ich glaubte, ich würde ihre Entzückung theilen, ich wünſchte es. Sie ſprach einige Worte; und ſchwieg darauf plötzlich. Ich wartete vergeblich. Sie redte nicht mehr; ſie ſtand auf; ſie zerſchmolz in Thränen; ſie faßte mich bey der Hand, ſchloß mich in ihre Arme, und rief: Ach, geliebtes Kind! welche grauſame Wirkung haſt Du auf mich hervorgebracht! Es iſt geſchehn! Der Geiſt hat ſich zurückgezogen; ich fühle es. Geh! Gott ſelbſt möge Dir ans Herz reden, weil es ſein gnädiger Wille nicht iſt, ſich durch mich hören zu laſſen. ... Wirklich weiß ich nicht, was in ihr vorgegangen war: ob ich ihr ein Mistrauen in ihre Kräfte eingeflößt hatte, das ſeitdem ſich nie wieder verloren hat; ob ich ſie furchtſam gemacht, oder

ihre Gemeinschaft mit dem Himmel unterbrochen hatte; aber die Gabe der Tröstung kam ihr nicht zurück. Am Abend vor meinem Gelübde, ging ich zu ihr; sie war in einer der meinigen gleichen Schwermuth. Ich fing an zu weinen; sie auch. Ich warf mich ihr zu Füßen; sie segnete mich, hob mich auf, und schickte mich wieder fort, indem sie zu mir sagte: Ich bin müde zu leben; ich wünsche abzuscheiden; ich habe Gott gebeten, diesen Tag nicht zu schauen; aber es ist sein Wille nicht. Gehen Sie, ich werde mit Ihrer Mutter reden, ich werde die Nacht im Gebet zubringen; beten Sie auch, aber legen Sie sich schlafen; ich befehle es Ihnen.... Erlauben Sie, antwortete ich ihr, daß ich mich mit Ihnen vereinige.... Ich erlaube es Ihnen, von neun bis eilf; nicht länger, nicht länger! Um halb zehn werde ich anfangen zu beten, und Sie auch; aber um eilf Uhr müssen Sie mich allein beten lassen, und sich zur Ruhe legen. Gehn Sie liebes Kind ich will vor Gott die übrige Nacht durchwachen.

Sie wollte beten, aber sie konnte nicht. Ich schlief und unterdessen ging die fromme Frau in den Kreuzgängen umher, klopfte an jegliche Thür weckte die Nonnen auf, und ließ sie in aller Stille in die Kirche herunter kommen. Alle begaben sich hinein; und als sie darin waren, ermahnte sie sie, sich für mich an den Himmel zu wenden. Dieß Gebet geschah anfangs leise. Darauf ließ sie die Lichter auslöschen. Alle beteten zusammen das Miserere; die Superiorin ausgenommen, die an den Fuß des Hochaltars niedergeworfen, sich grausam kasteyte, und sagte: O Gott! wenn es wegen irgend eines Fehls ist, den ich begangen, daß Du Dich mir entzogen hast, so vergieb mir! Ich verlange nicht, daß Du mir die Gabe wiederschenkest, die Du mir genommen hast, sondern daß Du Dich selber zu der Unschuldigen kehren wollest, die schläft, indem ich Dich hier anrufe. Mein Gott! rede zu ihr, zu ihren Eltern, und vergieb mir!

Den andern Morgen kam sie früh in

meine Zelle; ich hörte sie nicht, ich war noch nicht aufgewacht. Sie setzte sich zur Seite meines Bettes. Sie hatte mit einer ihrer Hände meine Stirn leise berührt; sie sah mich an; Unruh, Verwirrung, Schmerz wechselten auf ihrem Gesichte; und so erschien sie mir, als ich die Augen öffnete. Sie sagte mir nichts von Dem, was die Nacht über geschehn war; sie fragte mich nur, ob ich mich zeitig zu Bette gelegt hätte? Ich antwortete ihr: Zu der Stunde, wo Sie es mir geboten haben. — Ob ich geruht hätte? — In tiefem Schlaf. — Das erwartete ich wohl. . . . Wie ich mich befände? — Sehr wohl. Und Sie, liebe Mutter? — Ach, sagte sie mir, ich habe noch Niemand ohne Unruhe in den geistlichen Stand treten sehn; aber ich habe um Keine so viel Verwirrung als um Sie empfunden. Ich wünschte so sehr, daß Sie glücklich wären! — Wenn Sie mich immer lieben werden, so werde ichs seyn. — Ach, wenns darauf nur ankäme! Haben Sie an Nichts die Nacht

über gedacht? — Nein. — Haben Sie keinen Traum gehabt? — Keinen. — Was geht denn jetzt in Ihrer Seele vor? — Es ist mir so dumpf zu Muthe; ich gehorche meinem Schicksale, ohne Widerstreben, und ohne Lust; ich fühle daß die Nothwendigkeit mich hinreißt und lasse mich von ihr führen. Ach, meine liebe Mutter, ich empfinde nichts von jener sanften Freude, von jenem Zittern, von jener Schwermuth, von jener sanften Unruhe, die ich bisweilen an Denen bemerkt habe, welche sich in dem Augenblicke befanden, vor welchem ich nun bin. Ich bin stumpfsinnig, ich könnte nicht einmal weinen. Man will's, es muß seyn! Das ist der einzige Gedanke, den ich habe. Aber Sie sagen mir nichts. — Ich bin nicht gekommen Sie zu unterhalten, sondern Sie zu sehn, und zu hören. Ich erwarte Ihre Mutter. Suchen Sie mich nicht zu bewegen; lassen Sie die Empfindungen sich in meiner Seele aufhäufen; wenn sie davon voll seyn wird, will ich Sie verlassen. Ich muß still

ſchweigen; ich kenne mich. Es ſetzt nur einmal bey mir an, dann aber auch heftig, und gegen Sie muß Das ſich nicht ereignen. Ruhen Sie noch einen Augenblick, daß ich Sie ſehe. Sagen Sie mir nur einige Worte; laſſen Sie mich hier Das nehmen, was ich zu ſuchen komme. Ich will gehen, und Gott wird das Uebrige thun. . . . — Ich ſchwieg, ich drückte mich auf mein Kopfküſſen nieder; ich ſtreckte eine meiner Hände nach ihr aus, die ſie ergriff. Sie ſchien tief zu denken und nachzuſinnen; ſie hatte angeſtrengt die Augen zugeſchloſſen, bisweilen öfnete ſie ſie, hob ſie empor, und ſenkte ſie wieder auf mich herab. Sie war in wallender Bewegung; ihre Seele füllte ſich mit Ungeſtüm, ward dann ruhiger, und wogte wieder auf. In Wahrheit, dieſe Frau war geſchaffen Prophetin zu ſeyn, ſie hatte das Antlitz und den Character einer Prophetin. Sie war ſchön geweſen; aber das Alter, indem es ihre Züge zuſammenzog, und ſtarke Runzeln in ihr Antlitz furchte, hatte in die Schön

ihrer Bildung Würde gelegt. Ihre Augen waren klein; allein sie schienen in sich selbst hinein zu blicken; schienen die benachbarten Gegenstände zu durchdringen, und jenseits, in großer Ferne, stets in der Vergangenheit oder Zukunft zu spähn. Bisweilen drückte sie mir mit Kraft die Hand. Sie fragte mich rasch: was die Uhr sey? — Es ist bald Sechs. — Gott befohlen! ich gehe. Man wird kommen Sie anzuziehn. Ich will nicht dabey seyn; das würde mich zerstreuen. Ich habe nur Eine Sorge: im ersten Augenblicke die gehörige Mässigung beyzubehalten.

Kaum war sie hinaus gegangen, als die Novizenmutter und meine Gefährtinnen ankamen. Man zog mir meine Nonnenkleider aus, und weltliche an. Das ist ein Gebrauch den Sie kennen. Ich hörte nichts von Dem, was man um mich herum sagte; ich war beynah ganz in den Zustand einer leblosen Maschine versunken; ich ward Nichts gewahr; nur fühlte ich von Zeit zu Zeit Etwas, wie kleine zuckende

Bewe-

Bewegungen. Man ſagte mir, was gethan werden müßte; man war genöthigt, mirs oft zu wiederhohlen, denn ich hörte nicht gleich aufs erſtemal, und dann that ichs. Dieß geſchah nicht, weil ich an etwas anders dachte, ſondern weil ich ganz verſunken war; mein Kopf war müde, wie einem, der ſich durch zu viel Nachſinnen abgearbeitet hat. Während deſſen unterhielt ſich die Superiorin mit meiner Mütter. Ich habe nie erfahren, was in dieſer Unterredung, die ſehr lange dauerte, vorgefallen iſt. Das Einzige hat man mir geſagt, daß, als beyde ſich einander verließen, meine Mutter ſo verwirrt geweſen ſeyn ſoll, daß ſie die Thüre nicht wieder finden können, durch die ſie herein gekommen war, und daß die Superiorin, mit geballter und gegen ihre Stirn gedrückter Hand, weggegangen ſey.

Unterdeß läuteten die Glocken; ich kam herunter. Die Verſammlung war nicht ſehr zahlreich. Es ward eine Rede gehalten, gut oder ſchlecht, ich verſtand nichts davon. Man

ſchaltete, wie man wollte, mit mir diesen Morgen, den ich aus meinem Leben als ausgeſtrichen ansehe. Denn ich weiß nicht, wie lange Alles gedauert; ich weiß nicht, was ich gethan, nicht, was ich geſagt habe. Ohnſtreitig bin ich befragt worden, ohnſtreitig habe ich geantwortet, habe Gelübde ausgeſprochen, aber es iſt nichts davon in meinem Gedächtniſſe geblieben; und ſo habe ich, mich eben ſo unſchuldig Nonne zu ſeyn befunden, als ich einſt Chriſtin geworden bin. Von der ganzen Feyerlichkeit meiner Gelübdeablegung habe ich nicht mehr als von der meiner Taufe begriffen. Beydes ähnliche Handlungen; nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß die eine uns die Gnade zuwege bringt, und die andre ſie vorausſetzt. Glauben Sie nun, mein Herr, daß, ob ich gleich in Longchamp nicht wie in Sainte-Marie Einſpruch gethan, ich mich hier, mehr als dort, verpflichtet habe? Ich berufe mich darüber auf Ihr Urtheil; ich berufe mich auf das Urtheil Gottes. Ich war in einem ſo

tiefem Zuſtande von Niedergeſchlagenheit, daß ich einige Tage nachher, als man mir ankündigte, ich ſey in dem Chore, nicht wußte, was das ſagen wollte? Ich fragte: ob es denn wahr ſey, daß ich das Gelübde abgelegt hätte? ich verlangte meine Unterſchrift zu ſehen; ich forderte zu dieſen Beweiſen noch das Zeugniß meiner ganzen Mitſchweſtergeſellſchaft, das Zeugniß meiner Freunde, die man, der Handlung beyzuwohnen, eingeladen hatte. Zu verſchiednen Malen wandte ich mich an die Superiorin, und ſagte zu ihr: Iſt es denn wirklich wahr? . . . und erwartete immer, ſie würde antworten: Nein, mein Kind, man hintergeht Sie. . . . Ihre wiederholte Verſicherung überzeugte mich nicht; da ich nicht begreifen konnte, wie aus dem ganzen Verlaufe eines ſo getümmelreichen, an Gegenſtänden abwechſelnden, mit ſo vielen ſonderbaren und auffallenden Umſtänden angefüllten Tages, ich mich keines einzigen erinnerte; nicht einmal des Geſichtes derer, die mich bedient hatten, noch des

Geiſtlichen, der die Rede an mich gehalten, noch desjenigen, der mein Gelübde empfangen. Die Veränderung der Nonnentracht in die weltliche, iſt das Einzige was meinem Gedächtniſſe vorſchwebt. Seit dem Augenblicke war ich gleichſam körperlich außer mir ſelbſt. Es hat ganze Monate bedurft, mich aus dem Zuſtande zu ziehn; und der Langſamkeit dieſer Art von Geneſung ſchreibe ich meine tiefe Vergeſſenheit Deſſen zu, was vorgegangen iſt. Es verhält ſich mit mir, wie mit Solchen, die durch eine lange Krankheit geganzen ſind, irre geredet, die Sakramente empfangen, und, wieder zur Geſundheit zurückgebracht, keine Erinnerung von dem entgegengeſetzten Zuſtande übrig haben. Es ſind mir verſchiedne Beyſpiele hievon aus dem Hauſe erinnerlich. Ich habe dabey zu mir ſelbſt geſagt: Wahrſcheinlich iſt es mir eben ſo gegangen, an dem Tage, wo ich mein Gelübde ablegte. Aber bleibt hier nicht die Frage: ob ſolche Handlungen Handlungen des Menſchen ſind; und ob er wirklich dabey vor-

handen iſt, wenn er ſchon dabey vorhanden zu ſeyn ſcheint?

Ich erlitt in dieſem Jahre drey mich ſehr nah angehende Verluſte: den meines Vaters, oder vielmehr Desjenigen, der für meinen Vater galt; er war alt, er hatte viel gearbeitet, er ging wie ein Licht aus; ferner meiner Superiorin, und meiner Mutter.

Die würdige Geiſtliche ſah ihre letzte Stunde ſchon von fern heranrücken. Sie verurtheilte ſich zum Schweigen, und ließ ihren Sarg in ihr Zimmer ſetzen. Sie hatte den Schlaf verlohren, und brachte Tag und Nacht mit Nachdenken und Schreiben zu. Sie hat funfzehn Betrachtungen hinterlaſſen, die mir ſehr ſchön zu ſeyn ſcheinen; ich habe eine Abſchrift davon. Wenn Sie einmal neugierig ſeyn ſollten, Gedanken zu ſehen, wie dieſer Augenblick ſie einflößt, ſo könnte ich Ihnen die Aufſätze mittheilen; ſie führen die Inſchrift: Die letzten Augenblicke der Schweſter Moni.

Bey Annäherung ihres Todes ließ sie sich ankleiden; sie lag auf ihrem Bette ausgestreckt; man reichte ihr die letzten Sakramente; sie hielt ein Christusbild in ihren Armen. Es war Nacht; Kerzenlicht erhellte diese Trauerscene. Wir umgaben sie; wir zerschmolzen in Thränen; ihre Zelle hallte von Wehklagen wieder. Plötzlich stand sie auf, und redete; ihre Stimme war fast so stark als in ihrem gesunden Zustande. Die Gabe, die sie verlohren, kam ihr zurück: sie strafte unsere Zähren, die ihr eine ewige Glückseligkeit zu beneiden schienen. Meine Kinder, Euer Schmerz führt Euch irre. Dort, dort, sagte sie, gen Himmel zeigend, werde ich dienen; meine Blicke werden immer auf dieses Haus herabfallen, ich werde Euch vertreten und Erhörung finden. Kommt Alle näher, daß ich Euch umarme; kommt, empfangt meinen Seegen und mein Lebewohl! ... Indem sie diese letzten Worte aussprach, verschied diese seltene Frau, die eine Sehnsucht nach ihr hinterlassen hat, welche nie endigen wird.

Meine Mutter ſtarb nach der Zurükkunft von einer kleinen Reiſe, die ſie, am Ende des Herbſtes, zu einer ihrer Töchter machte. Sie hatte Kummer, ihre Geſundheit war ſehr geſchwächt. Ich habe niemals, weder den Nahmen meines Vaters, noch die Geſchichte meiner Geburt erfahren. Derjenige, der ihr und mein Beichtvater geweſen war, ſtellte mir von ihr ein kleines Päckchen zu; es lagen funfzig Louisd'or darin, mit einem Zettelchen in ein Stückchen Leinewand eingewickelt und vernäht. Auf dieſem Zettelchen ſtand: „Mein Kind es „iſt wenig; aber mein Gewiſſen erlaubt mir „nicht über eine gröſſere Summe zu verfügen. „Es iſt der Reſt von Dem, was ich von den „kleinen Geſchenken meines Mannes habe er„ſparen können. Führe ein heiliges Leben; das „iſt das Einige Beſte, ſelbſt für Dein Glück „in der Welt. Bete für mich! Dich gebohren zu haben, rechne ich mir als den einzigen „wichtigen Fehltritt an, den ich jemals began„gen. Sey mir behülflich, ihn zu verſöhnen;

„und Gott vergebe es mir, daß ich Dich in
„die Welt geſetzt, in Betracht der guten Werke,
„die Du thun wirſt. Vor allen Dingen bringe
„keine Verwirrung in die Familie; und ob-
„gleich die Wahl des Standes, in den Du
„getreten biſt, nicht ſo freywillig geweſen iſt,
„als ich gewünſcht hätte, ſo ſcheue dich doch,
„ihn zu verändern. Warum bin doch nicht,
„ich! in ein Kloſter mein ganzes Leben einge-
„ſchloſſen geweſen! Ich würde jetzt nicht ſo
„gräuelvoll von den Gedanken ſeyn, in einem
„Augenblick vor das furchtbare göttliche Gericht
„treten zu müſſen. Bedenke, mein Kind, daß
„das Schickſal Deiner Mutter, in der andern
„Welt, von Deiner Aufführung in der gegen-
„wärtigen abhängen wird. Gott, der Alles
„ſieht, wird, nach ſeiner Gerechtigkeit, mir
„alles Böſe und Gute zurechnen, was Du
„thun wirſt. Leb wohl, Suſanne! Verlange
„von Deinen Schweſtern nichts; ſie ſind nicht
„im Stande Dir beyzuſtehn. Hoffe nichts von
„Deinem Vater; er iſt vor mir vorausgegan-

„gen; er hat den groſſen Tag erlebt; er erwar„tet mich. Meine Gegenwart wird weniger „ſchrecklich für ihn, als die ſeinige für mich „ſeyn. Noch einmal, leb wohl! Ach ich un„glückliche Mutter! Ach, Du unglückliches „Kind! Deine Schweſtern ſind angekommen. „Ich bin nicht vergnügt mit ihnen. Sie zer„fallen ſchon unter den Augen einer ſterbenden „Mutter, in Zänkereyen des Eigennutzes, die „mich betrüben. Wenn ſie ſich meinem Bette „nähern, ſo kehre ich mich auf die andere Seite. „Was ſollte ich an ihnen ſehn? Ein Paar „Geſchöpfe, bei denen die Dürftigkeit das Ge„fühl der Natur erſtickt hat! Sie ſeufzen „nach dem Wenigen, was ich hinterlaſſe; ſie „thun an den Arzt und die Krankenwärterin „unanſtändige Fragen, die anzeigen, mit wel„cher Ungeduld ſie den Augenblick erwarten, „wo ich davon ſcheiden werde, und ſie ſich deſ„ſen bemächtigen können, was um mich iſt. „Sie haben, ich weiß nicht wie, Verdacht auf „mich gefaßt, ich könnte in meinem Schlaf-

„küssen einiges Geld versteckt haben. Alles „Mögliche haben sie angewandt, zu machen, daß „ich aufstände; und es ist ihnen auch gelungen. „Glücklicherweise aber war mein Geschäftsträger „den Tag vorher gekommen, und ich hatte ihm „dieses kleine Päckchen mit diesem Briefe zuge„stellt, den er unter meinem Vorsagen geschrie„ben hat!*) Verbrenne den Brief; und wenn

---

*) Ein sonderbarer Mißgriff dieses großen Erzählers, (— quandoque bonus dormitat Homerus!) Diderot! der so meisterhaft in wahrer Darstellung kleiner Züge ist; der für das Theater so sehr darauf gedrungen, sie gewissermaßen darin eingeführt hat; und dem, selbst ein sehr natürlicher Brief in der Espieglerie der erdichteten Correspondenz mit Croismare (wie wir am Ende des Buchs sehen werden) nicht natürlich und wahr genug schien. Dieser Zug tödtet hier, zerstört alle Illusion. Man sieht doch immer in einem Roman, den Autor, statt der Person, an irgend einem Zipfelchen hervorgucken! Denn, wenn dieser Zettel der Mutter den Tag vorher von dem Geschäftsträger geschrieben, und ihm mit dem Päckchen Geld zugestellt war; wie konnte der Zettel denn erzählen, was die Schwestern den Tag darauf vorgehabt und vorgenommen?

Sonst aber, wie vortrefflich an Natürlichkeit, an Wahrheit, ist der ganze Stil, die ganze Umständeverwebung dieser Schrift! So simpel! so simpel! so ungekünstelt fließend! so von allen künstlichen Zierrathen entblößt! so selbst unzusammenhängend (decousu) und ohne Apprêt, daß nur noch Unorthographie [illegible] dürfte, Einen schwören zu machen: die ganze Erzählung sey

„Du erfahren wirſt, daß ich nicht mehr bin,
„Das aber wird bald ſeyn, ſo laß eine Meſſe
„für mich leſen, und bey ihrer Anhörung er-
„neuere Deine Gelübde. Denn ich wünſche, daß
„Du immer in dem geiſtlichen Stande bleiben

---

wirklich aus der Feder eines jungen, gebildeten zwar, aber unbefangenen Mädchens geflossen; das, nicht ohne die Menschenkenntniß, welche man in jeder Lebenslage, bey blossem natürlichen Verstande, sich sammeln kann, dennoch nicht in der Welt gelebt hat. Wie so ganz unterschieden, so himmelweit anders, gleichsam von einem ganz andern Manne herrührend, als z. E. der humoristische, sorickische Ton seines Jacques le Fataliste, der zum Theil langperiodische seiner Versuche über die Mahlerey, und andrer ästhetischen und philosophischen Schriften! Und dann, welche tiefe, innre, bewundernswürdige Kenntniß aller Individualitäten, Sprache, Empfindungen, Herganges in einem Kloster! Sollte man nicht glauben, der Atheist Diderot, sey sein Lebelang nichts anders als Beichtvater einer Nonnenversammlung gewesen?

Noch Eine bewundernde Bemerkung eines Zuges; denn der flüchtige Leser überschlüpft so etwas. Wie tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens verräth nicht der einzige, so hingeworfene kleine: daß Susanne von dem ganzen Tage ihrer Gelübdablegung, sich nichts als des Umstandes erinnert, daß sie ihre weltliche Kleidung mit dem Nonnengewande verwechselt hat! Erstlich: weil es überhaupt Kleidung und Putz betrift; zweytens: weil gerade der Wechsel dieser Kleidung, dieses Putzes, ihre Abneigung so interessirt! Das wahre Weib! das wahre Weib! Es ist vollkommen die Eva Miltons, die ihr erstes Geschäft nach ihrer Schöpfung seyn läßt, nach einer Quelle zu gehn, und sich in ihr zu spiegeln.

Anmerk. des Uebersetzers.

„mögest. Die Vorstellung Dich so jung in der „Welt ohne Hülfe, ohne Unterstützung zu wis„sen, würde vollends meine letzten Augenblicke „verbittern.“

Mein Vater starb den 2ten Januar; meine Superiorin am Ende desselben Monats; und meine Mutter am zweyten Weyhnachtsfeyertage.

Es war die Schwester Sainte-Christine, die der Mutter Moni nachfolgte. Ach, mein Herr, welch ein Unterschied zwischen diesen beyden! Die neue war von einem kleinen Character, hatte einen engen, mit Aberglauben geschwängerten Kopf; war von den neuen Meynungen angesteckt; hielt Conventikel mit den Sulpizianern, und Jesuiten. Sie faßte Abneigung gegen alle, die bey der vorigen Superiorin in Gunst gestanden. Bald war das Haus mit Verwirrung, Haß, Afterreden, Anklagen, Verläumdung und Verfolgung, angefüllt. Wir mußten uns über Fragen aus der Gottesgelahrheit erklären, von denen wir nichts

verſtanden; Formeln unterſchreiben; und unter ſonderbare Gebräuche fügen. Die Mutter Moni billigte keine körperliche Bußübung. Nur zweymal in ihrem Leben hatte ſie ſich kaſteyet. Einmal den Abend vor ihrer Gelübdsablegung, und das Andre Mal bey einer ähnlichen Gelegenheit. Sie ſagte von dieſen Bußübungen, ſie beſſerten keinen Fehler, und dienten zu nichts als Stolz einzuflößen. Sie wollte, ihre Nonnen ſollten ſich wohl befinden, und heiter an Leib und Seele ſeyn. Das Erſte, was ſie vornahm, als ſie ihr Amt antrat, war, daß ſie ſich alle härenen Hemden, alle Geiſſeln bringen ließ, und verbot, die Nahrungsmittel durch Beymiſchung von Aſche zu verderben, oder auf dem Boden zu ſchlafen. Niemand durfte ſich irgend eines obgedachter Werkzeuge verſchaffen. Die neue im Gegentheil ſchickte jeder Nonne ihr härenes Hemd, und ihre Geiſſel zurück, und ließ dagegen das Alte und Neue Teſtament wieder einfordern. Die Günſtlinginnen einer vorhergehenden Regierung ſind nie die Günſt-

linquinnen der folgenden. Ich war der gegenwärtigen Superiorin, deswegen, daß ich nichts ärgers sage! — gleichgültig, weil die vorhergehende mich geliebt hatte; aber es währte nicht lang, so verschlimmerte sich mein Schicksal, durch Handlungen, die Sie Unklugheit oder Standhaftigkeit, je nach dem Gesichtspunkte nennen werden, aus dem Sie sie betrachten. Die erste war, daß ich mich dem ganzen Schmerze überließ, den ich über den Verlust unserer ersten Superiorin empfand; daß ich bey jeder Gelegenheit ihr Lob verkündete; daß ich, zwischen ihr, und derjenigen, die uns jetzt regierte, Vergleichungen veranlaßte, welche der letzten nicht günstig seyn konnten; daß ich den Zustand des Hauses in den vergangenen Jahren schilderte; daß ich die Ruhe, der wir genossen, die Nachsicht, die man mit uns hatte, die, sowohl geistliche als leibliche Nahrung, welche man uns ehemals gereicht, wieder in Erinnerung brachte; kurz, daß ich die Sitten, die Gesinnungen, den Character der Schwester

Mont unabläſſig in die Wolken erhob. Die zweyte war; daß ich das härene Hemd ins Feuer warf, und meine Geiſſel wegthat; daß ich darüber Reden an meine Schweſtern hielt, und einige von ihnen dahin brachte, meinem Beyſpiele zu folgen. Die dritte: daß ich mich wieder mit einem alten und neuen Teſtamente verſah. Die vierte: daß ich von keiner Partey etwas wiſſen wollte; daß ich mich blos an den Titel einer Chriſtin hielt, ohne den Nahmen Janſeniſt oder Moliniſt anzunehmen. Die fünfte: daß ich mich ſtreng auf die Regel unſers Hauſes einſchränkte, ohne irgend Etwas drüber hinaus oder Etwas darunter thun zu wollen; daß ich mich folglich auf gar kein überflüſſiges gutes Werk (action surérogatoire) einließ, da diejenigen, zu denen man verbunden iſt, mir nur allzurein vorkamen; daß ich nicht anders als an Feſttagen nach der Orgel hinaufging; nicht anders ſang, als wenn ich vom Chore war; daß ichs nicht mehr leiden wollte, Mißbrauch von meiner Gefälligkeit und

Gaben gemacht, und mich alle Tage, und zu allem gut genug gehalten zu ſehen. Ich las die Conſtitutionen des Kloſters mehr als einmal durch, ich wußte ſie auswendig. Wenn man mir eine Sache befahl, die entweder nicht deutlich darin ausgedrückt war, oder gar nicht darin ſtand, oder die mir ihnen zuwider zu laufen ſchien, ſo widerſetzte ich mich ſtandhaft dagegen, nahm das Buch zur Hand und ſagte: Da ſind die Verpflichtungen, die ich übernommen habe; und keine andere. . . . Meine Reden riſſen verſchiedene meiner Mitſchweſtern hin, das Anſehen unſerer Vorſteherinnen fand ſich dadurch ſehr beſchränkt; ſie konnten nicht mehr über uns als über Sklavinnen ſchalten. Es verging beynah kein einziger Tag, an dem nicht irgend eine lärmerregende Scene vorfiel. Bey ungewiſſen Fällen fragten meine Gefährtinnen mich um Rath; und ich war ſtets für die Regel, gegen die Zwangsherrſchaft. Bald hatte ich das Anſehn einer Unruhſtifterin, bald war ich es wirklich. Die Großvikarien

karien des Herrn Erzbiſchofs mußten alle Augenblicke herzugerufen werden. Ich erſchien, ich vertheidigte mich, ich vertheidigte meine Gefährtinnen, und es iſt mir nicht ein einziges Mal bezeichnet, daß ich verurtheilt worden wäre, ſo ſorgfältig war ich immer, das Recht auf meiner Seite ſeyn zu laſſen. Keine Möglichkeit fand ich, mich in Abſicht der Erfüllung meiner Pflichten anzugreifen, ich übte ſie mit Gewiſſenhaftigkeit. Die kleinen Gunſtbezeugungen, die es einer Superiorin immer frey ſteht abzuſchlagen oder zu gewähren, foderte ich nicht. Ich erſchien nicht im Sprachzimmer; und Beſuche, da ich niemand kannte, verlangte ich nicht. Aber ich hatte mein härenes Hemd verbrannt, und meine Geiſſel weggeworfen; ich hatte das Nämliche Andern gerathen; ich wollte vom Janſenismus und Molinismus, weder im Guten noch im Böſen reden hören. Als man mich fragte: ob ich mich der Conſtitution unterwürfe? antwortete ich: ich gehörte der Kirche; — ob ich die Bulle annähme? ich

nähme das Evangelium an. Man unterſuchte meine Zelle, und fand das alte und neue Teſtament. Ich hatte mir unvorſichtige Reden über verdächtige Vertraulichkeiten Einiger Nonnen, die bey der Superiorin in Gunſt ſtanden, entfahren laſſen. Die Superiorin ſelbſt pflog ſehr lange geheime Unterredungen mit einem jungen Geiſtlichen; ich hatte ihre Urſache und den Vorwand dazu ausgeforſcht. Kurz, ich unterließ nichts was mich furchtbar, und verhaßt machen, mich ins Verderben ſtürzen konnte; und es gelang mir. Man beklagte ſich nicht mehr über mich gegen die Obern; befliß ſich aber, mir das Leben zu erſchweren. Man verbot den Nonnen ſich mit mir abzugeben; und bald befand ich mich allein. Ich hatte nur eine kleine Anzahl Freundinnen. Man fürchtete, dieſe möchten ſich heimlich über den Zwang entſchädigen, den man ihnen auferlegte, und, da ſie nicht mehr des Tages über mit mir umgehn konnten, mich des Nachts, oder, zu andern verbotenen Stunden, beſuchen,

folglich spähte man uns aus; überraschte mich, bald mit der Einen, bald mit der Andern; und machte aus dieser Unvorsichtigkeit Alles, was man wollte; so daß ich auf die allerunmenschlichste Weise dafür gezüchtigt ward. Ganze Wochen lang verurtheilte man mich, dem Gottesdienste, getrennt von den übrigen die den Chor ausmachten, auf den Knien beyzuwohnen; von Wasser und Brodt zu leben; in meiner Zelle eingesperrt zu bleiben; ich mußte verächtliche Dienstleistungen des Hauses übernehmen. Denenjenigen, die man meine Mitschuldigen nannte, wurde nicht viel besser begegnet. Konnte man mich bey keinem Versehen fassen, so dichtete man mir welche an; gab mir zu gleicher Zeit unvereinbare Befehle, und bestrafte mich dann daß ich sie nicht ausgerichtet. Man setzte zu frühe Stunden für den Gottesdienst, für die Mahlzeiten an. Man verrückte, ohne daß ich darum wußte, die ganze klösterliche Ordnung. Bey der aufmerksamsten Genauigkeit, befand ich mich tög-

lich schuldig, und ward täglich bestraft. Es fehlt mir nicht an Muth; allein es giebt keinen, der gegen die Verlassenheit, Einsamkeit, und Verfolgung aushalten könnte. Es kam so weit, daß mans als ein Spiel trieb, mich zu quälen, und daß dieß die Belustigung von funfzig gegen mich verschwornen Personen ausmachte. Unmöglich kann ich jedes kleine Einzelne dieser Bosheiten herrechnen, man hinderte mich am Schlafen, am Wachen, am Beten. Einen Tag stahl man mir Stücke meiner Kleidung; ein andermal meine Schüssel oder mein Brevier; dann fand sich mein Schloß vorsätzlich durch einen hineingesteckten Splitter in Unordnung gebracht; man hinderte mich, entweder, was ich zu thun hatte, gut auszurichten, oder brachte Das, was gut von mir besorgt war, in Unordnung; ich ward für Alles verantwortlich gemacht; und mein Leben bot nichts als eine unaufhörliche Folge wirklicher, oder mir angelogener Vergehungen und Bestrafungen dar. Unmöglich

konnte meine Gesundheit gegen so lange und so harte Prüfungen aushalten; ich versank in Ermattung, Gram, und Schwermuth. Anfänglich suchte ich am Fuße des Altares Stärkung; und fand sie zuweilen. Ich fluthete zwischen Ergebung und Verzweiflung. Bald unterwarf ich mich der ganzen Herbe meines Schicksals, bald sann ich darauf, mich durch heftige Mittel davon zu befreyen. Hinten im Garten war ein tiefer Brunnen. Wie viele Male bin ich zu ihm hingegangen! wie viele Male habe ich ihn betrachtet! Ihm zur Seite befand sich eine steinerne Bank. Wie oft habe ich mich auf die gesetzt, den Kopf auf den Rand des Brunnens gestützt! Wie viele Male, im Tumulte meiner Vorstellungen, bin ich rasch aufgestanden, entschlossen, mein Leiden zu endigen! Wer hat mich zurückgehalten? Warum schrie ich lieber manchmal laut auf, zerriß meinen Schleyer, trat ihn mit Füßen, rauste mir die Haare aus, und zerfleischte mir das Gesicht mit den Nägeln? Wenn Gott

es war, der mich hinderte mich umzubringen, warum hemmte er nicht auch dieſe andern Gefühle? Ich will Ihnen etwas ſagen, das Ihnen vielleicht ſeltſam vorkommen wird, was aber darum nicht weniger wahr iſt; nämlich: daß meine häufigen Beſuche bey dieſem Brunnen nicht unbemerkt blieben, und meine grauſamen Feindinnen ſich gar wohl damit geſchmeichelt haben mögen, ich würde eines Tages eine Abſicht ausführen, die im Grunde meines Herzens kochte. Wenn ich nach der Seite hinging, entfernte man ſich gefliſſentlich; und ſah anderwärts hin. Mehrmals habe ich die Thür des Gartens zu Stunden offen gefunden, wo ſie verſchloſſen hätte ſeyn ſollen, beſonders an Tagen, wo man Aerger auf Aerger über mich gehäuft, die Heftigkeit meines Characters aufs Aeußerſte gebracht, und geglaubt haben mochte, ich dürfte nunmehr wohl ganz entfremdeten Geiſtes ſeyn. Indeß, ſobald ich errathen zu haben mir vorſtellte, dieß Mittel dem Leben zu entfliehn, würde gleichſam meiner Verzweif-

lung dargereicht, man wolle mich an der Hand zu dieſen Brunnen führen, ich ſollte ihn immer bereit finden mich zu empfangen, ſo fragte ich nach dieſer Auskunft nicht mehr. Mein Geiſt lenkte ſich auf andere Seiten hin. Ich hielt mich in den Kreuzgängen auf, und bemaß die Höhen der Fenſter. Abends, beym Auskleiden verſuchte ich unwillkührlich die Stärke meiner Strumpfbänder. Ein andermal weigerte ich mich zu eſſen, ging ins Refectorium, und blieb daſelbſt, den Rücken gegen die Wand geſtemmt, die Hände an meinen Seiten herabhängend, mit zugeſchloßnen Augen, die Gerichte nicht anrührend, die man vor mir hinſetzte. Ich vergaß mich ſo vollkommen in dem Zuſtande, daß alle Nonnen hinausgegangen ſeyn konnten, und ich allein zurückgeblieben war. Man war mit Fleiß ohne Geräuſch fortgeſchlichen, hatte mich da gelaſſen, und beſtrafte mich nachher, weil ich die gottesdienſtlichen Uebungen verſäumt hatte. Am Ende brachte man mir faſt vor allen Mitteln mit

das Leben zu nehmen einen Ekel bey, weil es mir vorkam, als böte man, weit entfernt sich meinem Vornehmen zu widersetzen, mir jene Mittel vielmehr dar. Wahrscheinlich wollen wir nicht aus der Welt hinausgestoßen seyn; und vielleicht würde ich nicht mehr mich darin befinden, wenn man sich gestellt hätte, als wollte man mich darin zurückhalten. Wer sich das Leben nimmt, sucht vielleicht Andre dadurch in Verzweiflung zu setzen; und behält es dann, wenn er ihnen darunter einen Gefallen zu thun scheint. Es sind sehr feine Bewegungen, die in uns vorgehn. In Wahrheit, ist es mir möglich mich des Zustandes wieder zu erinnern, in dem ich mich an der Seite des Brunnens befand, so deucht es mich, als hätte ich innerlich in mir diesen Elenden, die sich entfernten um eine Unthat zu beschleunigen, zugerufen: Thut nur Einen Schritt zu mir her, zeigt die geringste Begierde mich zu retten, eilt herbey mich zurück zu halten, und Ihr sollt gewiß zu spät kommen! . . . Wahrlich,

ich blieb nur leben, weil man meinen Tod wünschte. Die Erpichtheit Andre zu quälen, und zu verderben, ermattet endlich in der Welt, aber nicht in einem Kloßer.

Daran wars mit mir, als ich, über mein vergangnes Leben nachsinnend, endlich auf den Gedanken gerieth, die Aufhebung meiner Gelübde zu bewirken. Erst kam er mir nur obenhin; allein, verlassen, ohne Beystand, wie hätte ich eines so schweren Entwurfs Gelingung mir träumen lassen sollen, der selbst bey allen Hülfsmitteln schwer blieb, an denen es mir gebrach? Unterdeß beruhigte er mich; mein Geist setzte sich wieder; ich fing an mir wieder selber anzugehören; ich wich Leiden aus, und ertrug diejenigen geduldiger, welche mir kamen. Man bemerkte diese Veränderung, und war verwundert darüber. Die Bosheit stutzte, gleich einem feigen Feinde, der uns verfolgt, und dem wir plötzlich, wenn er sich Dessen am wenigsten versieht, die Stirne bieten. Eine Frage, mein Herr, die ich an Sie zu thun hätte,

wäre: warum doch wohl mitten unter den unglückschwangern Gedanken, die einer verzweifelnden Nonne durch den Kopf fliegen, der Gedanke, das Haus in Brand zu stecken, ihr nicht einfällt? Ich habe einen solchen nicht gehabt, und andre auch nicht; ob er gleich die ausführbarste Sache von der Welt ist; denn man dürfte nur einmal, wenn starker Wind wehte, ein Licht auf einen Boden, in einen Holzgelaß, in einen Gang bringen. Man hört nie von angezündeten Klöstern, und gleichwohl fliegen sich bey solchen Vorfällen die Thore, und es rettet sich, wer kann. Sollte es nicht daher kommen, daß man die Gefahr dabey für sich und für Diejenigen, die man liebt, fürchtet, und eine Hülfe verschmäht, welche man mit Denenjenigen theilen müßte, die man haßt? Doch, diese letzte Vorstellung ist wohl zu spitzfindig um wahr zu seyn.

Wer sich eifrig mit einer Sache beschäftigt, empfindet endlich die Gerechtigkeit, und glaubt selbst an die Möglichkeit derselben. Man

fühlt ſich ſehr ſtark, wenn man ſo weit gelangt iſt. Ich bedurfte vierzehn Tage Zeit dazu; mein Geiſt übereilt ſich ſelten. Worauf kams dabey an? Darauf, eine Bittſchrift aufzuſetzen, über die ein Bedenken eingeholt werden mußte. Beydes war nicht ohne Gefahr. Seit in meinem Kopfe eine Veränderung ſich zugetragen hatte, beobachtete man mich mit mehr Aufmerkſamkeit als je; jedes Auge begleitete mich; ich that keinen Schritt, der nicht beleuchtet ward; brachte kein Wort vor, das man nicht erwog. Man näherte ſich mir; man ſuchte mich auszuforſchen; man befragte mich; man zeigte verſtelltes Mitleiden und Freundſchaft gegen mich; man kam auf mein vergangenes Leben zu ſprechen; klagte mich nur ſchwach an; entſchuldigte mich; hoffte eine beſſere Aufführung von mir; ſchmeichelte mir mit einer angenehmen Zukunft: indeß aber kam man jeden Augenblick in meine Zelle, bey Tage, bey Nacht, unter allerley Vorwänden, plötzlich, ſchleichend, machte meine Vorhänge auf und

begab ſich wieder weg. Ich hatte die Gewohnheit in meinen Kleidern zu ſchlafen. Ich hatte noch eine andre, meine Beichte aufzuſchreiben. An dergleichen feſtgeſetzten Tagen, ging ich, und foderte Dinte und Papier von der Superiorin, die es mir nicht verſagte. Ich wartete folglich auf den Eintritt der Beichtzeit, und bis dahin, brachte ich in meinem Kopfe zuſammen, was ich vorzutragen hätte. Es war ein kurzer Inhalt Alles Deſſen, was ich für Sie aufgeſchrieben habe; nur trug ich es unter einem erborgten Nahmen vor. Drey Unvorſichtigkeiten beging ich aber dabey. Die erſte, daß ich der Superiorin ſagte, ich hätte Vieles aufzuſchreiben, und unter dem Vorwande mehr Papier verlangte, als man zuzugeſtehn pflegt; die zweyte, daß ich mit Nichts als meiner Bittſchrift mich beſchäftigte, und die Beichte gut ſeyn ließ; die dritte, daß, da ich keine Beichte aufgeſetzt, und zu dieſer Religionsübung mich nicht vorbereitet hatte, ich nur einen Augenblick im Beichtſtuhl blieb. Alles

Dieß wurde bemerkt, und man ſchloß daraus, das von mir verlangte Papier wäre zu einem andern Gebrauche verwendet, als ich angegeben. Hatte es aber nicht zum Niederſchreiben meiner Beichte gedient, wie offenbar war, was hatte denn ich damit gemacht? Ohne zu bedenken, man würde daraus Unrath merken, fühlte ich gleichwohl, ich müßte eine Schrift von dieſer Wichtigkeit bey mir nicht finden laſſen. Anfänglich war ich daher darauf bedacht, ſie in mein Kopfkiſſen, oder in meine Matratze zu nähen; nachher ſie in meinen Kleidern zu verbergen; ſie im Garten einzugraben; zuletzt wollte ich ſie ſogar ins Feuer werfen. Sie können nicht glauben, wie angelegen ich mir ſeyn ließ, ſie zu ſchreiben, und wie verlegen ich damit [illegible], als ich ſie geſchrieben hatte. Anfangs verſiegelte ich ſie, dann verbarg ich ſie in meinem Buſen, und ging in die Hore, zu welcher eben geläutet ward. Ich befand mich in einer Unruhe, die ſich in allen meinen Bewegungen verrieth. Ich ſaß einer

jungen Nonne zur Seite, von der ich wußte, daß sie mich liebte. Ich hatte zuweilen an ihr bemerkt, daß sie mich mitleidig anblickte, und Thränen vergoß, mich zwar nicht anredete, gewiß aber innerlich für mich litt. Auf Gefahr Alles dessen was daraus entspringen könnte, entschloß ich mich, ihr mein Papier anzuvertrauen. In einem Augenblicke des Gebets, wo die Nonnen sich sämmtlich auf die Knie werfen, und in ihren Kirchenstühlen gleichsam untergetaucht sind, zog ich leise das Papier aus meinem Busen, und steckte es ihr seitwärts zu. Sie nahm es, und verbarg es in dem ihrigen. Dieser Dienst war der wichtigste von allen die sie mir geleistet; aber ich hatte viele andre schon von ihr empfangen. Sie hatte sich Monate lang damit beschäftigt, ohne sich bloß zu geben, jedes kleine Hinderniß wegzuräumen, das man meinen Pflichten in den Weg legte, damit man das Recht erhielte, mich zu züchtigen. Sie kam und klopfte an meine Thüre, wenn es Zeit war die Zelle zu

verlaſſen. Sie brachte wieder in Ordnung, was man in Unordnung gebracht hatte. Erfoderlichen Falls ſchellte ſie mir, oder antwortete für mich. Sie fand ſich überall in meinem Wege, wo ich ſeyn ſollte. Ich wußte das Alles nicht.

Wohl that ich daran, dieß Mittel zu ergreifen. Als wir aus dem Chor heraus kamen, ſagte die Superiorin zu mir: Schweſter Suſanne, kommen Sie mit mir. . . . Ich thats. Hieranf blieb ſie im Gange bey einer andern Thür ſtehen: Das, ſagte ſie, iſt Ihre Zelle. Schweſter Sainte-Jerome ſoll Ihre bisherige einnehmen. . . . Ich trat hinein, und ſie mit mir. Wir ſaßen beyde ohne zu reden, als eine Nonne mit Kleidern erſchien, die ſie auf einen Stuhl legte, und die Superiorin ſagte zu mir: Schweſter Suſanne ziehen Sie ſich aus, und nehmen dieſe Kleider. . . . Ich gehorchte ihr; unterdeß war ſie auf alle meine Bewegungen aufmerkſam. Die Schweſter, welche die Kleider gebracht hatte, war an der

Thüre; sie kam wieder herein, trug die weg die ich ausgezogen, ging hinaus, und die Superiorin folgte ihr. Man sagte mir von der Ursache dieses Verfahrens nichts, und ich fragte auch nicht darnach. Unterdessen hatte man überall in meiner Zelle gesucht, hatte das Kopfkissen und die Matratzen zertrennt, hatte Alles von seinem Platze geräumt, was sich vom Platze räumen ließ, jeden Schritt verfolgt, wo ich gewesen, war in den Beichtstuhl, in die Kirche, in den Garten, zu dem Brunnen, nach der steinernen Bank gegangen. Ich sah einen Theil dieser Untersuchungen, und muthmaßte das Uebrige. Man fand nichts; aber man blieb nichtsdestoweniger überzeugt, es wäre doch Etwas da. Man fuhr fort mir noch einige Tage nachzuspähen, ging überall hin, wo ich hingegangen war, sah überall zu; aber vergeblich. Endlich glaubte die Superiorin, es ließe sich auf keine andere Weise hinter die Wahrheit kommen, als durch mich selbst. Sie trat eines Tages in meine Zelle, und sagte zu mir:

Schwe-

Schweſter Suſanne, Sie haben Ihre Fehler, aber Lügen iſt keiner davon; ſagen Sie mir alſo die Wahrheit: was haben Sie mit alle dem Papier angefangen, das ich Ihnen gegeben habe? — Madame, das habe ich Ihnen geſagt. — Das iſt nicht möglich. Sie haben viel Papier von mir geſodert, und ſind nur einen Augenblick im Beichtſtuhle geweſen. — Es iſt wahr. — Was haben Sie denn damit gemacht? — Was ich Ihnen geſagt habe. — Wohl denn! Schwören Sie mir bey dem heiligen Gehorſam, den Sie Gott gelobt, daß es ſich ſo verhält, und ich will, trotz des widrigen Anſcheins, Ihnen glauben. — Madame, es iſt Ihnen nicht erlaubt, einen Eidſchwur über eine ſolche Kleinigkeit zu verlangen, und mir nicht erlaubt, ihn zu thun. Ich bin nicht im Stande zu ſchwören. — Sie hintergehn mich, Schweſter Suſanne! und Sie wiſſen nicht, welcher Verantwortung Sie ſich ausſetzen. Was haben Sie mit dem Papier angefangen, das ich Ihnen gegeben? — Ich habe

es Ihnen gesagt. — Wo ist es? — Ich habe es nicht mehr. — Was haben Sie damit gemacht? — Was man aus dergleichen Geschriebenem macht, das zu weiter nichts taugt, wenn man es gebraucht hat. — Schwören Sie mir bey dem heiligen Gehorsam, daß es ganz gebraucht worden ist, Ihre Beichte aufzuschreiben, und daß Sie es nicht mehr haben. — Madame, ich wiederhole es Ihnen, da das Zweyte, was ich beschwören soll, nicht wichtiger ist, als das Erste, so bin ich nicht im Stande zu schwören. — Schwören Sie, sagte sie, oder. . . . Ich werde nicht schwören. — Sie wollen nicht schwören? — Nein Madame. — Sie sind also schuldig? — Und weissen soll ich schuldig seyn? — Jedes Dinges; es ist nichts, dessen Sie nicht fähig wären. Immer haben Sie meine Vorgängerin geflissentlich gelobt, um mich herunter zu setzen; stets haben Sie Verachtung gegen die Gebräuche geäußert, die sie verdammt, die sie verbannt hatte, und die ich wieder herstellen zu müssen

glaubte; Sie haben ſich bemüht, die ganze Gemeinde aufzuwiegeln, die Regeln zu verletzen, Zwieſpalt hervorzubringen; Sie haben gegen alle Ihre Pflichten verſtoßen; mich gezwungen Sie, und die welche Sie verführten, zu beſtrafen; das Schwerſte, was ich nur über mein Herz bringen konnte! Ich hätte gegen Sie auf die härteſte Weiſe verfahren können; aber ich habe Ihrer geſchont; habe geglaubt, Sie würden ihr Unrecht erkennen, Sie würden wieder den Geiſt Ihres Standes annehmen, und zu mir zurückkehren; Sie haben es aber nicht gethan. Ihre Seele geht mit Etwas um, das nicht gut iſt, mit etwas Schlimmen; der Vortheil des Hauſes erfordert, daß ich es wiſſen muß; und ich werde es erfahren; dafür ſtehe ich Ihnen. Schweſter Suſanne, ſagen Sie mir die Wahrheit. — Ich habe ſie Ihnen geſagt. — Ich gehe. Fürchten Sie meine Rückkunft. Ich will mich noch einmal niederſetzen, und Ihnen noch einen Augenblick geben, ſich zu bedenken. . . . Ihre Papiere, wenn ſie noch

da ſind! — Sie ſind nicht mehr da. — Oder einen Eid, daß ſie Nichts weiter als Ihre Beichte enthielten! — Ich bin nicht im Stande ihn zu thun. — Sie blieb einen Augenblick ſtehn, alsdann ging ſie hinaus, und kam mit vier ihrer begünſtigten Nonnen herein; ſie waren alle von einem wilden und wüthendem Anſehen. Ich warf mich ihnen zu Füßen; ich flehte um Barmherzigkeit. Aber ſie ſchrien ſämmtlich: Keine Barmherzigkeit! Madame, laſſen Sie ſich nicht bewegen! Sie muß ihre Papiere heraus geben, oder ſie fahre in Frieden dahin! — Ich umfaßte die Knie, bald der einen, bald der andern; ich nannte ſie bey Namen, und flehte: Schweſter Sainte-Agnes, Schweſter Sainte-Julie, was habe ich Ihnen zu Leide gethan? Warum hetzen Sie unſre Superiorin gegen mich auf? Habe ich ſo gegen Sie gehandelt? Wie oft habe ich für Sie Fürbitten eingelegt? Sie erinnern ſich deſſen nicht mehr. Sie hatten damals gefehlt; ich habe nicht gefehlt. Die Superiorin ſah

mich unbeweglich an, und ſagte zu mir: Gieb die Papiere heraus, Elende, oder offenbare was ſie enthalten. — Madame, ſagten die Andern zu ihr, verlangen Sie ſie nicht mehr von ihr. Sie ſind zu gut. Sie kennen ſie nicht: es iſt eine halsſtarrige Seele, mit der man nicht anders auskommen kann, als wenn man die äußerſten Mittel gebraucht. Sie ſelber bringt Sie dazu, deſto ſchlimmer für ſie! Befehlen Sie, daß wir ſie auskleiden, und ſie an den Ort bringen der für ihres Gleichen gemacht iſt. — Meine liebe Mutter, ich habe nichts gethan, was Gott oder Menſchen beleidigen könne; ich ſchwöre es Ihnen. — Das iſt nicht der Schwur den ich verlange. — Sie wird gegen uns, gegen Sie geſchrieben haben, irgend eine Bittſchrift an den Großvicar, an den Erzbiſchof. Gott weiß, wie ſie das Innere des Hauſes geſchildert haben mag! Böſes findet leicht Eingang. Madame, Sie müſſen über dieſe Creatur verfügen, wenn Sie nicht wollen, daß ſie über uns etwas verfüge. —

Die Superiorin ſetzte hinzu: Schweſter Suſanne, bedenken Sie ſich. . . . — Madame, ich habe Alles längſt bedacht. Ich fühle, daß ich mich ins Verderben ſtürze, aber, ob das einen Augenblick früher oder ſpäter geſchieht, darauf kommt nichts an. Machen Sie mit mir was Ihnen gefällt; thun Sie was dieſe Wüthenden begehren; machen Sie das Maaß ihrer Ungerechtigkeit voll! . . . Und indem reichte ich ihnen die Arme hin. Die Nonnen bemächtigten ſich ihrer; man riß mir meinen Schleyer weg; man entkleidete mich ohne Scham. Man fand an mir, an meinem Buſen, ein kleines Gemählde meiner vorigen Superiorin; man raubte mirs. Ich bat um Erlaubniß es noch einmal küſſen zu dürfen, die ward mir verſagt. Sie warfen mir ein Hemde um, zogen mir die Strümpfe aus, bedeckten mich mit einem Sack, und führten mich mit bloßen Kopf und Füßen durch die Gänge. Ich ſchrie, ich rief um Hülfe, aber man hatte die Glocke geläutet, anzuſagen, daß Niemand erſcheinen

ſolle. Ich rief den Himmel an, ich warf mich zu Boden, man ſchleppte mich fort. Als ich unten an die Treppe gelangte, waren meine Füße blutig, und meine Beine blutrünſtig geworden; ich befand mich in einem Zuſtande, der fähig geweſen wäre, eherne Herzen zu rühren. Unterdeß öffnete man mit großen Schlüſſeln die Thüre eines unterirdiſchen Behältniſſes, in welchem man mich auf einer halbverfaulten Binſenmatte ausſtreckte. Ich fand ein Stück ſchwarzes Brodt und einen Krug Waſſer, nebſt einigen groben nothwendigen Gefäßen vor. Die Matte an einem Ende aufgerollt, bildete das Kopfkiſſen; auf einem Steinklumpen ſah man einen Todtenkopf mit einem hölzernen Crucifixe. Meine erſte Bewegung war, mir das Leben zu nehmen; ich drückte mir mit den Händen die Kehle, zerriß mit meinen Zähnen die Kleidung, ſtieß ein fürchterliches Geſchrey aus, heulte wie ein wildes Thier, rannte meinen Kopf gegen die Mauer, machte mich blutig, ſuchte mich zu zerſtören, und trieb Das

ſo bis die Kräfte mir ausgingen; welches bald geſchah. Drey Tage habe ich an dem Orte zugebracht, an dem ich mein ganzes Leben eingeſperret bleiben zu müſſen glaubte. Alle Morgen kam eine meiner Peinigerinnen, mit den Worten zu mir: Gehorchen Sie Ihrer Superiorin, und Sie werden hier herauskommen. — Ich habe nichts Unrechtes begangen; ich weiß nicht was man von mir verlangt. Ach Schweſter Sainte-Clement, es giebt einen Gott! . . .

Am dritten Tage, um neun Uhr Abends, ward die Thüre, durch die nämlichen Nonnen, die mich hineingebracht hatten, geöfnet. Nachdem ſie ſich im Lobe der Güte unſerer Superiorin ergoſſen, verkündeten ſie mir, daß ſie mir Gnade wiederfahren lieſſe, und daß man mich in Freyheit ſetzen würde. — Es iſt zu ſpät, ſagte ich ihnen. Laſſen Sie mich hier; ich will hier ſterben. Unterdeſſen hatten ſie mich aufgehoben, und ſchleppten mich fort. Man führte mich wieder in meine Zelle, wo

ich die Superiorin fand. Ich habe Gott über Ihr Schickſal befragt; er hat mein Herz gerührt; er will, daß ich Mitleid mit Ihnen haben ſoll; und ich gehorche ihm. Knien Sie nieder, und bitten Sie ihn um Vergebung. Ich kniete nieder und ſagte: Mein Gott, ich bitte Dich um Vergebung aller der Fehler, die ich begangen, wie Du am Kreuze ſie für mich erbateſt. — Welch ein Stolz! riefen ſie aus; ſie vergleicht ſich mit Jeſu Chriſto, und uns mit den Juden, die ihn gekreuzigt haben. — Betrachten Sie nicht mich, ſagte ich zu ihnen, ſondern betrachten Sie ſich, und urtheilen! — Das iſt nicht genug, ſagte die Superiorin zu mir. Schwören Sie mir bey dem heiligen Gehorſam, daß Sie niemals von Demjenigen, was vorgefallen iſt, Etwas ſagen werden. — Was Sie gethan haben, iſt alſo ſehr böſe geweſen, weil Sie einen Eid von mir fodern, daß ich Stillſchweigen darüber beobachten ſoll? Nun, es ſoll niemals Jemand etwas davon zu erfahren bekommen,

als Ihr Geriſſen; ich ſchwöre es Ihnen. — Sie ſchwören es? — Ja, ich ſchwöre es Ihnen. . . . — Als dieß vorbey war, zogen ſie mir die Kleider wieder aus, die ſie mir gegeben hatten, und ließen mich die meinigen wieder anziehn.

Ich hatte mir durch die Feuchtigkeit eine Erkältung zugezogen; und befand mich eben in meinen critiſchen Umſtänden. Mein ganzer Leib war blutrünſtig. Seit mehreren Tagen hatte ich nichts anders als einige Tropfen Waſſers und etwas Brodt zu mir genommen. Aber durch die unglaubliche Wirkung heftiger Erſchütterungen, die es zeigt, mit welcher Kraft die Natur bey jungen Perſonen wirkt, war ich in kurzer Zeit wieder hergeſtellt und fand, als ich zum Vorſchein kam, die ganze Nonnengemeinde überzeugt, ich wäre nur krank geweſen. Ich fing die Uebungen des Hauſes aufs neue an, und nahm meinen Platz in der Kirche ein. Mein Papier und die junge Schweſter, der ich es zugeſteckt, hatte ich nicht

vergessen; ich war sicher, daß sie von diesem Anvertrauten keinen Mißbrauch gemacht, aber es doch wohl nicht ohne Unruhe aufbewahrt hatte. Einige Tage nach meiner Erlösung aus dem Gefängnisse, als ich mich im Chore befand, in dem nämlichen Augenblicke, wo ich es ihr gegeben, das heißt, in dem, wo wir uns auf die Knie warfen, und, die Einen gegen die Andern gekehrt, in unsern Kirchenstühlen verschwanden, fühle ich mich sanft am Kleide gezogen, ich strecke die Hand aus, und man giebt mir ein Zettelchen, mit weiter nichts als den Worten: „Welche Unruhe haben Sie mir gemacht! Und was soll ich mit Ihrem grausamen Papiere anfangen!“ . . . Da ich diesen Zettel gelesen, rollte ich ihn in meinen Händen zusammen, und verschluckte ihn. Alles dieß geschah Anfangs der Fasten. Die Zeit rückte heran, wo die Neugierde Musik zu hören, die ganze gute und schlechte Gesellschaft von Paris nach Longchamp lockt. Ich hatte eine sehr schöne Stimme, obwohl etwas von

ihr verlohren war. In den geiſtlichen Häuſern iſt man auf die kleinſten Vortheile begierig, man ſchonte meiner alſo ein wenig. Ich genoß etwas mehr Freyheit; die Schweſtern, die ich im Singen unterrichtete, durften ſich mir nähern, ohne daß es Umſtände gab; die, der ich meine Schrift übergeben hatte, war Eine davon. In den Erhohlungsſtunden, welche wir im Garten zubrachten, nahm ich ſie beyſeite, ließ ſie ſingen, und während ſie ſang, ſagte ich ihr Folgendes: Sie kennen viel Leute; ich kenne Niemand. Ich wollte nicht, daß Sie ſich irgend einer Gefahr ausſetzten; lieber möchte ich hier ſterben, als Ihnen den geringſten Verdacht zuziehn, daß Sie mir einen Dienſt geleiſtet hätten. Meine Freundin; ich weiß es, Sie würden verlohren ſeyn. Es würde mir nichts helfen; und wenn Ihr Unglück mich auch retten könnte . . . keine Erlöſung wünſchte ich um den Preis! — Das iſt gleichviel, antwortete ſie, aber worauf kömmt es an? — Darauf, dieſes Bedenken an ih-

gend einen geſchickten Advocaten zu bringen, ohne daß er wüßte, aus welchem Hauſe es käme; und eine Antwort von ihm zu erhalten, die Sie mir in der Kirche, oder ſonſt wo, zuſtellen könnten. — Daß ich gelegentlich frage, ſagte ſie mir, was haben Sie mit meinem Zettelchen gemacht? — Seyn Sie ruhig, ich habe ihn niedergeſchluckt. — So ſeyn Sie auch ſelbſt nur ruhig; ich will über Ihre Sache nachdenken. . . . Merken Sie hiebey, mein Herr, daß ich ſang, während ſie redte, und daß ſie ſang, während ich ihr antwortete; ſo daß unſere ganze Unterredung durch Geſangſtückchen unterbrochen war.

Auch zögerte ſie nicht Wort zu halten, und mich auf unſere gewöhnliche Weiſe davon zu benachrichtigen. Die Charwoche kam; der Zulauf zu unſern Tenebern (tenebres) war zahlreich. Ich ſang gut genug, das Geräuſch jenes ärgerlichen Beyfallgeklatſches zu erregen, das man Ihren Schauſpielern auf den Bühnen zollt, und das nie in den Tempeln des

Herrn, besonders aber nicht während der feyerlichen und trauervollen Tage gehört werden müßte, wo man das Gedächtniß seines, zu Versöhnung der Sünden des menschlichen Geschlechts an das Kreuz geheften, Sohnes feyert. Meine jungen Lehrlinginnen waren wohl vorbereitet; einige von ihnen hatten Stimme, fast alle Ausdruck und Geschmack; es kam mir vor, als habe die Versammlung sie mit Vergnügen gehört, und auch die Nonnengemeinde schien mir mit dem Erfolge meiner Bemühungen zufrieden zu seyn.

Sie wissen, mein Herr, man bringt am grünen Donnerstage das heilige Sacrament aus seinen Tabernakel in eine besondre Ruhestelle (reposoir), wo es bis zum Charfreytage Morgen bleibt. Dieser Zwischenraum wird durch die aufeinanderfolgenden Anbetungen der Nonnen ausgefüllt, die sich, eine nach der andern, oder zwey und zwey, vor die Ruhestelle hindegeben. Auf einer Tafel wird jeder die Stunde, wo sie anbeten soll, bezeichnet; und

ich war sehr vergnügt auf ihr zu lesen: Die Schwester Sainte-Susanne, und die Schwester Sainte-Ursule, von zwey bis drey Uhr Morgens. Ich begab mich zur bestimmten Stunde an die Ruhestelle, meine Gefährtin war da. Wir stellten uns, eine neben der andern, auf die Stufen des Altars, wir warfen uns zugleich nieder, wir beteten eine halbe Stunde lang zu Gott. Am Ende dieser Zeit, reichte meine junge Freundin mir die Hand; drückte sie mir, und sagte: Wir werden vielleicht niemals die Gelegenheit wieder haben, uns so lange und so frey zu unterhalten. Gott kennt den Zwang in dem wir leben, und wird uns verzeihen, wenn wir eine Zeit theilen, die wir ihm ganz schuldig sind. Ich habe Ihre Schrift nicht gelesen, aber es ist leicht zu errathen, was sie enthält; ich werde unverzüglich die Antwort darauf bekommen. Aber, wenn diese Antwort Sie berechtigt, gegen Ihre Gelübde einzukommen, sehen Sie nicht, daß Sie Zusammenkünfte mit Gesetzkundigen über

die Sache werden haben müſſen? — Es iſt wahr. — Und daß, wenn Sie gehörig verfahren wollen, Sie die jetzige Stimmung der Gemüther nützen müſſen, ſich welche zu verſchaffen? — Ich habe wohl daran gedacht. — Sie werden es alſo thun? — Ich will zuſehen. — Noch etwas: wenn Ihre Sache eingeleitet wird, ſo werden Sie hier der ganzen Wuth der Schweſterſchaft ausgeſetzt ſeyn: haben Sie die Verfolgungen auch vorausgeſehn, die Ihrer warten? — Sie werden nicht größer ſeyn können, als diejenigen, die ich ſchon erduldet. — Das weiß ich nicht. — Um Vergebung! Erſt wird man mir doch meine Freyheit laſſen müſſen? — Und warum Das? — Weil ich alsdann gewiſſermaaßen zwiſchen dem Kloſter und der Welt mitten inne ſtehn werde. Ich werde freyen Mund zu reden haben; Erlaubniß, mich zu beklagen; ich werde Sie ſämmtlich zu Zeugen anrufen; man wird ſich keine Verfolgungen ermächtigen dürfen, über die ich mich beſchweren könnte; wird

ſeine Sache nicht ſo ſchlimm machen wollen. Ich wünſchte nichts mehr, als daß man mir übel begegnete; aber man wird es nicht thun. Seyn Sie verſichert man beobachtet gewiß ein ganz entgegengeſetztes Verfahren. Man wird mit Bitten in mich dringen, mir den Schaden vorſtellen, den ich mir ſelber und dem Hauſe zufügte. Seyn Sie nur ruhig; man wird nicht eher zu Drohungen ſchreiten, als bis man ſieht, daß Sanftmuth und Verführung nichts verſchlagen. Wege der Gewalt wird man gewiß nicht verſuchen. — Aber es iſt unglaublich, wie Sie ſo viel Abneigung vor einem Stande haben, deſſen Pflichten Sie ſo leicht und mit ſo ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit erfüllen? — Ich fühle dieſe Abneigung; ich brachte ſie mit auf die Welt, und ſie wird mich nie verlaſſen. Ich würde am Ende doch eine ſchlechte Nonne ſeyn; dem Augenblicke muß ich zuvorkommen. — Aber wenn es unglücklicher Weiſe Ihnen nicht gelänge? — Wenn es mir nicht gelänge, ſo würde ich fodern, in ein an-

dres Haus gebracht zu werden. — Und geſetzt, Sie erhielten auch dieß nicht? — So würde ich ſterben. — Ach, meine Freundin, Ihr Schritt macht mich zittern. Angſt und bange iſt mir daß Sie Ihrer Gelübde nie, nie entbunden werden. Und angenommen, es geſchähe; was wird aus Ihnen werden? Was wollen Sie in der Welt anfangen? Sie haben Schönheit, Geiſt, Gaben; aber man ſagt, Alles Das führe zu nichts, falls man tugendhaft iſt; und ich weiß, die Tugend werden Sie nicht fahren laſſen. — Wenn Sie das ſagen, ſo laſſen Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren, aber nicht der Tugend. Sie allein iſts, auf die ich rechne. Je ſeltner man ſie unter den Menſchen findet, deſto mehr Anſehn muß ſie unter ihnen haben. — Man lobt ſie, aber man thut nichts für ſie. — Sie iſts indeß doch, die mich aufmuntert, und mich in meinem Vornehmen erhält. Was ſich auch für Einwendungen gegen meinen Schritt machen laßen, meine Sitten wird man wenigſtens in

Ehren halten. Man wird nicht, wie von den mehrſten Uebrigen geſchieht, ſagen, ich wolle wegen einer zügelloſen Leidenſchaft mich meinem Stande entreiſſen; denn ich ſehe Niemanden, ich kenne keinen Menſchen. Ich verlange frey zu ſeyn, weil die Aufopferung meiner Freyheit nicht freywillig geſchehen iſt. Haben Sie meine Schrift geleſen? — Nein. Ich habe das Päckchen, was Sie mir gegeben, eröffnet, weil es ohne Aufſchrift war, und ich denken mußte, es ſey an mich; die erſten Zeilen aber haben mich eines Andern belehrt, und ich bin nicht weiter fortgefahren. Ein guter Geiſt hat Ihnen eingegeben, mir es zuzuſtellen; einen Augenblick ſpäter wäre es bey Ihnen gefunden worden! . . . aber die Stunde die unſer Hierſtehn endigt rückt heran, laſſen Sie uns niederfallen, damit Die, die nach uns kommen, uns in der gehörigen Lage finden. Bitten Sie Gott um Erleuchtung und Leitung; ich will meine Gebete und Seufzer mit den Ihrigen vereinigen. — Meine Seele war ein

wenig erleichtert. Meine Gefährtin betete zur Rechten; ich warf mich nieder, meine Stirn an die unterſten Stufen des Altars gelegt, und meine Arme über die obern gebreitet. Ich erinnere mich nie getroſter und inbrünſtiger zu Gott geredet zu haben. Das Herz klopfte mir heftig; einen Augenblick lang vergaß ich Alles, was mich umgab. Ich weiß nicht wie lange ich in dieſer Lage blieb, oder wie lange ich noch darin geblieben wäre; aber ich mußte wohl, wie ich glaube, einen ſehr rührenden Anblick für meine Gefährtin, und für die beiden Nonnen abgeben, die uns ablöſten. Als ich mich wieder erhob, deuchte ich mir allein zu ſeyn; ich täuſchte mich, ſie hatten ſich alle Drey hinter mir geſtellt, ſtanden und zerſchmolzen in Thränen. Sie hatten mich nicht unterbrechen dürfen; ſie warteten, bis ich von ſelbſt aus dem Zuſtande der Entzückung und des Seelenergußes auftauchte, in dem ſie mich ſahen. Als ich mich wieder nach ihrer Seite hinkehrte, mußte in meinem Ge-

ſichte gewiß etwas ſehr Ehrwürdiges ſeyn, falls ich, davon nach der Wirkung urtheilen darf, die es auf ſie hervorbrachte. Denn ſie ſagten mir, ich hätte unſrer alten Superiorin, in Augenblicken wo ſie uns tröſtete, ähnlich geſehn, und mein Geſicht in ihnen ein gleiches frohlockendes Zittern erregt. Wäre einiger Hang zur Heucheley oder Schwärmerey in mir geweſen, und hätte ich eine Rolle im Hauſe ſpielen wollen, ſo zweifle ich nicht, es würde mir gelungen ſeyn. Meine Seele entflammt ſich leicht, erhöht ſich, wird gerührt, und dieſe gute Superiorinn hat mir hundertmal unter Umarmungen geſagt: Niemand würde Gott, wie ich, geliebt haben; ich hätte ein fleiſchernes, und die Andern ein ſteinernes Herz. Eitcher iſts, ich nahm äußerſt leicht an ihren Entzückungen Theil; und nicht ſelten begegnete es mir, daß in den Gebeten, die ſie laut herſagte, ich das Wort ergriff, den Faden ihrer Gedanken verfolgte, und, gleichſam wie durch Eingebung, einen Theil Desjenigen fand, was ſie

ſelber geſagt haben würde. Die andern hörten ſtillſchweigend zu, oder folgten ihr; ich unterbrach ſie, eilte ihr voraus, oder redete mit ihr. Ich behielt den Eindruck, den ich gefaßt hatte, lange feſt, und wahrſcheinlich mußte davon Etwas auf ſie zurückſtrahlen: denn man merkte auszeichnend an den Andern, daß jene mit ihr umgegangen waren; an ihr hingegen, daß ſie mit mir umgegangen ſey. Aber, was will das Alles ſagen, wenn einmal der Beruf nicht da iſt? . . . Als die Stunde unſrer Andacht um war, überlieſſen meine junge Gefährtin und ich unſere Stellen denen, die auf uns folgten. Wir umarmten uns zärtlich, und trennten uns.

Die Scene vor der Ruheſtelle machte im Hauſe Aufſehen. Rechnen Sie dazu noch den Beyfall, den die Tenebern am Charfreytage erhielten: ich ſang, ich ſpielte die Orgel, ich ward beklatſcht. O was in Nonnenklöſtern doch für Thorheit wohne! Weiter bedurfte es für mich Nichts, mit der ganzen Geneſſin-

nenſchaft ausgeſöhnt zu ſeyn. Man war jetzt zuvorkommend gegen mich, und die Superiorin zu allererſt. Verſchiedene Perſonen aus der großen Welt ſuchten mich kennen zu lernen, und Dieß ſtimmte allzugut mit meinen Wünſchen überein, um es abzulehnen. Ich ſah den Erſten Präſidenten, die Prinzeſſin Soubiſe, und noch eine Menge ſehr artiger Leute; Mönche, Prieſter, Officiere, obrigkeitliche Perſonen, fromme Weiber, Weiber aus der groſſen Welt, und unter dieſen auch junge windige Herrn, aus der Claſſe die man die Rothabſätze (talons rouges) nennt, und denen ich bald den Laufpaß gab. Von Bekanntſchaften hielt ich mich nur an die, gegen die keine Einwendung ſtatt finden konnte; den Reſt überließ ich den übrigen Nonnen, die nicht ſo ſchwierig waren.

Ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß als erſtes Zeichen des Wohlwollens, was man gegen mich blicken ließ, man mich wieder in meine Zelle einſetzte. Ich hatte den Muth, das

kleine Gemälde unſerer alten Superiorin zurück zu fodern, jene aber nicht den, mir es abzuſchlagen; es hat ſeinen Platz wieder auf meinem Herzen eingenommen, und ſoll ihn da behalten, ſo lang ich lebe. Jeden Morgen iſt meine erſte Bewegung, daß ich meine Seele zu Gott erhebe; dann küſſe ich mein Gemählde. Will ich beten, und meine Seele iſt kalt, ſo binde ich es von meinem Halſe los, und lege es vor mir hin; es blickt mich an, und begeiſtert mich. Wie Schade, daß wir die heiligen Perſonen nicht gekannt haben, deren Bildniſſe unſrer Verehrung aufgeſtellt werden; ſie würden uns zu ihren Füßen, oder vor ſich, nicht ſo kalt laſſen, wie wir gewöhnlich bleiben!

Ich erhielt Antwort auf meine Schrift. Sie rührte von einem Herrn Manouri her, und war weder günſtig, noch ungünſtig. Ehe man über dieſe Materie eine Entſcheidung von ſich gäbe, ward eine große Anzahl Aufklärungen verlangt, denen es ſchwer war ein Genüge zu leiſten, ohne daß man ſich ſahe. Ich

nannte mich alſo, und lud Herrn Manouri ein, ſich nach Longchamp zu begeben. Dieſe Herren verlaſſen ihr Haus nicht leicht; unterdeſſen kam er. Wir unterhielten uns ſehr lange; wir redeten einen Briefwechſel ab, durch welchen ſicher ſeine Fragen an mich gelangen, und meine Antworten darauf ihm zukommen konnten. Ich meinerſeits verwendete alle Zeit, die er mir ließ, Herzen mir geneigt zu machen, ſie zur Theilnahme an mein Schickſal zu bewegen, mir Schutz zu erwerben. Ich nannte mich, ich beſchrieb, wie ich mich in den erſten Nonnenkloſter in dem ich mich aufgehalten, genommen, was ich im väterlichen Hauſe erlitten; was Alles man mich im Kloſter ausſtehn laſſen; meinen Einſpruch in Sainte-Marie; meinen Aufenthalt zu Longchamp; die Geſchichte meiner Einkleidung; meiner Gelübdeablegung; die Grauſamkeit, mit der ich behandelt worden, ſeit ich völlig in den Nonnenſtand getreten war. Man bedauerte mich; man bot mir Hülfe an; ich erbat mir den gegen mich be-

zeigten guten Willen, für die Zeit, wo ich seiner nöthig haben könnte; ohne daß ich mich weiter über die Sache aueließ. Es wurde von ihr im Kloster Nichts ruchbar. Schon besaß ich aus Rom die Erlaubniß, gegen meine Gelübde einzukommen, die gerichtliche Verhandlung sollte unmittelbar angehn; als man noch darüber in tiefster Sicherheit war. Sie mögen sich also selber vorstellen, wie groß das Erstaunen meiner Superiorin seyn mußte, als man ihr im Nahmen der Schwester Marie Susanne Simonin, einen Einspruch gegen ihre Gelübde, mit dem Begehren einhändigte, das Gewand des heiligen Standes verlassen und aus dem Kloster gehen zu dürfen, um über sich zu verfügen, wie es ihr wohlgefallen würde.

Ich hatte wohl vorhergesehen, ich würde auf verschiedne Arten Widerstandes treffen; auf Schwierigkeiten abseiten des Gesetzes, auf Hinderniss, die aus dem Kloster selbst, oder von meinen beunruhigten Schwägern und Schwestern herstammen würden; denn an diese

war alles Familiengut gefallen, und ich hätte beträchtliche Ansprüche auf Zurückgabe an sie machen können. Ich schrieb daher an sie; bat sie meinem Heraustreten aus dem Kloster keine Steine in den Weg zu legen; berief mich auf ihr Gewissen, in Absicht der wenigen Freyheit, die ich bey Ablegung meiner Gelübde gehabt; erbot mich endlich gegen sie, durch einen authentischen Act, von allen meinen Ansprüchen auf mein väterliches und mütterliches Erbtheil abzustehen. Nichts ward gespart sie zu überzeugen, daß mein Schritt kein Schritt des Eigennutzes oder der Leidenschaft sey. Gleichwohl verblendete ich mich über ihre Gesinnungen nicht. Dieser Act, den ich ihnen vorschlug, aufgesetzt weil ich noch im Nonnenstande mich befand, ward seiner Natur nach ungültig, und es blieb für sie zu ungewiß, ob ich ihn bestätigen würde, wenn ich zu meiner Freyheit gelangt wäre. Und dann, konnte es ihnen sogar gelegen seyn, meine Vorschläge anzunehmen? Sollten sie eine Schwester ohne

Zufluchtsort und Auskommen laſſen? Sollten ſie im Genuße ihrer Güter bleiben? Was würde man in der Welt davon ſagen? Wenn ſie kömmt und Brodt von uns fodert, werden wir es ihr abſchlagen können? Wenns ihr einfallen ſollte, ſich zu verheirathen, wer kennt die Art von Mann, den ſie nehmen wird? Und wenn ſie Kinder bekäme? Nein, der Verſuch muß mit aller unſerer Kraft hintertrieben werden! . . . Das wars, was ſie zu ſich ſagten, und thaten.

Kaum hatte die Superiorin mein gerichtlich ihr zugekommenes Geſuch erhalten, als ſie in meine Zelle rannte. Wie? Schweſter Sainte-Suſanne, ſagte ſie zu mir, Sie wollen uns verlaſſen? — Ja, Madame. — Und wollen wider Ihre Gelübde einkommen? — Ja, Madame. — Haben Sie ſolche denn nicht freywillig abgelegt? — Nein Madame. — Wer hat Sie aber dazu gezwungen? — Alles. — Ihr Herr Vater? — Allerdings. — Ihre Frau Mutter? — Ja. — Und

warum haben Sie ſich nicht, als Sie am Al-
tare waren, dagegen geſetzt? — Weil ich ſo
wenig bey mir ſelbſt war, daß ich mich nicht
einmal erinnere, davor geweſen zu ſeyn. —
Können Sie Das ſagen? — Ich ſage es,
weil es wahr iſt. — Wie? Sie hätten nicht
gehört, daß der Prieſter Sie gefragt: Schwe-
ſter Sainte-Suſanne Simonin geloben Sie
Gott, Gehorſam, Keuſchheit und Armuth? —
Davon iſt mir nichts im Gedächtniß. — Und
Sie bilden ſich ein, daß Menſchen Ihnen
Das glauben werden? — Das mögen ſie
thun oder nicht, die Sache wird darum nicht
weniger wahr ſeyn. — Liebes Kind, wenn
ſolche Vorwände gehört würden, denken Sie
doch, was daraus für Mißbräuche entſpringen
müßten! Sie haben einen unüberlegten Schritt
gethan; Sie haben ſich durch eine Empfindung
von Rache hinreiſſen laſſen. Die Züchtigun-
gen, zu denen Sie mich gezwungen haben, lie-
gen Ihnen auf den Herzen; Sie haben ge-
glaubt durch ſie hinlänglich berechtigt zu ſeyn,

Ihre Gelübde auflösen zu lassen. Darin aber irren Sie sich! Das lassen weder Gott noch Menschen zu! Bedenken Sie, daß Meineid das größte aller Verbrechen ist; Sie haben schon Meineid in Ihrem Herzen begangen, und wollen ihn vollenden. — Ich werde nicht meineidig seyn, denn ich habe Nichts beschworen. — Wenn auch dieß oder jenes Unrecht gegen Sie vorgefallen wäre, ist es nicht wieder gut gemacht? — Das Unrecht hat mich nicht bestimmt. — Was denn? — Der Mangel an Beruf; der Mangel an Freyheit bey Ablegung meiner Gelübde. — Wenn Sie nicht berufen waren, wenn Sie Zwang erlitten, warum sagten Sie Das nicht, als es Zeit war? — Wozu konnte mir das helfen? — Warum bewiesen Sie nicht dieselbe Festigkeit, die Sie zu Sainte-Marie zeigten? — Hängt es von uns ab, ob wir fest seyn wollen? Ich war das erstemal fest, das zweitemal einfältig. — Warum liessen Sie nicht einen Gesetzkundigen kommen? Sie hatten vier und zwan-

zig Stunden Zeit Ihren Nichtwillen geltend zu machen. — Kannte ich dieſe Förmlichkeiten? Wenn ich ſie gekannt hätte, war es mir erlaubt mich ihrer zu bedienen? Und wäre es mir erlaubt worden, beſaß ich die Kräfte dazu? Wie, Madame, ſind Sie nicht ſelber meiner Geiſtesentfremdung gewahr geworden? Wenn ich Sie aufrufe zu zeugen, werden Sie ſchwören, ich ſey geſund an Geiſt geweſen? — Wohl werde ich ſchwören! — Alsdann, Madame, werden Sie meineidig ſeyn, nicht ich! — Mein Kind, Sie ſind im Begriff unnützes Aufſehen zu machen. Gehen Sie in ſich; ich beſchwöre Sie darum, um Ihres eigenen Beſten, um des Vortheils dieſes Hauſes willen. Solche Arten Dinge werden nicht verhandelt, ohne daß ärgerliche Unterſuchungen dabey vorfallen. — Das wird nicht meine Schuld ſeyn. — Die Leute in der Welt ſind boshaft; man wird manches muthmaßen, was Ihrem Verſtande, Ihrem Herzen, Ihren Sitten, höchſt nachtheilig ſeyn wird; man wird glauben....

— Was man will! — Aber, reden Sie offen gegen mich. Haben Sie irgend ein geheimes Mißvergnügen, ſo läßt ſich das abändern, es ſey auch was es wolle. — Ich war, ich bin, ich werde, mein ganzes Lebelang, mit meinem Stande mißvergnügt ſeyn. — Sollte wohl der Geiſt der Verführung, der Sie ohne Unterlaß umlagert, und Sie ins Verderben zu ſtürzen ſucht, ſich der allzugroßen Freyheit, die Ihnen ſeit kurzen gelaſſen worden iſt, bedient haben, um Ihnen irgend eine ſündige Neigung einzuflößen? — Nein, Madame. Sie wiſſen ich thue höchſt ungern einen Schwur; aber ich rufe Gott zum Zeugen, daß mein Herz unſchuldig iſt, daß ich niemals irgend eine ſchimpfliche Neigung gehabt habe. — Das iſt unbegreiflich. — Gleichwohl, Madame, iſt nichts leichter zu begreifen. Jedermann hat ſeinen Character, und ich habe den meinigen. Sie lieben das Kloſterleben, ich haſſe es; Sie haben von Gott die Gnade Ihres Standes empfangen, mir man-

gelt

geit ſie gänzlich. Sie würden ſich in der Welt für verlohren halten, und verſichern ſich hier Ihre Seeligkeit; ich hoffe in der Welt ſeelig zu werden, bin aber und werde immer eine ſchlechte Nonne bleiben. — Warum denn Das? Keine erfüllt ihre Pflichten beſſer als Sie. — Aber ungern, und mit Widerwillen. — Deſto größer iſt Ihr Verdienſt. — Niemand kann beſſer wiſſen, als ich, wie groß oder klein mein Verdienſt iſt, und ich bin genöthigt zu bekennen, daß, mitten indem ich mich Allem unterwerfe, ich dennoch nichts verdiene. Ich bin müde eine Heuchlerin zu ſeyn. Bey Ausübung deſſen, wodurch andere ſeelig werden, verabſcheue ich mich, und gehe verlohren. Mit Einem Worte, Madame, ich erkenne keine wahre Nonnen, als ſolche, die durch ihren Geſchmack an der Weltentfernung ſich hier feſthalten laſſen, und die hier bleiben würden, hielten auch weder Gitter noch Mauern ſie zurück. Es fehlt ſehr viel daran daß ich zu deren Anzahl gehören ſollte: mein Leib iſt hier,

mein Herz aber iſt es nicht; und wenn ich zwiſchen dem Tode, und der ewigen Einſperrung in der ich lebe, zu wählen hätte, ich würde keinen Augenblick anſtehen, lieber zu ſterben. Das ſind meine Geſinnungen. — Wie? Sie könnten ohne Gewiſſensvorwürfe dieſen Schleyer, dieſe Kleider verlaſſen, in denen Sie Jeſu Chriſto geheiligt worden ſind? — Ja, Madame, weil ich ſie unüberlegt und unfreywillig genommen habe. . . . Ich mäßigte den Ausdruck meiner Geſinnungen; denn was ich ſagte war nicht was mein Herz mir eingab; es flüſterte mir vielmehr zu: O! warum iſt doch der Augenblick nicht ſchon da, wo ich ſie zerreiſſen und weit von mir ſchleudern dürfte! . . . Unterdeß ſchlugen doch meine Antworten die Superiorin nieder. Sie wurde blaß, ſie wollte noch reden, allein ihre Lippen zitterten, und ſie wußte nicht, was ſie weiter ſagen ſollte. Ich ging mit groſſen Schritten in meiner Zelle auf und ab, indeß ſie ausrief: O, mein Gott, was werden unſre Schweſtern

ſagen! O Jeſus, wirf einen Blick des Mitleids auf ſie! Schweſter Sainte-Suſanne! — Madame! — Es iſt alſo eine angemachte Sache? Sie wollen uns entehren? uns zum öffentlichen Märchen machen, und es ſelbſt werden? ſich ins Verderben ſtürzen? — Ich will fort von hier. — Aber wenn nur das Haus es iſt, was Ihnen mißfällt. ... — Es iſt das Haus, es iſt mein Stand, es iſt das Nonnenweſen! Ich will weder hier noch anderwärts eingeſperrt ſeyn. — Mein Kind, Sie ſind vom Teufel beſeſſen; er iſt es, der in Ihnen ſeinen Unfug treibt, der aus Ihnen redet, der Sie außer ſich bringt. Das iſt die Wahrheit! Sehen Sie doch den Zuſtand, in dem Sie ſind! — Wirklich warf ich die Augen auf mich, und ſah, daß mein Kleid in Unordnung war, daß mein Bruſtſchleyer ſich um meine Schultern verſchoben hatte, und herab gefallen war. Ich war der Reden dieſer boshaften Superiorin, und ihres häßlich falſchen, gegen mich nur angenommenen Tones

müde; ich ſagte daher zu ihr, mit Erbitterung: Nein, Madame, nein; ich will dieß Kleid nicht mehr; ich will es nicht mehr! . . . Unterdeß ſuchte ich doch meinen Schleyer wieder in Ordnung zu bringen, aber meine Hände zitterten, und je mehr ich mich bemühte, ihn zurecht zu legen, deſto mehr kam er in Unordnung. Ungeduldig ergriff ich ihn mit Heftigkeit, riß ihn weg, warf ihn auf die Erde, und blieb vor meiner Superiorin, mit der Binde um die Stirn, und mit fliegenden Haaren ſtehn. Sie, ungewiß ob ſie bleiben ſollte, ging hin und her, und ſagte: O Jeſus, ſie iſt beſeſſen! . . . und indem kreuzigte ſich die Heuchlerin mit dem Kreuze ihres Roſenkranzes. Bald kam ich wieder zu mir. Ich fühlte die Unziemlichkeit meines Zuſtandes, und die Unvorſichtigkeit meiner Reden; ich machte, ſo gut ich konnte, wieder Alles an mir zurecht, raffte meinen Schleyer auf, wendete mich gegen ſie, und ſagte: Madame, ich bin weder wahnſinnig noch beſeſſen. Ich ſchäme mich

meiner Heftigkeit, und bitte Sie dafür um Verzeihung. Schließen Sie aber daraus, wie wenig ſich der Stand einer Nonne für mich ſchickt, und wie gerecht es ſey, daß ich alles aufbiete, mich herauszuziehen. . . . — Sie, ohne auf mich zu hören, wiederholte: Was wird die Welt ſagen! was werden unſere Schweſtern ſagen! — Madame, fiel ich ein, wollen Sie Aufſehen vermeiden, ſo giebt es ein Mittel. Ich geize nicht nach meiner Ausſtattung; ich verlange nichts als Freyheit. Ich will Ihnen nicht anſinnen, die Thore für mich aufſperren zu laſſen, aber laſſen Sie ſolche nur einmal, es ſey heute, morgen, oder übermorgen, ſchlecht bewachen, und werden Sie meiner Entweichung ſo ſpät gewahr, als möglich. — Elende! was unterſtehen Sie ſich mir vorzuſchlagen? — Ich gebe Ihnen einen Rath, den jede gute und verſtändige Superiorin in Abſicht auf Die befolgen ſollte, denen ihr Kloſter ein Gefängniß iſt; und für mich iſt es ein tauſendmal gräulicheres, als der Auf-

enthalt der Uebelthäter. Ich muß heraus, oder ich ſterbe! Madame, ſagte ich zu ihr; einen ernſten Ton und feſten Blick annehmend, hören Sie mich! Wenn die Geſetze, an die ich mich gewendet habe, meine Erwartung hintergehn; wenn mich Regungen einer Verzweiflung treiben, die ich nur allzugut kenne,... Sie haben einen Brunnen; . . . es giebt Fenſter im Hauſe . . . überall hat man Mauern vor ſich . . . man hat ein Kleid, das man in Stücken ſchneiden, Hände, deren man ſich bedienen kann. . . . — Still, Elende, Sie machen mich zittern . . . Wie? Sie könnten. . . . — Ich könnte, wenn mir Alles gebräche, wodurch man plötzlich die Leiden des Lebens endigt, die Nahrung von mir weiſen; es ſteht Einem frey, ob man eſſen oder trinken will, oder nicht. . . . Geſchähe dann am Ende, was ich Ihnen ſage; hätte ich den Muth dazu, und Sie wiſſen, es fehlt mir nicht daran, (es gehört manchmal ein größerer dazu leben zu bleiben als zu ſterben,) ſagen Sie mir

... verſehen Sie ſich vor Gottes Gericht: wer von uns beyden, Sie oder ich, würde ſtrafbarer vor ihm erſcheinen? Madame, ich fodere nichts, und werde nie etwas vom Hauſe wiederfodern. Erſparen Sie mir eine Frevelthat; erſparen Sie ſich lange Gewiſſensbiſſe; laſſen Sie uns Verabredungen ... — Schweſter Suſanne, bedenken Sie, ſollte ich die erſte meiner Pflichten verletzen, dem Verbrechen die Hände bieten, an der Entweihung des Heiligthums Theil nehmen? — Der wahren Entweihung, Madame, mache ich mich alle Tage ſchuldig, indem ich durch Verachtung die heiligen Kleider herabwürdige, die ich trage. Nehmen Sie ſie mir; ich bin ihrer unwürdig. Laſſen Sie mich in jenem Dorfe Lumpen anlegen, gleich der ärmſten Bäuerinn; aber dieſes Gefängniß öffne ſich vor mir! — Wo wollen Sie denn hin, es beſſer als hier zu haben? — Ich weiß nicht, wo ich hingehn werde; aber man iſt nirgends übel, als da, wo Gott nicht will, daß man ſeyn

ſoll; und Gott will nicht, daß ich hier ſeyn ſoll! — Sie beſitzen Nichts. — Die Dürftigkeit iſt nicht, was ich am meiſten fürchte. — So fürchten Sie denn die Unordnungen, zu denen ſie hinreißt. — Die Vergangenheit bürgt mir für die Zukunft. Hätte ich dem Verbrechen Gehör geben wollen, ich wäre frey. Aber falls ich auf eine geziemende Weiſe aus dieſem Hauſe herauskommen ſoll, ſo muß es mit Ihrer Genehmigung oder durch das Anſehen der Geſetze geſchehen. Sie können wählen!

Dieſe Unterredung war lang. Indem ich ſie mir zurückrief, erröthete ich über die unvorſichtigen und lächerlichen Dinge, die ich gethan und geſagt hatte; aber es war zu ſpät. Die Superiorin war noch bey ihren Ausrufungen: Was wird die Welt ſagen! was werden unſere Schweſtern ſagen! als die Glocke, die zu den Horen rief, uns trennte. Sie ſagte, mich verlaſſend, zu mir: Schweſter Sainte Suſanne, Sie gehen in die Kirche; flehen Sie

Gott an, daß er Sie rühre, und Ihnen den Geiſt Ihres Standes wiedergebe; befragen Sie Ihr Gewiſſen, und glauben Sie Dem, was es Ihnen ſagen wird; es iſt unmöglich daß es Ihnen nicht Vorwürfe machen ſollte. Sie brauchen heute nicht mit zu ſingen.

Wir gingen beynahe zugleich herunter. Der Gottesdienſt lief zu Ende. Am Beſchluſſe, da beynah alle Schweſtern im Begriffe waren, auseinander zu gehen, ſchlug die Superiorin auf ihr Breviar, und hieß ſie bleiben. Meine Schweſtern, ſagte ſie zu ihnen, ich lade Sie ein, die Barmherzigkeit Gottes über eine Nonne anzuflehen, die Er verlaſſen, die den Geſchmack und den Geiſt unſrer Gelübde verlohren hat, und die im Begriffe ſteht, eine in Gottes Augen läſterliche, und vor den Menſchen ſchimpfliche Handlung zu begehn.

Ich bin nicht im Stande, Ihnen die allgemeine Verwunderung zu beſchreiben. Schnell wie man einen Blick um ſich wirft, hatte jede, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, das Ge-

ſicht ihrer Gefährtinnen durchlaufen, um die Schuldige an ihrer Verlegenheit auszukundſchaften. Alle warfen ſich nieder, und beteten ſchweigend. Nach einer ziemlich beträchtlichen Pauſe ſtimmte die Priorin mit leiſer Stimme das Veni Creator an, und alle ſetzten mit leiſer Stimme das Veni Creator fort. Nach einer zweiten Stille ſchlug jene auf ihr Pult, und begab ſich weg.

Sie mögen ſich das Gemurmel denken, das in der Gemeinde entſtand. Wer iſt es? Wer iſt es nicht? Was hat ſie gethan? Was will ſie thun? . . . Dieſe Muthmaßungen dauerten nicht lange. Mein Geſuch fing ſchon an in der Welt Aufſehen zu machen; ich bekam Beſuche ohne Ende; Einige überhäuften mich mit Vorwürfe; Andere verſorgten mich mit Rath; von einigen ward mein Vornehmen gebilligt, von Andern getadelt. Es ſtand mir nur Ein Mittel frey, mich vor Allen zu rechtfertigen; nämlich das Betragen meiner Eltern gegen mich an den Tag zu brin-

gen, und Sie begreifen, was für Schonungen ich bey dieſem Punkte anzuwenden hatte. Es waren nur Einige mir wahrhaftig zugethane Perſonen, und Herr Manouri, der Beſorger meiner Angelegenheit, denen ich mich vollkommen eröffnen konnte. Wenn ich Schrecken vor den Qualen empfand, die mich bedrohten, ſo ſtellte ſich das Gefängniß, in das ich Einmal geſchleppt worden, meiner Einbildungskraft in ſeinem ganzen Grauſen dar. Ich kannte die Wuth der Nonnen. Ich theilte meine Angſt Herrn Manouri mit, und er ſagte zu mir: Es läßt ſich unmöglich jede Art der Leiden von Ihnen abwenden; Sie haben Sich deſſen verſehen müſſen; Sie müſſen ſich mit Geduld rüſten, und mit der Hoffnung aufrichten, daß ſie ein Ende nehmen werden. Was das Gefängniß betrift, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie nicht wieder hineinkommen ſollen; laſſen Sie Das meine Sache ſeyn. . . . Wirklich brachte er auch, nach Verlauf einiger Tage, einen Befehl an die Superiorin mit, mich je-

desmal und so oft mich stellen zu lassen, als sie darum angefodert werden würde.

Den andern Tag, nach geendigtem Gottesdienste, ward ich abermals dem öffentlichem Gebete der Gemeinde empfohlen. Man betete in aller Stille, und sang mit leiser Stimme den nämlichen Kirchengesang, wie den Tag vorher. Dieselbige Cäremonie wieder den dritten Tag, nur mit dem Unterschiede, daß man mir befahl, ich sollte mich in die Mitte des Chors stellen, und daß die Gebete für die Sterbenden, und die Litaneyen der Heiligen, mit dem Endfalle: ora pro ea hergesagt wurden. Am vierten Tage fiel ein Possenspiel vor, in dem sich ganz der seltsame Character der Superiorin zeichnete. Am Ende des Gottesdienstes ließ man mich in einen Sarg, mitten im Chor, mich niederlegen, stellte Kerzenleuchter, nebst einem Weihwasserkessel, mir zur Seite hin, bedeckte mich mit einem Schweißtuche, und las die Todtenmesse über mich. Hernach mußte im Herausgehen jede Nonne

mich mit Weihwaſſer beſprengen, und die Worte dabey ſagen: Requiescat in pace! Wer die Sprache der Klöſter verſteht, weiß, was für eine Art von Drohung in dieſen Worten enthalten war. Zwey Nonnen hoben das Schweißtuch auf, löſchten die Kerzen aus, und ließen mich, bis auf die Haut mit dem Waſſer benetzt, liegen. Sie hatten nämlich die Bosheit gehabt mich zu begießen. Meine Kleider trockneten an mir; ich hatte keine Wäſche sie zu wechſeln. Dieſe demüthigende Kränkung ward noch von einer andern begleitet. Die Gemeinde wurde verſammelt. Man ſah mich als eine Verworfene an, mein Schritt ward als ein Abfall behandelt, und man verbot, unter Strafe des Ungehorſams, allen Nonnen, mit mir zu reden, mir Hülfleiſtung zu reichen, ſich mir zu nahen, ſogar die Sachen zu berühren die mir gedient hatten. Dieſe Befehle wurden der Strenge nach ausgerichtet. Unſere Gänge ſind eng; zwey Perſonen haben an einigen Stellen Mühe geraden Ganges einander vor-

bey zu kommen. Traf es ſich einmal daß ich darin ging, und daß eine Nonne mir entgegen kam, ſo kehrte ſie entweder um, oder drängte ſich an die Wand, indem ſie ihren Schleyer und ihr Kleid zuſammen nahm, aus Furcht, es möchte ſich gegen das meinige reiben. Hatte man Etwas von mir zu empfangen, ſo mußte ich es an die Erde legen, und man wickelte ſich eine Leinwand um die Hand es aufzunehmen. Hatte man mir Etwas zu geben, ſo warf man es mir hin. War Einer das Unglück begegnet mich zu berühren, ſo glaubte ſie ſich verunreinigt, ging hin um zu beichten, und ſich bey der Superiorin die Abſolution darüber geben zu laſſen. Man ſagt wohl, Schmeicheley ſey an ſich ſchon niedrig und verächtlich, aber ſie iſt auch zugleich höchſt grauſam und dabey ſehr erfinderiſch, wenn ſie ſich vernimmt, durch Kränkungen Anderer zu gefallen. Man ſetzte mich von allen meinen Verrichtungen ab. In der Kirche ließ man eine Stelle auf jede Sei-

te derjenigen, die ich einnahm, ledig. Im Refectorium mußte ich allein an einem Tiſche für mich eſſen. Ich war genöthigt, in die Küche hinunter zu gehn, meine Portion zu fodern; gleich das erſtemal rief mir die Schweſter Köchin entgegen: Nicht herein!.... Ich gehorchte. — Was wollen Sie? — Zu eſſen haben? — Zu eſſen haben? Sie ſind nicht werth zu leben!... — Zuweilen kehrte ich wieder um, und ließ den Tag, ohne Nahrung zu mir zu nehmen, verſtreichen. Zuweilen verlangte ich welche, und man ſetzte mir auf die Schwelle Gerichte nieder, die man ſich geſchämt haben müßte, dem Viehe vorzuwerfen; weinend nahm ich ſie, und ging meiner Wege. Traf ſichs zuweilen, daß ich an der Thüre des Chors die Zuletztanlangende war, ſo fand ich ſie verſchloſſen; dann legte ich mich auf den Knien draußen nieder, und wartete das Ende des Gottesdienſtes ab; gings mir eben ſo in dem Garten, ſo kehrte ich in meine Zelle zurück. Unterdeß wurden meine Kräf-

te, durch die wenige Nahrung, durch die ſchlechte Beſchaffenheit derjenigen, die ich zu mir nahm, und noch mehr durch die Anſtrengung geſchwächt, die ich anwandte, ſo viel wiederholte Beweiſe von Unmenſchlichkeit zu ertragen; ich fühlte, daß wenn ich fortführe zu leiden, ohne mich zu beſchweren, ich nie das Ende meines Proceſſes erleben würde. Ich entſchloß mich alſo mit der Superiorin zu reden; obzwar halb todt vor Schrecken, ging ich und klopfte an ihre Thür. Sie machte auf; wie ſie mich gewahr ward, trat ſie plötzlich einige Schritte zurück, und ſagte zu mir: Abtrünnige! weg von hier! Ich entfernte mich. — Noch weiter! .... Ich entfernte mich noch weiter. — Was wollen Sie? — Weil ich denn doch weder durch Gott noch durch Menſchen zum Tode verdammt worden bin, ſo will ich, Madame, daß Sie befehlen, daß man mich leben laſſe. — Leben? ſagte ſie zu mir, eben wie die Schweſter Köchin, verdienen Sie das? — Das weiß nur Gott;

Gott; aber ich melde Ihnen: daß, wenn man mir die Nahrung versagt, ich meine Klage darüber bey Denen anbringen werde, die mich in ihren Schutz genommen haben. Ich bin hier nur in Gewahrsam, bis mein Schicksal und mein Zustand entschieden seyn wird. — Gehn Sie, sagte sie; verunreinigen Sie mich nicht durch Ihre Blicke; ich will dafür sorgen. — Ich ging, und sie schlug mit Heftigkeit ihre Thüre hinter mir zu. Die Befehle wurden wahrscheinlich ertheilt, ich aber deshalb um nichts besser bedient, die Andern machten sich ein Verdienst daraus, der Superiorin zu ungehorchen; sie warfen mir die gröbsten Speisen vor, und noch verdarben sie auch diese, durch Asche, und alle mögliche Art von Unflath.

Das ist das Leben, das ich geführt habe, so lange mein Proceß dauerte. Das Sprachzimmer war mir nicht gänzlich untersagt; man konnte mir die Freyheit nicht nehmen, Verabredungen mit meinen Richtern und

Auwalde zu pflegen; indeß ward dieser doch verschiedene Male genöthiget, Drohungen anzuwenden, um mich zu sehn. Alsdann begleitete eine Schwester mich hin, beschwerte sich aber, wenn ich leise redete, ward ungeduldig wenn ich zu lange da blieb, unterbrach mich, strafte mich Lügen, widersprach mir, wiederholte gegen die Superiorin meine Reden, verdrehte sie, vergiftete sie, log mir sogar welche an, die nicht aus meinem Munde gekommen waren; was weiß ich Alles? Zuletzt ging man so weit, daß man mich ausplünderte, mir meine Stühle, meine Bettdecke, meine Matratzen wegnahm; mir keine reine Wäsche gab. Meine Kleider rissen auf; ich war fast ohne Schuhe und Strümpfe. Kaum konnte ich Wasser erhalten; verschiedene Male bin ich genöthiget gewesen, selber welches aus dem Brunnen zu hohlen aus dem Brunnen, von dem ich geredet habe; man zerbrach mir meine Gefäße; alsdann war ich gezwungen das geschöpfte Wasser sogleich auszu-

trinken, ohne welches mit mir hinauf nehmen zu können. Ging ich etwa unter einem Fenſter vorbey, ſo mußte ich ſogleich mich davon machen, oder ich konnte mich gewärtigen, die Unreinigkeiten aus den Zellen über mich ausgegoſſen zu bekommen. Einige Schweſtern haben mir ins Geſicht geſpien. Ich klebte gleichſam von ſcheußlichem Schmutze. Da man die Beſchwerden fürchtete, die ich vor meinen Beichtvätern anbringen könnte, ſo ward mir das Beichten unterſagt. An einem groſſen Feſte, ich glaube, es war der Himmelfahrtstag, brachte man mein Schloß in Unordnung; ich konnte nicht in die Meſſe, und vielleicht würde ich den ganzen übrigen Gottesdienſt verſäumt haben, hätte nicht eben Herr Mansuri einen Beſuch abgeſtattet; zu dem man anfänglich ſagte, man wiſſe nicht, was aus mir geworden ſey, man ſähe mich nicht mehr, und ich wohnte keiner chriſtlichen Uebung mehr bey. Indeß quälte ich mich doch ſo lange, bis ich mein Schloß ſprengte,

und begab mich an die Thüre des Chores, die ich zugemacht fand; wie es immer der Fall war, wenn ich nicht gleich mit den Erſten ankam. Ich lag auf der Erde, den Kopf und den Rücken gegen eine der Wände geſtemmt, die Hände über die Bruſt gekreuzt, und ſo, daß mein übriger Leib den Gang verſperrte. Als der Gottesdienſt zu Ende war, und die Nonnen heraus wollten, blieb die, die zuvorderſt ging, ganz kurz ſtehen; die Uebrigen drängten hinzu; die Superiorin merkte die Sachen, und ſagte: Tretet nur auf ſie; es iſt nichts als ein Leichnam .... Einige gehorchten und ſtampften mich unter die Füße, andre waren zwar weniger unmenſchlich, keine aber reichte mir den Arm, mir aufzuhelfen. Während meiner Abweſenheit entwendete man aus meiner Zelle meinen Bettſchemel, das Gemählde unſerer Stifterin, die übrigen Heiligenbilder, das Crucifix; und es blieb mir kein anderes übrig, als das, was ich an meinem Roſenkranze trug, den man mir auch nicht lange

ließ. Ich lebte alſo zwiſchen meinen vier Mauern, in einem Zimmer ohne Thür, ohne Stuhl; ich mußte entweder ſtehen, oder auf meinem Strohſacke liegen. Wenn ich Nachts gezwungen war, hinaus zu gehen, meine Nothdurft zu verrichten, ward ich den andern Tag beſchuldigt, daß ich die Ruhe des Hauſes ſtörte, daß ich nachtwandelte und wahnſinnig würde. Weil meine Zelle nicht mehr ſchloß, kam man des Nachts mit Geräuſch herein, ſchrie, zerrte an meinem Bette, ſchlug meine Fenſterſcheiben entzwey, jagte mir Schrecken ein. Bald kam der Lärm von unten herauf, bald ſtieg er von oben herunter; und diejenigen, die nicht mit in der Verſchwörung waren, ſagten: in meinem Zimmer gingen ſeltſame Dinge vor, ſie hätten Trauerſtimmen, Geſchrey, Kettengeklirre darin gehört, ich pflöge Umgang mit Geſpenſtern und böſen Geiſtern, ich müßte einen Bund mit ihnen gemacht haben, und man würde unverzüglich genöthigt ſeyn, den Gang zu verlaſſen. Es giebt in den

Nonnengeſellſchaften Schwachköpfige; dieſe machen ſogar die größere Anzahl darin aus, und ſolche glaubten wirklich, was man ihnen von mir ſagte. Sie unterſtanden ſich nicht vor meiner Thüre vorüber zu gehen; ſie ſahen mich in ihrer verſtörten Einbildungskraft unter einer ſcheußlichen Geſtalt, machten das Zeichen des Kreuzes, wenn ſie mir begegneten, und entflohen mit dem Ausrufe: Weg von mir, Satan! Gott! ſteh' uns bey!.... Eine der Jüngſten ſtand einmal im hinterſten Ende des Ganges; als ich auf ſie zuging, und ſie keinen Weg ſah mir auszuweichen, ward ſie vom gräßlichſten Schrecken ergriffen. Anfangs kehrte ſie ſich mit dem Geſichte gegen die Wand, und murmelte mit bebender Stimme: Mein Gott! mein Gott! Jeſus! Maria!.... Als ich indeß dichte auf ſie zuging, und ſie mich nahe bei ſich fühlte, bedeckte ſie ſich, aus Furcht mich zu ſehen, das Geſicht mit den Händen, that einen Sprung mir zur Seite hin, ſtürzte mit Heftigkeit in meine Arme, und: Barm-

herzigkeit! rief ſie aus, ich bin verlohren! Schweſter Suſanne, thun Sie mir nichts böſes; haben Sie Mitleid mit mir! und unter dieſen Worten ſank ſie halb todt auf den Boden hin. Man kam auf ihr Geſchrey herbey, man trug ſie weg, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie dieſe Begebenheit ausgebildet wurde. Man machte die ſträflichſte Geſchichte daraus, ſagte der Teufel der Unreinigkeit hätte ſich meiner bemächtigt, dichtete mir Abſichten, Handlungen an, die ich nicht nennen darf, ſchrieb ſeltſamen Begierden meinerſeits die Unordnung bey, in welche die junge Nonne gerathen war. Ich bin denn doch wahrhaftig kein Mann, und weiß nicht, was man ſich Schlimmes erdenken kann, das zwiſchen Einem Frauenzimmer und einem andern vorgehen, und noch weniger was von einem Frauenzimmer allein begangen werden könnte? Da indeß mein Bette ohne Vorhänge war, und man zu jeder Stunde in meine Zelle herein kam; ... was ſoll ich Ihnen ſagen, mein

Herr? ... Es müſſen denn doch, bey aller ihrer äußern Zucht, bey aller Anſtändigkeit ihrer Blicke, bey aller Keuſchheit ihres Ausdrucks, dieſe Weiber ein ſehr verdorbenes Herz haben; wenigſtens wiſſen ſie, daß man allein entehrende Handlungen begehen kann, eine Sache, von der ich nichts weiß, und daher auch niemals recht verſtanden habe, weſſen ſie mich eigentlich anklagen wollten. Sie drückten ſich in ſo dunklen Ausdrücken darüber aus, daß ich nie im Stande war, ihnen eine Antwort darauf zu geben. Ich würde unendlich weitläuftig ſeyn müſſen, wenn ich Ihnen alle und jede dieſer Verfolgungen herrechnen wollte. Ach, mein Herr! falls Sie Kinder beſitzen, ſo lernen Sie aus meinem Beyſpiele, was für ein Loos ſie ihnen zubereiten, wenn Sie ſolche, ohne die äußern Kennzeichen des ſtärkſten und entſchiedenſten Berufs, in ein Kloſter zwingen. Wie ungerecht iſt man nicht in der Welt! Iſt es erlaubt, ein Kind über ſeine Freyheit in einem Alter ſchalten zu laſſen, in

dem man ihm nicht anvertraut, einen Thaler Geldes anzulegen? Lieber tödten Sie Ihre Tochter, als daß Sie solche in ein geistliches Haus, wider ihren Willen, einkerkern lassen, lieber tödten Sie sie! Wie oft habe ich nicht gewünscht, von meiner Mutter in der Geburt erstickt worden zu seyn! Sie wäre viel, viel weniger grausam gegen mich gewesen. Sollten Sie wohl glauben, daß man mir sogar mein Brevier nahm, und mir verbot, zu Gott zu beten? Ach, und es war doch mein einziger Trost! Auch hob ich meine Hände gen Himmel, stieß Geschrey aus, und wagte zu hoffen, daß es von dem einzigen Wesen gehört werden würde, welches Zeuge meines ganzen Elendes war. Aber man horchte an meiner Thür, und eines Tages, als ich mich in dem gepreßten Jammer meines Herzens an Gott wendete, und ihn um Hülfe rief, ward mir gesagt: Du flehst umsonst zu Gott, es giebt keinen Gott mehr für Dich; stirb in Verzweiflung, und sey verdammt!....

Andere fügten hinzu: Amen über die Abtrünnige! Amen über ſie!

Aber hier ein Zug, der Ihnen noch ſeltſamer, als irgend ein anderer, vorkommen wird. Ich weiß nicht, ob es aus Bosheit, oder aus wirklicher ſich täuſchender Einfalt geſchah: indeß die Sache iſt die, daß die Nonnen, ob ich gleich nichts that, was einen irren Verſtand, geſchweige denn eine vom hölliſchen Geiſte beſeſſene Seele angezeigt hätte, dennoch mit einander zu Rathe gingen, ob man mich nicht exorciſiren müſſe; und, daß nach Mehrheit der Stimmen, beſchloſſen ward: ich hätte meiner Chriſtmeßweyhe und Taufe entſagt, der Teufel wohne in mir, und entferne mich vom Gottesdienſte. Eine Andre fügte hinzu: ich knirſchte bey gewiſſen Gebeten mit den Zähnen, zitterte in der Kirche, und ränge bey Erhebung des heiligen Sacraments, die Hände. Eine andre: ich träte den Herrn Chriſtus mit Füßen, ich trüge meinen Roſenkranz nicht mehr, (den man mir geſtohlen hatte), ich ſtieße Lä-

sterungen aus, die ich Ihnen zu wiederholen mich nicht unterstehe. Alle behaupteten: es ginge etwas Widernatürliches in mir vor, und man müßte den Großvicar davon benachrichtigen; welches auch geschah.

Dieser Großvicar war ein gewisser Herr Hebert, ein Mann von Jahren und Erfahrung; rauh, aber gerecht, aber aufgeklärt. Man erzählte ihm, was für Unordnungen im Hause vorfielen; und sicher ists, daß sie groß genug waren, obgleich warlich nicht durch meine Schuld, die ich als ihre Urheberinn und Ursache angeklagt ward. Sie können sich leicht vorstellen, daß in der an den Vicar abgelassenen Schrift, meine nächtlichen Wanderungen, meine Abwesenheiten vom Chore, das Getümmel womit es in meinem Zimmer umginge, daß die Eine gesehen, das eine Andre gehört haben wollte, meine Abneigung vor heiligen Dingen, meine Lästerungen, die schmutzigen Handlungen, die man mir andichtete, nicht vergessen wurden. Aus der Geschichte

mit der jungen Nonne machte man, was man wollte. Die Beſchuldigungen waren ſo ſtark, und ſo vielerley, daß bey aller ſeiner geſunden Vernunft, Herr Hebert doch nicht umhin konnte, zum Theil darauf zu hören, und zu glauben, daß viel Wahres daran ſeyn könnte.

Die Sache kam ihm wichtig genug vor, ſich ſelbſt davon unterrichten zu wollen; er ließ alſo ſeinen Beſuch ankündigen, und kam wirklich von zween jungen Geiſtlichen begleitet, die man ihm zugeſellt hatte, und die ihm ſeine mühſamen Amtsverrichtungen erleichtern halfen.

Einige Tage vorher, Nachts, hörte ich, daß man leiſe in meine Kammer kam. Ich ſagte Nichts, ich erwartete, daß man mich anreden ſollte. Man rief darauf mit leiſer und zitternder Stimme: Schweſter Sainte-Suſanne, ſchlafen Sie? — Nein, ich ſchlafe nicht. Was giebts? — Ich bins. — Was für ein Ich? — Ihre Freundin, die halbtodt

vor Furcht iſt, und die ſich der Gefahr aus-ſetzt, ſich unglücklich zu machen, um Ihnen einen Rath zu geben, der vielleicht unnütz iſt. Hören Sie! Morgen, oder, es kann ſeyn, übermorgen, werden wir einen Beſuch vom Großvicair haben. Sie werden angeklagt werden; machen Sie ſich bereit ſich zu verant-worten. Leben Sie wohl, faſſen Sie Muth; und der Herr ſey bey Ihnen! ... Dieß ge-ſagt, entfernte ſie ſich, leicht wie ein Schatten. Sie ſehen, es giebt überall, ſelbſt in den Non-nenklöſtern, einige mitleidige Seelen, die nichts verhärtet.

Unterdeß ward mein Proceß mit Wärme betrieben; eine Menge Perſonen alles Stan-des, alles Geſchlechts, von mancherley Lebens-arten, Leute, die ich nicht kannte, intereſſirten ſich für mein Schickſal, und legten Vorbitte für mich ein. Sie, mein Herr, waren unter dieſen; und vielleicht iſt Ihnen die Geſchichte meines Proceſſes beſſer bekannt als mir. Denn am Ende kannte ich mit Herrn Manouri nicht

mehr Zuſammenkunft pflegen. Man ſagte ihm: ich wäre krank. Er ſtellte ſichs wohl vor, daß man ihn hinterginge; er zitterte, daß man mich in den Kerker geworfen haben möchte. Er meldete ſich im erzbiſchöflichen Pallaſte; und man würdigte ihn keines Gehörs. Man hatte darin ausgeſtreut, ich ſey wahnſinnig, oder vielleicht noch etwas ärgers. Er wandte ſich wieder an die Richter, und beſtand auf der Ausführung des der Superiorin eingehändigten Befehls, mich lebendig oder todt zu ſtellen, wenn ſie darum angefodert werden würde. Die weltlichen Richter ſchoben es wieder auf die geiſtlichen zurück. Dieſe fühlten die Folgen, welche der Umſtand haben könnte, wenn man ihnen nicht zuvorkäme; und dieß wars vermuthlich, was den Beſuch des Großvicars beſchleunigte. Denn dieſe Herren haben der ewigen Kloſterzänkereien ſo ſatt, daß ſie ſich eben nicht ſehr gern damit abgeben mögen; ſie wiſſen aus Erfahrung, daß ihrem Anſehen immer ausgewichen wird,

und daß es unangenehme Stöße dabey erleidet.

Ich benutzte die mir von meiner Freundin gewordnen Nachricht dadurch, daß ich Gott um Beystand anrief, meine Seele in Faßung setzte, und mich zu meiner Vertheidigung anschickte. Ich bat den Himmel: er möchte mir nur das einzige Glück gewähren, ohne Partheilichkeit angehört zu werden. Ich erhielt es; aber Sie werden vernehmen, um welchen Preis Foderte es mein Vortheil, daß ich vor den Augen meines Richters unschuldig und bey Verstande erschiene, so lag meiner Superiorin nicht weniger daran, daß man mich als boshaft, vom Teufel besessen, strafbar und aberwitzig sähe. Auch verdoppelte man, während ich meine Inbrunst und Gebete verdoppelte, seine Bosheit. Man reichte mir nicht mehr Speise, als nöthig war zu verhindern, daß ich nicht Hungers stürbe; man mergelte mich mit Casteyungen ab; man vervielfältigte um mich herum Schrecken aller Art; man nahm mir

gänzlich die Nachtruhe. Alles was die Gesundheit herabbringen und den Geist verwirrt machen kann, setzte man ins Werk. Es war eine Abfolgung von Grausamkeit, von der Sie keine Vorstellung haben. Schließen Sie auf das Uebrige, von folgendem Zuge. Eines Tages, als ich aus meiner Zelle hervor kam, um in die Kirche oder anders wohin zu gehen, sah ich eine Feuerzange auf dem Boden queer im Gange liegen. Ich bückte mich sie aufzuheben, um sie so zu stellen, daß diejenige, die sie abhanden kommen lassen, sie leicht wieder finden möchte. Das Licht hinderte mich zu sehen, daß sie beynahe roth glühend war; ich faßte sie, und indem ich sie fallen ließ, blieb die Haut meiner Hand daran hängen. Man stellte des Nachts, an Orten, wo ich vorbey mußte, mir Anstöße, von der Höhe meiner Knie oder meines Kopfes, in den Weg. Hundert mal habe ich mir Schaden zugefügt. Ich weiß nicht wie es manchmal zugegangen ist, daß ich nicht ums Leben dabey gekommen bin. Ich hatte kein

Licht

Licht mir zu leuchten, und war genöthigt immer zitternd, und die Hände vor mir voraus, gestreckt, zu gehen. Man streute zerbrochnes Glas unter meinen Schritten aus. Ich hatte mir sehr vorgenommen, dieß Alles zu sagen, und hielt mir auch so ziemlich Wort. Ich traf die Thüre des Abtritts verschlossen, und war genöthigt verschiedene Stockwerke herunter zu steigen, und ganz hinten in den Garten zu laufen, wenn ich die Thüre davon offen fand. Fand ich sie nicht offen. . . . Ach! mein Herr, was für boshafte Geschöpfe sind doch eingesperrte Weiber, die es wissen, daß sie dem Hasse ihrer Superiorin fröhnen, und die Gott einen Dienst zu leisten glauben, wenn sie jemanden zur Verzweiflung bringen können. Es war Zeit, daß der Archidiaconus ankam; es war Zeit, daß mein Proceß endigte.

Dieß ist der schrecklichste Augenblick meines Lebens. Denn, mein Herr, wohl zu merken, ich wußte durchaus nicht, unter welchen Farben man mich in den Augen dieses Geistlichen ab-

gemahlt hatte, und er kam mit der Neugierde ein beſeſſenes, oder ſich beſeſſen ſtellendes Mädchen zu ſehn. Man glaubte, nur ein ſtarker Schreck könne bewirken, daß ich in dieſem Zuſtande vor ihm erſchiene; und nahm ſich folgendermaßen damit, es bey mir zu erregen.

Am Tage ſeines Beſuchs trat, gleich früh Morgens, die Superiorin in meine Zelle, durch drey Schweſtern begleitet, deren Erſte einen Weihwaſſerkeſſel, die andre ein Crucifix, und die dritte Stricke trug. Die Superiorin ſagte zu mir, mit ſtarker und drohender Stimme: Stehn Sie auf! — Ich ſtand auf. — Knien Sie nieder, und empfehlen Sie ſich Gott! — Madame, ſagte ich zu ihr, ehe ich Ihnen gehorche, darf ich Sie fragen, was aus mir werden ſoll? was Sie über mich beſchloſſen haben? und was ich von Gott erflehen muß? Ein kalter Schweiß verbreitete ſich über meinen Leib, ich zitterte, ich fühlte meine Knie unter mir wanken, ich ſah mit Schrecken ihre drey unglücklichen Gefährtinnen an. Sie

ſtanden in Eine Reihe geſtellt, mit finſterm Geſicht, verbiſſenen Lippen, und verſchloſſenen Augen. Mein Entſetzen hatte mich jedes Wort der Frage, die ich gethan, einzeln hervorſtammeln laſſen. Ich glaubte, aus dem Stillſchweigen das man beobachtete, ich wäre nicht gehört worden. Ich wiederholte die letzten Worte dieſer Frage, denn ich hatte nicht die Kraft ſie ganz von vorne anzufangen, und ſagte alſo mit ſchwacher erlöſchender Stimme: Um welche Gnade muß ich Gott anflehen? Man antwortete mir: Bitten Sie ihn um Vergebung der Sünden Ihres ganzen Lebens. Reden Sie zu ihm, als ob der Augenblick für Sie vorhanden wäre, wo Sie vor ihm erſcheinen ſollen. — Bey dieſen Worten glaubte ich, ſie hätten beſchloſſen, mich aus der Welt zu ſchaffen. Ich hatte wohl eher gehört, daß Das zuweilen in gewiſſen Mönchsklöſtern geſchähe; daß ſie Gericht hielten, zum Tode verdammten, und die Todesſtrafe wirklich vollzögen. Zwar glaubte ich nicht, man habe jemals dieſe

unmenſchliche Gerichtsbarkeit in irgend einem weiblichen Kloſter ſich angemaßt; aber ſo manche andre Grauſamkeit war vorgefallen, die ich mir nicht träumen hatte laſſen können, und die doch verübt war. Bey dieſer Vorſtellung meines nahen Todes, wollte ich ſchreyen; allein mein Mund öffnete ſich, und kein Laut kam hervor. Ich ging auf die Superiorin zu, die Hände flehend ausgeſtreckt, mein in Ohnmacht fallender Leib ſank ſeitwärts zurück. Ich ſtürzte hin; allein dieſer Sturz war nicht hart. In dem Augenblick des Außerſichſeyns, wo uns die Kraft verläßt, erſchlaffen die Glieder unvermerkt an uns, ſinken, ſo zu ſagen, eines in das andere hinein, und, da die Natur ſich nicht erhalten kann, ſo ſucht ſie wenigſtens auf eine weiche Art in Ohnmacht zu fallen. Ich verlohr Bewuſtſeyn und Empfindung, hörte nur um mich verworrene entfernte Stimmen ſchwirren; es ſey nun, daß wirklich geſprochen ward, oder daß mir bloß die Ohren klangen, ich unterſchied nichts als dieſes Klingen, welches

dauerte. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem Zuſtande blieb; allein ich wurde daraus durch eine plötzliche Kühle hervorgezogen, die mir eine leichte Zuckung verurſachte, und einen tiefen Seufzer entriß. Ich war durch und durch von Waſſer naß; es lief von meinen Kleidern auf den Boden; man hatte mir einen vollen Weihwaſſerkeſſel über den Leib gegoſſen. Ich lag ausgeſtreckt auf der Seite in dieſem Waſſer, den Kopf gegen die Wand geſtützt, mit geöfnetem Munde, die Augen halb todt und zugeſchloſſen. Ich ſuchte ſie zu öffnen und um mich zu blicken; es kam mir aber vor, als ſey ich mit einer dicken Luft umgeben, durch die ich nichts als wallende Gewänder gewahr ward, woran ich mich zu halten ſuchte, ohne daß ich ſie erfaſſen konnte. Ich erprobte den von meinen Armen, auf den ich mich nicht ſtützte; ich wollte ihn erheben, fand ihn aber zu ſchwer. Meine äußerſte Schwäche nahm allmählig ab; ich erhob mich, ich ſtützte meinen Rücken gegen die Mauer. Ich hatte

beyde Hände im Waſſer liegen, den Kopf auf die Bruſt geneigt, und ſtieß mühſam-gebrochenes unarticulirtes Klagen aus. Dieſe Weiber ſahen mich mit einem Weſen an, in dem die Nothwendigkeit der Unerbittlichkeit geſchrieben ſtand, und welches mir die Kraft benahm, ſie anzuflehen. Die Superiorin ſagte: Man ſtelle ſie auf die Beine! — Sie faßten mich darauf unter den Arm, und hoben mich auf. Sie ſetzte hinzu: Weil ſie denn Gott nicht anflehen will, deſto ſchlimmer für ſie! Sie wiſſen, was Sie zu thun haben; vollziehen Sie! . . . Ich glaubte, dieſe mitgebrachten Stricke wären beſtimmt, mich zu erdroſſeln; ich ſah ſie an, meine Augen füllten ſich mit Thränen. Ich bat um das Crucifix, es zu küſſen, und man ſchlug mirs ab. Ich bat um die Stricke, ſie zu küſſen, und man hielt ſie mir hin. Ich neigte mich, ich ergriff das Scapulier der Superiorin, und küßte es. Ich ſagte: Mein Gott, erbarme dich meiner! Liebe Schweſtern, laßt mich doch wenigſtens

nicht sehr leiden! . . . und bot meinen Hals dar. Ich kann Ihnen nicht sagen, was aus mir wurde, noch was man mit mir anfing. Es ist ausgemacht, daß Diejenigen, die man zur Todesstrafe hinführt (und ich sah sie mir bevorstehn) todt sind, ehe man sie richtet. Ich fand mich auf dem Strohsacke wieder, der mir statt Bettes diente; die Arme hinter den Rücken zusammengebunden, mit einem großen eisernen Crucifixe auf den Knien sitzend. . . . Mein Herr Marquis, ich sehe, indem ich dieses schreibe, wie weh ich Ihnen thue; aber Sie wollten ja wissen, ob ich das Mitleid verdiene, das ich von Ihnen erwarte.

In diesem Augenblicke empfand ich den Vorzug der christlichen Religion, über alle Religionen der Welt; und welche erhabene Weisheit in dem liegt, was die blinde Philosophie die Thorheit des Kreuzes nennt. Wozu hätte mir in dem Zustande, in dem ich war, das Bild eines glücklichen und mit Ehre gekrönten Gesetzgebers dienen können? Aber ich sah den

Unſchuldigen, mit Dornen bekränzt, die Hände und Füße mit Nägeln durchbohrt, unter Leiden, den Geiſt aufgebend, und ſagte zu mir: Das iſt mein Gott! und ich darf mich beklagen? . . . Ich ſchloß mich feſt an den Gedanken, und fühlte wieder Troſt in meinem Herzen entſtehen. Ich erkannte die Eitelkeit des Lebens, und ſchätzte mich höchſt glücklich, es zu verlieren, ehe mir Zeit geworden, meine Sündenſchuld zu häufen. Unterdeß zählte ich meine Jahre. Ich fand daß ich nicht älter als neunzehn ſey, und ſeufzte. Ich war zu ſehr geſchwächt, zu ſehr niedergeſchlagen, als daß mein Geiſt ſich über die Schrecken des Todes hätte erheben können. Bey vollkommner Geſundheit, glaube ich, hätte ich mich mit mehr Muth dazu zu entſchließen vermocht.

Unterdeß kam die Superiorin mit ihren Scherginnen zurück. Sie fanden mich mehr bey mir ſelbſt, als ſie erwarteten, und zu finden gewünſcht hatten. Sie richteten mich auf meine Füße; man heftete mir meinen

Schleyer über das Geſicht; zwey nahmen mich unter die Arme, eine dritte ſchob mir im Rücken nach, und die Superiorin befahl mir zu gehen. Ich ging, ohne zu wiſſen wohin, glaubte aber es ſey zum Tode. Ich rief aus: Mein Gott, erbarme dich meiner! Mein Gott, unterſtütze mich! Mein Gott, verlaß mich nicht! Mein Gott vergieb mir, wenn ich dich beleidigt habe!

Ich langte in der Kirche an. Der Großvicar hatte die Meſſe darin gefeyert, die Nonnengemeinde war verſammelt. Ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß, als ich mich an der Thüre befand, dieſe drey Nonnen, die mich führten, mich drängten, mich mit Heftigkeit ſtießen, ſich um mich herum zu zerreiſſen ſchienen, mich ſchleppten, die Eine bey den Armen, während die andern mich hinten zurückhielten, als hätte ich Widerſtand geleiſtet, und mich geſperrt in die Kirche zu treten; was aber doch nicht der Fall war. Man führte mich an die Stuffen des Altars. Ich hatte Mühe das Stehen zu

behalten, und man zog mich an den Knien, als weigerte ich mich niederzuknien. Man hielt mich feſt, als hätte ich Luſt zu entfliehen. Das Veni Creator ward geſungen; man gab mir den Segen. In dem Augenblicke des Segens, wo man ſich anbetend verneigt, krümmte Die, die mich bey den Armen gefaßt, mich gewaltſam nieder, mit ihren Händen auf meine Schultern drückend. Ich fühlte dieſe verſchiedenen Bewegungen, und es war mir unmöglich, die Abſicht davon zu errathen; am Ende aber klärte ſich Alles auf.

Nach dem Segen legte der Großvicar ſein Meßgewand ab, und behielt nur noch ſeinen Chorrock und Summarium an. So trat er vorwärts auf die Stuffen des Altares, vor dem ich auf den Knien lag. Er ſtand zwiſchen den beyden Geiſtlichen, dem Altare, auf dem das heilige Sacrament ausgeſtellt war, den Rücken, und gegen mich das Geſicht gekehrt. Er näherte ſich mir, und ſagte zu mir: Schweſter Suſanne, ſtehn Sie auf!... Die Schwe-

ſtern, die mich hielten, riſſen mich mit Rauhigkeit empor, und hatten mich mitten um den Leib gefaßt, gleichſam als fürchteten ſie, ich möchte entwiſchen. Der Vicar ſagte ferner: Man binde ſie los! . . . Es ward ihm nicht gehorcht; man that, als trüge man Bedenken, oder ſähe gar Gefahr dabey, mich frey zu laſſen. Aber ich habe Ihnen geſagt, der Mann war ein wenig barſch; er wiederholte mit feſter und ſtarker Stimme: Man binde ſie los! Es ward gehorcht. Kaum hatte ich die Hände frey, als ich einen ſchmerzhaften kreiſchenden Klageton von mir gab, der ihn erblaſſen machte, und die heuchleriſchen Nonnen um mich herum ſtellten ſich, als ob ſie wie erſchrocken zurückfuhren. Er faßte ſich wieder, die Schweſtern kamen, wie zitternd, zurück, ich blieb unbeweglich, und er ſagte zu mir: Was iſt Ihnen? . . . Ich antwortete ihm nur dadurch, daß ich ihm meine beyden Arme zeigte. Der Strick mit dem man ſie mir zuſammenſchnürte, hatte faſt in mein Fleiſch eingeſchnitten, ſie waren

ganz bläulich-roth von Blut, das gehemmt aus den Aederchen getreten war. Er begriff, meine Klage rühre von dem plötzlichen Schmerze her, den das sich wieder in Umlauf setzende Blut mir verursachte. Er sagte: Man hebe ihren Schleyer auf! . . . Dieser war an verschiedenen Stellen, ohne daß ich es wußte, zusammengenäht. Sie zerrten und rissen mit Heftigkeit daran, was, wenn man den Kniff nicht dabey gebraucht hätte, unnöthig gewesen wäre. Allein es war darauf angelegt, daß der Priester mich als besessen, wahnwitzig, und unsinnig erblicken sollte. Endlich gaben auf das viele Zerren die Fäden einiger Nähte nach, mein Schleyer und Kleid riß an andern Stellen auf, und mein Gesicht ward sichtbar. Ich bin nicht uneben von Gestalt. Der tiefe Schmerz hatte meiner Gesichtsbildung zwar etwas Verstörtes gegeben, indeß nichts von ihrem Character genommen. Der Ton meiner Stimme hat etwas rührendes, das meinem Ausdrucke das Gepräge der Wahrheit giebt. Diese vereinig-

ten Eigenſchaften machten einen ſtarken Eindruck von Mitleid, auf die jungen Acolyten des Archidiaconus. Er ſelber kannte eine ſolche Empfindung nicht. Er war ein gerechter, allein nicht ein Mann von ſtarkem Gefühl; und gehört zu Denen, deren Temperament das Unglück über ſie verhängt, daß ſie, bey Ausübung der Tugend, die Süſſigkeit derſelben nicht empfinden, und ihre Pflicht nur aus einem Geiſte der Ordnung, gleichſam vermöge einer Operation des Verſtandes, erfüllen. Er nahm den Ermel ſeines Chorrocks, legte ihn auf mein Haupt, und ſagte zu mir: Schweſter Suſanne, glauben Sie an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geiſt? — Ich antwortete: Ich glaube daran. — Glauben Sie an unſere heilige Mutter Kirche? — Ich glaube daran. — Entſagen Sie dem Satan und allen ſeinen Werken? — Anſtatt zu antworten, that ich einen plötzlichen Ruck vorwärts, und ſtieß einen lauten Schrey aus, ſo daß die Ecke ſeines Chorrocks von meinem Haupte abglitt. Er

gerieth in Verwirrung, ſeine Gehülfen wurden blaß, von den Schweſtern entflohen einige, und andre, die in ihren Kirchſtühlen waren, verließen ſie im größten Getümmel. Der Archidiaconus winkte, man ſolle ſich wieder zur Ruhe begeben; unterdeſſen heftete er ſeinen Blick auf mich, und erwartete etwas außerordentliches. Ich beruhigte ihn wieder, indem ich ſagte: Mein Herr, es iſt nichts; eine der Nonnen ſtach mich mit etwas Spitzigem ins Fleiſch! und ſetzte Hände und Augen gen Himmel hebend, mit einem Strome von Thränen, hinzu: Man verwundete mich in eben dem Augenblicke, wo Sie mich fragten, ob ich dem Satan und ſeinen Werken entſagte; und ich weiß wohl warum. ... Alle betheuerten hierauf, durch die Stimme der Superiorin, keine Einzige habe mich angerührt. Der Archidiaconus legte mir aufs neue einen untern Zipfel des Oberrocks auf das Haupt. Die Nonnen wollten ſich wieder nähern, allein er winkte ihnen, ſich entfernt zu halten, und fragte abermals: ob ich dem Sa-

tan und ſeinen Werken entſagte? Ich antwortete mit ſtarker Stimme: Ich entſage ihm, ich entſage ihnen! . . . Darauf ließ er ſich ein Crucifix bringen, und bot es mir zu küſſen dar. Ich küßte es an den Füßen, an den Händen, und an der Seitenwunde. Er befahl mir, es laut anzubeten. Ich legte es auf den Boden nieder, kniete hin, und ſagte: „Mein Gott, mein Heiland, der Du am „Kreuze für meine Sünden, und für alle Sün„den des menſchlichen Geſchlechts geſtorben biſt, „ich bete Dich an. Laß mir das Verdienſt der „Pein, die Du ausgeſtanden haſt, zu gut „kommen. Laß einen Tropfen deines vergoſſe„nen Blutes auf mich herabrinnen, damit ich „gereinigt werde. Vergieb mir, mein Gott, „wie ich allen meinen Feinden vergebe". . . . Der Vicar ſagte hierauf zu mir: Sprechen Sie eine Bezeugung (acte) des Glaubens!... und ich ſprach eine. Sprechen Sie eine Bezeugung der Liebe! . . . und ich ſprach eine. Sprechen Sie eine Bezeugung der Hoffnung!

. . . und ich ſprach eine. Sprechen Sie eine Bezeugung der chriſtlichen Liebe! . . . und ich ſprach eine — Ich erinnere mich der Worte nicht mehr, mit denen ich mich dabey ausdrückte, allein ich ſtelle mir vor, daß Inbrunſt darin geweſen ſeyn muß, denn ſie preßte einigen Nonnen ſchluchzende Thränen ab, die beyden jungen Geiſtlichen weinten dabey, und der Archidiaconus fragte mich verwundernd: woher ich die Gebete genommen, die ich eben hergeſagt? Ich antwortete ihm: Aus meines Herzens Grunde. Es ſind meine Gedanken und meine Empfindungen; darüber rufe ich Gott zum Zeugen an, Gott, der uns überall hört, und auf dieſem Altare gegenwärtig iſt! Ich bin eine Chriſtin, ich bin unſchuldig, und wenn ich dieß oder Das Unrecht begangen habe, ſo kennt Gott es allein, und Er allein hat das Recht, mich dafür zur Rechenſchaft zu ziehen, und zu beſtrafen. . . . Bey dieſen Worten warf er einen ſchrecklichen Blick auf die Superiorin.

Der übrige Theil dieſer Cäremonie, bey wel-

welcher man der Majestät Gottes Hohn gesprochen, die heiligsten Dinge entweiht, und den Diener der Kirche zum Besten gehabt hatte, ging zu Ende, und die Nonnen begaben sich weg. Nur die Superiorin, ich, und die jungen Geistlichen blieben zurück. Der Archidiaconus setzte sich, und zog aus der Tasche die Schrift heraus, die ihm wieder mich zugestellt war. Er las sie mit lauter Stimme ab, um mich über die darin enthaltenen Artikel zu befragen. Warum gehen Sie, sagte er zu mir, nicht zur Beichte? — Weil man mich davon abhält. — Warum nahen Sie sich nicht den heiligen Sacramenten? — Weil man mich daran verhindert. — Warum wohnen Sie nicht der Messe, noch dem öffentlichen Gottesdienst bey? — Weil man es mir verwehrt. Die Superiorin wollte das Wort nehmen; er aber sagte mit seinem Tone: Madame, schweigen Sie! . . . Warum wandern Sie des Nachts aus Ihrer Zelle? — Weil man mir Wasser, weil man mir meinen Wassertopf,

weil man mir alles für Naturbedürfniſſe nöthige Geſchirr genommen hat. — Warum wird denn Nachts in Ihrer Schlafkammer und in Ihrer Zelle Geräuſch gehört? — Weil man ſich darauf legt, mir den Schlaf zu rauben. — Abermals wollte die Superiorin reden; allein er hieß ſie zum zweitenmal über: Madame, ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß Sie ſchweigen ſollen. Sie werden antworten, wenn ich Sie frage. . . . Was iſt denn das für eine Nonne, die man Ihnen unter den Händen wegzerriſſen, und die im Gange zu Boden geſtürzt gefunden iſt? — Ihr zu Boden Fallen war eine Folge von dem Grauſen, das man ihr vor mir beygebracht hat. — Iſt dieſe Nonne Ihre Freundin? — Nein, mein Herr. — Sind Sie niemals in ihre Zelle gegangen? — Niemals. — Haben Sie niemals etwas Unanſtändiges gegen ſie, oder gegen eine andre begangen? — Niemals. — Warum hat man Sie denn gebunden? — Ich weiß es nicht. — Warum ſchließt Ihre Zelle

nicht? — Weil ich das Schloß daran zerbrochen habe. — Warum haben Sie es zerbrochen? — Um die Thüre zu öffnen, damit ich am Himmelfahrtstage dem Gottesdienst beywohnen konnte. — Sie haben sich also an dem Tage in der Kirche gezeigt? — Ja, mein Herr. . . . Die Superiorin fiel ein: Mein Herr, es ist nicht wahr; die ganze Gemeine. . . . Wird bezeugen, unterbrach ich sie, daß die Thür des Chors verschlossen war; daß Sie mich an dieser Thüre niedergeworfen gefunden, und daß Sie den Nonnen befohlen haben, über mich wegzugehen, was auch Einige thaten. Aber ich vergebe ihnen, und Ihnen Madame, daß Sie es befohlen. Ich bin nicht gekommen irgend Jemanden anzuklagen, sondern lediglich mich zu vertheidigen. — Warum haben Sie weder Rosenkranz noch Crucifix? — Weil es mir genommen ist. — Wo ist ihr Brevier? — Auch das hat man mir genommen. — Wie beten Sie denn? — Ich bete aus dem Herzen und aus dem Geiste, ob

gen. — Gehen Sie. — Mein Herr, wohin soll ich gehn? — In Ihre Zelle. — Ich that einige Schritte; darauf kehrte ich wieder um, und warf mich der Superiorin und dem Archidiaconus zu Füßen. Nun, sagte er, was giebts? — Ich antwortete ihm, indem ich ihm dabey meinen an verschiedenen Stellen beschädigten Kopf, meine blutrünstigen Füße, meine hagern und blangelben Hände, mein schmutziges und zerrissenes Kleid zeigte: Sehn Sie! . . .

Sie, mein Herr Marquis, — denn ich verstehe Sie, — Sie, und die meisten einsichtsvollen Leser meiner Schrift, werden sagen: „Solche vervielfältigte, mannichfaltige, fortgesetzte Unthaten? Eine Folge so ausgesuchter „Grausamkeiten, von Leuten, die sich der Religion gewidmet haben? Es ist nicht wahrscheinlich"! Ich gebe es zu; sie sind indeß wahr, und möge der Himmel, den ich zum Zeugen anrufe, mich mit aller seiner Strenge richten, und zum ewigen Feuer verdammen,

wenn ich der Verläumdung verſtattet habe, auch nur Eine meiner Zeilen mit ihrem Gifte zu beflecken! Ob ich gleich lange erfahren, welch ein heftiger Sporn für eine verkehrte menſchliche Natur der Haß einer Superiorin iſt, beſonders wenn ſolche Werkzeuge ihrer Grauſamkeit ſich aus den Frevelthaten, die ſie begehn, ein Verdienſt machen, ſich darüber Beyfall zurufen, und derſelben rühmen können, ſo ſoll doch die Empfindlichkeit mich nicht hindern, gerecht zu ſeyn. Jemehr ich darüber nachdenke, deſto mehr überrede ich mich, daß, was mir begegnet iſt, ſich noch nie zugetragen hat, und ſich faſt nie wieder zutragen wird. Einmal, (und wollte Gott, daß es das Einzige und das letztemal ſeyn möchte!) einmal gefiel es der Vorſehung, in der Verborgenheit ihrer Wege, und ihrer undurchdringlichen Rathſchlüſſe, über eine Einzige Elende unter der unendlichen Anzahl von Unglücklichen, die meine Vorgängerinnen in einem Kloſter waren, und meine Nachfolgerinnen darin ſeyn werden, ein

solches volles Maaß grausamer Behandlung zu häufen. Ich habe gelitten; ich habe viel gelitten; allein das Schicksal meiner Verfolgerinnen scheint mir bedauernswerther als das meinige, und hat mir immer so geschienen. Ich möchte, lieber hundertmal! möchte ich sterben, als meine Rolle mit der ihrigen vertauschen. Meine Leiden, das hoffe ich, mein Herr, von Ihrer Güte, werden endigen. Das Andenken aber, die Schande, und die Gewissensbisse über jene Verbrechen bleibt denen, welche sie begingen, bis an ihre letzte Stunde. Schon klagen sie, und werden zeitlebens (zweifeln Sie nicht daran!) sich anklagen, mit Schrecken werden sie in die Grube fahren. Indessen, mein Herr Marquis, ist meine jetzige Lage beweinenswürdig. Das Leben fällt mir zur Last; ich bin ein Weib; ich bin schwachen Geistes, wie alle meines Geschlechts; Gott kann mich verlassen; ich fühle weder die Kraft noch den Muth in mir, noch lange Das zu ertragen, was ich schon ausgehalten habe.

Fürchten Sie, mein Herr Marquis, daß ein unglücklicher Augenblick für mich einmal wiederkehren kann. Vergöſſen Sie dann auch blutige Thränen über mein Schickſal, verzehrten Sie ſich auch in Vorwürfen darüber, ſo würde ich darum nicht aus dem Abgrunde hervortauchen, in dem ich verſunken wäre; er würde ſich auf immer hinter einer Verzweifelten verſchloſſen haben.

Gehen Sie! ſagte der Archidiaconus zu mir. Einer von den Geiſtlichen reichte mir die Hand, mich aufzuheben, und der Archidiaconus ſetzte hinzu: Ich habe Sie gehört, ich werde Ihre Superiorin hören, und nicht von hier weggehen, ehe die Ordnung wiederhergeſtellt iſt. — Ich begab mich weg. Ich fand das übrige Haus in ängſtlicher Beſorgniß; alle Nonnen ſtanden in den Thüren ihrer Zellen; ſie ziſchelten ſich von Einem Ende des Ganges zum Andern zu; ſobald ich erſchien, begaben ſie ſich weg; es erfolgte ein langes Geklapper mit den Thüren, eine nach der andern wan-

heftig zugeschlagen. Ich kehrte in meine Zelle zurück, kniete gegen die Mauer, und flehte zu Gott, daß er die Mäßigung, mit der ich gegen den Archidiaconus gesprochen hatte, mir zu gut kommen, und diesem meine Unschuld und die Wahrheit kund werden lassen möchte.

Indem ich in diesem Gebete begriffen war, kamen der Archidiaconus, seine beyden Gehülfen, und die Superiorin, in meine Zelle. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ohne Tapeten, ohne Stuhl, ohne Betschemel, ohne Vorhänge, ohne Matratzen, ohne Bettdecke, ohne Betttücher, ohne irgend eine Art Geschirr war, daß meine Thüre nicht zugeschlossen werden konnte, und ich fast keine ganze Glaßscheibe in meinen Fenstern hatte. Ich stand auf, und der Archidiaconus, der plötzlich stutzte, und Blicke des Unwillens auf die Superiorin warf, sagte zu ihr: Nun Madame? — Sie antwortete: Ich habe das nicht gewußt. — Sie haben es nicht gewußt? Sie lügen! Haben Sie einen einzigen Tag vorbeygehen lassen, ohne herein zu

kommen, und kamen Sie nicht eben herunter, als Sie vor mir erſchienen? . . . Schweſter Suſanne, reden Sie! Iſt Madame heute nicht hier hereingekommen? — Ich antwortete nicht; er drang nicht weiter in mich; aber die jungen Geiſtlichen lieſſen ihre Arme ſinken, und verriethen durch ihre niedergeſchlagenen Augen, und auf den Boden geheſteten Blicke, ihr Mitleid und ihre Verwunderung. Sie gingen alle hinaus; ich hörte den Archidiaconus im Gehen zu der Superiorin ſagen: Sie ſind Ihres Amtes unwürdig, Sie verdienten abgeſetzt zu werden. Ich werde beym Herrn Ezbiſchofe Klage führen. Dieſer ganzen Unordnung muß abgeholfen ſeyn, ehe ich von hier gegangen bin! . . . Darauf begab er unter ſtetem Kopfſchütteln ſich weg; und ſetzte hinzu: Es iſt erſchrecklich! Chriſtinnen! Nonnen! Menſchliche Geſchöpfe! Es iſt erſchrecklich!

Seit dieſem Augenblicke hörte ich von nichts weiter reden; aber ich bekam Wäſche, andre Kleidungsſtücke, Vorhänge, Betttücher,

Geſchirr, mein Brevier, meine Andachtsbücher, meinen Roſenkranz, mein Crucifix, Fenſterſcheiben; mit einem Worte Alles, was mich mit den übrigen Nonnen wieder auf gleichen Fuß ſetzte. Freyheit ins Sprachzimmer zu kommen ward mir auch eingeräumt; doch nur, wenn die Angelegenheiten meiner Sache es erfoderten.

Sie nahm aber einen üblen Gang. Herrn Manouri's erſte Schrift brachte wenig Eindruck hervor. Sie war zu witzig, nicht rührend genug, und faſt von allen Rechtsgründen entblößt; was ich aber dieſem ſehr geſchickten Anwalde nicht zurechnen darf. Ich hatte durchaus nicht gewollt, daß er den Ruf meiner Eltern angreifen ſollte; ich hatte ihn gebeten den Nonnenſtand und beſonders das Haus, in dem ich war, zu ſchonen; ſo auch meine Schwäger und meine Schweſtern nicht mit zu verhaßten Farben zu mahlen. Für mich redete nichts, als mein erſter Einſpruch; der freylich feyerlich genug, aber in einem andern Kloſter geſchehen, und ſeitdem

nicht wieder erneuert war. Wenn man seiner Vertheidigung so enge Grenzen setzt, und gegen Parteyen zu rechten hat, die ihrem Angriffe keine setzen, die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit mit Füßen treten, die, mit gleicher Unverschämtheit, behaupten und läugnen, was nicht wahr und was wahr ist, und die weder vor falschen Beschuldigungen, noch vor Verdachtausstreuung, noch vor Afterrede, noch vor Verleumdung erröthen, so ist es schwer bey Gerichtsstühlen durchzudringen, wo die Gewohnheit und Langeweile der Geschäfte auch die wichtigsten Sachen nur mit weniger Gewissenhaftigkeit untersucht werden läßt; zumal da das Auge des Politikers Rechtsfälle, wie den meinigen, in einem ungünstigen Lichte betrachtet, weil er fürchtet, daß Ein glücklicher Erfolg, den Eine gegen ihre Gelübde einkommende Nonne fände, eine ganze Menge anderer zu eben dem Schritte bewegen dürfte, und es heimlich fühlt, wie, wenn die Thore dieser Gefängnisse sich für Eine Unglückliche aufthäten, der ganze

Hauſe der Uebrigen nachdrängen, und ſich gleichfalls Mühe geben würde, ſie zu ſprengen. Es wird alſo auf nichts gedacht, als uns den Muth zu benehmen, und zu bewirken, daß wir uns ſämmtlich, aus Hoffnungsloſigkeit unſern Zuſtand je abzuändern, in unſer Schickſal ergeben. Unterdeß ſollte doch, deucht mich, in einem wohlregiertem Staate, das Gegentheil geſchehen; man ſollte ſchwer ins Kloſter hinein, und leicht herauskommen können. Und warum wird in dieſem Falle nicht, wie in ſo vielen andern, gehandelt, in welchen ein Mangel an Formalität, in einer ſonſt ſelbſt gerechten Procedur, Alles wieder vernichtet? Machen denn die Klöſter einen ſo weſentlichen Theil der Verfaſſung eines Staates aus? Hat Jeſus Chriſtus Mönche und Nonnen eingeſetzt? Kann die Kirche ihrer durchaus nicht entbehren? Wozu bedarf denn der Bräutigam ſo vieler thörigter Jungfrauen, und die menſchliche Geſellſchaft ſo vieler Schlachtopfer? Wird man niemals die Nothwendigkeit fühlen, die Oeff-

nungen dieſer Abgründe zu verſchütten, in denen ganze künftige Geſchlechter verſchlungen werden, und ſich verlieren? Sind alle jene Schlendriansgebete, die man herplappert, wohl Einen Heller werth, den chriſtliches Erbarmen der Armuth darreicht? Billiget Gott, welcher den Menſchen zur Geſelligkeit erſchuf, daß er ſich einſchlieſſe? Kann Gott, der ihn ſo unbeſtändig, ſo gebrechlich gebildet hat, ſeinen vorwitzigen Gelübden Beyfall geben? Können dieſe, gegen die allgemeinen Triebe der Natur verſtoſſenden Gelübde, je beobachtet werden, außer von Geſchöpfen verſchrobener Bildung, in denen die Keime der Leidenſchaften verweltt ſind, und die man mit gutem Fug zu den Mißgeburten zählen könnte, wenn die Eingeſchränktheit unſrer Einſichten uns verſtattete, eben ſo leicht und eben ſo richtig den innern Bau des Menſchen, als ſeine äußere Geſtalt, zu erkennen? Verändern alle jene traurigen Cäremonien, die bey der Einkleidung und Gelübdablegung einer dem Mönchs, oder Nonnenle-

ben, das heißt dem Unglücke, sich widmenden Person beobachtet werden, verändern sie die thierischen Triebe der Natur? Erwachen diese nicht vielmehr in der Stille, durch den Zwang, und im Müssiggange, mit einer den Weltleuten, die eine Menge Zerstreuungen in einem Strudel fortreißt, unbekannten Heftigkeit? Wo trift man, wie hier, Köpfe von unreinen, sie verfolgenden, und hin und her scheuchenden Gespenstern umlagert, an? Wo findet man diese tiefe Langeweile, diese Blässe, diese Magerkeit, alle diese Aeußerungen einer hinwelkenden und sich verzehrenden Natur? Wo werden die Nächte durch Seufzer gestört, wo rinnen die Tage so in Thränen dahin, die keine bestimmte Ursache den Augen entlockt, und in einer Schwermuth, von der man keinen Grund anzugeben weiß? Wo durchbricht die Natur, empört über einen Zwang, für den sie nicht geschaffen ist, so den ihr entgegengesetzten Widerstand, daß sie wüthend wird, und die Leibesbeschaffenheit in eine rettungslose Unordnung

stürzt?

ſtürzt? An welchem Orte haben Kummer, und Laune alle geſellſchaftlichen Eigenſchafeen vernichtet? Wo iſt einer, an welchem es keinen Vater, keinen Bruder, keine Schweſtern, keine Verwandten, keine Freunde giebt? Wo einer, an dem der Menſch ſich nur als ein vorüberſchwindendes, als das Weſen Eines Augenblicks betrachtend, die ſüßeſten Verbildungen dieſer Welt, gleich wie ein Reiſender die Gegenſtände auf die er triſt, ohne Anhänglichkeit behandelt? Wo iſt der Wohnſitz des Haßes, des Ekels und der Krankheitsdünſte? Wo iſt der Ort der Sclaverey und des Despotismus? Wo lebt der Haß welcher nicht erliſcht? Wo treiben ſo die im Stillen ausgebrüteten Leidenſchaften ihr Spiel? Wo iſt der Aufenthalt der Grauſamkeit und der Neugier? Man kennt die Geſchichte dieſer Zufluchtsörter nicht, ſagte Herr Manouri in ſeiner Schrift, man kennt ſie nicht!

Eine Tochter bat ihre Eltern, unter die Urſulinerinnen gehen zu dürfen. Ihr Vater

ſagte zu ihr, er gebe ſeine Einwilligung; allein er ſetzte drey Jahre feſt, binnen deren ſie ihren Schritt erſt überlegen möchte. Das Mädchen war voll Eifer, die vorgeſchriebene Bedingung kam ihr hart vor, ſie mußte ſich ihr unterdeß unterwerfen. Als dieſe Zeit verlaufen war, und ſie ihren Beruf noch immer fortdauernd fühlte, trat ſie ihren Vater aufs neue an, und ſagte ihm, daß die drey Jahre nunmehr verfloſſen wären. Gut, mein Kind, antwortete er ihr, ich habe Dir drey Jahre zugeſtanden, damit Du Dich ſelbſt prüfen möchteſt; ich hoffe, Du wirſt mir nun auch eben ſo viele zugeſtehen, mich dazu entſchließen zu können. . . . . Dieß kam ihr noch viel härter vor, es wurden Thränen vergoſſen, allein der Vater war ein feſter Mann, der auf ſeinem Stücke beſtand. Am Ende dieſer Jahre trat ſie endlich ein, und legte das Gelübde ab. Sie war eine gute Nonne, einfach, fromm, genau in Erfüllung aller ihrer Pflichten; allein das Unglück wollte, daß die Beichtväter ihrer Offenheit mis-

brauchten, in dem geiſtlichen Gerichtſtuhle der Beichte zu erfahren, wie es in dem Innern des Hauſes herginge? Ihre Obern ſchöpften Argwohn darüber, ſie ward eingeſperrt, von den Religionsübungen ausgeſchloſſen, verfiel in Wahnſinn; und wie hätte auch ihr Kopf gegen die Verfolgungen von funfzig Perſonen ausdauern können, die ſich von Anbeginn des Tages bis in die ſinkende Nacht beſchäftigten, ein unglückliches Geſchöpf zu martern? Vorher hatte man ihrer Mutter eine Schlinge gelegt, die den Geiz der Superiorinnen nach dem Leben mahlt. Man wußte ihr nämlich ein Verlangen beyzubringen, ins Haus zu kommen, und die Zelle ihrer Tochter zu beſuchen. Sie wandte ſich an die Großvicarien, die ihr die gewünſchte Erlaubniß zuſtanden. Sie ward eingelaſſen, und lief nach der Zelle ihres Kindes. Wie groß aber war ihr Erſtaunen, da ſie Nichts, als die vier nackten Mauern darin vorfand? Alles war daraus entwendet. Es ließ ſich leicht denken, daß dieſe zärtliche

und gefühlvolle Mutter ihre Tochter nicht in dieſem Zuſtande laſſen würde; wirklich ſtattete ſie ſolche auch von neuem aus, ſetzte ſie in Kleider und Wäſche, ſagte aber dabey, den Nonnen: ihre Neugier käme ihr zu theuer zu ſtehen, um ſolch ein zweytes Mal zu hegen; eine drey oder viermalige Wiederholung würde die Schweſtern und Brüder ihrer Tochter zu Grunde richten. . . . In den Klöſtern opfern Ehrgeiz und Ueppigkeit einen Theil der Familie auf, um den übrigbleibenden in vortheilhaftere Vermögensumſtände zu ſetzen. Sie ſind der Unrathhaufen, auf den man gleichſam den Kehricht der menſchlichen Geſellſchaft wirft. Wie viele Mütter ſöhnen, wie die meinige, ein geheimes Verbrechen durch ein anderes aus!

Herr Manouri machte eine zweyte Schrift bekannt, die ein wenig mehr Wirkung that. Man verwandte ſich mit Lebhaftigkeit für mich. Ich erbot mich noch Einmal gegen meine Schweſtern, ſie im ganzen und ruhigem Be-

ſitze der Erbſchaft meiner Eltern zu laſſen. Es gab einen Augenblick, wo mein Proceß die günſtigſte Wendung zu nehmen ſchien, und ich zur Freyheit zu gelangen hoffte; deſto grauſamer aber war meine Täuſchung. Meine Sache wurde in öffentlicher Verſammlung verhandelt, und ging verlohren. Die ganze Nonnengemeinde war von dem Ausgange derſelben ſchon unterrichtet, als ich noch nichts davon wußte. Es war eine Bewegung, ein Getümmel, eine Freude, kleine geheime Unterhaltungen, ein Gehen, ein Kommen, ein Gelauf bey der Superiorin und den Nonnen unter einander! Ich zitterte und bebte; ich konnte weder in meiner Zelle bleiben, noch daraus hervorkommen; ich beſaß keine Freundin, in deren Arme ich mich hätte werfen können. O, was für ein grauſamer Morgen iſt der, an welchem ein großer Proceß entſchieden wird! Ich wollte beten; ich konnte nicht. Ich warf mich auf die Knie; ich faßte mich; ich fing einen Segen an; aber bald war mein Geiſt

mitten unter die Richter gerissen, ich sah sie, ich hörte die Anwälde, ich wandte mich an sie, ich unterbrach den meinigen, ich fand meine Sache schlecht vertheidigt. Ich kannte keinen von den Richtern; unterdessen machte ich mir auf alle mögliche Weise ein Bild von ihnen, sah einige günstig, andre ungünstig, wieder andre gleichgültig. Ich war in einer Bewegung, in einer Verstörtheit der Begriffe, die sich nicht vorstellen läßt. Endlich machte der Lärm einem tiefen Stillschweigen Raum. Die Nonnen flüsterten nicht mehr unter sich; es kam mir vor, als klängen im Chore ihre Stimmen leiser als gewöhnlich, wenigstens die Stimmen der Singenden, denn einige sangen gar nicht. Als der Gottesdienst vorbey war, begaben sie sich stillschweigend weg. Ich überredete mich, die Erwartung beunruhige sie eben so sehr als mich. Um Mittag aber fing der Lärm und die Bewegung plötzlich von allen Seiten wieder an; ich hörte Thüren aufschlagen, hörte die Nonnen gehen, kommen, vernahm Gemur-

mel von Perſonen, die leiſe unter einander re-
deten. Ich legte mein Ohr an mein Thür-
ſchloß; allein es kam mir vor, als ſchwiege
man im Vorbeygehen, und tripple nur leiſe
auf den Fußſpitzen. Ich ahndete, daß ich mei-
nen Proceß verlohren hätte; ich zweifelte nicht
einen Augenblick daran. Darauf ging ich wie-
der in meiner Zelle ſprachlos hin und her.
Ich wollte erſticken, ich konnte nicht klagen,
ich erhob meine Arme, ich ſtemmte mich bald
gegen die eine bald gegen die andre Mauer,
ich wollte auf meinem Bette ausruhen, aber
ich ward durch Herzklopfen daran verhindert;
ſicher iſts, ich hörte es ſo heftig ſchlagen, als
wenn es mein Kleid aufhöbe. So war es mir
zu Muth als man zu mir kam, und mir ſagte:
ich würde gefodert. Ich ging hinunter; kaum
wagte ich mich vorwärts. Die, welche mir die
Botſchaft gebracht, war ſo fröhlich, daß ich
gleich ſchloß, ihre Zeitung könne nicht anders
als ſehr traurig für mich ſeyn: indeß ging ich.
An der Thür des Sprachzimmers hielt ich

plötzlich an, und warf mich in die Ecke von zwey Mauern; ich konnte das Stehen kaum behalten, gleichwohl trat ich hinein. Es war niemand in dem Zimmer; ich wartete. Man hatte Denjenigen, der mich rufen lassen, verhindert, eher als ich hereinzukommen; denn man stellte sich wohl vor, daß es ein Abgesandter meines Anwalds war. Man wollte wissen, was unter uns vorginge, und hatte sich versammelt uns zu belauschen. Als er erschien, saß ich, den Kopf auf meinen Arm geneigt, und gegen die Stäbe des Gitters gelehnt. Ich komme von Herrn Manourl, sagte er zu mir. — Wahrscheinlich, antwortete ich, um mir zu wissen zu thun, daß ich meinen Proceß verloh-ren habe? — Madame, mir ist nichts davon bekannt; aber er hat mir diesen Brief gegeben. Er sah betrübt aus, als er mir ihn reichte; und ich habe, wie er mir aufgetragen hat, geeilt ihn zu überbringen. — Geben Sie her! — Er überreichte mir den Brief; ich nahm ihn, ohne meinen Platz zu verlassen, und ohne

den Ueberbringer anzusehn; ich legte das Schreiben auf meine Knie, und blieb wie ich war. Unterdeß fragte mich der Ueberbringer: Ist keine Antwort darauf zurückzubringen? — Nein, sagte ich ihm, gehn Sie nur.... Er ging, und ich blieb an meiner Stelle, unbeweglich, und ohne mich entschließen zu können aus dem Zimmer zu gehen.

Es ist in den Klöstern nicht erlaubt, ohne Vergünstigung der Superiorin, Briefe zu schreiben oder anzunehmen, man stellt ihr diejenigen zu, die man empfängt und die man schreibt. Ich mußte ihr also den meinigen bringen. Ich machte mich zu dem Ende auf den Weg. Ich glaubte, ich würde nie anlangen. Ein Missethäter, den man aus dem Gefängnisse führt um ihn sein Todesurtheil hören zu lassen, kann nicht langsamer und niedergeschlagener schleichen. Indeß erreichte ich endlich die Thür. Die Nonnen beobachteten mich von fern. Sie wollten, vom Schauspiele meines Schmerzes und meiner Demüthigung, nicht das Geringste ver-

lichren. Ich klopfte an; es ward geöffnet. Die Superiorin war mit einigen andern Nonnen in dem Zimmer; ich wurde es an dem mir in die Augen ſchimmernden Unterſaum ihres Rockes gewahr, denn meine Augen wagte ich nicht aufzuſchlagen. Ich überreichte ihr meinen Brief mit zitternder Hand; ſie nahm ihn, las ihn, und gab mir ihn wieder. Ich kehrte in meine Zelle zurück, und warf mich auf mein Bette, meinen Brief mir zur Seite. So lag ich ohne ihn zu leſen, ohne daß ich nur einmal aufſtand zum Mittageſſen hinunter zu gehen, ohne daß ich die geringſte Bewegung machte, bis der Nachmittagsgottesdienſt vorbei war. Um halb vier Uhr ſagte mir das Glockengeläut an, daß ich hinunter müſſe. Es hatten ſich ſchon einige Nonnen eingefunden. Die Superiorin ſtand am Eingange des Chors, hielt mich an, und befahl mir, hinter der Thüre, auſſen vor der Kirche, niederzuknien; die übrige Gemeinde begab ſich hinein, und die Thür ward verſchloſſen. Nach geendigten Horen

ging Alles wieder heraus; ich ließ die Nonnen vorbeygehen, ſtand auf, um, als die letzte, ihnen zu folgen, und begann von dieſem Augenblicke ſchon, mich ſelbſt zu Allem, wozu man nur wollte, zu verdammen. Eben war mir die Kirche verboten worden; ich verbot mir das Refectorium und das Erholungszimmer. Ich betrachtete meinen Zuſtand von allen Seiten; und ſah keine weitere Hofnung, zu einer Verbeſſerung deſſelben, als etwa darin, daß man meiner Gaben nöthig haben könnte, und in meiner Unterwerfung. Ich würde mich mit der Art von Vergeſſenheit begnügt haben, in der man mich einige Tage hindurch ließ. Es kamen Beſuche nach mir: aber Herr Manouri war der einzige, den man mir anzunehmen erlaubte. Ich fand dieſen lieben Mann, indem ich ins Sprachzimmer trat, gerade in der Stellung, in der ich geweſen war, als ich ſeinen Abgeſandten aufnahm, den Kopf auf die Arme geſenkt, und gegen das Gitter gelehnt. Ich erkannte ihn; ich ſagte nichts zu ihm. Er

wagte weder mich anzusehen, noch zu mir zu reden. Madame, sprach er endlich zu mir mit Fassung: ich habe Ihnen geschrieben, Sie werden meinen Brief gelesen haben. — Ich habe ihn empfangen, aber ich habe ihn nicht gelesen. — Sie wissen also nicht, — Nein, mein Herr, ich weiß Alles; ich habe mein Schicksal erraten, und mich darin ergeben. — Wie behandelt man Sie? — Man denkt noch nicht an mich; aber das Vergangne belehrt mich, was mir in der Zukunft bevorsteht. Ich habe nur Einen Trost; den nämlich, da ich aller Hoffnung beraubt bin die mich erhielt, daß ich unmöglich mehr so viel wieder werde leiden können, als ich schon gelitten habe; ich werde sterben. Der Fehltritt, dessen ich mich schuldig gemacht, gehöret nicht zu denen, die man einer Nonne verzeiht. Ich verlange nicht von Gott, daß er das Herz Derer erweiche, deren Willkühr es ihm gefällt mich zu überlassen, sondern daß er mir die Gnade verleihe zu leiden, daß er mich vor der Verzweiflung errette, und mich bald

zu ſich rufe. — Madame, ſagte Herr Manourt weinend, wären Sie meine eigne Schweſter geweſen, ich hätte nicht wirkſamer für Sie handeln können. — Der Mann hat ein fühlbares Herz! — Madame, fuhr er weiter fort; wenn ich Ihnen zu irgend etwas behülflich ſeyn kann, was es auch ſey, ſo befehlen Sie über mich. Ich will den Erſten Präſidenten beſuchen; ich ſtehe gut bey ihm; ich will zu dem Erzbiſchofe und zu den Groſsvicarien des Erzbiſchofes gehen. — Mein Herr, gehen Sie zu Niemanden; es iſt alles aus. — Aber, wenn man etwa bewirken könnte, daſs Sie in ein ander Haus kämen? — Der Sache ſtehen zu viel Hinderniſſe im Wege. — Was für Hinderniſſe? — Die Erlaubniſs dazu wird ſchwer zu erhalten ſeyn; ich müſste aufs neue ausgeſtattet, oder meine erſte Ausſtattung aus dieſem Hauſe herausgezogen werden; und endlich, was würde ich in einem andern Kloſter Beſſeres finden? Ich brächte ein unbeugſames Herz mit hinein, vielleicht träfe ich wieder

eine unbarmherzige Superiorin an, nicht beſſer als meine hieſige, dieſelben Pflichten, dieſelben Leiden. Lieber will ich hier meine Tage beſchließen, es wird nicht lange mehr mit mir dauern. — Aber, Madame, Ihr Schickſal iſt vielen rechtſchaffenen Leuten zu Herzen gegangen; die meiſten davon ſind wohlhabend; man wird Sie hier nicht feſthalten, wenn Sie austreten, ohne Etwas mit ſich wegzunehmen. — Das glaube ich ſelbſt. — Eine Nonne, die das Kloſter verläßt oder ſtirbt, vermehrt den Wohlſtand Derer, welche zurück bleiben. — Aber dieſe rechtſchaffnen Leute, dieſe wohlhabenden Leute, denken nicht mehr an mich, und Sie werden ſie ſehr kalt finden, ſobald ſie ſichs etwas koſten laſſen ſollen mich auszuſtatten. Es läßt ſich nicht glauben, daß Weltleute ſich mehr Mühe geben werden, um eine Nonne, die keinen Beruf zu ihrem Stande hat, aus dem Kloſter zu ziehen, als fromme Perſonen, um Eine wohlberufene hinein zu bringen? Werden ſolche Nonnen freigebiger ausgeſtattet? Nein, mein

Herr, alle Welt hat ſich ſeit dem Verluſte meines Proceſſes von mir zurückgezogen; ich ſehe Niemanden mehr. — Madame, tragen Sie mir nur dieſe Sache auf, ich werde glücklicher darin ſeyn. — Ich verlange nichts, ich hoffe nichts, ich verwerfe nichts. Die einzige Kraft, die mir übrig war, iſt hingewelkt. Könnte ich mir nur verſprechen, daß Gott mich verändern wollte, und daß die Eigenſchaften des Nonnenſtandes in meiner Seele, an die Stelle der Hoffnung treten könnten ihn zu verlaſſen, die für mich dahin iſt, . . . aber es iſt nicht möglich! dieß Kleid hat ſich an meine Haut, an mein Gebein gelegt, und iſt mir je länger, je mehr unausſtehlich. Ach! welch ein Schickſal! Auf ewig Nonne ſeyn, ein ganzes Leben hindurch den Kopf gegen die Stäbe dieſes Gitters zerſchellen müſſen! . . . Hier fing ich an in ein Geſchrey auszubrechen; ich wollte es erſticken, aber ich konnte nicht. Herr Manouri, von meiner Aufwallung betroffen, ſagte zu mir: Madame, dürfte ich eine Frage an

Sie thun? — Thun Sie es, mein Herr. — Sollte ein ſo heftiger Schmerz nicht einen geheimen Bewegungsgrund haben? — Nein, mein Herr, ich haſſe das Einſiedlerleben, ich fühle es hier daß ich es haſſe, ich fühle, daß ich es immerdar haſſen werde. Ich bin nicht im Stande, mich in alle den nichtswürdigen Tand zu ſchicken, der den Tag einer Nonne anfüllt. Es iſt ein Gewebe von Kindereyen, die ich verachte. Ich hätte mich daran gewöhnt, wenn ich mich daran gewöhnen könnte. Hundertmal habe ich geſucht, mir Zwang darüber anzuthun, mich dazu abzuhärten; ich bine nicht im Stande. Wie oft iſt die glückliche Geiſtesseinfalt meiner Gefährtinnen von mir beneidet; wie oft habe ich Gott um ſie angefleht; er hat ſie mir nicht gewährt, und wird ſie mir nicht gewähren. Ich mache Alles unrecht, Alles verkehrt. Der Mangel an Beruf blickt aus jedem Stücke meines Thuns hervor. Man wird es gewahr. Ich ſchände Augenblick vor Augenblick das Nonnenleben. Man ſchilt meine

Unfä-

Unfähigkeit Stolz, ich verſinke in Fehler über Fehler und in Züchtigungen ohne Ende, und den ganzen Tag thue ich nichts Anders, als mit den Augen die Höhe dieſer Mauer zu meſſen. — Madame, es ſteht nicht in meiner Gewalt ſie abzubrechen, aber ich kann etwas Anders thun. — Mein Herr, verſuchen Sie nichts. — Sie müſſen in ein andres Haus; ich will über die Sache nachdenken. Ich werde wieder zu Ihnen kommen, Sie ſollen bald von mir hören. Seyn Sie verſichert, daß wenn Sie Ihre Einwilligung dazu geben, es mir gelingen ſoll, Sie heraus zu ſchaffen. Und ſollte gar zu ſtrenge gegen Sie verfahren werden, ſo laſſen Sie mirs nicht unbekannt bleiben.

Es war ſpät, als Herr Manouri mich verließ. Ich kehrte in meine Zelle zurück. Nicht lange, ſo läutete es zum Abendgottesdienſt; ich fand mich als eine unter den erſten dazu ein, ließ die Nonnen mir vorbeygehn, und ſah es für mich wie ausgemacht an, daß ich vor der Thür würde bleiben müſſen; wirklich

ſchlug auch die Superiorin ſie mir vorm Geſichte zu. Als ich zum Abendeſſen kam, winkte ſie mir, mich auf den Boden, mitten ins Refectorium zu ſetzen; ich gehorchte, und es ward mir nichts weiter als Waſſer und Brodt gereicht. Ich aß wenig davon, und benetzte es mit meinen Thränen. — Den andern Tag ging man zu Rath; die ganze Gemeinde wurde zu meinem Gerichte berufen, und ich verurtheilt: daß ich der Erhohlungen beraubt ſeyn, einen ganzen Monat lang dem Gottesdienſte an der Thüre des Chors beywohnen, auf dem Boden mitten im Refectorium ſitzend eſſen, drey Tage lang nach der Reihe öffentliche Kirchenbuße thun, meine Einkleidung und meine Gelübde erneuern, das Haarhemde tragen, von zwey Tagen Einen faſten, und mich alle Freytage nach dem Abendgottesdienſte geiſſeln ſollte. Ich lag auf der Erde mit niedergelaſſenem Schleyer, während dieſes Urtheil über mich ausgeſprochen ward.

Gleich den Tag darauf kam die Superio-

rin in meine Zelle, und eine Nonne mit ihr, die über ihrem Arm ein Haarhemde und das nämliche Kleid von grobem Zeuge trug, mit dem man mich bekleidet hatte, als ich ins Gefängniß geſchleppt war. Ich verſtand, was Das ſagen wollte. Ich entkleidete mich, oder vielmehr man riß mir meinen Schleyer ab, zog mich mit rauher Behandlung aus, und gab mir das andre Gewand. Mein Kopf und meine Füße waren entblößt, meine langen Haare fielen auf meine Schultern; zur Bekleidung bekam ich das Haarhemd, das mir gereicht ward, noch ein ſehr hartes Hemde, und den langen Rock, der ſich um meinen Hals zuknüpfte, und bis zu den Füßen herunterſchleppte. So blieb ich den Tag über, und ſo erſchien ich bey allen Stunden des Gottesdienſtes.

Den Abend, als ich mich in meine Zelle zurückbegeben, hörte ich, daß man ſich mir nahte, und die Litaney ſang; es war das ganze Haus, in zwey Reihen geordnet. Man

trat herein: ich ſtellte mich hin; man warf mir einen Strick um den Hals, gab mir eine Fackel in die eine, und eine Geiſſel in die andre Hand. Eine Nonne faßte den Strick an dem einen Ende, riß mich in die beyden Reihen hinein, und der Zug nahm ſeinen Gang durch ein kleines, inneres, der Mutter Gottes gewidmetes Betgemach. Die Nonnen waren unter leiſem Singen gekommen, und es ging in aller Stille wieder zurück. Beim Eintritt in dieſes kleine, durch zwey Lichter erleuchtete Betgemach, befahl man mir, Gott und die Gemeinde wegen des Aergerniſſes um Verzeihung zu bitten, das ich gegeben. Die mich führende Nonne ſagte mir leiſe vor, was ich ihr nachſprechen mußte; und ich ſagte ihr Wort vor Wort nach. Alsdann nahm man mir den Strick wieder ab, kleidete mich bis auf den Gürtel aus, nahm mein, auf meinen Schultern zerſtreut hängendes Haar, ſchlug es auf eine Seite meines Halſes zurück, gab mir die Geiſſel, die ich in der linken Hand trug,

in die rechte, und fing das Miſerere an. Ich verſtand, was von mir erwartet wurde, und vollzog es. Da das Miſerere aus war, hielt die Superiorin eine kurze Ermahnungsrede an mich, die Lichter wurden ausgelöſcht, die Nonnen begaben ſich weg, und ich kleidete mich wieder an.

In meiner Zelle zurück, fühlte ich heftige Schmerzen in den Füßen; ich beſah ſie, und fand daß ſie ganz blutig durch kleine Stückchen Glas geworden waren, die man die Bosheit gehabt hatte, auf meinem Wege auszuſäen.

Auf eben die Weiſe that ich die zwey folgenden Tage Kirchenbuße; nur daß am dritten noch ein Pſalm zu dem Miſerere geſungen ward.

Den vierten gab man mir das Nonnenkleid, ohngefähr unter eben den Cäremonien wieder, wie es bey dieſer Feyerlichkeit geſchieht, wenn ſie zuerſt öffentlich vor ſich geht.

Am fünften erneuerte ich meine Gelübde. Ich ſtand einen Monat lang alles Uebrige aus,

was zu der mir auferlegten Kirchenbuße gehörte; worauf ich denn allmählig wieder in die gewöhnliche Ordnung der Gemeinde eintrat, meinen Platz im Chore und im Refectorium einnahm, und, wie mich die Reihe traf, die verschiedenen Geschäfte des Hauses verrichtete. Wie groß aber war meine Verwunderung, als ich meine Augen auf die junge Freundin richtete, die an meinem Schicksale einen so zärtlichen Antheil genommen hatte. Sie kam mir fast eben so verändert vor, als ich selbst. Ihr Gesicht war von Todesblässe umschattet, ihre Lippen weiß, und ihre Augen beynah erloschen. Schwester Ursula, sagte ich leise zu ihr, was ist Ihnen? — Was mir ist? antwortete sie. Ich liebe Sie, und Sie fragen mich? Es war Zeit daß Ihre Strafe (supplice) ein Ende nahm, ich wäre gestorben!

Wenn an den beyden letzten Tage meiner Kirchenbuße meine Füße nicht verwundet wurden, so mußte ich es ihrer Vorsorge verdanken, mit der sie, verstohlner Weise, die Gänge ge-

ſegt, und die Glasſcherben links und rechts weggekehrt hatte. An den Tagen, wo ich zum Faſten bey Waſſer und Brodt verurtheilt war, entzog ſie ſich einen Theil ihres Eſſens, das ſie in ein Stückchen Leinwand wickelte, und in meine Zelle ſtahl. Die Nonne, welche mich am Stricke führen ſollte, war durch das Loos dazu erwählt, und dieſes hatte ſie getroffen; aber ſie hatte die Feſtigkeit gehabt zur Superiorin zu gehen, und ihr zu bezeugen, ſie wollte lieber ſterben, als ſich zu dieſer grauſamen und ſchändlichen Verrichtung hergeben. Glücklicher Weiſe ſtammte ſie von einer angeſehenen Familie ab, und es war ihr ein ſtarkes Jahrgehalt angeſetzt, das ſie nach dem Gefallen der Superiorin anwandte; ſie fand alſo, für einige Pfund Caffe und Zucker, eine andre Nonne, die ihre Stelle zu vertreten übernahm. Ich unterſage mir den Gedanken, daß die Hand Gottes dieſe Unwürdige heimgeſucht habe. Sie iſt freilich nachher wahnſinnig geworden, ſo daß man ſie eingeſperrt hat; aber die Superio-

ein lebt, regiert, quält, und befindet sich wohl.

Meine Gesundheit konnte unmöglich so langen und harten Prüfungen widerstehn; ich ward krank. Bey dieser Gelegenheit bewies mir Schwester Ursula ihre ganze Freundschaft; ihr verdanke ich, daß ich noch lebe. Das Das seyn, was sie mir erhielt, war zwar kein Gut für mich, das sagte sie mir zuweilen selbst; unterdeß läßt sich keine Art von Dienst erdenken, den sie mir nicht an den Tagen geleistet hätte, wo sie für das Krankenzimmer Sorge trug; auch die andern über ward ich, Dank dem Antheil, den sie an mir nahm, und den kleinen Belohnungen, welche sie, je nachdem ich mehr oder weniger mit ihnen zufrieden war, an Diejenigen austheilte, die die Wache bey mir hatten, nicht vernachlässiget. Sie hatte verlangt des Nachts bey mir aufzusitzen; die Superiorin schlug ihr solches aber unter dem Vorwande ab, daß sie allzuzart sey, diese Ermüdung auszuhalten, das war ein wahres

Herzeleid für ſie. Alle ihre Vorſorge vermochte indeſſen die Fortſchritte meiner Krankheit nicht zu hemmen; es kam aufs Aeußerſte mit mir; ich empfing die letzten Sacramente. Einen Augenblick vorher verlangte ich die ganze Gemeinde verſammlet zu ſehen; Dieß ward mir zugeſtanden. Die Nonnen umgaben mein Bett; die Superiorin war mitten unter ihnen; meine junge Freundin ſtand an meinem Hauptkiſſen, hielt mir eine Hand, und benetzte ſie mit ihren Thränen. Man ſah mirs an, daß ich etwas auf dem Herzen hätte, was ich vorbringen wollte, man half mir, mich aufzurichten, und unterſtützte mich durch ein Paar Kiſſen. Ich wandte mich darauf an die Superiorin, und bat ſie mir ihren Segen zu ertheilen, und der Fehler zu vergeſſen, die ich begangen haben könnte. Ich bat alle meine Gefährtinnen wegen des Aergerniſſes um Verzeihung, das ich ihnen gegeben. Ich hatte mir verſchiedene Kleinigkeiten an mein Bette bringen laſſen, die entweder zum Aufputze meiner Zelle, oder

zu häuslichen Bedürfnissen dienten, und bat die Superiorin, damit schalten zu dürfen wie ich wollte; sie willigte ein; ich schenkte sie den Nonnen, die ihr als Sclavinnen gedient hatten, da ich ins Gefängniß geworfen ward. Ich ließ die zu mir herkommen, welche mich am Tage meiner Kirchenbuße am Stricke führte, und sagte zu ihr, indem ich sie umarmte und ihr meinen Rosenkranz und Crucifix hinhielt: Liebe Schwester, gedenken Sie meiner in Ihrem Gebete, und seyn Sie versichert, daß ich Ihrer vor Gott nicht vergessen werde. . . . Und warum hat Gott mich in dem Augenblicke nicht zu sich genommen! Ich ging ohne Unruhe zu ihm. Es wäre ein so großes Glück gewesen! und wer kann sich zweymal ein solches versprechen? Wer weiß, wie es jetzt um mich nun stehn wird, wenn mein letztes Stündlein kömmt? und doch muß es einmal kommen! Ach, lieber möge Gott noch einmal meine Leiden erneuern, und mir eine eben so ruhige Sterbestunde schenken, als ich damals

vor mir ſah? Ich erblickte die Himmel offen, und ſie waren es ohne Zweifel: denn unter ſolchen Umſtänden täuſcht das Gewiſſen nicht, und es verhieß mir eine ewige Glückſeligkeit.

Nachdem mir die Sacramente gereicht waren, verſank ich in eine Art Todtenſchlaf. Ich wurde dieſe ganze Nacht über aufgegeben. Von Zeit zu Zeit kam man, und fühlte mir den Puls. Ich empfand, daß Hände mir über mein Geſicht wegfuhren, und hörte verſchiedentlich gleichſam entfernte Stimmen, die unter einander ſagten: Er hebt ſich wieder. . . . Nein! ihre Naſe iſt kalt. . . . Sie wird keine Stunde überleben. . . . Du behältſt den Roſenkranz und das Crucifix! ... Dann, eine andre Stimme, die mit Unwillen ſagte: Gehn Sie doch, gehn Sie doch! Laſſen Sie ſie doch in Frieden ſterben! Haben Sie ſie nicht genug gequält? . . . Es war ein ſehr ſüßer Augenblick für mich, als ich aus dieſer Criſe auftauchte, und, die Augen öffnend, mich in den Armen meiner Freundin fand.

Sie hatte mich nicht verlaſſen, und die ganze Nacht damit zugebracht mir Hülfe zu reichen, die Gebete der Sterbenden über mich zu beten, mich das Chriſtusbild küſſen zu laſſen, ihre Lippen an die meinigen zu bringen, und ſie nicht wieder davon zu trennen. Sie glaubte, als ſie mich große Augen aufſchlagen ſah, und einen tiefen Seufzer ausſtoßen hörte, es ſey mein letzter. Sie that einen heftigen Schrey, nannte mich ihre Freundin, rief: Mein Gott! erbarme dich ihrer und meiner! Mein Gott! nimm ihre Seele auf! Geliebte Freundin, wenn Du vor Gott ſeyn wirſt, ſo gedenke deiner Schweſter Urſula! — Ich ſah ſie traurigläcbelnd an, wie ſie eine Thräne vergoß, und drückte ihr die Hand. Herr Bouvard kam in dem Augenblick; es iſt der Arzt des Hauſes, ein geſchickter Mann wie man ſagt, aber herriſch, ſtolz und hart. Er ſchob meine Freundin mit Heftigkeit zur Seite, und fühlte mir den Puls und die Haut; er war von der Superiorin und ihren Günſtlingen begleitet. Er that ein Paar

einſylbige Fragen, wie es die Nacht über mit mir geſtanden habe? und ſagte darauf: Sie wird durchkommen . . . dann mit einem Blicke auf die Superiorin, der ſein Ausſpruch nicht gefiel: Ja, Madame, ſagte er zu ihr, ſie wird davon kommen. Die Haut iſt gut, das Fieber iſt geſunken, und das Leben fängt wieder an, aus den Augen hervorzubrechen. . . . Bey jedem dieſer Worte entfaltete ſich die Freude auf dem Geſichte meiner Freundin, ſo wie auf dem der Superiorin und ihrer Begleiterinnen ein gewiſſes Mißvergnügen, das ſich bey allem Zwange, den ſie ſich anthaten, nicht wohl verbergen ließ. Mein Herr, ſagte ich zu ihm, ich verlange nicht zu leben. . . . Deſto ſchlimmer! verſetzte er, verordnete Etwas, und ging. Man erzählte mir, ich wäre während meines Todtenſchlafs zu verſchiednen Malen in die Worte ausgebrochen: Liebe Mutter, Sie rufen mich alſo zu ſich? Ich werde zu Ihnen kommen! ich werde Ihnen Alles ſagen! . . . Wahrſcheinlich hatte ich dieſe Worte an meine alte

Superiorin gerichtet; mir iſt es auſſer Zweifel. Ihr Gemälde ſchenkte ich Niemanden; ich wünſchte es mit mir ins Grab zu nehmen.

Herrn Bonvards Vorausſetzung ging in Erfüllung. Das Fieber minderte ſich, ein ausgebrochner häufiger Schweiß hob es vollends, man zweifelte nicht mehr an meiner Geneſung, ich genas wirklich; aber es währte lange bis ich wieder zu meinen Kräften gelangen konnte. Es war über mich verhängt, daß ich in dieſem Hauſe alle Leiden ausſtehen ſollte, die es irgend möglich iſt zu erfahren. Meine Krankheit war bösartig geweſen; die Schweſter Urſula hatte mich faſt nicht verlaſſen. Als ich wieder anfing mich beſſer zu befinden, ſchwand ihre Geſundheit; ihre Verdauung kam in Unordnung; ſie wurde des Nachmittags von Ohnmachten überfallen, die zuweilen eine Viertelſtunde lang dauerten; in dieſem Zuſtande war ſie wie todt, ihr Geſicht erloſch, ein kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn, und ſammelte ſich in Tropfen, die längs ihren Wangen nieder-

liesen, ihre Arme hingen bewegungslos herab. Man konnte ihr nur dadurch ein wenig Erleichterung zuwege bringen, daß man sie aufschnürte, und ihre Kleider lüftete. Wenn sie aus diesen Ohnmachten wieder zu sich kam, war ihr erster Gedanke stets, daß sie mich an ihrer Seite suchte; auch fand sie mich nur selten nicht um sich; zuweilen sogar, wenn ihr ein wenig Empfindung und Bewußtseyn übrig blieb, breitete sie die Arme um sich aus, ohne die Augen aufzuschlagen. Diese Geberde war so wenig zweydeutig, daß, als einige Nonnen ihrer um sich tastenden Hand entgegen kamen, nicht von ihr erkannt wurden, und sie ohne Bewegung niedersank, diese zu mir sagten: Schwester Susanne, sie verlangt nach Ihnen; gehn Sie doch zu ihr. . . . Ich kniete dann vor ihr hin, ich legte ihre Hand auf meine Stirn, und ließ sie darauf ruhn bis ihre Ohnmacht zu Ende ging. War diese vorbey, so sagte sie zu mir: Ach, Schwester Susannchen, ich werde davon gehen, und Sie werden

bleiben. Ich werde ſie zuerſt wiederſehen, ich werde zu ihr von Ihnen reden. Sie wird mich nicht hören, ohne zu weinen: wenn man dort liebt, warum ſollte man dort nicht weinen? Giebt es bittere Thränen, ſo giebt es auch ſüße. . . . Alsdann neigte ſie ihren Kopf an meinen Hals, häufige Zähren entrannen ihr, und ſie ſetzte hinzu: Leben Sie wohl, meine Freundin! Wer wird Ihre Leiden theilen, wenn ich nicht mehr lebe? Wer? wer? . . . ach! geliebte Freundin, wie beklage ich Sie! Ich gehe weg, ich fühle, ich gehe weg. Wenn Sie glücklich wären, wie ungern ſtürbe ich!

Ihr Zuſtand erſchreckte mich. Ich redete mit der Superiorin darüber. Ich wollte, daß man ſie ins Krankenhaus bringen, daß man ſie der Beywohnung des Gottesdienſtes, und anderer mühſamen Verrichtungen des Hauſes überheben ſollte; aber man antwortete mir allemal: es hätte nichts zu bedeuten, dieſe Ohnmachten würden vorübergehn, auch wenn man ſie allein ließe. Auch war die liebe Schweſter

Urſu-

Urſula ſehr eifrig in Erfüllung aller Pflichten des gewöhnlichen Kloſterlebens. Eines Tages kam ſie, nach den Metten denen ſie beygewohnt hatte, nicht zum Vorſchein; ich glaubte gleich, es müßte ihr ſehr ſchlimm ſeyn. So bald der Gottesdienſt aus war, flog ich zu ihr. Ich fand ſie auf ihrem Bette ganz ausgekleidet; ſie ſagte zu mir: Sind Sie da, meine Freundin? Ich dachte wohl, Sie würden nicht ſäumen zu kommen; ich erwartete Sie. Ich war wohl recht ungeduldig, Sie kommen zu ſehn! Meine Ohnmacht iſt ſo ſtark geweſen, und hat ſo lange gedauert, daß ich geglaubt habe, ich würde darin verſinken, und Sie nimmer wieder ſehn. Da nehmen Sie den Schlüſſel zu meinem Betkämmerchen. Machen Sie den innern Schrank auf, nehmen Sie ein kleines Brettchen weg, das die Schublade in zwey Theile ſcheidet, dahinter werden Sie ein Päckchen mit Papieren finden. Ich habe mich niemals entſchlieſſen können, mich davon zu trennen, wie gefährlich es auch war, es aufzube-

wahren, was für Schmerz ich auch empfand, darin zu lesen. Ach! die Schrift darauf ist fast ganz durch meine Thränen verlöscht! Wenn ich nicht mehr bin, so verbrennen Sie die Papiere. . . . Sie war so schwach und erdrückt, daß sie nicht zwey Worte dieser Rede hinter einander hervorbringen konnte. Sie stockte bei jeder Sylbe, und sprach dann so leise, daß ich Mühe hatte sie zu vernehmen, obgleich mein Ohr beynah an ihrem Munde hing. Ich nahm den Schlüssel, ich wies mit dem Finger nach dem Bettkämmerchen, und sie winkte mir Ja! mit dem Kopfe. Im Vorgefühl, ich würde sie verlieren, und überzeugt, ihre Krankheit sey entweder Folge der meinigen, oder des Schmerzes den sie ihr verursacht, oder der Mühe die sie sich mit meiner Verpflegung gegeben hatte, fing ich an zu weinen, und mein Jammer brach mit unaufhaltsamer Macht aus. Ich küßte ihr die Stirn, die Augen, das Gesicht, die Hände, ich bat sie um Verzeihung. Sie war dabey ganz zerstreut, hörte mich nicht, und eine ihrer

Hände ſtreichelte mir das Geſicht und liebkoſte mich. Ich glaube ſie ſah mich nicht mehr, vielleicht dachte ſie ſogar daß ich hinausgegangen wäre, denn ſie rief mich: Schweſter Suſanne! — Ich ſagte zu ihr: Hier bin ich. — Was iſt die Uhr? — Halb zwölf. — Halb zwölf? Gehn Sie zum Eſſen, gehn Sie, und kommen dann gleich wieder. ... Es läutete zum Eſſen; ich mußte ſie verlaſſen. Als ich an der Thür war, rief ſie mich wieder zurück. Ich kehrte um. Sie ſtrengte ſich etwas an, ihr Geſicht zu mir zu neigen; ich küßte es. Sie ergriff meine Hand, ſie hielt ſie feſt und drückte ſie; es ſchien, als wollte, als könnte ſie ſich nicht von mir trennen. Ach! es muß doch geſchehen, ſagte ſie, mich loslaſſend, Gott will es; leben Sie wohl, Schweſter Suſanne! Geben Sie mir mein Crucifix.... Ich reichte es ihr in die Hand, und ging.

Man war im Begriff vom Tiſch aufzuſtehn. Ich wandte mich an die Superiorin. Ich redete in Gegenwart aller Nonnen mit ihr von

der Gefahr, in der die Schweſter Urſula wäre; ich drang in ſie, ſie möchte ſich ſelbſt durch den Augenſchein davon überzeugen. Nun dann, ſagte ſie, man muß ſie ſehn! Sie ging darauf, von einigen andern begleitet, zu ihr; ich folgte ihnen; ſie traten in ihre Zelle, und . . . die arme Schweſter war nicht mehr! Sie lag ausgeſtreckt auf ihrem Bette, ganz angekleidet, Augen und Mund geſchloſſen, und das Chriſtusbild in ihren Armen. Die Superiorin ſah ſie kalt an, und ſagte: Sie iſt todt. Wer hätte ſie ihrem Ende ſo nahe geglaubt? Es war ein vortreffliches Mädchen. Man gehe hin, läute für ſie, und mache daß ſie begraben werde!

Ich blieb allein an ihrem Kopfkiſſen. Ich bin auſſer Stande Ihnen meinen Schmerz zu beſchreiben; aber ich beneidete ihr Schickſal. Ich nahte mich ihr, ich weinte Thränen auf ſie, ich küßte ſie verſchiednemal, und zog ihre Bettdecke über ihr Geſicht, deſſen Züge ſich ſchon zu verändern anfingen. Hierauf war ich

bedacht zu vollbringen, was ſie von mir verlangt hatte. In dieſer Beſchäftigung nicht unterbrochen zu werden, wartete ich, bis Alle beym Gottesdienſte waren. Ich öffnete das Betkämmerchen; nahm das Brettchen heraus, und fand eine ziemlich beträchtliche Rolle Pare, die ich noch am nämlichen Abend verbrannte. Meine junge Freundin war immer ſchwermüthig geweſen; ich erinnere mich nicht daß ich ſie je, auſſer ein einziges Mal in ihrer Krankheit, lächeln geſehn hätte.

Da war ich nun allein, in dieſem Hauſe, in der Welt; denn ich kannte kein Weſen, das an mir Antheil nahm. Ich hatte nicht weiter vom Herrn Manouri reden gehört; ich ſetzte voraus, er ſey entweder durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt, oder habe, von Vergnügungen und Beſchäftigungen zerſtreut, ſich die Dienſtanerbietungen, die er mir gethan, aus dem Gedächtniſſe kommen laſſen, und ich nahm ihm Das auch nicht übel. Mein Character neigt ſich überhaupt zur Nachſicht; ich kann

Alles vergeben, nur Ungerechtigkeit, Undankbarkeit und Unmenſchlichkeit nicht. Demnach entſchuldigte ich ihn ſo gut ich konnte, ihn, wie alle Weltleute, die mir ſo viel lebhaften Antheil, während mein Proceß anhängig war, bewieſen hatten, und für die ich jetzt nicht mehr da zu ſeyn ſchien. Auch Sie, mein Herr Marquis, entſchuldigte ich, und hatte alle Hoffnung aufgegeben, als unſre Kirchenvorſteher einen Beſuch im Hauſe abſtatteten.

Sie kommen herein, ſie durchwandern die Zellen, ſie befragen die Nonnen, ſie laſſen ſich Rechenſchaft von der geiſtlichen und zeitlichen Verwaltung ablegen, und ſetzen, was in Unordnung war, zurecht, oder vermehren die Unordnung, je nach dem Geiſte, den ſie zu ihren Verrichtungen mit ſich bringen. Ich ſah alſo den rechtſchaffenen und barſchen Herrn Hebert, mit ſeinen zwey jungen und mitleidigen Acolyten, wieder. Sie erinnerten ſich wahrſcheinlich des bejammernswürdigen Zuſtandes, in dem ich einſt vor ihnen erſchienen war; ihre Augen

füllten ſich mit Thränen, und ich bemerkte Rührung und Freude an ihnen. Herr Hebert ſetzte ſich, und ließ mich ihm gegenüber ſitzen; ſeine zwey Gehülfen ſtanden hinter ſeinem Stuhle, mit auf mich gehefteten Blicken. Herr Hebert ſagte zu mir: Nun, Schweſter Suſanne, wie begegnet man Ihnen jetzt? — Ich antwortete ihm: Mein Herr, man vergißt mich. — Desto beſſer! — Das iſt auch Alles, was ich wünſche. Ich hätte aber eine wichtige Gewogenheit von Ihnen zu erflehn, die, daß Sie die Mutter Superiorin herrufen laſſen. — Und warum? — Weil, wenn es geſchehen ſollte, daß irgend Jemand eine Klage gegen ſie anbrächte, ſie nicht unterlaſſen würde, mich für die Anklägerin zu halten — Ich verſtehe Sie; aber ſagen Sie immer, was Sie von ihr wiſſen. — Mein Herr, ich bitte Sie inſtändigſt, ſie rufen zu laſſen, damit ſie ſelber Ihre Fragen und meine Antworten darauf höre. — Reden Sie immer heraus. — Ehrwürdiger Herr, Sie wollen mich unglück-

lich machen. — Nein, fürchten Sie nichts. Von dieſem Augenblicke an, hat ſie keine Gewalt mehr über Sie. Ehe dieſe Woche vergeht, werden Sie nach Sainte-Eutrope bey Arpajon verſetzt. Sie haben einen guten Freund. — Einen guten Freund, mein Herr? Ich wüßte nicht, daß ich Einen hätte. — Es iſt ihr Anwald. — Herr Manouri? — Er ſelbſt. — Ich glaubte nicht, daß er ſich meiner noch erinnerte. — Er hat Ihre Schweſtern beſucht; er iſt beym Herrn Erzbiſchofe, beym Erſten Präſidenten, bey allen, ihrer Frömmigkeit halber bekannten, Perſonen geweſen; er hat Ihnen eine Ausſtattung in dem eben von mir genannten Hauſe ausgemittelt, und Sie werden nur noch eine ſehr kurze Friſt hier bleiben. Folglich, wenn Sie von irgend einer Unordnung Kenntniß haben, ſo können Sie mich davon unterrichten, ohne ſich weitern Unannehmlichkeiten auszuſetzen; und ich befehle es Ihnen hiemit, kraft des heiligen Gehorſams. — Ich kenne keine. — Wie? man hätte

einiges Maaß gegen Sie beobachtet, seitdem Sie Ihren Proceß verloren haben? — Man hat geglaubt und glauben müssen, daß ich einen Fehler begangen, gegen meine Gelübde einzukommen, und hat mich Gott deshalb um Verzeihung bitten lassen. — Aber die Umstände dieses Umverzeihungbittenlassens möchte ich eben gern wissen. Indem er dieß sagte, schüttelte er den Kopf, runzelte die Augenbraunen, und ich sah, es hinge nur von mir ab, auf die Superiorin wieder einige Streiche der Kirchenzucht zurückfallen zu lassen, die sie über mich verhängt hatte; allein dahin ging meine Absicht nicht. Der Archidiaconus merkte wohl, er würde nichts erfahren; er begab sich also weg, und empfahl mir geheim zu halten, was er mir über meine Versetzung nach Sainte-Entrope bey Arpajon gesagt hatte. Als der gute Mann Hebert allein den Gang herunter ging, kehrten seine beyden Gehülfen wieder um, und grüßten mich mit einer sehr zuneigungsvollen und freundlichen Miene. Ich weiß nicht, wer

ſie ſind; jedoch Gott wolle ihnen den zärtlichen und erbarmenden Character erhalten, der in ihrem Stande ſo ſelten iſt, und der doch ſo ſehr der Character aller ſeyn ſollte, die Vertraute der Schwächen der Menſchheit, und Vertreter derſelben vor der Barmherzigkeit Gottes ſind. Ich glaubte Herrn Hebert damit beſchäftigt, irgend eine andre Nonne zu tröſten, zu befragen, oder zu ermahnen, als er wieder in meine Zelle trat. Er ſagte zu mir: Woher kennen Sie Herrn Manouri? — Durch meinen Proceß. — Wer hat ihn Ihnen zugewieſen? — Die Frau Präſidentin. — Sie haben, während des Verlaufs Ihres Proceſſes, oftmals Unterredungen mit ihm halten müſſen. — Nein, mein Herr, ich habe ihn wenig geſehen. — Wie haben Sie ihn denn unterrichtet? — Durch einige Aufſätze von meiner Hand. — Beſitzen Sie Abſchriften davon? — Nein, mein Herr. — Wer ſtellte ihm dieſe Aufſätze zu? — Die Frau Präſidentin. — Woher kannten Sie die? — Ich kannte ſie durch die Schweſter

Urſula, meine Freundin und eine Verwandtin von ihr. — Sie haben Herrn Manouri ſeit dem Verluſte Ihres Proceſſes wiedergeſehen? — Nein, mein Herr. — Haben Sie ihm nicht geſchrieben? — Nein, mein Herr. — Er wird Sie ohne Zweifel von Dem benachrichtigen, was er für Sie gethan hat. Ich befehle Ihnen, ihn nicht im Sprachzimmer zu ſehn, und wenn er Ihnen ſchreibt, es ſey grade zu oder durch Umwege, mir ſeinen Brief zu ſenden, ohne ihn aufzumachen; verſtehen Sie mich? ohne ihn aufzumachen! — Ja, mein Herr, und ich werde Ihnen gehorchen.... Ich läugne nicht: dieß Mistrauen Herrn Heberts, es mochte nun mich oder meinen Wohlthäter angehen, verwundete mich.

Herr Manouri kam noch am nämlichen Abend nach Longchamp: ich hielt dem Archidiaconus Wort; und ſchlug es aus, mit ihm zu reden. Am andern Tage ſchrieb er mir durch ſeinen Abgeordneten, ich empfing ſeinen Brief, und ſchickte ihn, ohne ihn zu eröffnen, an

Herrn Hebert. Es war an einem Dienſtage, ſo viel ich mich erinnere. Ich erwartete lange, mit Ungeduld, die Wirkung des Verſprechens des Archidiaconus, und der Verwendungen des Herrn Manouri. Der Mittewochen, der Donnerstag, der Freytag gingen hin, ohne daß ich wieder Etwas hörte. Wie lang deuchten mich dieſe Tage! Ich zitterte, irgend ein Hinderniß möchte ſich aufgethan haben, das Alles wieder rückgängig gemacht hätte. Freylich gelangte ich nicht wieder zu meiner Freyheit, ich veränderte aber doch das Haus; und Das war immer Etwas. Eine erſte glückliche Begebenheit läßt in uns die Hoffnung einer zweyten aufkeimen; und vielleicht iſt Das der Urſprung des Sprichworts: daß Ein Glück niemals allein kömmt.

Ich kannte die Gefährtinnen, die ich verließ; es war daher leicht vorauszuſehen, daß ich Etwas dabey gewinnen würde, mit andern Gefangenen zu leben; die, wie ſie auch geſinnt ſeyn mochten, doch nicht boshafter und übel-

wollender gegen mich ſeyn konnten, als meine gegenwärtigen. Am Sonnabend Morgen, um neun Uhr, entſtand eine groſſe Bewegung in unſerm Hauſe. Es bedarf nur einer Kleinigkeit, Nonnenköpfe in Feuer zu ſetzen. Man ging, man kam, man flüſterte mit einander; die Thüren der Schlafzimmer öffneten ſich, und wurden wieder zugemacht: wie Sie aus dem bisherigen erſehen haben müſſen, das Zeichen unvermutheter Veränderungen, die in einem Kloſter vorgehn. Ich war allein in meiner Zelle; ich wartete; das Herz klopfte mir; ich horchte an der Thür; ich ſah durch mein Fenſter; ich ging auf und ab, ohne zu wiſſen was ich that; ich ſagte zu mir ſelbſt, lautaufzitternd vor Freude: Man kömmt mich zu holen; ein Augenblick, ſo werde ich nicht mehr hier ſeyn! . . . und ich täuſchte mich nicht.

Zwey unbekannte Geſtalten erſchienen mir; eine Nonne und die Schweſter Aufwärterin von Arpajon. Sie eröffneten mir durch ein Paar Worte den Gegenſtand ihres Beſuchs.

Ich raffte, in verwirrungsvoller Eile, meine kleinen Siebensachen zuſammen; und warf ſie, Sack und Pack, in die Schürze der Aufwärterin, die ſie in ein Bündel legte. Die Superiorin verlangte ich nicht zu ſehn; Schweſter Urſula lebte nicht mehr; ich verließ Niemanden. Ich ging hinunter; man öffnete mir die Thür, nachdem man, was ich mit mir nahm, unterſucht hatte; ich ſtieg in einen Wagen, und weg war ich.

Der Archidiaconus und ſeine zwey jungen Geiſtlichen, die Frau Präſidentin von ***, und Herr Manouri, erwarteten mich bey meiner neuen Superiorin, wo man ſie von meiner Abfahrt benachrichtigte. Unterwegens machte mich die Nonne mit der Beſchaffenheit des Hauſes bekannt, in das ich käme, und die Aufwärterin ſchloß jede lobpreiſende Redensart, die man mir vorſagte, mit dem Ausrufe: Es iſt die lautere Wahrheit! . . . Sie wünſchte ſich Glück, daß die Wahl ſie getroffen hätte, mich abzuholen; und wollte meine Freundin

ſeyn; demnach vertraute ſie mir einige Heimlichkeiten an, und gab mir einigen Rath über mein künftig zu beobachtendes Betragen, Rath der wohl tauglich für ſie, für mich aber nicht gemacht war. Ich weiß nicht, ob Sie das Kloſter von Arpajon geſehen haben. Es iſt ein großes viereckigtes Gebäude, deſſen eine Seite nach der großen Heerſtraße, und die andre nach dem Felde und Garten zu gerichtet iſt. In jedem Fenſter der Antlitzſeite, lagen eine, zwey, oder drey Nonnen; dieſer einzige Umſtand belehrte mich mehr über die im Hauſe herrſchende Ordnung, als Alles, was die Nonne und ihre Gefährtin mir darüber geſagt hatten. Man kannte wahrſcheinlich den Wagen, in dem wir ankamen; denn im Augenblicke verſchwanden dieſe ſämmtlichen verſchleyerten Köpfe, und ich langte an der Thür meines neuen Gefängniſſes an. Die Superiorin kam mir mit offenen Armen entgegen, küßte mich, nahm mich bey der Hand, und führte mich in den Saal der Gemeinde, wo einige Nonnen, früher als

ich, hereingekommen waren, und andre ſogleich herbeyeilten.

Dieſe Superiorin heißt: Madame ***. Ich kann mir die Luſt nicht verſagen, Ihnen, ehe ich weiter fortfahre, ihr Bild zu entwerfen. Sie iſt eine kleine, kugelrunde, indeß, in ihren Bewegungen, ſchnelle und lebhafte Frau; ihr Kopf iſt unruhig auf ihren Schultern; in ihrem Anzuge iſt immer etwas Verkehrtes; von Geſicht ſieht ſie weder gut noch ſchlecht aus; ihre Augen, deren eines, das rechte, etwas höher und größer als das andre iſt, ſind voll Feuer und zerſtreut; wenn ſie geht, ſchlenkert ſie mit den Händen vorwärts und rückwärts. Will ſie reden, ſo öffnet ſie ihren Mund, ehe ſie noch ihre Begriffe geordnet hat; auch ſtammelt ſie ein wenig. Sitzt ſie, ſo rückt ſie auf ihrem Stuhle hin und her, als ob etwas ſie ſtäche; ſie vergißt aller Wohlanſtändigkeit; hebt ihren Vorderſchleyer auf, um ſich die Haut zu reiben, kreuzt die Beine über einander; ſie fragt Sie, Sie antworten ihr, und ſie hört nicht auf Sie,

bleibt ganz kurz in ihrer Rede ſtehn und weiß nicht woran ſie iſt, wird böſe, und nennt Sie ein dummes Vieh, einen Einfaltspinſel, vor den Kopf geſchlagen, wenn Sie ihr nicht wieder einhelfen können; bald iſt ſie vertraut bis zum Duzen, bald gebieteriſch und ſtolz bis zur Verachtung, aber ihre Augenblicke von Würde ſind kurz; reihernm iſt ſie mitleidig und hart; ihr immer verzerrtes Geſicht zeigt das Unzuſammenhängende ihres Geiſtes, und die Ungleichheit ihres Characters. Auch wechſelten immerfort Ordnung und Unordnung im Hauſe ab. Es gab Tage, wo Alles bunt durcheinander lief, die Koſtgängerinnen als Novizen, die Novizen als Koſtgängerinnen behandelt wurden, wo eine der andern aufs Zimmer rennte, wo man Thee, Caffe, Chocolade, geiſtige Getränke gemeinſchaftlich ſchlampampte, wo der Gottesdienſt mit einer unglaublichen Schnelligkeit abgefertigt ward. Mitten unter dem Getümmel aber veränderte ſich manchmal plötzlich der Superiorin Geſicht; die Glocke läutete; man ſchloß

ſich ein, zog ſich zurück, die tiefſte Stille folgte auf den Lärmen, auf Geſchrey und Geräuſch; ſo daß man Alles auf Einmal für todt halten konnte. Verſah es alsdann eine Nonne in der geringſten Kleinigkeit, ſo ließ die Superiorin ſie in ihre Zelle kommen, fuhr ſie hart an, befahl ihr ſich zu entkleiden, und ſich zwanzig Geiſſelſtreiche zu geben; die Nonne mußte gehorchen, zog ſich aus, und peitſchte ſich. Kaum aber hatte ſie ſich einige Streiche gegeben, ſo war die Superiorin wieder mitleidig, riß ihr das Werkzeug der Buße aus der Hand, fing an zu weinen, jammerte, wie unglücklich ſie ſey ſtrafen zu müßen, küßte ihr die Stirn, die Augen, den Mund, die Schultern, liebkoſte ihr, lobte ſie. Ach! was du für eine weiche, ſanfte Haut haſt! Wie ſchön rund! Welchen ſchönen Hals! welchen ſchönen Nacken!... Schweſtar Sainte-Auguſtine, biſt du nicht ein Närrchen dich zu ſchämen? Laß doch das Hemde fallen! Ich bin ja eine Frau und deine Superiorin! Der ſchöne Buſen! Wie er drall iſt!

Was? ich ſollte zugeben, daß der durch Stacheln zerriſſen würde? Nein, Nein, das muß nicht ſeyn. . . . Dann küßte ſie ſie wieder, hob ſie auf, kleidete ſie ſelbſt wieder an, ſagte ihr die angenehmſten Dinge, überhob ſie der Beywohnung des Gottesdienſts, und ſchickte ſie in ihre Zelle zurück. Man iſt ſehr übel mit ſolchen Weibern daran; nie weiß man, was ihnen gefallen oder misfallen wird, was man vermeiden oder thun ſoll; es giebt nichts feſtgeſetztes; entweder wird man üppig gepflegt, oder ſtirbt vor Hunger; die Haushaltung geräth in Verwirrung; Vorſtellungen werden entweder übel aufgenommen, oder ſie kehrt ſich nicht daran; man iſt Superiorinnen von dieſem Character immer zu nahe oder zu fern; es giebt keinen wahren Abſtand noch Maaß; man fällt bey ihnen von der Ungnade in die Gnade, oder von der Gnade in die Ungnade hinein, ohne daß man wüßte, wie oder warum? Soll ich Ihnen, an einem kleinen Umſtande, ein Beyſpiel von der ganzen Art ihrer Ver-

waltung geben? Zweymal im Jahre rannte ſie von Zelle zu Zelle, und ließ alle Flaſchen mit geiſtigen Getränken, die ſie darin fand, aus dem Fenſter ſchütten, dann ſchickte ſie, vier Tage nachher, ſelbſt wieder welche an die meiſten Nonnen herum. So war es mit der neuen Superiorin beſchaffen, der ich das feyerliche Gelübde des Gehorſams ablegen mußte; denn wir erneuern jedesmal das Gelübde, wenn wir in ein neues Haus treten.

Ich betrat das Kloſter an ihrer Hand. Sie führte mich, indem ſie mich mitten um den Leib geſchlungen hatte. Man trug einen Nachtiſch von Früchten, Marzipan und Confect auf. Der ehrenfeſte Archidiaconus fing an, ſich über mein Lob auszubreiten, das ſie mit einem: Man hat Unrecht gehabt! man hat Unrecht gehabt! ich weiß es! unterbrach. . . . Der ehrenfeſte Archidiaconus wolte fortfahren, und die Superiorin unterbrach ihn abermals: Wie haben ſie ſie nur fahren laſſen können? Sie iſt ja die Beſcheidenheit und die Sanftmuth

ſelbſt! Man ſagt ſie ſoll voller Talente ſeyn. . . . Der ehrenfeſte Archidiaconus wollte wieder anfangen, wo er ſeine Rede gelaſſen hatte; die Superiorin unterbrach ihn aufs neue, mir ins Ohr ziſchelnd: Ich mag Sie für mein Leben gern leiden! Wenn die Schulfüchſe weg ſind, ſo laſſe ich die Schweſtern kommen, und Sie müſſen uns ein kleines Lied ſingen: nicht wahr? . . . Mich wandelte eine Luſt zu lachen an; der ehrenfeſte Herr Hebert kam ein wenig aus der Faßung; ſeine beyden jungen Gehülfen ſchmunzelten über ſeine und meine Verlegenheit. Jetzt kehrte Herr Hebert wieder zu ſeinem Character, ſeinen gewohnten Manieren zurück, und befahl ihr rauh, ſich niederzuſetzen und zu ſchweigen. Sie ſetzte ſich. Alles aber war ihr nun nicht recht; ſie quälte ſich auf ihrer Stelle, krazte ſich den Kopf, legte ihr Kleid zurecht wo es nicht in Unordnung war, gähnte, und unterdeß perorirte der Archidiaconus ſehr vernünftig über das Haus, das ich verlaſſen hätte, über die Unannehmlichkeiten

die ich darin erfahren, über das neue in das ich einträte, über die Verbindlichkeit, welche ich denjenigen ſchuldig wäre die mir geholfen hätten. Bey dieſer Stelle ſah ich Herrn Manouri an; er ſchlug die Augen nieder. Darauf ward die Unterhaltung allgemeiner; das beſchwerliche, der Superiorin auferlegte Stillſchweigen, hörte auf. Ich nahte mich Herrn Manouri, dankte ihm noch einmal für die Gefälligkeit, die er gegen mich gehabt, ich zitterte, ich ſtammelte, ich wußte nicht, wie ſehr ich ihm meine Erkenntlichkeit darlegen ſollte. Meine Verſtörtheit, meine Verwirrung, meine Rührung (denn ich war wahrhaftig gerührt), Thränen mit Freude vermiſcht, mein ganzes Bezeigen, drückte meine Empfindung ſtärker, als Worte aus. In ſeiner Antwort war nicht viel mehr Ordnung, als in meiner Rede; er ſchien eben ſo verwirrt wie ich. Ich weiß nicht genau was er zu mir ſagte; ſo viel verſtand ich, daß es Belohnung genug für ihn ſey, wenn er die Härte meines Schickſals hätte mildern können;

daß er ſich Deſſen, was er für mich gethan, mit noch mehr Vergnügen als ich ſelbſt erinnern würde; daß es ihm ſehr leid thäte, wenn ſeine Beſchäftigungen, die ihm faſt nie vom Pariſer Gerichtshofe wegließen, ihm nicht oft verſtatten ſollten, das Kloſter von Arpajon zu beſuchen; er hoffte aber von dem Herrn Archidiaconus, und der Frau Superiorin, die Erlaubniß zu erhalten, ſich dann und wann nach nach meiner Geſundheit und Lage erkundigen zu dürfen. Der Archidiaconus hörte Das nicht; die Superiorin aber antwortete: Mein Herr, ſo oft Sie wollen; ſie wird alles thun, was Ihnen angenehm ſeyn kann; wir wollen ſuchen ihr hier das Herzeleid zu vergüten, das man ihr dort verurſacht hat. — Und hierauf ganz leiſe zu mir: Du haſt alſo viel ausgeſtanden, mein Kind? Wie haben aber die Weſen in Longchamp es übers Herz bringen können, Dich zu mißhandeln? Ich habe Deine Superiorin gekannt, wir ſind zuſammen in Port-Royal geweſen; ſie war ſchon damals unſer

Leuteſchen. Nun, wir werden Zeit haben, uns einander zu ſprechen, Du ſollſt uns das Alles erzählen. . . . Indem ſie dieß ſagte, nahm ſie eine meiner Hände, und gab ſolcher in Eins weg kleine Schläge mit der ihrigen. Die jungen Geiſtlichen machten mir gleichfalls ihr Compliment. Es war ſpät. Herr Manouri nahm Abſchied von uns; der Archidiaconus und ſeine Gehülfen gingen zu Herrn ***, dem Beſitzer von Arpajon, wo ſie eingeladen waren, und ich blieb allein mit der Superiorin; aber nicht auf lange Zeit. Alle Nonnen, alle Novizen, alle Koſtgängerinnen liefen, eine durch die andre, herbey; in einem Hui war ich von hundert Perſonen umringt. Ich wußte nicht, welche davon ich anhören, welcher ich antworten ſollte; es waren Geſtalten aller Art, und Reden von allerley Ton; indeß merkte ich, daß man weder mit meinen Antworten unzufrieden war, noch an meiner Perſon Mißfallen fand.

Als dieſe läſtige Zuſammenkunft eine Zeitlang gedauert hatte, und der erſten Neugier

Gnüge geſchehen war, verlief ſich der Schwarm; die Superiorin ſchickte die übrigen fort, und ging mit mir, um mich ſelbſt in meine Zelle einzuführen. Sie bewillkommte mich darin, nach ihrer Weiſe, zeigte mir das Betkämmerchen und ſagte: Hier ſoll meine kleine liebe Freundin zu Gott beten, und wir wollen ihr ein Kiſſen auf den Schemel legen, daß ſie ihren Knielein nicht wehe thut. Kein Weihwaſſer in dem Becken? Schweſter Dorchen muß doch immer was vergeſſen! Verſuchen Sie einmal den Lehnſtuhl, ſehn Sie ob er Ihnen bequem iſt! . . . Und indem ſie Das ſagte, ſetzte ſie ſelbſt mich darauf nieder, bog mir den Kopf auf das Rückenpolſter zurück, und küßte mir die Stirn. Drauf ging ſie ans Fenſter, zu ſehn, ob die Gitter ſich auch leicht aufziehn und herunterlaſſen lieſſen, trippelte an mein Bett, zog die Vorhänge davon hin und her, ob ſie gut zugingen; unterſuchte die Decken, ſie waren gut! nahm den Kopfwulſt, polſterte ihn auf, ſagte: Lieb Köpfchen wird darauf wohl

ruhn; sein sind diese Bettlacken nicht, aber sie sind nun einmal so im Hause; die Matratzen sind gut. . . . Nach diesem kam sie auf mich zu, umarmte mich, und verließ mich. O das närrische Geschöpf! sagte ich während dieses Auftritts zu mir selbst, und machte mich auf gute und böse Tage gefaßt.

Nun richtete ich mich in meiner Zelle ein, und wohnte dem Abendgottesdienste, dem Abendessen, und der darauf folgenden Erholungsstunde bey. Einige Nonnen näherten sich mir, andere entfernten sich; jene rechneten auf meinen Schutz bey der Superiorin, diese waren schon wegen der Vorliebe beunruhigt, die sie mir eingeräumt hatte. Diese ersten Augenblicke verflossen in wechselseitigen Lobsprüchen, in Fragen über das Haus das ich verlassen hatte. Man fing an, meinen Character, meine Neigungen, meinen Geschmack, meinen Geist auszuforschen. In den Klöstern ist das Erste, daß Einem überall gleich auf den Zahn gefühlt wird; es ist eine ununterbrochne Folge von lauter kleinen Fallen,

die gelegt, und aus denen die richtigſten Folgerungen hergeleitet werden. Zum Exempel: Es wird ein verläumderiſches Wörtchen hingeworfen, und man ſieht Sie darauf an; eine Geſchichte wird begonnen, und erwartet, ob Sie die Fortſetzung derſelben begehren, oder fallen laſſen; bringen Sie etwas ganz Alltägliches vor, ſo wird es allerliebſt gefunden, ob man gleich wohl weiß, daß dem nicht alſo iſt; Sie werden abſichtlich gelobt oder getadelt; man ſucht Ihre geheimſten Gedanken zu belauſchen; Fragen geſchehn an Sie über die Bücher die Sie leſen; man bietet Ihnen geiſtliche oder weltliche an; man bemerkt Ihre Wahl; Sie werden zu leichten Uebertretungen der Regel eingeladen; es geſchehn Ihnen Eröffnungen über Dieß und Jenes; es wird ein Wort über die Laune der Superiorin hingeworfen; Alles wird geſammelt und wiedererzählt; Ihre Geſinnungen über die Sitten, über das geiſtliche Leben, über die Welt, über das Kloſterweſen, kurz über Alles und Jedes, werden

ausgefallen. Aus diesen wiederholt angestellten Erfahrungen ergiebt sich endlich ein Beiwort, das Ihre Eigenschaften ausdrückt, und Ihrem Namen als Zuname mitgegeben wird; so ward ich Sainte-Suſanne die Zurückhaltende getauft.

Am ersten Abend besuchte mich die Superiorin. Sie kam, als ich mich eben auskleidete, nahm mir selbst meinen Kopf- und Brustschleyer ab, setzte mir die Nachthaube auf, zog mich völlig aus. Sie ließ hunderterley süße Reden an mich ergehn, machte mir tausend Liebkosungen, die mich ein wenig in Verlegenheit setzten; ich weiß nicht warum? Denn ich und sie hatten kein Arges darunter; und was hätten wir auch, selbst wenn ich jetzt noch darüber nachdenke, darunter haben sollen? Unterdessen redete ich darüber mit meinem Beichtvater, der diese Vertraulichkeit, welche mir unschuldig vorkam, und noch jetzt vorkömmt, in einem höchst strengen Tone behandelte, und mir endlich untersagte, mich dazu herzugeben.

Sie küßte mir den Hals, die Schultern, die Arme; lobte meine Völligkeit und meinen Wuchs, brachte mich zu Bett; hob meine Decke von beyden Seiten auf, küßte mir die Augen, zog die Vorhänge zu, und ging weg. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß sie voraussetzte ich müsse ermüdet seyn, und mir erlaubte, so lange im Bette zu bleiben als ich wollte.

Ich bediente mich ihrer Erlaubniß. Dieß ist, glaube ich, die einzige gute Nacht gewesen, die ich im Kloster zugebracht habe. Des folgenden Tages, gegen neun Uhr, hörte ich leise an meine Thür klopfen. Ich war noch im Bette, ich antwortete, und eine Nonne kam herein, die ziemlich übellaunigt zu mir sagte: es sey schon spät, die Mutter Superiorin frage nach mir. Ich stand auf, zog mich eiligst an, und ging. Guten Morgen, mein Kind! sagte sie zu mir, wohl geschlafen diese Nacht? Ich habe hier Caffe, der schon seit einer Stunde Ihrer warter; ich denke, er soll gut seyn: neh-

men Sie geſchwind, und dann wollen wir zuſammen ſchwatzen. . . . Unterdeſſen breitete ſie ein Tuch über den Tiſch, ſteckte mir ein andres um den Hals, ſchenkte mir Caffe, und warf Zucker hinein. Die andern Nonnen thaten unter ſich ein Gleiches. Indeß ich frühſtückte, unterhielt ſie mich über meine Gefährtinnen, ſchilderte ſie mir wie es ihre Ab- oder Zuneigung eingab, erzeigte mir tauſend Liebes, that hundert Fragen an mich, über das Haus das ich verlaſſen hatte, über meine Eltern, über die Unannehmlichkeiten die ich erfahren, lobte, tadelte, wie ihre Grille es mit ſich brachte, hörte niemals meine Antwort ganz aus. Ich widerſprach ihr nicht; ſie war zufrieden mit meinem Witze, mit meinem Verſtande, und mit meiner Beſcheidenheit. Während deſſen kam eine Nonne, eine zweite, eine dritte, eine vierte, eine fünfte; man ſprach von den Canarienvögeln der Mutter Superiorin, von der Nervenſchwäche einer Schweſter, von allen kleinen Lächerlichkeiten derer, die nicht zugegen waren;

man ward luſtig. In einem Winkel der Zelle ſtand ein Spinett; aus Zerſtreuung that ich einen Griff darauf: denn, als ganz neue Ankömmlingin im Hauſe, und da ich Diejenigen nicht kannte, über die es hergieng, unterhielten dieſe Scherzreden mich nicht ſehr, und würden mich, auch wenn ich mehr davon verſtanden, nicht mehr unterhalten haben. Gut zu ſpotten, erfordert viel Geiſt; und wer hat nicht ſeine lächerliche Seite? Indem man lachte, durchlief ich einige Accorde; nach und nach zog ich die Aufmerkſamkeit auf mich. Die Superiorin kam zu mir, gab mir einen kleinen Schlag auf die Schulter, ſagte: Nur zu, Sainte-Suſanne, mach' uns ein klein Vergnügen; erſt ſpiele, und dann ſing' uns ein Stückchen! Ich that, wie ſie ſagte, ſpielte einige Stücke durch, die ich in den Fingern hatte, präludirte aus dem Kopfe, und ſang dann ein Paar Verſe aus Mondonville's Pſalmen. Das iſt recht gut! ſagte die Superiorin, aber geiſtliche Sachen hören wir in der Kirche genug; wir ſind

allein, die hier sind meine Freundinnen, sie werden auch Deine Freundinnen seyn, sing' uns was Lustiges! — Einige Nonnen sagten: Sie weiß aber vielleicht nichts Anders, sie ist wohl noch ermüdet von der Reise, man muß sie schonen, vors erste kanns daran genug seyn. — Nein, nein, erwiederte die Superiorin, sie accompagnirt sich unvergleichlich, sie hat die schönste Stimme der Welt, (und wirklich ist meine Stimme artig genug, ob sie gleich mehr Richtigkeit Zartheit und Biegsamkeit, als Stärke und Umfang hat,) ich leide, nicht daß sie aufhört, ehe sie uns was Anders gesungen hat. — Die Reden der Nonnen hatten ein wenig meine Empfindlichkeit gereizt; ich antwortete also der Superiorin: Es macht den Schwestern kein Vergnügen mehr. — Aber mir macht es noch Vergnügen! — Die Antwort hatte ich vorhergesehn. Ich sang also ein ziemlich niedliches Liedchen, und Alle klatschten in die Hände, lobten mich, umarmten mich, liebkosten mich, baten mich um ein

zwey-

zweytes; lauter verſtellte, durch die Antwort der Superiorin veranlaßte Falſchheitchen, denn keine war unter ihnen, die mir nicht eine Nebenſtimme gewünſcht, und gern die Finger gelähmt hätte, wenn es ihr möglich geweſen wäre. Einige unter ihnen, die vielleicht nie in ihrem Leben Muſik gehört hatten, ließen ſichs beygehn, über meinen Geſang eben ſo lächerlichen als unluſtigen Tadel vorzubringen, der aber bey der Superiorin nichts verfing. Stille! ſagte ſie zu ihnen. Sie ſpielt und ſingt wie ein Engel, und ich will, daß ſie alle Tage zu mir kommen ſoll; ich konnte ehemals auch ein bischen ſpielen, ſie ſoll mich wieder in den Gang bringen. — Ach! Madame, ſagte ich, was man Einmal gewußt hat, kann man niemals ganz vergeſſen! — Sehr gern; laß mir deinen Platz. — Sie präludirte, ſpielte tolles, närriſches Zeug, unzuſammenhängend wie ihre Begriffe, aber ich ſah, durch alle Fehler ihrer Ausübung hindurch, daß ſie eine unendlich leichtere Hand hatte als ich. Ich ſagte ihr das

denn ich mag gern loben, und habe ſelten die Gelegenheit verſäumt es zu thun, wenn ichs mit Wahrheit konnte. Das thut mir ſelbſt ſo wohl! Die Nonnen verſchwanden, Eine nach der Andern, und ich blieb faſt allein mit der Superiorin, in Geſpräch über die Muſik. Sie ſaß, ich ſtand; ſie nahm mich bey den Händen, und ſagte zu mir, indem ſie mir ſie drückte: Du ſpielſt ſchön, aber Du haſt auch die ſchönſten Finger von der Welt! Sieh nur einmal, Schweſter Thereſe. — Schweſter Thereſe ſchlug die Augen nieder, erröthete, ſtammelte, indeß, mögen meine Finger ſchön ſeyn oder nicht, mochte die Superiorin mit ihrer Bemerkung Recht oder Unrecht haben, was that Das dieſer Schweſter? Die Superiorin umſchlang mich mitten um den Leib, und fand, ich hätte den niedlichſten Wuchs. Sie hatte mich an ſich gezogen, ſie ſetzte mich auf ihre Knie, ſie richtete mir den Kopf mit ihren Händen in die Höhe, und bat mich, ſie anzuſehen. Sie lobte meine Augen, meinen

Mund, meine Wangen, meine Farbe. Ich antwortete nichts, ſchlug die Augen nieder, und überließ mich, in aller Unſchuld, dieſen Liebkoſungen. Schweſter Thereſe war zerſtreut, unruhig, ging rechts und links herum, griff nach allem, ohne Etwas zu bedürfen, wußte nicht, wie ſie ſich haben wollte, blickte durch das Fenſter, glaubte Jemanden an die Thüre klopfen zu hören; ſo daß endlich die Superiorin zu ihr ſagte: Schweſter Thereſe, du kannſt weggehn, wenn Du lange Weile haſt. — Madame, ich habe keine lange Weile. Ich habe allerley mit dem Kinde hier zu ſprechen. — Das glaub' ich. — Ich möchte ihre ganze Geſchichte wiſſen. Wie ſoll ich die Leiden, die man ihr verurſacht hat, wieder gut machen, wenn ich ſie nicht kenne? Ich will, daß ſie mir ſie erzähle, und nichts davon auslaſſe. Ich bin gewiß, es wird mir das Herz zerreiſſen, und ich werde darüber weinen, aber daran liegt nichts. Sainte-Suſanne, wann werde ich Alles erfahren? — Madame, ſobald Sie befehlen. — Ich möchte Dich

gleich darum bitten, wenn wir Zeit dazu hätten. Was iſt die Glocke? — Schweſter Thereſe antwortete: Madame, es iſt fünf Uhr, und man wird bald zur Veſper läuten. — Sie mag immer anfangen. — Aber, Madame, Sie hatten mir ein Troſtſtündchen vor der Veſper verſprochen. Ich habe Gedanken, die mich beunruhigen; ich möchte meiner Mama gern mein Herz eröfnen. Käme ich in den Gottesdienſt, ehe Das geſchieht, ſo könnte ich nicht beten; ich würde zerſtreut ſeyn. — Mit Deinen Gedanken! antwortete die Superiorin. Nein, nein! Du biſt närriſch. Ich wette, ich weiß was es iſt; wir wollen morgen davon reden. — Ach, liebe Mutter! ſagte Schweſter Thereſe, warf ſich der Superiorin zu Füßen, und brach in Thränen aus. Laſſen Sie es doch gleich ſeyn! — Madame, ſagte ich zur Superiorin, und erhob mich von ihrem Schooß, auf dem ich ſitzen geblieben war, gewähren Sie meiner Schweſter doch, warum ſie bittet; laſſen Sie ihre Unruhe nicht

dauern. Ich will mich wegbegeben, ich werde immer Zeit haben, die Theilnahme zu befriedigen, die Sie so gütig sind, an mir zu nehmen; und Schwester Thereſe wird aufhören zu leiden wenn Sie ſie angehört haben. Ich machte eine Bewegung gegen die Thür, um herauszugehn, die Superiorin aber hielt mich an Einer Hand zurück. Die kniende Schweſter Thereſe hatte ſich der andern bemächtiget, küßte ſie, weinte, und die Superiorin ſagte zu ihr: Wahrhaftig, Schweſter Thereſe, Deine Unruhe wird mir ſehr beſchwerlich; ich habe Dirs ſchon geſagt, ſie mißfällt mir, ſie iſt mir läſtig, ich will nicht behelligt ſeyn. — Ich weiß es, aber ich bin nicht Meiſterin über meine Empfindungen; ich möchte gern und kann nicht. . . . — Derweile hatte ich mich wegbegeben, und die junge Schweſter bey der Superiorin gelaſſen. Ich konnte mich nicht enthalten, in der Kirche nach ihr zu ſehen. Ich bemerkte Spuren von Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit an ihr. Unſere Augen begegne-

ten ſich mehrmals; und es ſchien mir, als hätte ſie Mühe meinen Anblick auszuhalten. Die Superiorin war in ihrem Kirchenſtuhl eingeſchlafen.

Der Gottesdienſt ward in einem Augenblicke abgefertigt; das Chor kam mir nicht als der Ort des Hauſes vor, wo man am liebſten war. Man verließ es mit der Schnelligkeit und dem Geſchwätz einer Hecke Vögel, die aus ihrem Behältniſſe flattern, und die Schweſtern zerſtreuten ſich, eine zur andern, lachend, plaudernd. Die Superiorin verſchloß ſich in ihre Zelle, und Schweſter Thereſe verweilte lauſchend an der Schwelle der ihrigen, als wünſchte ſie auszuſpähn, wo ich bleiben würde. Ich ging in die meinige; die Zellenthür der Schweſter Thereſe ſchloß ſich erſt einige Zeit nachher, und ſchloß ſich leiſe. Es fiel mir ein, das junge Mädchen möchte wohl eiferſüchtig auf mich ſeyn, und vielleicht fürchten, daß ich ihr die Stelle rauben dürfte, die ſie in der Gunſt und Vertraulichkeit der Superiorin

einnahm. Ich beobachtete sie verschiedene Tage nach einander, und als ich mich, durch ihre kleinen Schmollereyen, ihre kleinen Besorgnisse, ihre Beharrlichkeit mir immer auf der Spur nachzugehen, mich zu beobachten, sich stets zwischen die Superiorin und mich zu drängen, unsere Unterredungen zu unterbrechen, meine Eigenschaften herabzusetzen, Fehler an mir aufzumutzen, noch mehr, durch ihre Blässe, ihren Schmerz, ihr Weinen, ihre in Unordnung gerathende Gesundheit und sogar Geistesverstörtheit, hinlänglich von meinem Argwohn überzeugt hatte, ging ich zu ihr, und sagte: Liebe Schwester, was ist Ihnen? — Sie antwortete mir nicht; meine Anrede setzte sie in Verwunderung, und brachte sie in Verlegenheit; sie wußte weder was sie sagen, noch was sie thun sollte. — Sie lassen mir nicht Gerechtigkeit wiederfahren, sagte ich. Seyn Sie wahr gegen mich. Sie fürchten, daß ich der Zuneigung, die unsere Superiorin zu mir gefaßt hat, mißbrauchen, daß ich Sie

aus ihrem Herzen entfernen werde. Seyn Sie darüber auſſer Sorgen; das iſt nicht in meinem Character. Wäre ich jemals glücklich genug, einige Herrſchaft über ihren Geiſt zu erhalten...— Ach, Sie werden alles erhalten, was Sie wünſchen. Sie liebt Sie, ſie thut jetzt eben das für Sie, was ſie anfangs für mich gethan hat. — Wohl! ſo ſeyn Sie gewiß, daß ich das Zutrauen, das ſie mir gewähren dürfte, nur anwenden werde, Sie noch mehr bey ihr beliebt zu machen. — Wird das von Ihnen abhängen? — Warum ſollte es das nicht? — Anſtatt mir zu antworten, fiel ſie mir um den Hals, und ſagte ſeufzend: Es iſt ja nicht Ihre Schuld! Das weiß ich wohl, das ſage ich mir jeden Augenblick; aber verſprechen Sie mir. . . . — Was ſoll ich Ihnen verſprechen? — Daß . . . — Sagen Sie es heraus; ich werde Alles thun, was von mir abhängen kann. — Sie hielt ein, ſie bedeckte mir die Augen mit ihren Händen, und ſagte mit ſo leiſer Stimme, daß ich ſie

kaum vernahm: Daß Sie sie so selten sehen wollten als möglich! . . . — Diese Bitte schien mir so seltsam, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu antworten: Was liegt Ihnen denn daran, ob ich unsere Superiorin oft sehe, oder selten? Mir ist es nicht unangenehm, wenn Sie unaufhörlich um sie sind; es muß Ihnen nicht unangenehmer seyn, wenn ich dasselbe thue. Genügt es Ihnen nicht, wenn ich Ihnen betheure, daß ich Ihnen nie bei ihr schaden werde, weder Ihnen noch sonst Jemanden? Sie antwortete mir, indem sie sich von mir trennte und auf ihr Bett warf, mit dem schmerzlichen Ausruf: Ich bin verloren! — Warum verloren? warum? Halten Sie mich denn für das boshafteste Geschöpf der Sonne?

So weit waren wir gekommen, als die Superiorin herein trat. Sie war in meiner Zelle gewesen, hatte mich nicht gefunden, war vergeblich fast das ganze Haus durchrannt; es kam ihr nicht in den Sinn, daß ich

bey der Schweſter Sainte-Thereſe ſeyn könnte. Als ſie es durch Die, denen ſie auftrug mich auszuſpüren, erfahren hatte, eilte ſie herbey. In ihren Blicken und Geſichte war etwas Verwirrtes; aber wann iſt ſie ganz gefaßt! Sainte-Thereſe lag, mäuschen ſtill, auf ihrem Bette; ich ſtand vor ihr. Ich ſagte zu der Superiorin: Liebe Mutter, ich bitte um Verzeihung, ohne Ihre Erlaubniß hieher gekommen zu ſeyn. — Es iſt wahr, ſagte ſie, es wäre beſſer, wenn Sie darum gebeten hätten. — Aber dieſe liebe Schweſter geht mir nah; ich ſehe, daß ſie leidet. — Und worüber? — Soll ichs Ihnen ſagen? Warum ſoll ich es Ihnen nicht ſagen? Es iſt eine zärtliche Empfindung, die ihrer Seele viel Ehre macht, und die ſo lebhaft von ihrer Zuneigung gegen Sie zeugt! Die Beweiſe von Güte, die Sie mir gegeben haben, haben ihre Zärtlichkeit in Sorge geſetzt; ſie fürchtet, ich möchte in Ihrem Herzen den Vorrang über ſie gewinnen. Dieſes Gefühl einer ſo anſtändigen, ſo natürlichen, Ihnen,

liebe Mutter, ſo ſchmeichelhaften Eiferſucht war, wie mich deucht, meiner Schweſter zur Quaal geworden, und ich ſuchte ſie zu beruhigen. — Die Superiorin nahm, nachdem ſie mich angehört, eine ſtrenge und gebieteriſche Miene an, und ſagte zu ihr: Schweſter Thereſe, ich habe Sie geliebt, und liebe Sie noch. Ich habe keine Urſach über Sie zu klagen, Sie ſollen keine bekommen ſich über mich zu beſchweren; aber ſolche ausſchlieſſende Anmaaßungen kann ich nicht vertragen. Schaffen Sie die ab, wenn Sie nicht wollen, daß die Zuneigung, die ich gegen Sie empfinde, erlöſchen ſoll. Erinnern Sie ſich, wie es der Schweſter Agatha ergangen iſt. . . . Hierauf wandte ſie ſich zu mir, und ſagte: Ich rede von der großen Braunen, die Sie im Chor mir gegen über ſehn. (Denn ich hatte mit ſo wenigen Nonnen näheres Verkehr, und war erſt ſo kurze Zeit im Hauſe, daß ich noch nicht alle Nahmen meiner Gefährtinnen wußte.) Die Superiorin ſetzte hinzu: Ich liebte ſie. Als

Schweſter Thereſe ins Kloſter kam, und ich auch Dieſe gern hatte, empfand jene die nämliche Unruhe, und beging ähnliche Thorheiten. Ich warnte ſie, ſie beſſerte ſich nicht, und ich war genöthigt, mit ihr zu harten Maßregeln zu ſchreiten, die zu lange gedauert haben, und die meinem Character ſehr zuwider ſind; denn Jedermann wird Ihnen ſagen, daß ich ſehr gut bin, und immer ungern ſtrafe. . . . Hierauf wandte ſie ſich an Sainte-Thereſe, und ſagte: Mein Kind, ich will nicht, daß man mir beſchwerlich falle; ich habe es Ihnen ſchon geſagt. Sie kennen mich; machen Sie nicht, daß ich meinem Character untreu werde. . . . Hierauf ſagte ſie zu mir, ſich mit einem Arm auf meine Schulter ſtützend: Kommen Sie, Sainte-Suſanne, begleiten Sie mich zurück! — Wir gingen hinaus. Schweſter Thereſe wollte uns folgen; die Superiorin aber, mit nachläßig über meine Schultern ihr zugewandtem Geſicht, gebot ihr im herriſchen Ton: Bleiben Sie in Ihrer Zelle, und verlaſſen Sie

solche nicht eher, bis ich es Ihnen erlaube. — Sie gehorchte, schlug ihre Thüre mit Heftigkeit zu, und ließ einige Worte fallen, welche die Superiorin knirschen machten; ich weiß nicht warum, denn sie hatten keinen Sinn. Ich sah ihren Zorn und sagte zu ihr: Liebe Mutter, wenn Sie einige Güte für mich haben, so verzeihen Sie meiner Schwester Thereſe; ihr Kopf iſt in Unordnung gerathen, ſie weiß nicht was ſie ſpricht, ſie weiß nicht was ſie thut. — Ich ſoll ihr verzeihen? Nun ja; aber was giebſt Du mir dafür? — Ach, liebe Mutter, ſollte ich glücklich genug ſeyn, Etwas zu beſitzen, das Ihnen gefiele, und das Sie beſänftigen könnte? — Sie ſchlug die Augen nieder, ſeufzte, und ward roth; wirklich, wie ein Liebhaber. Nachher ſagte ſie mir, indem ſie ſich nachläßig auf mich zurückwarf, als ob ihr ohnmächtelte: Reich mir Deine Stirn, daß ich ſie küſſe. . . . Ich beugte mich, und ſie küßte meine Stirn. Seit der Zeit, ſo oft eine Nonne einen Fehler beging, trat ich

für ſie ins Mittel, und war gewiß, durch irgend eine unſchuldige Gefälligkeit, Erlaſſung der Strafe für ſie zu bewirken. Immer wars ein Kuß, auf die Stirn, oder auf den Nacken, auf die Augen, auf die Wangen, auf den Mund, auf die Hände, auf den Buſen, auf die Arme, aber am öfterſten auf den Mund. Sie fand, ich hätte einen ſo reinen Athem, ſo weiſſe Zähne, ſo friſche roſigte Lippen! Wirklich, ich müßte ſehr ſchön ſeyn, wenn ich den kleinſten Theil der Lobſprüche verdienen ſollte, die ſie mir machte. Meine Stirn nannte ſie weiß, glatt, und von allerliebſter Bildung; meine Augen hieß ſie funkelnd; meine Wangen voll und ſanft; meine Hände klein und ründlich; meine Bruſt, feſt wie Stein, und trefflich gewölbt; meine Arme, ſo gedrechſelt und drall wie möglich; meinen Nacken, ſchöner als irgend einen meiner Schweſtern, und von ausgeſuchter feiner Niedlichkeit; was weiß ich, was ſie Alles fand! Wohl miſchte ſich etwas Wahrheit unter dieſe Lobſprüche, ich zog Viel da-

von ab, nicht aber Alles. Zuweilen muſterte ſie mich, von Kopf bis zu den Füßen, mit einem Wohlgefallen, das ich nie bey andern Frauenzimmern bemerkte, und ſagte: Nein, es iſt das größte Glück, daß Gott Dich zu ſeiner Abgeſchiedenheit berufen hat! Dieſe Geſtalt hätte alle Mannsperſonen, die ſie zu Geſicht bekommen, und Dich ſelbſt in die ewige Verdammniß geſtürzt. Was Gott thut, iſt wohl gethan!

Während wir nach ihrer Zelle gingen, ſchickte ich mich an, ſie zu verlaſſen, allein ſie nahm mich bey der Hand, und ſprach: Es iſt zu ſpät, mir Ihre Geſchichte in Sainte-Marie und Longchamp zu erzählen; kommen Sie indeß herein; Sie ſollen mir ein Stündchen auf dem Flügel geben. Ich folgte ihr. In einem Nu hatte ſie den Flügel aufgemacht, ein Notenbuch aufgelegt, und einen Stuhl herbeygerückt, denn ſie war lebhaft. Ich ſetzte mich. Sie meinte, ich könnte mich erkälten, löſte daher von den Stühlen ein Kiſſen ab,

das ſie vor mich hin legte; bückte ſich, nahm mir die beyden Füße zuſammen, und ſetzte ſie darauf, ſtellte ſich alsdann hinter den Stuhl, und beugte ſich über deſſen Rücklehne. Ich durchlief einige Accorde, und ſpielte nachher einige Stücke von Couperin, von Rameau, von Scarlatti; unterdeß hatte ſie einen Zipfel meines Halstuches aufgehoben, ihre Hand auf meine nackte Schulter gelegt, und berührte mit ihren Fingerſpitzen meinen Buſen. Sie ſeufzte, ihre Bruſt ſchien bedrängt, ſie holte ſchwer Athem; die Hand welche ſie auf meiner Schulter hielt, drückte anfangs heftig, hernach aber gar nicht mehr, als ob ſie ohne Kraft und Leben geweſen wäre, und ihr Kopf ſank auf den meinigen hinab. Wirklich war die Thörin von einer unglaublichen Empfindlichkeit, und hatte das lebhafteſte Gefühl für Muſik; ich habe nie Jemanden gekannt, auf den ſie ſo ſonderbare Wirkungen hervorgebracht hätte.

Wir ergötzten uns ſo auf eine eben ſo na-

tür-

türliche als angenehme Weise, *) als plötzlich die Thüre mit Heftigkeit aufsprang. Ich er-

*) Wirklich? „natürliche und angenehme Weise?“ Hm? hm! Schwester Suſanne kannſt Du das — die Hand aufs Herz gelegt, und ſonder Grimaſſe! — ſagen? — Kannſt Du wirklich mit ſo unſchuldig gerathem Mündchen, dem Herrn Marquis von Croismare ſchreiben: Du hätteſt von den Worten, welche Schweſter Thereſe der weggehenden Superiorin nachrief, nichts verſtanden, weil ſie keinen Sinn hatten? Konnteſt Du Das, und ſo, ich will nicht ſagen, in dem Augenblicke, wo die Scene vorging, und Du noch unbefangen und unwiſſend warſt, wie ein Kind, — empfinden, ſondern, ſelbſt bey ſpäterer reiferer Ueberlegung, nachdem Du dem Kloſter entronnen warſt, nachdem dieſe feine Superiorin Dich einen ſo ziemlich derben Biß in den Apfel der Erkenntniß Gutes und Böſes thun laſſen wollte, und Dein Beichtvater Dir darüber ſo erweckend ans Herz redete, noch ſo hiſtoriſch, darüber ſchreiben, wie Du thuſt, und keinen Begriff davon haben, was für ein Sinn in Thereſens Worten gelegen? — Oder vielmehr, weil Du es doch nicht ſelbſt biſt, die hier redet, ſondern dein Schöpfer und Bildner, der Dichter! durch Dich: konnte Er, Diderot, ohne die von Horazen und der geſunden Vernunft der Logik und Menſchenkenntniß verlangte Conſequenz, und ſein sibi convenientia hinzu zu verſtehen: Dich ſo reden laſſen? — Nein! bey dieſer geſunden Vernunft, nein!

Dieß ſcheint mir abermals einer von den nicht kleinen, aber höchſt lehrreichen Verſtoßen des Mahlers gegen einen Grundſatz zu ſeyn, der keine Verletzung erlaubt. Aber es giebt deren in dieſer Erzählung noch mehrere, als den gegenwärtigen, und den, welchen ich ſchon bemerkt. Z. B. wie konnte Suſanne, gleich im Anfange des Buchs von dem Verdachte, den ſie über ihre Geburt gefaßt, an ihren Wohlthäter ſchreiben:

schrack, und die Superiorin auch. Das närrische Ding war, Thereſe. Ihre Kleidung war

---

Wenn alle dieſe Vorſtellungen auch falſch wären, was wagte ich dabey, ſie Ihnen anzuvertrauen? da ſie gewiß iſt, daß ſie nicht falſch ſind, da der Pater Seraphin, und die Mutter, ihr das Geheimniß ihrer Geburt entdeckten? — Wie der Dichter hier in den Fehler verfallen ſey, Einfalt eine ſolche Unbefangenheit, Unwiſſenheit und Nichtverſtändniß der Worte Thereſens herzuleiten, beweiſe ich freylich wohl: er ſagte zu ſich ſelbſt: Soll ihr Character den Leſer völlig intereſſiren, und ſich einnehmen, ſo mußt Du ihr dieſe ganze Naivität der Unſchuld geben, und ſie auch nicht durch den leichteſten Verdacht möglicher Schuld an den Wolluſten der geilen Superiorin Theil nehmen laſſen. Allein dann hätte er dieſe Unbefangenheit auch durchführen, und ſie durch das Detail aller Teufeleyen, die ſie aus machte, aus ihrem Unſchuldstraum erwachen laſſen, und ſie uns zuletzt, am Ende der Laufbahn, dennoch immer ſo zeigen dürfen, als wenn ſie in dem Traume lebte.

Dieſe Verſtöße wider die Wahrheit und Convenienz, überzeugen mich mehr als Etwas, daß dieſe ganze Geſchichte, nur ein erſter Wurf des Verfaſſers iſt, daß er weder ſein eignes wieder überarbeitendes Urtheil, noch die Cabalen ſeiner Freunde, darüber gehört; kurz, daß er es noch nicht völlig geendigt, und folglich noch aus andern Gründen, als dem bis damals herſchenden Preßzwange, und der Unmöglichkeit, bey der Herrſchaft der Hierarchie, zu ſeiner Lebenszeit ſo, ohne Scheu vorm Munde, von den Gräueln des Kloſterlebens zu reden, der Welt vorenthalten hat. Kurz, ich glaube, er hat es noch vollenden und retouchiren wollen.

Was übrigens Dieß ganze, in Abſicht auf die Kunſt, meiſterhafte, mit der größten Menſchen- und Entwickelungskunde gezeichnete, jetzt folgende Trabadengmähide

in Unordnung, Verstörtheit blickte ihr aus den Augen, sie durchlief uns beyde, mit Blicken der

---

betrift: so glaube ich, der ich als Ueberseher nichts darin habe ändern, verschönern oder verschlechtern, noch verschlevern dürfen, von dem Buche freylich, daß man eine doppelte Edition davon herausgeben sollte: eine ad usum Delphini, d. h. für Weiber und Kinder, für junge Leute beyderley Geschlechts; und eine andre, für Keine, denen Alles rein ist; für Männer, die über die Vierzige hinaus sind; für Solche, mit Einem Worte, die bey einem Gemählde nicht fragen, wie moralisch oder unmoralisch Das sey, was es vorstellt, sondern wie gut, oder nicht gut der vorgestellte Gegenstand gezeichnet oder getroffen ist? — Denn welche Mutter kann das, bis hieher so lesbare Buch, ihrer unschuldigen Tochter, welcher ehrbare Mann seiner züchtigen Gattin, ja, welcher Vater selbst seinem noch unbärtigen Sohne, zu lesen geben? —

Man kann, vielleicht mit Recht, und Viele werden es wenigstens sagen, daß der Dichter gewisse Unnatürlichkeiten eben so wenig zum Gegenstande seiner Darstellung anstellen, und anemahlen, als der Gesetzgeber durch öffentliche Strafen der Welt ihre Existenz kund machen solle. Sie werden sagen: es sey nicht einmal genug, daß er selbst kein Wohlgefallen an dem äußere, was er beschreibt, daß er es mit dem Stempel verdienter Verabscheuung bezeichne, sondern, er solle es gar nicht zum Gegenstande ästhetischer Kunst nehmen, und Gränzen des hierin Erlaubten unterschieden; wohl eine nackte mediceische Venus bilden; aber bey allen keuschen Musen und Grazien! kein aretinisches Gemälde; keines, (mich Diderots eignes feinen Exempels, aus seinen Betrachtungen über die Malerey zu bedienen,) von einer nackten Frau, deren anbehaltene Haube und Pantoffel, ihr H— Gewerbe verräth? — Die Schilderung folglich dieser Aebtissin, gezieme sich für den strengen Sittenrichter nicht.

seltsamsten Aufmerksamkeit; die Lippen zitterten ihr: sie konnte nicht reden. Unterdeß kam

---

der in jenem Buche, mit herber Verwerfung, von Vaucansons Schandmaschinen sprach.

*) Andre, gelindere Consuetudinarier, unter denen ich (ich leugne es nicht) bin, werden verschieden denken. Da Gifte einmal in Quantität und Detail in der Natur und menschlichen Gesellschaft vorhanden sind; so werden sie freylich nicht zugeben, (wie hier in Paris jetzt geschieht) daß jeder Materialist so viel Opium und Arsenik; Sublimat, oder gar zubereiteten Rattengeifer, an Kinder und Weiber verkaufe, als ihm beliebt; werden aber, als Chemiker, die Gifte benutzen, handhaben, analysiren, wie das Bedürfniß der Kunst und der Wissenschaft es erheischt. Sie werden dem Dichter das nämliche Recht zugestehn, das sich der Anatomiker nicht absprechen läßt. Warum wollten sie Diderot verwehren, was Venetten zugeräumt wird, ein Buch zu schreiben mit dem Titel: l'homme, ou la femme, dessinée d'après nature, oder: wie es in den Klöstern herzugehn pflegt.

Wie wenig ich auch Diderot für einen Reinen halte; ihn, der in seinem Jacques nur allzusehr seinen Geschmack am Anbrüchigen verräth; so bin ich doch gutmüthig genug zu glauben, daß er in gegenwärtiger Erzählung, die eigentlich nicht den Titel: Die Nonne, sondern: Die Drey Superiorinnen führen sollte, (weil diese drey von Seiten der Kunst so treffliche, darinn hervorspringende Gemälde, eigentlich die Hauptfiguren derselben sind,) hauptsächlich die menschenfreundliche Absicht hegte, die Gräuel der Klosterinstitution handgreiflichst aufzustellen, dem Abscheue seiner Zeitgenossen Preis zu geben, und zu der Wohlthat ihrer völligen Zerstörung mit beyzutragen, die eine der unsterblichen Ehren unserer ersten Nationalversammlung, auch der jetzigen Regierung, die sie in Belgien aufhebt, ist; und die allein schon, unter den Wohlthaten der Revolution, einen solchen Rang einnimmt,

ſie wieder zu ſich, und warf ſich der Superiorin zu Füßen; ich vereinigte meine Bitten mit den ihrigen, und erhielt noch einmal für ſie Vergebung; aber die Superiorin betheuerte ihr, auf die entſchloſſenſte Weiſe: es ſollte das letztemal ſeyn, wenigſtens für Fehler dieſer Art; und Thereſe und ich verließen zuſammen das Zimmer.

Indem wir in unſere Zelle zurückkehrten, ſagte ich zu ihr: Liebe Schweſter, nehmen Sie ſich in Acht, Sie werden unſere Superiorin unwillig auf ſich machen." "Ich will Sie zwar nicht verlaſſen, aber Sie werden meinen Einfluß abnutzen, und mir ſollte es alsdann

---

daß ſie für die Schrecken der Robespierriſchen Zeit, und für alles Böſe, was ſie, — ohne Schuld der Sache! — durch die Verderbtheit ihrer Werkzeuge geſtiftet hat, Eskimoier ſeyn kann.

O Voltaire, Rouſſeau, Diderot! Wenn Ihr itzt aus dem Grabe erwachen könntet, und ſehen, was für Segen für das Menſchengeſchlecht Eure Pinſel gewirkt, welch eine Freunde würde es auch für Uns ſeyn, die wir ſchon, wie unſere Enkel, und Urenkel noch mehr! aus Eurer Wohlthaten erſtreun!

Anmerk. des Ueberſ.

höchſt leid thun, weder für Sie, noch für eine Andre irgend etwas mehr ausrichten zu können. Was wollen Sie denn eigentlich? — Keine Antwort. — Kann denn unſere Mutter uns nicht beyde gleich lieb haben? — Nein, nein, erwiederte ſie mir mit Heftigkeit, das iſt nicht möglich; bald werde ich ihr zuwider ſeyn, und vor Schmerz ſterben. Ach, warum haben Sie hieher kommen müſſen? Sie werden hier nicht lange glücklich bleiben, davon bin ich gewiß; ich aber werde unglücklich auf immer. — Nun, ſagte ich zu ihr, es iſt ein groſſes Unglück, ich geſtehe es, das Wohlwollen der Superiorin zu verlieren; aber ich kenne ein noch gröſſeres, das: einen ſolchen Verluſt verdient zu haben. Haben Sie ſich nichts vorzuwerfen? — Ach, wollte Gott! — Wenn Sie ſich innerlich eines Fehlers beſchuldigen müſſen, ſo müſſen Sie ihn wieder gut machen, und das ſicherſte Mittel dazu, iſt, mit Geduld Ihren Schmerz zu ertragen. — Ich kanns nicht, ich kanns nicht; und dann, gebührt es ihr,

mich dafür zu bestrafen? — Ihr! ihr! Schwester Thereſe! Ihr? Spricht man ſo von einer Superiorin? Das iſt nicht recht; Sie vergeſſen ſich. — Ach, wollte Gott, ſagte ſie noch einmal zu mir, wollte Gott! . . . und wir trennten uns; ſie, in ihre Zelle zu ſchleichen; ich, in die meinige, über die Wunderlichkeit der Weiberköpfe nachzudenken. Daran ſieht man die Wirkung der Abgezogenheit. Der Menſch iſt für die Geſellſchaft gebohren; man trenne ihn von ihr, vereinzele ihn, ſo werden ſeine Begriffe mit ſich ſelbſt uneins; ſein Character wird ſich verdrehen; hundert lächerliche Gelüſte in ſeinem Herzen ſich erheben; und ausſchweifende Gedanken in ſeinem Geiſte, gleich Unkraut auf einem unangebauten Acker, aufkeimen. Bringt man einen Mann in einen Wald, ſo wird er darin verwildern; ſperrt man ihn in ein Kloſter, wo noch der Begriff von Nothwendigkeit ſich zu dem von Knechtſchaft geſellt, ſo entſteht noch etwas Schlimmeres daraus. Man kömmt aus einem

Walde weg, aber nicht aus einem Kloſter heraus; man iſt frey im Walde, im Kloſter hingegen Sklav. Es bedarf noch mehr Seelenſtärke, der Einſamkeit als dem Elende zu widerſtehen; das Elend erniedrigt, die Entfernung von der Welt verdirbt den Character. *) Iſt es beſſer, in Verworfenheit als in Narrheit zu leben? Ich wage darüber nicht abzuſprechen, allein man muß beydes vermeiden.

Von Tage zu Tage ſah ich die Zärtlichkeit zunehmen, welche die Superiorin gegen

*) Es iſt angenehm, in den Schriften der Zeitgenoſſen zu forſchen, und zu ſehen wie oft Ein Umſtand in Einer, durch dieſes und jenes Wort, einer andern Aufklärung erhält. Man wird ſich aus Rouſſeaus Confeſſions erinnern: wie übel dieſer Einſiedler, dem Diderot die freylich zu unbeſtimmt hingeworfene Sentenz, in der Vorrede ſeines natürlichen Sohnes, nahm: Der Einſame ſey immer ein Böſewicht; in der Rouſſeau ſich angeſprochen glaubte, und ſie, zur bittern Pein, auf ſein Individuum aufgenommen, hielte. Man ſieht indeß, aus dieſer Stelle von Diderot, nicht zu Rouſſeaus und ſeiner eigenen Zeit bekanntgewordenen Urtheil, wie ſehr dieſer Grundſatz wirklich ſeine herzliche und aufrichtig gemeinte Theorie geweſen iſt, da ſein ganzes Buch eigentlich zur Beſtätigung dieſes Satzes geſchrieben zu ſeyn ſcheint.

Anmerk. des Ueberſ.

mich gefaßt hatte. Ich mußte ohne Unterlaß in ihrer Zelle, oder ſie in der meinigen ſeyn. Bey dem geringſten Uebelbefinden verordnete ſie mir das Krankenzimmer, ſprach mich vom Beywohnen des Gottesdienſtes frey, ſchickte mich frühzeitig zu Bette, und verbot mir, zu den Metten aufzuſtehn. Im Chor, im Refectorium, in dem Erhohlungszimmer, fand ſie Mittel, mir Beweiſe ihrer Zuneigung zu geben. Kam beym Chorſingen eine Strophe in einem Liede vor, die irgend etwas Zärtliches und Liebevolles enthielt, ſo richtete ſie ihren Geſang an mich, oder ſah mich an, wenn die Stelle von einer Andern geſungen ward. Ins Refectorium ſchickte ſie mir immer, aus dem für ſie Aufgetragnen, einen auserleſenen Leckerbiſſen zu. Im Erhohlungszimmer umarmte ſie mich, ſagte mir die ſüßeſten und verbindlichſten Dinge. Kein Geſchenk ward ihr gemacht, woran ich nicht Theil nehmen mußte, Zucker, Caffe, geiſtige Getränke, Taback, Wäſche, Schnupftücher, was es ſeyn mochte. Sie hatte

ihre Zelle von Kupferſtichen, kleinem Hausge-
räth, Meubeln, und einer Menge anderen, zur
Annehmlichkeit oder Bequemlichkeit des Lebens
gehörigen Dingen, beynah entblößt, um die mei-
nige zu ſchmücken. Ich konnte mich kaum einen
Augenblick aus ihr entfernen, ohne ſie, bey
meiner Wiederkunft, durch einige Geſchenke
der Superiorin, bereichert zu finden. Ich ging
denn zu ihr; ſie fühlte eine Freude darüber,
die ſich nicht ausdrücken läßt; ſie umarmte
mich; liebkoſte mir; nahm mich auf ihre Knie;
unterhielt mich von den geheimſten Heimlich-
keiten des Hauſes, und verſicherte mich, daß
ſie, wenn ich ſie lieben würde, ſich ein tauſend-
mal glücklicheres Leben verſpräche, als ſie in
der Welt hätte leben können. Dann ſtand
ſie wohl plötzlich einmal auf, ſah mich mit zärt-
lichen Blicken an, und ſagte zu mir; Schwe-
ſter Suſanne, lieben Sie mich? — Und wie
ſollte ichs anfangen Sie nicht zu lieben? Ich
müßte wohl eine ſehr undankbare Seele haben.
— Das iſt wahr. — Sie bezeigen mir ſo

viel Güte. — Sagen Sie vielmehr, ich habe Wohlgefallen an Ihnen. . . . Und bey den Worten, ſchlug ſie die Augen nieder; ihre Hand, mit der ſie mich umſchlungen hatte, ſchmiegte ſich ſtärker an mich; mit der, die ſie auf mein Knie geſtemmt hielt, drückte ſie mich noch heftiger; zog mich an ſich, legte ihr Geſicht dicht an das meinige, ſeufzte, beugte ſich auf ihrem Stuhl zurück, zitterte und bebte. Man hätte ſagen ſollen, ſie wollte mir etwas anvertrauen, und dürfte es nicht. Sie vergoß Thränen, und brach dann aus: Ach, Schweſter Suſanne, Sie lieben mich nicht! — Ich liebe Sie nicht, theure Mutter? — Nein. — So ſagen Sie mir denn, was ich thun muß, Ihnen meine Liebe zu beweiſen? — Das müßten Sie errathen. — Ich ſuche, und errathe nichts. — Unterdeſſen hatte ſie ihr Halstuch gelüftet, und eine meiner Hände auf ihren Busen gelegt. Sie ſchwieg, ich ſchwieg auch; ſie ſchien des größten Vergnügens zu genießen. Sie lud mich ein, ihr die Stirn, die Wangen, die Au-

gen und den Mund, zu küſſen; und ich gehorchte ihr, ich glaubte nicht, daß daran etwas Unrechtes ſey. Unterdeſſen nahm ihr Vergnügen zu, und da mir nichts lieber ſeyn konnte, als, auf eine ſolche unſchuldige Weiſe, ihr noch mehr Vergnügen zu machen, küßte ich ihre Stirn, ihre Wangen, ihre Augen, und ihren Mund, aufs neue. Die Hand, welche ſie auf mein Knie gelegt hatte ſtreichelte über meine ganze Bekleidung, von meiner Fußſpitze bis zu meinen Hüften, herum; drückte mich, bald an Einer Stelle, bald an einer andern. Stammelnd, und mit gebrochner Stimme, foderte ſie mich auf, meine Liebkoſungen zu verdoppeln; ich verdoppelte ſie. Endlich kam ein Augenblick, ich weiß nicht, ob von Schmerz, oder von Vergnügen, ein Augenblick, in dem ſie blaß wie eine Leiche wurde. Ihre Augen ſchloſſen ſich, ſie ſtreckte ihren Leib mit Heftigkeit aus, ihre Lippen, die mich anfänglich drückten, waren wie mit einem leichten Schaum bedeckt. Dann öffnete ſich ihr Mund halb,

und gab einen tiefen Seufzer von ſich, als ob ſie verſcheiden wollte. Ich ſtand raſch auf, glaubte ihr würde ſchlimm, wollte hinausgehn, Leute rufen. Sie öffnete, wie aus einer Ohnmacht, die Augen, und ſagte zu mir, mit erlöſchender Stimme: Unſchuldskind, es iſt nichts. Was wollen Sie thun? Bleiben Sie! . . . Ich ſah ſie mit großen kummerhaften Augen an; ungewiß, ob ich bleiben, oder hinausgehn ſollte? Sie ſchlug die Augen abermals auf, ſie konnte gar nicht mehr reden; ſie winkte mir, daß ich ihr näher kommen, und mich aufs neue auf ihre Knie ſetzen ſollte. Ich weiß nicht, was in mir vorging, ich ängſtigte mich, ich zitterte, das Herz klopfte mir; ich hatte Mühe Athem zu ſchöpfen; ich fand mich verwirrt, erdrückt, in Wallung; mir war bänglich zu Muth; es ſchien mir, als ob die Kräfte mich verließen, und ich in Ohnmacht ſinken ſollte. Unterdeß kann ich doch nicht ſagen, daß es Schmerz war, was ich empfand. Ich ging zu ihr, ſie winkte mir wieder mit der

Hand, daß ich mich auf ihre Knie ſetzen ſollte, und ich ſetzte mich darauf. Sie war wie todt, und mir, als ob ich ſterben ſollte. Wir blieben beyde ziemlich lange in dieſem ſonderbaren Zuſtande. Wäre eine Nonne dazu gekommen, ſie würde in Wahrheit erſchrocken ſeyn; ſie hätte ſich vorſtellen müſſen, daß uns entweder ſchlimm wäre, oder daß wir eingeſchlafen wären. Unterdeſſen ſchien die gute Superiorin, (denn es iſt unmöglich, daß man ſo gefühlvoll und nicht gut ſeyn kann) wieder zu ſich zu kommen. Sie lag immer noch auf ihrem Stuhle rückwärts geſtreckt; ihre Augen blieben zwar geſchloſſen, aber ihr Geſicht hatte ſich mit den ſchönſten Farben belebt; ſie nahm eine meiner Hände, die ſie küßte; und ich ſagte zu ihr: Ach, liebe Mutter, Sie haben mir recht angſt gemacht. . . . Dann lächelte ſie ſanft, ohne die Augen zu öffnen. Aber haben Sie nicht gelitten? — Nein. — Ich habe es geglaubt. — Die Unſchuldige! ach, die liebe Unſchuldige! Wie ſie mir gefällt! Und bey dieſen Worten,

hob sie mich auf, setzte sich wieder auf ihren Stuhl zurecht, schlang mich mitten um den Leib, und küßte mich auf die Wangen, mit großer Heftigkeit. Dann sagte sie zu mir: Wie alt sind Sie? — Ich bin noch nicht zwanzig Jahr. — Das ist unbegreiflich. — Liebe Mutter, es ist aber doch wahr. — Ich will Ihren ganzen Lebenslauf wissen. Wollen Sie mir ihn erzählen? — Ja, liebe Mutter. — Ganz? — Ganz. — Es könnte aber Jemand kommen. Wir wollen uns wieder an den Flügel setzen; Sie sollen mir Unterricht geben. — Wir machten uns daran; ich weiß aber nicht wie es zuging, die Hände zitterten mir, ich sah auf dem Papiere nichts, als einen verwirrten Haufen Noten, keinen Ton konnte ich spielen. Ich sagte es zu ihr; sie fing an zu lachen; sie setzte sich an meine Stelle, aber es war mit ihr noch ärger; kaum konnte sie ihren Arm halten, daß er nicht hinsank. Mein Kind, sagte sie zu mir, ich sehe wohl, Du bist eben nicht im Stande, mir Etwas zu

zeigen, noch ich, etwas zu lernen. Ich bin ein wenig müde; ich muß mich ausruhen. Leb' wohl! Morgen, länger wollen wirs nicht aufsetzen, muß ich Alles wissen, was in der kleinen lieben Seele vorgegangen ist. Leb' wohl! . . . Andremale, wenn ich hinausging, pflegte sie mich bis an ihre Thüre zu begleiten, verfolgte mich mit ihren Augen die ganze Länge des Ganges hinunter, bis zu meiner Zelle hin, warf mir eine Kußhand zu, und ging nicht eher in ihr Zimmer, als bis ich in dem meinigen war. Diesmal aber stand sie kaum auf. Alles, was sie thun konnte, war, daß sie einen, an ihrem Bette befindlichen Lehnstuhl erreichte. Sie setzte sich darauf, legte ihren Kopf auf ihr Hauptkissen, warf mir eine Kußhand zu: ihre Augen schlossen sich, und ich ging.

Meine Zelle war Sainte-Thereſens Zelle beynah gegenüber. Die Thüre davon stand offen; sie erwartete mich, hielt mich an, und sagte zu mir: Ach, Sainte-Suſanne! Sie kommen von unserer Mutter? — Ja, antwortete

wortete ich ihr. — Sie ſind lange bey ihr geblieben! — So lange ſie gewollt hat. — Das iſt aber nicht, was Sie mir verſprochen haben. — Ich habe Ihnen nichts verſprochen. — Dürften Sie mir wohl ſagen, was Sie darin gemacht haben? . . . Obgleich mein Gewiſſen mir Nichts vorwarf, ſo muß ich Ihnen doch geſtehen, mein Herr, daß ihre Frage mich in Verwirrung ſetzte. Sie merkte es, ſie drang weiter in mich, und ich antwortete ihr: Liebe Schweſter, mir werden Sie es vielleicht nicht glauben, allein wohl eher unſerer lieben Mutter; ich will ſie bitten, es Ihnen zu erzählen. — Nein, liebe Sainte-Suzanne, gab ſie mir darauf mit Lebhaftigkeit zur Antwort. Ach, nicht doch! bey Leibe thun Sie Das nicht! Sie wollen mich doch nicht unglücklich machen? Würde unſere Superiorin mirs verzeihen? Sie kennen ſie nicht; ſie iſt im Stande, von der größten Zärtlichkeit, zur größten Wildheit überzugehen. Ich weiß nicht, wie es mir gehen würde. Verſprechen Sie mir, ihr nichts da-

von zu ſagen. — Wünſchen Sie Das? — Ich bitte Sie auf den Knien darum. Ich bin in Verzweiflung. Ich ſehe wohl, ich muß mich entſchließen, ich will mich entſchließen. Verſprechen Sie mir, ihr Nichts zu ſagen.... — Ich hob ſie auf; ich gab ihr mein Wort; ſie verließ ſich darauf, und ich hielt es. Wir ſchloſſen uns darauf ein; ſie in ihre Zelle, ich in die meinige.

Als ich wieder allein war, verſank ich in ein träumendes Sinnen. Ich wollte beten, und ich konnte nicht; ich ſuchte mich zu beſänftigen; ich fing eine Arbeit an, die ich ſogleich wieder hinlegte, eine andre zu ergreifen, die ich abermals um eine andre verließ; meine Hände ſtarrten mir ganz unwillkührlich; es war mir, als ob ich ein Brett vor dem Kopf hätte; nie war mir etwas Aehnliches begegnet. Meine Augen ſchloſſen ſich von ſelbſt; ich ſchlummerte in leichten Schlummer hin; ob ich gleich des Tags über niemals ſchlafe. Als ich aufwachte, befragte ich mich ſelbſt über

Das, was zwiſchen der Superiorin und mir vorgefallen war; ich unterſuchte mich; ich glaubte, als ich mich noch einmal unterſuchte, wahrzunehmen. . . . Aber es waren ſo unbeſtimmte, ſo närriſche, ſo lächerliche Gedanken, daß ich ſie weit weg von mir warf. Am Ende führten meine Betrachtungen mich darauf: daß es vielleicht eine Art von Krankheit ſeyn möchte, der die Superiorin unterworfen wäre. Dann quälte mich aber wieder eine andere, dieſe Krankheit möchte vielleicht anſteckend ſeyn; Sainte-Thereſe wäre wirklich davon angeſteckt, und ich könnte es wohl auch noch einmal werden.

Am folgenden Tage, nach der Mette, ſagte unſere Superiorin zu mir: Heute denke ich Alles zu erfahren, was Ihnen begegnet iſt; kommen Sie. . . . Ich ging. Sie ließ mich in ihren Lehnſtuhl, an der Seite ihres Bettes niederſitzen, und ſetzte ſich ſelbſt auf einen etwas niedrigern Seſſel; ich ragte alſo ein wenig über ſie hervor, weil ich größer bin, und

höher saß. Sie war mir so nahe, daß meine beyden Knie mit den ihrigen sich verschränkten, mit dem Ellbogen stützte sie sich aufs Bett. Nach einem kleinen Augenblicke Stillschweigen, sagte ich zu ihr: Ob ich gleich jung bin, so habe ich doch viel gelitten; von den zwanzig Jahren, die ich nun gelebt, habe ich fast jedes in Kummer zugebracht. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen Alles werde sagen können, und ob Sie das Herz haben dürften, es anzuhören. Leiden bey meinen Eltern; Leiden im Kloster Sainte-Marie; Leiden im Kloster von Longchamp; überall Leiden, liebe Mutter, und nichts als Leiden. Wo wollen Sie, daß ich anfange? — Bey den ersten. — Aber, sagte ich, liebe Mutter, meine Erzählung wird sehr lang und traurig seyn; und ich möchte Sie nicht lange traurig machen. — Kind, das fürchte nur nicht; ich mag gern weinen: das Weinen ist ein süßer Zustand für eine zärtliche Seele. Du mußt auch gern weinen mögen; Du wirst meine Thränen abtrocknen, ich werde die Dei-

nigen abtrocknen, und wir beyde uns vielleicht, bey der Erzählung Deiner Drangſale, glücklich fühlen. Wer weiß, wie weit die Rührung uns führen kann? . . . Indem ſie dieſe letzten Worte ſagte, ſah ſie mich von oben bis unten mit ihren naſſen Augen an, nahm mir die beyden Hände, rückte mir noch näher, ſo daß ſie mich, und ich ſie berührte. Erzähle, mein Kind, ſagte ſie; ich warte; ich fühle dringende Neigung gerührt zu werden; ich glaube, daß ich noch nie einen ſo wollüſtigen zärtlichen Tag werde gehabt haben. . . . Ich fing daher meine Erzählung ungefähr ſo an, wie ich ſie für Sie aufgezeichnet. . . . Ich bin nicht im Stande Ihnen die Wirkung zu beſchreiben, die ſie auf ſie hervorbrachte; in was für Seufzer die Superiorin ausbrach; wie ſie ſich in Weinen ergoß; wodurch Alles ſie mir ihren Unwillen wider meine Eltern, wider die abſcheulichen Nonnen in Sainte-Marie, wider die von Longchamp, an den Tag legte. Sehr leid ſollte mirs thun, wenn nur der geringſte

Theil von den Uebeln an dieſen in Erfüllung ginge, das ſie ihnen anwünſchte; ich verlange, auch meinem grauſamſten Feinde, kein Haar gekrümmt zu ſehen. Von Zeit zu Zeit unterbrach ſie mich, ſtand auf, ging umher, ſetzte ſich dann wieder nieder. Andere Male, hob ſie die Hände gen Himmel, und verbarg ihr Haupt zwiſchen meinen Knien. Wie ich ihr meinen Gefängnißauftritt erzählte, die Geſchichte wie der böſe Feind aus mir gebannt werden ſollte, meine Kirchenbuße, brach ſie faſt in Geſchrey aus. Als ich geendet hatte, ſchwieg ich; und ſie lag einige Zeit, den Kopf auf ihr Bett geneigt, das Geſicht in ihre Decke verborgen, und die Arme über ihren Kopf geſtreckt, ſo, daß ich zu ihr ſagte: Liebe Mutter, ich bitte Sie um Verzeihung wegen aller Schmerzen, die ich Ihnen verurſacht habe; ich habe es Ihnen aber vorhergeſagt, und Sie ſelbſt haben es ſo gewollt. ... Sie antwortete mir nur darauf: Die boshaften Geſchöpfe! die abſcheulichen Geſchöpfe! Es iſt

doch nur in Klöſtern möglich, daß die Menſchlichkeit ſo ganz erſtickt werde! Wenn Haß ſich mit dem gewöhnlichen übellaunigten Weſen vereinigt, weiß man gar nicht mehr, wie weit das Ding gehen kann. Glücklicher Weiſe bin ich ſanft von Character, ich liebe alle Nonnen; auch haben ſie ſämmtlich, einige mehr, andere weniger, meinen Character angenommen, und alle lieben ſich untereinander. Aber wie konnte dieſe ſchwache Geſundheit ſo vielen Quaalen wiederſtehen? Wie ſind alle dieſe Gliederchen unbeſchädigt geblieben? Wie iſt das ganze zarte Gebäude nicht zerſtört? Wie iſt der Glanz dieſer Augen nicht in Thränen erloſchen? Die Grauſame! Dieſe Aermchen mit Stricken zu ſchnüren!.. ſie nahm meine Arme, und küßte ſie.... Dieſe Aeuglein in Thränen ſich baden zu laſſen!... ſie küßte ſie.... Dieſem Mündchen Seufzer abzunöthigen!... ſie küßte ihn.... Das allerliebſte kleine Geſichtchen in ſtete Schmerzwolken zu hüllen!... ſie küßte es...

Dieſe Roſenwängelein verwelken zu machen!... ſie ſtreichelte ſie mit der Hand, und ſie küßte ſie.... Dieß Köpfchen zu verunſtalten, dieſe Haare auszuraufen, dieſe Stirn mit Kummer zu bedecken!... ſie küßte meinen Kopf, meine Stirn, meine Haare.... Sich zu unterſtehen, dieſen Hals mit einem Seile zu umſchlingen, und dieſe Schultern mit ſpitzen Stacheln zu zerreiſſen!... ſie ſchob die Leinwand von meinem Halſe und Kopfe, und öffnete oben mein Gewand; meine Haare rollten über meine entblößten Schultern, mein Buſen war halb nackt, ihre Küſſe fielen auf meinen Nacken, auf meine entblößten Schultern, und meine halb nackte Bruſt. Ich merkte dann, an dem Zittern das ſie ergriff, an der Verwirrung ihrer Rede, an der Verſtörtheit ihrer Augen, und der Bewegung ihrer Hände, an ihrem Knie, das ſich gegen das meinige drückte, an der Hitze mit der ſie mich faßte, und der Heftigkeit womit ihre Arme mich umſchlangen, daß ſie nicht ſäumen würde, einen Anfall ih-

rer Krankheit zu bekommen. Ich weiß nicht, was in mir vorging; aber ich war von einem Schrecken, von einem Zittern, von einer Ohnmacht ergriffen, die meinen gefaßten Argwohn bestätigte, daß ihr Uebel wohl ansteckend seyn möchte. . . . Ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, sehen Sie, in was für eine Unordnung Sie mich gebracht haben! wenn Jemand käme? — Bleib! bleib! sagte sie mir mit erdrückter Stimme; es wird niemand kommen. . . . Unterdeß machte ich einige Bewegungen um aufzustehn, und mich von ihr loszureissen; ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, nehmen Sie sich in Acht; Sie werden wieder Ihren Anfall bekommen; erlauben Sie, daß ich mich entferne. . . . Ich wollte mich entfernen; ich wollte, das ist gewiß, aber ich konnte nicht. Sie saß; ich stand; sie zog mich an sich; ich fürchtete auf sie zu fallen, und ihr Schaden zu thun; ich setzte mich auf den Rand ihres Bettes; und sagte zu ihr: Liebe Mutter, ich weiß nicht, wie mir ist; mir wird übel. — Mir auch,

ſagte ſie, aber ruhe einen Augenblick; es wird vorübergehen, es wird nichts auf ſich haben. . . . Wirklich wurde meine Superiorin auch ruhiger, und ich gleichfalls. Wir waren beyde mattherzig; ich den Kopf auf das Hauptkiſſen geſenkt, ſie, das Haupt auf eines meiner Knie gelegt, die Stirn auf eine meiner Hände. In dieſem Zuſtande blieben wir einige Augenblicke. Ich weiß nicht was ſie dachte, ich dachte an Nichts. Ich konnte nicht, ich war von einer Schwäche, die mich betäubte. Wir beobachteten ein tiefes Stillſchweigen, das die Superiorin zuerſt unterbrach. Sie ſagte zu mir: Suſanne, es iſt mir vorgekommen, als hätten Sie von Ihrer erſten Superiorin geſagt, daß ſie Ihnen ſehr lieb geweſen ſey? — Ja, ſehr lieb. — Sie liebte Sie doch nicht mehr als ich, aber ſie wurde mehr von Ihnen geliebt. Sie antworten mir nicht? — Ich war unglücklich; ſie linderte meinen Kummer. — Woher kömmt aber Ihre Abneigung vor dem Nonnenleben? Suſanne, Sie haben

mir nicht alles gesagt. — Ich bitte um Verzeihung, Madame. — Wie? Es ist nicht möglich, liebenswürdig wie Sie sind, (denn, mein Kind Sie sind es sehr, Sie wissen nicht wie sehr!) daß Ihnen das noch niemand gesagt haben sollte. — Man hat es mir gesagt. — Und wer es Ihnen sagte, mißfiel Ihnen nicht? — Nein. — Und ihr Herz sagte Ihnen nichts über ihn? — Gar nichts. — Wie? Ihr Herz hat niemals Nichts gefühlt? — Nichts. — Wie? es wäre nicht etwa eine heimliche, von Ihren Eltern gemißbilligte Leidenschaft, die Ihnen Abneigung gegen das Kloster einflößt? Vertrauen Sie sich mir an; ich bin nachsichtig. — Ich habe Ihnen darüber nichts zu vertrauen, liebe Mutter. — Aber noch einmal, woher kömmt Ihre Abneigung vor dem Klosterleben? — Aus dem Leben selbst. Ich hasse seine Pflichten, seine Beschäftigungen, die Einsamkeit, den Zwang; es kömmt mir vor, als sey ich zu was Anderm berufen. — Aber woran erkennen Sie Das? —

An der Langenweile, die mir ſo läſtig fällt; ich fühle Langeweile. — Hier ſogar? — Ja, liebe Mutter, hier ſogar, ungeachtet aller Güte, die Sie für mich haben. — Aber fühlen Sie denn nicht innerliche Bewegungen? Begierden? — Keine. — Ich glaube es; Sie ſcheinen mir von einem ruhigen Temperamente zu ſeyn. — So ziemlich. — Von einem kalten ſogar. — Ich weiß nicht. — Sie kennen die Welt nicht? — Ich kenne wenig davon. — Was für Reitze kann denn die Welt für Sie haben? — Das iſt mir nicht recht klar; ſie müß deren aber doch beſitzen. — Iſt es denn die Freyheit, die Sie vermiſſen? — Ja, die Freyheit, und vielleicht noch manches Andre. — Wie heißt dieſes Manches Andere? Meine Freundin, ſprechen Sie offnes Herzens mit mir, möchten Sie wohl verheirathet ſeyn? — Lieber als ſo ſeyn, wie ich bin; das iſt gewiß. — Warum möchten Sie lieber verheirathet ſeyn? — Ich weiß nicht. — Sie wiſſen es nicht? So ſagen Sie mir wenigſtens, wel-

chen Eindruck macht die Gegenwart einer Mannsperſon auf Sie? — Gar keinen. Wenn er Verſtand hat, und gut ſpricht, ſo höre ich ihm mit Vergnügen zu; wenn er hübſch ausſieht, ſo bemerke ich das. — Und Ihr Herz iſt dabey ruhig? — Bis jetzt hat ſich noch nichts darin geregt. — Wie? Wenn die Männer beſeelte Blicke auf Sie warfen, ſo führten Sie nie. . . . — Verlegenheit zuweilen, ſo daß ich die Augen niederſchlagen mußte. — Keine Wallung? Ihre Sinne ſagten Ihnen nichts? — Ich weiß nicht was Sprache der Sinne ſagen will. — Die Sinne haben doch eine Sprache. — Es kann ſeyn. — Und Sie kennen ſie nicht? — Gar nicht. — Wie? Sie. . . . Es iſt eine ſehr ſüße Sprache; möchten Sie ſie wohl kennen lernen? — Nein, liebe Mutter; wozu ſollte mir Das helfen? — Ihnen die Langeweile zu vertreiben. — Vielleicht ſie zu vermehren. Was heißt auch Sprache der Sinne, ohne Gegenſtand? — Wenn man ſie redet, ſo redet

man ſie immer gegen Jemanden. Das iſt freylich beſſer, als ſich ganz allein zu unterhalten, obgleich auch Dieß nicht ganz ohne Vergnügen iſt. — Ich verſtehe von alle Dem nichts. — Wenn Du wollteſt, liebes Kind, ſo würde ich Dir deutlicher werden. — Nein, liebe Mutter, ich weiß Nichts, und mag lieber Nichts wiſſen, als zu Einſichten gelangen, die mich bedauernswürdiger machen würden, als ich ſchon bin. Ich habe keine Begierde, und ich will keine andere zu haben ſuchen, als ſolche, die ich zu befriedigen im Stande bin. — Und warum wärſt Du nicht im Stande ſie zu befriedigen? — Wie ſollte ichs können? — Wie ich. — Wie Sie? Aber es iſt ja Niemand in dieſem Hauſe. — Ich bin darin, Du biſt darin. — Nun? und was bin ich Ihnen, was ſind Sie mir? — Wie unſchuldig Du biſt! — O es iſt wahr, liebe Mutter, daß ich ſehr unſchuldig bin, und daß ich lieber ſterben möchte, als aufhören es zu ſeyn!... — Ich weiß nicht, was in dieſen letzten Worten

Unangenehmes für sie liegen konnte, aber sie machten, daß sie augenblicklich ihr Gesicht veränderte. Sie ward ernsthaft, verlegen; die Hand, welche sie auf eines meiner Knie gelegt hatte, hörte anfangs auf mich zu drücken, und zog sich hernach zurück; sie hielt die Augen niedergeschlagen. Ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, was ist mir denn begegnet? Sollte mir Etwas entfallen seyn, das Sie beleidigen können? Vergeben Sie mir. Ich bediene mich der Freyheit, die Sie mir eingeräumt haben, ich überlege Nichts von dem, was ich Ihnen zu sagen habe; und wenn ich es recht lange überlegte, so würde ich mich doch nicht anders ausdrücken können, vielleicht nur schlechter. Die Dinge, wovon wir uns unterhalten, sind mir so fremd! Vergeben Sie mir. . . . Indem ich diese letztern Worte sagte, schlang ich meine Arme um ihren Hals, und lehnte meinen Kopf auf ihre Schultern. Sie warf ihre beyden Arme gleichfalls um mich, und drückte mich sehr zärtlich. Wir blieben so einige Au-

genblicke ſtehn; hierauf nahm ſie ihre Zärtlichkeit und Heiterkeit wieder an, und ſagte zu mir: Suſanne, haben Sie einen guten Schlaf? — Einen ſehr guten, ſagte ich, beſonders ſeit einiger Zeit. — Schlummern Sie gleich ein? — Gewöhnlich, gleich. — Aber, wenn Sie nicht einſchlafen, woran denken Sie dann? — An mein vergangnes Leben, an das Leben, was ich noch vor mir habe; oder ich bete auch, oder weine. Wie kann ich das Alles ſagen? — Und des Morgens, wenn Sie früh erwachen, was thun Sie? — Ich ſtehe auf. — Gleich? — Gleich. — Sie mögen alſo nicht gern Ihren Gedanken nachhängen? — Nein. — Sie mögen nicht gern auf Ihrem Kopfkiſſen ausruhn? — Nein. — Sie mögen ſich nicht in der angenehmen Bettwärme pflegen? — Nein. — Sind Sie niemals. . . . Bey dieſem Worte hielt ſie ein, und that wohl daran; denn was ſie weiter fragen wollte, war nicht recht ſchicklich, und vielleicht iſt es noch viel unſchicklicher für mich es

mir,

wieder zu erzählen; allein ich habe einmal versprochen nichts zu verhehlen. . . . — Sind Sie niemals in Versuchung gerathen, mit Wohlgefallen zu betrachten, wie schön Sie sind? — Nein, liebe Mutter. Ich weiß nicht, ob ich so schön bin, als Sie mich nennen; und wenn ichs wäre, so ist man für andre schön, und nicht für sich selbst. — Sie haben sichs niemals einfallen lassen, mit der Hand, auf dieser schönen Brust, auf diesen Lenden, auf diesem Bäuchlein, auf dem festen, sanften, weichen Fleisch, herum zu fahren? — Ganz gewiß nicht. Das ist ja sündlich: und wenn ich es gethan hätte, so wüßte ich nicht wie ich vor Scham es hätte beichten sollen. . . . Ich weiß nicht, was wir noch weiter redten, indem man kam, der Superiorin anzuzeigen, daß im Sprachzimmer nach ihr gefragt würde. Es schien mir, als ob ihr diese Unterbrechung sehr zuwider wäre, und sie weit lieber mit mir fortgeschwatzt hätte; obgleich an dem Gespräche, was wir führten, eben

nichts verloren ging. Indeſſen trennten wir uns.

Niemals war die Schweſterſchaft glücklicher geweſen, als ſeit meinem Eintritt in ſie. Die Superiorin ſchien die Ungleichheit ihres Characters abgelegt zu haben; man ſagte, ich hätte ihm Feſtigkeit mitgetheilt. Sie gab ſogar, mir zu Gunſten, verſchiedene Erhohlungstage, und was man in Klöſtern Feſte nennt. An ſolchen Tagen wird man ein wenig beſſer als gewöhnlich bewirthet, der Gottesdienſt an denſelben wird kürzer gehalten, und alle Zeit, die zwiſchen den Horen verfließt, bleibt der Erholung gewidmet. Aber dieſe glückliche Zeit ſollte für alle Uebrigen und für mich zu Ende gehn.

Auf die Scene, welche ich eben beſchrieben habe, folgte eine große Menge ähnlicher, welche ich, die nächſtfolgende ausgenommen, übergehe.

Die Superiorin fing an unruhig zu werden, ihre Fröhlichkeit, ihre Völligkeit, ihren Schlaf zu verlieren. In der nächſten Nacht,

als Alles im Kloſter ſchlief, und Stille im ganzen Hauſe herrſchte, ſtand ſie auf. Nachdem ſie einige Zeit in den Gängen umher geirrt hatte, kam ſie an meine Zelle. Ich ſchlafe leiſe, ich glaubte ſie gehört zu haben; ſie blieb ſtehn, ſtemmte wahrſcheinlich die Stirn gegen meine Thür, und machte hinlängliches Geräuſch, daß ich davon hätte aufwachen können, wenn ich geſchlafen hätte. Ich blieb ſtill. Mich deuchte ich höre eine klagende Stimme, ich höre Jemanden ſeufzen. Erſt überfiel mich mich ein leichter Schauer, drauf entſchloß ich mich mein Ave herzuſagen. Anſtatt mir zu antworten, entfernte man ſich, leiſes Schrittes. Einige Zeit darauf kam man wieder, ich hörte von neuem Klagen und Seufzer, ich ſagte aufs neue mein Ave, und das Geräuſch entfernte ſich, zum zweitenmale. Ich beruhigte mich wieder, und ſchlief ein. Während ich ſchlief, kam Etwas herein, ſetzte ſich an der Seite meines Bettes nieder, öffnete mit einer Hand die Vorhänge, in der andern hielt es einen kleinen Wachsſtock, deſ-

ſen Licht mir ins Geſicht ſchien; und Die, die ihn trug, ſah zu, wie ich ſchlief, wenigſtens war das der Eindruck den ich davon hatte, als ich die Augen aufthat. Es war niemand Anderes als die Superiorin. Ich richtete mich plötzlich auf, ſie ſah mein Schrekken, und ſagte zu mir: Suſanne, beruhigen Sie ſich; ich bins. — Ich legte meinen Kopf wieder auf mein Hauptkiſſen, und ſagte zu ihr: Liebe Mutter, was wollen Sie hier, um dieſe Stunde? Was kann Sie hergeführt haben? Warum ſchlafen Sie nicht? — Ich bin nicht im Stande zu ſchlafen, antwortete ſie, ich werde lange nicht im Stande ſeyn zu ſchlafen. Mich quälen böſe Träume. Kaum habe ich die Augen zugemacht, ſo ſtellen die Leiden, die Sie ausgeſtanden, ſich meiner Einbildungskraft dar. Ich ſehe Sie unter den Händen der Unmenſchlichen; ich ſehe Ihre Haare über Ihr Geſicht fallen; ich ſehe Sie mit blutrünſtiggewordenen Füßen, mit der Fackel in der Hand, mit dem Seile um den Hals: ich

glaube, man will Sie ums Leben bringen; mich ſchaudert, ich zittere, ein kalter Schweiß ergieſt ſich über meinen ganzen Leib; ich will Ihnen zu Hülfe eilen; ich ſtoße Geſchrey aus; ich erwache, und vergeblich warte ich auf die Rückkehr des Schlafs. Das iſt mir dieſe Nacht begegnet. Ich habe gefürchtet, der Himmel kündige mir ein Unglück an, das meiner Freundin zugeſtoßen ſey; ich bin aufgeſtanden; ich bin nahe an Ihre Thür gegangen, und ich habe gehorcht; es hat mir geſchienen, als ſchliefen Sie nicht; Sie haben geredet; ich habe mich wieder weggegeben; ich bin wiedergekommen; Sie haben abermals geredet, und ich habe mich aufs neue entfernt; ich bin zum drittenmal wiedergekommen, und als ich glaubte Sie ſchliefen, bin ich hereingetreten. Ich ſtehe ſchon einige Zeit hier an Ihrer Seite, und fürchtete Sie aufzuwecken; anfangs habe ich Bedenken getragen, ob ich Ihre Vorhänge öffnen ſollte; ich wollte ſchon weggehen, um Ihre Ruhe nicht zu ſtören; allein

ich habe der Luſt nicht widerſtehen können, zu ſehen, ob meine liebe Suſanne ſich wohl befände; ich habe Sie angeſehn. Wie ſchön Sie dem Auge vorkommen, ſelbſt wenn Sie ſchlafen! — Liebe Mutter, wie gütig ſind Sie! — Ich habe mich erkältet; allein ich weiß, daß ich nichts Unangenehmes für mein Kind zu beſorgen habe; ich glaube, ich werde nun ſchlafen. Geben Sie mir Ihre Hand. — Ich gab ſie ihr. — Wie ruhig Ihr Puls iſt! wie gleich! Nichts bringt ihn in Bewegung. — O ja, ich ſchlafe ziemlich gut. — Wie glücklich Sie ſind! — Liebe Mutter, Sie werden ſich noch mehr erkälten. — Sie haben Recht; leben Sie wohl, ſchöne Freundin, leben Sie wohl, ich gehe. — Unterdeß ging ſie nicht; ſie fuhr fort, mich anzuſehn; zwey Thränen entronnen ihren Augen. Liebe Mutter, ſagte ich zu ihr, was iſt Ihnen? Sie weinen. Wie leid thut es mir, Sie von meinen Drangſalen unterhalten zu haben! . . . Sogleich machte ſie die Thür zu, löſchte ihren

Wachsſtock aus, und ſtürzte ſich auf mich. Sie hielt mich umarmt; ſie lag auf meiner Decke, mir zur Seite, ihr Angeſicht auf meines geheftet; ihre Thränen benetzten meine Wangen; ſie ſeufzte, und ſagte zu mir, mit einer klagenden gebrochnen Stimme: Liebe Freundin, haben Sie Mitleiden mit mir! — Liebe Mutter, ſagte ich, was iſt Ihnen? Befinden Sie ſich übel? Was ſoll ich denn thun? — Ich zittere, ſagte ſie, mich ſchaudert, eine Todeskälte hat ſich über mich ausgebreitet. — Wollen Sie, daß ich aufſtehen, und Ihnen mein Bett überlaſſen ſoll? — Nein, ſagte ſie zu mir, es iſt nicht nöthig, daß Sie aufſtehen. Laſſen Sie mich nur ein wenig die Bettdecke wegſchieben, damit ich mich zu Ihnen legen könne, daß Sie mich erwärmen, und ich geneſe. — Liebe Mutter, ſagte ich zu ihr, das iſt ja verboten. Was würde man ſagen, wenn man es erführe? Ich habe geſehen, daß Nonnen, um viel unwichtigerer Dinge willen, ſtrenge Bußübungen auferlegt ſind. Im Kloſter Sain-

te: Marie begab ſichs, daß eine Nonne, nur ein einziges Mal, bey Nachzeit in die Zelle einer andern Nonne ging, die ihre gute Freundin war, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie viel Uebels man darüber dachte. Der Beichtvater hat mich bisweilen gefragt, ob man mir niemals vorgeſchlagen hätte, mit mir in Einem Bette zu ſchlafen, und mich ſehr ernſthaft gewarnt, es nicht zu leiden. Ich habe ihn ſogar von den Liebkoſungen geſagt, die Sie, liebe Mutter, mir machen; ich halte ſie für ſehr unſchuldig, aber Er denkt nicht ſo. Ich weiß nicht, wie ich ſeines Rathes vergeſſen können; ich hatte mir doch vorgenommen, mit Ihnen darüber zu reden. — Liebe Freundin, ſagte ſie zu mir, Alles um uns herum ſchläft, Niemand wird Etwas davon erfahren. Ich bin es, die hier ſtraft und belohnt; und der Beichtvater ſage was er will, ſo weiß ich nicht, was Unrechtes daran ſeyn kann, wenn eine Freundin eine andre an ihrer Seite aufnimmt, die von Unruhe ergriffen, aufgewacht iſt, und

während der Nacht, und troz der ſtrengen Jahrszeit, kommt, zu ſehen, ob ihre Geliebte etwa in einer Gefahr ſey? Suſanne haben Sie niemals, bey Ihren Eltern, mit einer Ihrer Schweſtern, das nämliche Bett getheilt? — Nein, niemals. — Wenn ſich aber die Gelegenheit dazu dargeboten hätte, würden Sie es nicht ohne Bedenken gethan haben? Wenn Ihre Schweſter in Sorgen, und von Kälte ergriffen, gekommen wäre, eine Stelle an Ihrer Seite von Ihnen zu erlangen, würden Sie ihr ſolche abgeſchlagen haben? — Ich glaube nicht. — Und bin ich denn nicht Ihre liebe Mutter? — Ja, Sie ſind es, aber das iſt verboten. — Liebe Schweſter, ich bin die, welche es den Andern verbietet, Ihnen aber erlaubt, und es von Ihnen verlangt. Laſſen Sie mich einen Augenblick bey Ihnen warm werden, und ich will wieder gehn. Geben Sie mir Ihre Hand. ... Ich gab ſie ihr. Da, ſagte ſie zu mir, fühlen Sie, ſehen Sie, mich ſchaudert, ich zittere, ich bin kalt, wie ein

Stein. . . . und Das war wahr. O, ſagte ich, liebe Mutter, Sie werden krank darüber werden. Aber warten Sie, ich will an den Rand rücken, ſo können Sie ſich auf die warme Stelle legen. . . . Ich thats; ich hob die Decke auf, und ſie legte ſich an meinen Platz. O, wie war ihr ſo ſchlimm! Sie hatte ein Zittern an allen Gliedern, ſie wollte zu mir reden, ſie wollte ſich mir nahen, ſie konnte keine Sylbe ſtammeln, ſie konnte ſich nicht bewegen. Sie ſagte leiſe zu mir: Suſanne, meine Freundin, kommen Sie mir ein bischen näher. . . . Sie ſtreckte ihre Arme aus, ich wandte ihr den Rücken zu, ſie faßte mich ſanft, zog mich an ſich, brachte ihren rechten Arm unter meinen Leib, und den andern drüber, und ſagte zu mir: Ich bin eiskalt, ſo kalt, daß ich mich ſcheue Sie anzurühren, aus Furcht Ihnen leid zu thun. — Liebe Mutter, fürchten Sie nichts. — Alsbald legte ſie mir eine ihrer Hände auf die Bruſt, und die andre um meinen Gürtel; ihre Füße hatte ſie an

meine gebracht, und ich drückte ſie, ſie zu erwärmen. Da ſagte die liebe Mutter: Ach, beſte Freundin, ſehen Sie wie geſchwind meine Füße warm geworden ſind, weil nichts ſie von Ihren Füßen trennt. — Aber, ſagte ich zu ihr, was hindert Sie, ſich überall ſo zu erwärmen? — Nichts, wenn Sie wollen. — Ich hatte mich umgewandt, ſie hatte ihr Hemd von ſich geſchoben, und ich wollte das meinige wegziehn, als plötzlich zwey heftige Schläge an die Thür geſchahen. Erſchrocken warf ich mich augenblicklich aus einer Seite des Bettes heraus, und die Superiorin aus der andern. Wir horchten, und hörten Jemanden, der auf den Spitzen der Zehen, wieder nach der benachbarten Zelle ſchlich. Ach! ſagte ich zu ihr, es iſt meine Schweſter Sainte-Thereſe. Sie wird Sie im Gange haben vorbey und zu mir hereingehen ſehen; ſie wird uns behorcht, ſie wird unſere Reden belauſcht haben. Was wird ſie ſagen? . . . Ich war mehr todt als lebendig. — Ja, ſie iſt es, ſagte die

Superiorin, mit zornigem Ton; ich zweifle nicht daran; aber ich hoffe auch, sie soll sich ihrer Verwegenheit lange erinnern. — Ach, liebe Mutter, sagte ich zu ihr, thun Sie ihr Nichts zu leide. — Susanne, sagte sie zu mir, leben Sie wohl! Gute Nacht! Legen Sie sich wieder nieder, schlafen Sie sanft, ich überhebe Sie der Betstunde. Ich gehe zu der Tolldreisten. Geben Sie mir Ihre Hand.... Ich reichte sie ihr von der einen Seite des Bettes zu der andern; sie hob den Ermel auf, der mir den Arm bedeckte, seufzend küßte sie ihn, seine ganze Länge lang von der Spitze der Finger bis an die Schulter, und ging hinaus, unter abermaligem Betheuren, daß die Verwegne, die sie zu stören gewagt hätte, daran denken sollte. Sogleich warf ich mich an das andre Ende meines Bettes, nach der Thür hin, und horchte; sie ging zur Schwester Thereſe. Ich war in Versuchung aufzustehn, und zwischen ihr und der Superiorin ins Mittel zu treten, wenn es etwa einen heftigen Auftritt

geben ſollte; aber ich war ſo verwirrt; mir war ſo übel zu Muth, daß ich lieber in meinem Bette blieb; doch ſchlief ich nicht. Ich dachte, ich müßte nun zum Geſpräche im ganzen Hauſe werden; man würde dieſe Begebenheit, die an ſich doch nichts Anders als etwas ganz Natürliches war, mit den unglimpflichſten Umſtänden, verbreiten, es würde hier noch ärger als zu Longchamp damit gehen, wo mir, ich weiß nicht was, angeſchuldigt ward; unſer Fehltritt würde unſern Obern zur Wiſſenſchaft kommen, unſre Mutter würde abgeſetzt, und wir beyde ernſtlich geſtraft werden. Unterdeß war ich mit den Ohren auf der Lauer, ich erwartete ungeduldig, daß unſre Mutter von Thereſen herauskäme; wahrſcheinlich war die Sache ſchwer zurecht zu bringen, denn ſie blieb faſt die ganze Nacht bey ihr. Wie bedauerte ich ſie, ſie war im Hemde, ganz unbekleidet, und von Zorn und Kälte ſtarrend.

Am Morgen hatte ich nicht übel Luſt,

mich der Erlaubniß zu bedienen die ſie mir gegeben, und liegen zu bleiben; unterdeß dachte ich doch bey mir ſelbſt, es ſey beſſer, es nicht zu thun. Ich zog mich geſchwind an, und war die erſte im Chor, wo die Superiorin und Sainte Thereſe nicht erſchienen; mir eine ſehr angenehme Sache: erſtlich, weil ich Mühe gehabt haben würde, ohne Verlegenheit die Blicke dieſer Schweſter zu ertragen; zweytens, weil, da ihr erlaubt worden, vom Gottesdienſte weg zu bleiben, ſie wahrſcheinlich eine Vergebung erhalten hatte, die ihr gewiß nur unter Bedingungen zugeſtanden war, welche mich beruhigen mußten. Ich hatte recht gerathen. Kaum war der Gottesdienſt aus, als die Superiorin mich hohlen ließ. Ich ging zu ihr hin, ſie lag noch im Bette; ſie ſah abgemattet aus, ſie ſagte zu mir: Ich habe gelitten, und nicht geſchlafen. Sainte-Thereſe iſt närriſch, wenn ſo etwas ihr noch einmal begegnet, werde ich ſie einſperren. — Ach, liebe Mutter, ſagte ich zu ihr, ſperren Sie ſie doch

ja nie ein. — Das wird von ihrer Aufführung abhängen; ſie hat mir verſprochen, ſie wolle ſich beſſern, und ich rechne darauf. Und Sie, liebe Suſanne, wie befinden Sie ſich? — Gut, liebe Mutter: — Haben Sie ein wenig geruht? — Sehr wenig. — Man hat mir geſagt Sie wären im Chore geweſen: warum ſind Sie nicht in Ihrem Bette geblieben? — Ich würde mich doch nicht wohl darin befunden haben; ich habe gedacht, es wäre beſſer. . . . — Nein, es hätte nichts auf ſich gehabt. Aber ich fühle einige Luſt zu ſchlummern; ich rathe Ihnen hinzugehn, und das Nämliche zu thun, Sie müßten denn lieber eine Stelle bey mir annehmen wollen. — Liebe Mutter, ich bin Ihnen unendlich verbunden; ich bin eines Bettes allein gewohnt, und könnte neben Jemanden doch nicht ſchlafen. — So gehen Sie denn. Ich will nicht zum Eſſen herunter ins Refectorium kommen, ich will mirs hier heraufbringen laſſen; vielleicht werde ich den ganzen übrigen Tag nicht

aufſtehen. Kommen Sie mit einigen andern zu mir herauf, denen ichs anſagen laſſen will. — Wird Schweſter Thereſe dabey ſeyn? fragte ich ſie. — Nein, antwortete ſie mir. — Das thut mir eben nicht leid. — Warum nicht? — Ich weiß nicht; ich empfinde aber eine Art von Furcht, ihr zu begegnen. — Beruhige Dich, mein Kind; ich verſichere Dich, ſie fürchtet ſich mehr vor Dir, als Du Dich vor ihr zu fürchten brauchſt.

Ich verließ die Superiorin, und ging, mich auszuruhn. Den Nachmittag begab ich mich zu ihr, und fand eine ziemlich zahlreiche Verſammlung der jüngſten und hübſcheſten Nonnen des Hauſes bey ihr. Die andern hatten ihren Beſuch ſchon abgelegt, und ſich weggegeben. Mein Herr Marquis, Sie verſtehn ſich auf Malerey; ich verſichere Sie, der Anblick machte ein ziemlich angenehmes Gemälde. Stellen Sie ſich ein Arbeitszimmer von zehn bis zwölf Perſonen vor, von denen die jüngſte funfzehn Jahr alt ſeyn mochte, und die

die älteſte nicht mehr als drey und zwanzig; eine Superiorin, die an die vierzig reichte, weiß, friſch von Farbe, völlig, halb im Bette aufſitzend, mit einem Unterkinn, das bey ihr nicht ohne Anmuth war, mit Armen, rund als wenn ſie gedrechſelt wären, die Finger, ſpitz wie eine Spindel zulaufend, und überall mit kleinen Grübchen beſäet; ſchwarze, große, lebendige, und zärtliche Augen, die faſt nie ganz ſich aufthaten, ſondern halb geſchloſſen waren, als ſpürte ihre Beſitzerin einige Mühe, ſie zu öffnen; Lippen, roth wie Roſen, die ſchönſten Wangen, einen ſehr angenehmen Kopf, in ein tiefes und weiches Kiſſen gedrückt; die Arme weichlich zur Seite, auf kleinen Kiſſen unter den Ellbogen, ſie aufrecht zu erhalten, geſtreckt. Ich ſaß auf dem Rande ihres Bettes, und that Nichts; eine Andre ſaß in einem Lehnſtuhle, mit einem kleinen Stickrahmen auf ihren Knien; andre waren am Fenſter, und klöppelten Spitzen; einige ruhten ſogar auf der Erde auf Kiſſen, die von den

Stühlen abgenommen waren, und nähten, oder ſtickten, oder ſpannen mit kleinen Spinnrädchen. Einige waren blond, die Andern braun, keine ſah der Andern ähnlich, aber alle waren ſchön. Unter ihren Characteren herrſchte eben die Verſchiedenheit, als unter ihren Phyſiognomien. Dieſe war heiter, Jene fröhlich; andere waren ernſthaft, ſchwermüthig, oder traurig. Alle arbeiteten, mich ausgenommen, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe. Es war nicht ſchwer, die gegenſeitigen Freundinnen, von den Gleichgültigen oder Feindinnen zu unterſcheiden; die Freundinnen hatten ſich Eine der Andern zur Seite oder gegenüber geſetzt, und indem ſie arbeiteten, ſchwatzten ſie, oder ſich Rath, warfen einander verſtohlne Blicke zu, drückten ſich die Finger, unter dem Vorwande, ſich eine Stecknadel, eine Nähnadel, eine Scheere zuzureichen. Die Superiorin muſterte ſie mit den Augen, tadelte Eine wegen ihres Fleißes, eine Andre wegen ihres Müßiggangs, dieſe ihrer Gleichgültigkeit, jene ihrer Traurigkeit we-

gen; ſie ließ ſich ihre Arbeit bringen, lobte ſie, oder ſetzte etwas daran aus, beſſerte der Einen ihren Kopfſchmuck. . . . . Dieſer Schleyer tritt zu ſehr hervor. . . . Diese Leinwand hängt zu tief ins Geſicht, man ſieht nicht genug von Ihren Wangen. . . . Da ſind Falten, die übel kleiden. . . . Kurz; ſie theilte an jede entweder kleinen Tadel, oder kleine Liebkoſungen aus.

Während ſie ſo ſich beſchäftigte, hörte ich ſanft an die Thüre klopfen; ich ging hin. Die Superiorin ſagte zu mir: Sainte-Suſanne, Sie kommen doch wieder? — Ja, liebe Mutter. — Vergeſſen Sie es nicht, denn ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. — Gleich werde ich da ſeyn. . . . Es war die arme Sainte-Thereſe. Sie ſtand einen Augenblick ohne zu reden vor mir, und ich erwiederte; hierauf ſagte ich zu ihr: Liebe Schweſter, wollen Sie von mir etwas? — Ja. — Worin kann ich Ihnen dienen? — Ich will's Ihnen ſagen. Ich habe mir den Unwillen unſerer

lichen Mutter zugezogen; ich glaubte, ſie hätte mir vergeben, und hatte einige Urſache es zu hoffen; unterdeſſen ſind Sie alle bey ihr verſammelt, und ich bin nicht mit da; ich habe den Befehl bekommen, auf meinem Zimmer zu bleiben. — Wollen Sie gern herein? — Ja. — Wünſchen Sie, daß ich um die Erlaubniß für Sie anſuche? — Ja. — Warten Sie, liebe Freundin, ich gehe hin. — Aufrichtig; wollen Sie bey ihr für mich reden? — Allerdings; warum ſollte ichs Ihnen nicht verſprechen, und warum, wenn ichs Ihnen verſpreche, nicht halten? — Ach! ſagte ſie zu mir, und ſah mich zärtlich an, ich vergebe ihr, ich vergebe ihr den Geſchmack den ſie an Ihnen findet. Ja! Sie beſitzen jeden Reiz, die ſchönſte Seele, den ſchönſten Leib. ... Ich war entzückt, ihr dieſen kleinen Dienſt leiſten zu können. Ich ging hinein. Eine Andre hatte meinen Platz in meiner Abweſenheit auf dem Bette der Superiorin eingenommen, ſich gegen ſie geneigt, den Ellbogen zwiſchen ihre beyden

Beine geſtützt, und war eben im Begriff ihr ihre Arbeit zu zeigen. Die Superiorin, mit halb geſchloſſenen Augen, ſagte Nein und Ja zu ihr, ohne ſie faſt nur anzuſehen, und ich ſtand an ihrer Seite, ohne daß ſie es gewahr ward. Indeſſen kam ſie bald von ihrer leichten Zerſtreuung wieder zu ſich. Diejenige die meinen Platz eingenommen hatte, räumte mir ihn wieder ein, ich ſetzte mich aufs neue, neigte mich hierauf gegen die Superiorin, die ſich ein wenig auf ihrem Hauptkiſſen aufgerichtet hatte, und ſchwieg, ſah ſie aber an, als ob ich Etwas von ihr zu verlangen hätte. — Nun, ſagte ſie zu mir, was giebts? was wollen Sie? Bin ich im Stande Ihnen Etwas abzuſchlagen? — Die Schweſter Seine: Thereſe. . . . — Ich verſtehe. Ich bin ſehr mißvergnügt mit ihr; aber Seine Gnaden bitten für ſie, ich verzeihe ihr. Gehen Sie, und ſagen ihr, daß ſie herunterkommen kann. . . . Ich lief zu ihr. Die arme kleine Schweſter wartete an der Thüre, ich ſagte zu ihr, ſie

ſollte hereinkommen; ſie that es zitternd, mit niedergeſchlagnen Augen; ſie hatte einen langen Streif Muſſelin auf ein Muſter geheftet, in der Hand, das ihr bey dem erſten Schritte entfiel. ich hob es auf, nahm ſie bey einem Arm, und führte ſie zur Superiorin. Sie warf ſich auf die Knie, faßte eine ihrer Hände, die ſie mit einem Seufzer küßte, und eine Thräne dabey vergoß; hierauf bemächtigte ſie ſich einer der meinigen, legte ſie in die Hand der Superiorin, und küßte dann eine nach der andern. Die Superiorin machte ihr ein Zeichen, daß ſie aufſtehen, und ſich ſetzen ſollte, wo es ihr gefiele; ſie gehorchte. Man trug eine Collation auf. Die Superiorin ſtand auf; ſie ſetzte ſich nicht zu uns, ſondern bemühte ſich um den Tiſch herum zu gehen; legte bald ihre Hand der Einen auf den Kopf, bog ſie ſanft zurück, und küßte ihr die Stirn; bald hob ſie einer Andern das Halstuch auf, berührte mit der Hand ihren Nacken, und blieb ſo auf dem Rücken ihres Armſtuhls gelehnt,

ſtehn; bald, indem ſie vor einer dritten vorbey ging, legte ſie ihr die Hand auf den Mund; koſtete nur mit den Lippen ein wenig von dem Aufgetragenen, und theilte bald an Dieſe bald an Jene davon aus. Nachdem ſie ſo einige Augenblicke die Runde gemacht, blieb ſie mir gegenüber ſtehn, warf ſehr zärtliche und liebevolle Blicke auf mich. Während Deßen ſchlugen die Andern ihre Augen nieder, als fürchteten ſie der Superiorin läſtig zu ſeyn, oder ſie zu zerſtreuen; beſonders that Das die Schweſter Thereſe. Als die Collation vorbey war, ſetzte ich mich an den Flügel, und begleitete ein Paar Schweſtern, die ohne Methode, aber mit Geſchmack, Richtigkeit und guter Stimme, einige Stücke ſangen. Auch ich ſang Verſchiedenes, und begleitete mich dazu. Die Superiorin ſaß am Ende des Flügels, und ſchien das größte Vergnügen zu empfinden, mich zu hören und zu ſehn; die Andern hörten ſtehend zu, ohne eine Sylbe von ſich zu geben, oder hatten ſich wieder an die Arbeit geſetzt. Dieß

war ein ſehr angenehmer Abend. Die Nonnen begaben ſich darauf wieder weg.

Ich ging mit den Uebrigen, aber die Superiorin hielt mich zurück. Was iſt die Uhr? ſagte ſie zu mir. — Es iſt gleich ſechs. — Einige von unſern Verſchwiegenen (discretes) werden zu mir kommen. Ich habe über Das nachgedacht, was Sie mir von Ihrem Heraustritt aus Longchamp erzählt haben. Ich habe jenen meine Gedanken mitgetheilt, ſie ſind gut von ihnen befunden worden; wir haben Ihnen einen Vorſchlag zu thun. Es iſt unmöglich, daß wir nicht damit durchdringen ſollten; und dringen wir durch, ſo entſteht daraus ein kleiner Vortheil für unſer Haus, und einiger Gewinn für Sie. . . . Um ſechs Uhr kamen die Verſchwiegnen. Verſchwiegenheit in Nonnenklöſtern iſt das Eigenthum des Alters und der Abgelebtheit. Ich ſtand auf, ſie ſetzten ſich, und die Superiorin ſagte zu mir: Schweſter Sainte-Suſanne, haben Sie mir nicht berichtet, Sie verdankten der wohl-

thätigen Vorsorge des Herrn Manouri, die kleine Aussteuer, die man für Sie veranstaltet hat? — Ja, liebe Mutter. — Ich habe mich demnach nicht geirrt, und die Schwestern zu Longchamp sind im Besitze der Aussteuer geblieben, die Sie bey Ihrem Eintritt in ihr Kloster bezahlt haben? — Ja, liebe Mutter. — Sie geben Ihnen keine Pension? — Nein, liebe Mutter. — Sie haben Ihnen Nichts von Ihrer Aussteuer zurückgegeben? — Nein, liebe Mutter. — Das ist nicht recht. Ich habe solches unsern Freundinnen hier eröffnet, und sie denken wie ich, Sie könnten Anspruch darauf machen, entweder daß Ihnen diese Aussteuer zum Vortheil unsers Hauses zurückbezahlt würde, oder daß Sie doch wenigstens die Zinsen davon erhielten. Was Sie durch den Antheil besitzen, den Herr Manouri an Ihrem Schicksale genommen, hat nichts mit Demjenigen gemein, was die Schwestern zu Longchamp Ihnen schuldig sind; er hat Ihnen die Aussteuer nicht

von dem Erwerbe Jener zugewandt. — Ich glaube nicht; aber ſich davon in kurzem zu verſichern, darf ja nur an ihn geſchrieben werden. — Allerdings. Im Fall aber ſeine Antwort ſo ausfiele, wie wir wünſchen, wäre hier der Vorſchlag, den wir Ihnen zu thun hätten. Wir wollten in Ihrem Nahmen den Proceß gegen das Haus Longchamp unternehmen; das unſrige ſollte die Koſten dazu herſchießen, die nicht beträchtlich ſeyn werden, weil es wahrſcheinlich iſt, daß Herr Manouri nicht abſchlagen wird, ſich dieſer Sache anzunehmen; alsdann wird, falls wir gewinnen, das Haus mit Ihnen entweder das Capital oder die Zinſen theilen. Was meinen Sie darüber, liebe Schweſter? Sie antworten nicht, Sie ſind in Gedanken? — Es geht mir im Kopfe herum, daß dieſe Schweſtern zu Longchamp mir viel Uebe's zugefügt haben, und daß es mir äußerſt leid thun würde, wenn ſie ſich vorſtellten, ich wollte mich rächen. — Hier iſt nicht von Rächen die Rede; es kommt darauf

an, Das einzufodern, was man Ihnen schuldig ist. — Und ich sollte mich noch einmal zum Schauspiel aufstellen? — Das ist die geringste Bedenklichkeit dabey; Ihr Nahme braucht ja kaum genannt zu werden. Dazu ist unsere Gemeinde arm, die zu Longchamp aber reich. Sie werden unsere Wohlthäterin, wenigstens so lange Sie leben; wir brauchen diesen Bewegungsgrund nicht, um für Ihren Unterhalt besorgt zu seyn, wir lieben Sie insgesammt. . . . Und der ganze Chor der Verschwiegenen brach auf einmal aus: Wer sollte Sie nicht lieben? Sie verdienen es so ganz! — Ich kann, fuhr die Superiorin fort, jeden Augenblick sterben, eine Andere hätte für Sie vielleicht nicht die nämlichen Gesinnungen, als ich; nein, warlich, sie hätte sie nicht. Es können Ihnen kleine Unpäßlichkeiten zustoßen, kleine Bedürfnisse; es ist immer sehr angenehm, ein Stückchen Geld zu besitzen, über das man freye Hand hat, um sich gütlich damit zu thun, und andre zu ver-

binden. — Liebe Mutter, ſagte ich zu ihr, dieſe Betrachtungen ſind nicht unbedeutend, weil Sie die Güte haben, ſie zu machen; es giebt aber andre, die mich tiefer angreifen, indeßen iſt keine Abneigung ſo ſtark, die ich nicht bereit wäre, Ihnen aufzuopfern. Die einzige Gefälligkeit um die ich Sie bitte, liebe Mutter, iſt, daß Sie nichts in der Sache vornehmen, ohne darüber, in meiner Gegenwart, mit Herrn Manourt ſich zu verabreden. — Das iſt nicht mehr als billig! Wollen Sie ſelbſt an ihn ſchreiben? — Liebe Mutter, wie es Ihnen gefällt. — Schreiben Sie ihm denn; und damit ich nicht noch einmal die Sache aufs Tapet zu bringen habe, (denn ich liebe dieſe Art von Geſchäften nicht, ſie machen mir tödtliche Langeweile;) ſo ſchreiben Sie ihm auf der Stelle. — Man gab mir eine Feder, Dinte und Papier; und ich bat unverzüglich Herrn Manourt, er möchte die Güte haben, ſich ſobald nach Argenjon zu verfügen, als ſeine Geſchäfte ihm erlauben würden; ich

hätte noch einmal seiner Hülfe und seines Rathes, in einem Anliegen von einiger Wichtigkeit, vonnöthen u. s. w. Das versammelte Concilium las diesen Brief, fand ihn gut, und er ward fortgeschickt.

Herr Manouri kam einige Tage nachher. Die Superiorin trug ihm die Sache vor; er stand nicht einen Augenblick an, ihrer Meinung zu seyn, und erklärte meine Bedenklichkeiten für thöricht; es wurde beschlossen, die Nonnen von Longchamp sollten sogleich den folgenden Tag gerichtlich vorgeladen werden. Dieß geschah, und siehe da, mein Nahme erschien aufs neue, wider meinen Willen, in Schriften, in Geschichtserzählungen, vor öffentlichem Gericht; und Das, mit Auseinandersetzung von Kleinigkeiten, mit Voraussetzungen, mit Lügen, mit schwarzen Anekdötchen verbrämt, mit Allem, was irgend einer Sache in den Augen der Richter Ungunst zuziehen, und sie vor dem Publico verhaßt machen kann. Hier wünschte ich wohl zu wissen, mein Herr Marquis, ob

es den Sachwaltern erlaubt iſt, nach Gefallen zu verläumden? Giebt es keine Gerechtigkeit gegen ſie? Hätte ich alle Bitterkeiten vorher ſehen können, welche dieſe Sache nach ſich ziehen würde, ſo betheure ich Ihnen, ich hätte nie zugegeben, daß man ſie anhängig machte.

Verſchiedenen Nonnen in unſerm Hauſe wurden gefliſſentlich die Schriften mitgetheilt, welche man gegen mich bekannt machte. Jeden Augenblick kamen ſie zu mir, und erkundigten ſich nach abſcheulichen Begebenheiten, an denen kein Schatten Wahrheit war. Je mehr ich Unwiſſenheit darüber bezeugte, für deſto ſchuldiger hielt man mich. Weil ich Nichts erklärte, weil ich nichts geſtand, weil ich Alles läugnete, glaubte man, Alles habe seine Richtigkeit; man lächelte, man ſagte mir [illegible], aber höchſt beleidigende Dinge, man [illegible] Achseln über meine Unſchuld. Ich weinte, ich war außer mir.

Aber Ein Leiden kommt nie allein. Die Zeit, wo zur Beichte gegangen werden ſollte,

war vor der Thür. Ich hatte mich schon in Absicht der ersten Liebkosungen angeklagt, die meine Superiorin mir gemacht; der Beichtvater hatte mir sehr nachdrücklich verboten, mich nicht dazu zu verstehen: aber wie ist es möglich, sich Dingen zu versagen, die einer Andern, von der man ganz abhängt, großes Vergnügen machen, Dingen, an denen man selbst nichts Böses sieht?

Da dieser Beichtvater, in dem Verfolge meiner Begebenheiten, eine große Rolle spielen wird, halte ich es für schicklich, daß Sie ihn kennen lernen.

Er ist aus dem Barfüßerorden, und heißt Pater Lemoine; sein Alter mag sich wohl etwa auf fünf und vierzig Jahr belaufen. Seine Physiognomie ist eine der schönsten, die man sehen kann; sie ist sanft, heiter, offen, lachend, angenehm, wenn er sich vergißt; denkt er aber darauf, so runzelt sich seine Stirn, so ziehen seine Augenbraunen sich zusammen, seine Augen schauen unterwärts, und sein ganzes Aeuß-

seres wird lauter Strenge. Ich kenne nicht zwey Menschen, die verschiedner von einander wären, als der Pater Lemoine vor dem Altare, oder der Pater Lemoine im Sprachzimmer; allein oder in Gesellschaft. Uebrigens haben alle Personen, die sich dem geistlichen Stande widmen, Etwas von dieser Weise an sich. Ich selbst habe mich zuweilen, wenn ich im Begriff war, vors Gitter zu treten, darauf betroffen, daß ich stehen blieb, meinen Schleyer, meine Binde zurechtfaltete, meinem Gesicht, meinem Munde, meinen Händen, meinen Armen, meinem ganzen Wesen und Gange, eine gewisse Haltung gab, und mir eine Art von äußerlicher Ehrbarkeit zulegte, die etwas Erborgtes an sich hatte, und die kürzer oder länger dauerte, je nachdem die Personen waren, mit denen ich zu reden hatte. Der Pater Lemoine ist groß, wohl gebildet, fröhlichen Geistes, sehr angenehm, wenn er sich vergißt; er spricht vortreflich; er hat in seinem Kloster den Ruf eines großen Gottesgelehrten; und in der

Welt

Welt den eines großen Predigers; sein Umgang entzückt; es ist ein Mann, der viele, seinem Stande eigentlich fremde, Kenntnisse besitzt; er hat die schönste Stimme, versteht Musik, weiß Geschichte und Sprachen, ist Doctor der Sarbonne. Obgleich noch jung, ist er doch schon die Hauptwürden seines Ordens durchgangen. Ich halte ihn für keinen Ränkeschmied noch Ehrgeitzigen; seine Mitbrüder lieben ihn. Er hatte um die Oberaufsicht über das Kloster von Etampes, als um einen ruhigen Posten angesucht, in dem er sich, ohne Störung, einigen Studien, die er angefangen, überlassen könnte; und sie war ihm zugestanden worden. Die Wahl eines Beichtvaters ist für ein Nonnenkloster eine sehr wichtige Sache; es muß von einem angesehenen und sich auszeichnenden Manne, in seinen Gewissensangelegenheiten, geleitet werden. Man that Alles in dem unsrigen den Pater Lemoine zu erhalten, und wir bekamen ihn, wenigstens an außerordentlichen Tagen.

An den Vorabenden groſſer Feſttage ward er zu uns in der Kloſterkutſche abgeholt. Sie hätten die Bewegung ſehen müſſen, die es unter der ganzen Schweſterſchaft hervorbrachte, wenn man ihn erwartete; wie man fröhlich war; wie man ſich einſchloß; wie man an der Prüfung ſeiner ſelbſt arbeitete; wie man ſich vorbereitete, ihn, ſo lange als möglich, zu beſchäftigen.

Es war an einem heiligen Abende vor Pfingſten, wo er zu uns kommen ſollte. Ich fühlte mich unruhig: die Superiorin ward es gewahr; ſie redte darüber zu mir. Ich verhehlte ihr die Urſache meiner Beklommenheit nicht; ſie ſchien darüber noch mehr als ich in Sorgen zu ſeyn, ob ſie gleich Alles that, mir ihre Bewegung zu verbergen. Sie ſprach vom Pater Lemoine, als von einem lächerlichen Manne; ſpottete über meine Gewiſſenszweifel; fragte mich, ob der Pater Lemoine, über die Unſchuld ihrer und meine Empfindungen, ein beſſerer Richter ſey, als unſer beyderſeitiges

Gewiſſen, und ob das meinige mir Etwas vorwürfe? Ich antwortete ihr: Nein. Nun wohl, ſagte ſie zu mir: ich bin Ihre Superiorin, Sie ſind mir Gehorſam ſchuldig, und ich befehle Ihnen, daß Sie ihm über dieſe Narrheiten nichts ſagen. Sie haben nicht nöthig zur Beichte zu gehn; es wären ohnedem nur Kleinigkeiten, was Sie ihm bekennen könnten.

Unterdeß langte der Pater Lemoine an, und ich bereitete mich zur Beichte, während Andre, denen Das noch angelegner war, ſich ſchon des Stuhls bemächtigt hatten. Die Reihe ſollte nun an mich kommen, als die Superiorin zu mir herein trat, mich bey Seite nahm, und zu mir ſagte: Sainte Suſanne, ich habe über das nachgedacht, was Sie gegen mich geäußert; begeben Sie ſich wieder in Ihre Zelle, ich will nicht, daß Sie heute zur Beichte gehn. — Und warum, liebe Mutter? antwortete ich ihr. Morgen iſt ein großer Feſttag; ein allgemeiner Communiontag; was wollen

Sie, daß man denken ſoll, wenn ich mich der geheiligten Tafel nicht nahe? — Man mag denken was man will, Sie gehen nicht zur Beichte. — Liebe Mutter, erwiederte ich ihr, wenn es wahr iſt, daß Sie mich lieb haben, ſo laſſen Sie mir dieſe Kränkung nicht widerfahren, ich bitte Sie inſtändigſt darum. — Nein, nein, es iſt nicht möglich. Sie werden Klatſchereien zwiſchen mir und dieſem Manne anzetteln, und ich mag dergleichen nicht. — Nein, liebe Mutter, das werde ich nicht. — Verſprechen Sie mir alſo . . . doch, die ganze Sache iſt nicht nöthig. Kommen Sie morgen zu mir in meine Zelle; Sie ſollen Ihre Beichte vor mir ablegen; Sie haben keine Fehler begangen, für die ich Ihnen nicht die Abſolution ertheilen könnte, und dann können Sie eben ſo gut mit den Andern das Abendmahl genieſſen. Gehen Sie.... — Ich begab mich alſo weg, und war in meiner Zelle, traurig, unruhig, nachdenkend; wußte nicht was ich zu thun hätte, ob ich zum Pater Lemoine

mich, wider Willen meiner Superiorin, verſäumen, oder mich den folgenden Tag, an die Abſolution, die ſie mir verſprach, halten, und mit den Uebrigen des Hauſes meine Andacht haben; oder ganz von den Sacramenten wegbleiben ſollte, man möchte ſagen, was man wollte. Indem kam ſie zu mir herein; ſie war zur Beichte geweſen, und der Pater Lemoine hatte ſie gefragt: warum er mich nicht geſehen? ob ich krank wäre? Ich weiß nicht, was ſie ihm zur Antwort gegeben; allein das Ende vom Liede war, daß er mich im Beichtſtuhl erwartete. Gehn Sie denn hin, ſagte ſie zu mir, weil es ſeyn muß; aber geben Sie mir die Verſicherung, daß Sie ſchweigen wollen. Ich ſtand damit an; ſie drang darauf. Je! Närrin! ſagte ſie zu mir, was meinſt Du denn, da für ein Uebel daran ſeyn kann, von Dem zu ſchweigen, woran nichts Uebels war, da Du es thateſt? — Und was kann denn, wenn Das der Fall iſt, für Uebel daran ſeyn, es zu ſagen? antwortete ich ihr. —

Keines! aber es hat sein Bedenkliches. Wer weiß, was der Mann für ein Gewicht darauf legen kann? Versichere mich also. . . . Ich schwankte noch, endlich aber machte ich mich anheischig, Nichts zu sagen, wenn er darüber keine Fragen an mich thäte, und ging.

Ich legte meine Beichte ab, und schwieg; allein der Beichtvater fragte mich, und darauf verhehlte ich nichts. Er ließ sich nun in hundert sonderbare Erkundigungen ein, von denen ich noch jetzt nichts verstehe, da ich mich wieder daran erinnere. Er behandelte mich mit Nachsicht, äußerte sich aber über die Superiorin in Ausdrücken, die mich zittern machten; nannte sie eine Unwürdige, eine Wollüstige, eine schlechte Nonne, eine heillose Frau, ein verderbtes Weib, und schärfte mir ein, wenn ich nicht die Strafe einer Todsünde auf mich laden wollte, niemals wieder mit ihr allein zusammen zu treffen, und keine ihrer Liebkosungen zu dulden. — Aber, mein Vater, sagte ich zu ihm, es ist meine Superiorin, sie kann

zu mir hereinkommen, oder mich rufen laſſen, wenn es ihr beliebt. — Ich weiß es, ſagte er zu mir, und es macht mir großen Kummer. Liebes Kind, Gott ſey geprieſen, der Sie bisher bewahrt hat! Ich wage nicht, mich deutlicher gegen Sie zu erklären; ich müßte fürchten, ſelbſt Mitſchuldiger Ihrer unwürdigen Superiorin zu werden, und durch den vergifteten Hauch, der, wider meinen Willen, aus meinem Munde hervorgehen würde, eine zarte Blume verwelken zu machen, die, bis an das Alter, in dem Sie ſich befinden, nur durch eine ganz beſondre göttliche Vorſorge, friſch und unbefleckt erhalten wird. Ich befehle Ihnen alſo Ihre Superiorin zu fliehn; ihre Liebkoſungen weit von ſich zu ſtoßen; niemals allein zu ihr zu gehen; Ihre Thüre, beſonders des Nachts, zu verſchließen; aufzuſtehen, wenn ſie wider Ihren Willen zu Ihnen hereinkömmt; in den Gang zu gehen; Leute, wenn es ſeyn muß, zu rufen; lieber ganz nackt, bis zu den Füßen des Altares, herabzuſteigen; das Haus mit Ihrem

Geſchrey zu erfüllen; kurz Alles zu thun, was die Liebe Gottes, die Furcht vor dem Laſter, die Heiligkeit Ihres Standes, die Sorge für Ihre ewige Seligkeit, Ihnen eingeben würde, wenn der Satan in leibhaftiger Geſtalt Ihnen erſchiene, und Sie verfolgte. Ja, mein Kind, der Satan! Denn unter dieſem Bilde bin ich genöthigt, Ihnen Ihre Superiorin zu zeigen; ſie iſt in den Abgrund des Laſters verſunken, in den ſie Sie mit hineinzuſtürzen ſucht; und Sie würden ſchon vielleicht mit ihr darin verſunken ſeyn, wenn Ihre Unſchuld ſelbſt ſie nicht mit Schrecken erfüllt, und ihr noch Einhalt gethan hätte. . . . Hierauf hob er ſeine Augen gen Himmel, und rief betend: Mein Gott! fahre fort deine junge Dienerin zu beſchützen! . . . Kind, ſagen Sie mit mir: Satana, vade retro; apage, Satana! Wenn dieſe Elende Fragen an Sie thut, ſo erzählen Sie ihr Alles; wiederholen Sie ihr meine Worte; ſagen Sie zu ihr: daß es ihr beſſer wäre, nicht gebohren zu ſeyn, oder daß ſie ſich

allein in die Hölle, durch einen gewaltſamen Tod, ſtürzen möchte. — Aber mein Vater, wandte ich ihm ein, Sie haben ja ſelbſt ſo eben ihre Beichte gehört. — Er antwortete mir nicht darauf, ſtieß aber einen tiefen Seufzer aus, legte ſeine Arme gegen eine Seite des Beichtſtuhls, ſtemmte ſeinen Kopf darauf, wie von Schwerz durchdrungen, und blieb einige Zeit in dieſem Zuſtande. Ich wußte nicht, was ich denken ſollte; die Knie zitterten mir; ich war in einer Verwirrung, in einer Unordnung, die ſich nicht beſchreiben läßt; einem Reiſenden würde ſo ohngefähr zu Muthe ſeyn, gegen den in der Dunkelheit, zwiſchen Abgründen die er nicht ſähe, von allen Seiten her Stimmen erſchallten, die ihm zuriefen: Du biſt verlohren! . . . Bald darauf ſah er mich wieder mit ruhigerm, aber gerührtem Blicke an, und fragte mich: Stehe es mit Ihrer Geſundheit gut? — Ja, mein Vater. — Würde es Ihnen nicht beſchwerlich fallen, eine Nacht einmal ohne Schlaf zuzubringen?

— Nein, mein Vater. — Nun wohl, sagte er, so schlafen Sie diese Nacht nicht; gehen Sie gleich, wenn Sie zu Abend gegessen haben, hinunter in die Kirche; werfen Sie sich dort am Fuße der Altäre nieder, bringen Sie die Nacht im Gebete zu. Sie kennen die Gefahr nicht, der Sie ausgesetzt gewesen sind; danken Sie Gott, daß er Sie davor bewahrt hat, und nahen Sie sich morgen dann der geheiligten Tafel, mit den übrigen Nonnen. Ich lege Ihnen keine Bußübung weiter auf, als die, daß Sie sich fern von Ihrer Superiorin halten, und ihre vergifteten Liebkosungen zurückstoßen. Gehen Sie. Ich, für mein Theil, will meine Gebete mit den Ihrigen vereinigen. Wie unruhig werde ich über Sie seyn! Ich fühle alle Folgen, die der Rath, den ich Ihnen gebe, haben kann; aber ich bin Ihnen den Rath schuldig; ich bin ihn mir selbst schuldig. Gott allein hat über uns zu gebieten, und wir haben kein anderes Gesetz.

Ich erinnere mich, mein Herr, nur sehr

unvollkommen, alles Dessen, was er zu mir sagte. Jetzt, da ich seine Rede, wie ich sie Ihnen berichtet habe, mit dem schrecklichen Eindrucke vergleiche, den sie auf mich machte, finde ich selbst kein Verhältniß dazwischen. Das kommt aber daher, weil sie, in der Wiedererzählung, abgebrochen, unzusammenhängend ist; weil Manches darin von mir ausgelaßen worden, was ich nicht behalten habe; endlich auch, weil ich keinen deutlichen Begriff mit seinen Worten verknüpfte, und Dinge nicht für so wichtig ansah, auch noch nicht sie dafür ansehen kann, über die er am meisten heftig wurde. Zum Beyspiel, was konnte er so Seltsames in der Scene am Flügel finden? Giebt es nicht Personen, auf welche die Musik die allerlebhaftesten Eindrücke macht? Man hat mir gesagt, daß selbst bey mir gewisse Gesangstücke, gewisse Modulationen, meine ganze Physiognomie veränderten, daß ich alsdann völlig außer mir wäre, daß ich fast nicht wüßte, wo ich mich befände; und doch glaube ich nicht,

daß ich darum weniger unſchuldig ſey. Warum konnte Das denn nicht eben auch der Superiorin begegnen, die gewiß, was für einen närriſchen und ungleichen Character ſie auch hatte, eine der empfindlichſten Frauen in der Welt war? Sie war nicht im Stande, eine nur etwas rührende Begebenheit anzuhören, ohne in Thränen zu zerſchmelzen. Wenn ich ihr meine Geſchichte erzählte, ſo wurde ſie dadurch in einen Zuſtand verſetzt, der Mitleid erregte. Warum macht der Beichtvater ihr denn nicht auch, aus ihrer Empfänglichkeit zur Erbarmung, ein Verbrechen? Warum erwartete er den Ausgang der nächtlichen Scene, mit tödtlichem Schrecken? . . . Gewiß, dieſer Mann geht in ſeiner Strenge zu weit.

Dem ſey, wie ihm wolle, ich that pünktlich, was er mir vorgeſchrieben, und wovon er, wahrſcheinlich, die unmittelbare Folge vorhergeſehen hatte. So wie ich aus dem Beichtſtuhle herauskam, ging ich, und warf mich am Fuße der Altäre nieder; mein Kopf war

vor Schrecken verstört; ich blieb dort bis zum Abendessen. Die Superiorin, unruhig, was aus mir geworden sey, hatte mich rufen lassen, und zur Antwort erhalten: ich wäre im Gebete begriffen. Sie hatte sich verschiedenemale an der Thür des Chors gezeigt, allein ich that, als bemerkte ich sie nicht. Es läutete zum Abendessen; ich nahm schnell meine Mahlzeit ein, und als es damit vorbey war, kehrte ich gleich wieder in die Kirche zurück. Bey der Abenderhohlungsstunde erschien ich nicht; als die Zeit kam, wo man sich in seine Zelle verfügen, und zu Bette gehen sollte, ging ich die Treppe nicht wieder hinauf. Die Superiorin wußte sehr gut, was aus mir geworden sey. Es war schon tief hinein in die Nacht, Alles im Hause war still, da kam sie zu mir herunter. Die Gestalt, unter welcher der Beichtvater sie mir gezeigt, stellte sich meiner Einbildungskraft wieder dar; mich ergriff Zittern; ich unterstand mich nicht sie anzusehen; ich glaubte fast, ich würde sie, mit einem schreckli-

chen Geſicht und von Flammen umgeben, erblicken, und ſagte in mir: Satana, vade retro; apage, Satána! Mein Gott, bewahre mich; entferne mich von dieſem böſen Geiſte!

Sie warf ſich auf die Knie, und nachdem ſie einige Zeit gebetet hatte, ſagte ſie zu mir: Sainte-Suſanne, was machen Sie hier? — Madame, Sie ſehen es. — Wiſſen Sie, um welche Zeit es iſt? — Ja, Madame. — Warum ſind Sie, um die Stunde des Zubettgehens, nicht in Ihre Zelle gegangen? — Weil ich mich vorbereiten wollte, morgen den großen Tag zu feyern. — Ihre Abſicht iſt alſo, hier die Nacht zuzubringen? — Ja, Madame. — Und wer hat es Ihnen erlaubt? — Der Beichtvater hat es mir befohlen. — Der Beichtvater hat Nichts zu befehlen, was wider die Regel des Hauſes iſt; ich, ich befehle Ihnen, hinaufzugehen, und ſich zu Bette zu legen. — Madame, er hat es mir zur Buße auferlegt. — Sie können die Buße durch andere Werke erſetzen. — Das iſt mir nicht

freygelaſſen. — Kommen Sie, ſagte ſie zu mir, mein Kind; gehen Sie; Sie können von der Nachtkälte in der Kirche krank werden; beten Sie in Ihrer Zelle.... Hierauf wollte ſie mich bey der Hand faſſen, aber ich entfernte mich ſchnell. — Sie fliehen mich? ſagte ſie zu mir. — Ja, Madame, ich fliehe Sie.... Durch die Heiligkeit des Orts, durch die Gegenwart der Gottheit, durch die Unſchuld meines Herzens beruhigt, wagte ich jetzt, die Augen auf ſie zu erheben; allein kaum hatte ich ſie erblickt, als ich in ein großes Geſchrey ausbrach, wie eine Unſinnige ins Chor zu laufen begann, und aufſchrie: Fern von mir, Satan! ... Sie folgte mir nicht, ſie blieb an ihrer Stelle, und ſagte, indem ſie zärtlich ihre Arme nach mir ausſtreckte, mit der rührendſten und ſanfteſten Stimme, zu mir: Was iſt Ihnen? Woher kommt dieſer Schrecken? Halten Sie ein. Ich bin nicht der Satan; ich bin Ihre Superiorin, und Ihre Freundin. .. Ich blieb ſtehen; ich wandte den Kopf

nach ihr um, und ſah, daß ich durch eine ſeltſame Erſcheinung erſchreckt ſey, die meine Einbildungskraft mir als etwas Wirkliches gezeigt hatte, und die daher kommen mochte, daß ſie, gegen die große Kirchenlampe, in einer Stellung ſtand, die bloß das Geſichte, und das Aeußerſte ihrer Hände erleuchtet zeigte, ſo daß ihr übriger Leib in Schatten ſtand; was ihr ein ſonderbares Anſehen gab. Als ich wieder ein wenig zu mir gekommen war, warf ich mich in einen Kirchenſtuhl. Sie nahte ſich mir, und wollte ſich in den benachbarten niederſetzen; eiligſt ſtand ich wieder auf, und begab mich in einen weiter entfernten. So rückte ich von Kirchenſtuhl zu Kirchenſtuhl, und ſie mir nach, bis in den letzten. Hier mußte ich endlich bleiben, und beſchwor ſie, wenigſtens Einen Platz zwiſchen ſich und mich leer zu laſſen. Nun, ſo will ichs denn! ſagte ſie. Wir ſetzten uns beyde; ein Kirchenſtuhl trennte uns; hierauf nahm ſie das Wort, und ſagte zu mir: Dürfte ich aber nicht wiſſen Sainte-Suſanne,

wehr

woher das Schrecken kömmt, das meine Gegenwart Ihnen macht? — Liebe Mutter, ſagte ich zu ihr, vergeben Sie mir; ich bins nicht, der Pater Lemoine iſts. Er hat mir die Zärtlichkeit, die Sie gegen mich hegen, die Liebkoſungen, die Sie mir erzeigen, und aus denen ich, wie ich Ihnen geſtehe, kein Arges habe, unter den abſcheulichſten Farben abgemahlt. Er hat mir befohlen, Sie zu fliehen, nicht mehr allein zu Ihnen hereinzukommen, mich aus meiner Zelle wegzubegeben wenn Sie hereintreten; er hat Sie meiner Seele als den böſen Feind vorgeſtellt. Was weiß ich Alles, was er mir darüber geſagt hat? — Sie haben alſo gegen ihn geplaudert? — Nein, liebe Mutter, aber ich habe mich nicht enthalten können, ihm zu antworten. — Da wäre ich alſo wohl, in Ihren Augen, zu einem rechten Scheuſal geworden? — Nein, liebe Mutter, ich kann nicht umhin Sie zu lieben; nicht umhin, den ganzen Werth Ihrer Güte zu empfinden; ich bitte Sie, mir ſolche zu erhalten;

allein ich werde meinem Beichtvater gehorchen. — Sie werden also nicht wieder zu mir kommen? — Nein, liebe Mutter. — Sie werden mich nicht mehr bey ſich aufnehmen? — Nein, liebe Mutter. — Sie werden meine Liebkoſungen zurückſtoßen? — Es wird mir viel koſten, denn ich bin von Natur freundlich und erwiedere gern Freundlichkeit, aber ich werde es müſſen; ich habe es meinem Beichtvater verſprochen, und am Fuße der Altäre beſchworen. Wenn ich Ihnen die Art wieder erzählen könnte, wie er ſich ausdrückte! Es iſt ein frommer Mann, es iſt ein erleuchteter Mann. Was könnte er für einen Vortheil darunter haben, mir Gefahr zu zeigen, wo keine wäre, und das Herz einer Nonne von dem Herzen ihrer Superiorin zu entfernen? Vielleicht erkennt er aber in Handlungen, die Ihrer- und meinerſeits ſehr unſchuldig ſind, den Keim eines geheimen Verderbniſſes, das er in Ihnen ganz entwickelt glaubt, und von dem er fürchtet, daß Sie es in mir entwickeln würden. Ich will Ihnen nicht verbergen, daß wenn ich die

Eindrücke mir auseinander ſetze, die ich zuweilen empfunden habe.... Woher kömmt es liebe Mutter, daß, wenn ich von Ihnen wegging, und wieder in meine Zelle kam, ich in Wallung und von heftigen Gedanken erſchüttert war? Woher kömmt es, daß ich weder beten, noch etwas vernehmen konnte? Woher entſteht eine Art von Langerweile, die ich nie vorher empfunden habe? Warum fühlte ich, ich, die den Tag über nie müde, daß mich ſchläferte? Ich glaubte, es ſey bey Ihnen eine anſteckende Krankheit, deren Wirkung ſich an mir zu äußern anfing; aber der Pater Lemoine ſieht die Sache noch ganz anders an. — Und wie ſieht er ſie denn an? — Er ſieht darin ein höchſt ſchweres Verbrechen; er glaubt, daß Sie ohne Rettung verdammt ſind; und daß ich im Begriff bin es zu werden; wie kann ich Ihnen Alles wiederſagen? — Gehn Sie, verſetzte ſie, Ihr Pater Lemoine ſieht Geſichte, es iſt nicht der erſte Schabernack (algarade) dieſer Art, den er mir ſpielt. Ich darf nur ein bischen zärtliche

Freundſchaft gegen eine Nonne faſſen, ſo ſpukts ihm ſchon im Kopfe herum; auf ein Haar hätte er mir auch die Schweſter Sainte-Thereſe verrückt gemacht. Das fängt mir an zur Laſt zu werden, und ich werde mir den Mann vom Halſe ſchaffen. Ueberdieß wohnt er auch fünf Meilen von hier, es iſt allemal ſehr weitläuftig wenn man ihn hohlen laſſen ſoll, man hat ihn nicht, wenn man ihn haben will; aber wir wollen darüber ein andermal mehr ſprechen. Sie wollen alſo nicht wieder hinaufgehen? — Nein, liebe Mutter, ich bitte mirs von Ihnen zur Liebe aus, daß Sie mir erlauben, die Nacht über hier bleiben zu dürfen. Wenn ich dieſe Pflicht nicht beobachtete, ſo dürfte ich mich morgen nicht mit der übrigen Gemeinde den Sacramenten nahen. Sie aber, liebe Mutter, werden Sie communiciren? — Je, freylich! — Aber hat Ihnen der Pater Lemoine Nichts geſagt? — Nein. — Wie iſt Das zugegangen? — Wie? Weil er mir Nichts zu ſagen gehabt hat! Man geht ja nur

zur Beichte um ſeine Sünden zu bekennen, und ich ſehe keine darin, ein ſo junges liebenswürdiges Mädchen, wie Sainte-Suſanne, zu lieben. Wäre irgend etwas Unrechtes dabey, ſo beſtünde es darin, daß eine Empfindung für Sie allein ſich in mir zuſammendrängt, die ſich auf Alle erſtrecken ſollte, welche die Schweſterſchaft ausmachen; aber das hängt nicht von mir ab; ich bin nicht im Stande, mich zu enthalten, das Verdienſt zu unterſcheiden, wo es iſt, und einen vorzüglichen Geſchmack daran zu finden. Ich bitte Gott um Verzeihung deshalb, und begreife nicht, wie Ihr Pater Lemoine das Siegel meiner Verdammniß in einer Partheylichkeit ſieht, die ſo natürlich iſt, und deren man ſich ſo ſchwer enthalten kann. Ich ſuche zwar alle meine Nonnen glücklich zu machen; indeß giebt es doch einige unter ihnen, die ich mehr achte und liebe als andre, weil ſie liebenswürdiger und achtungswerther ſind. Das iſt mein ganzes Verbrechen in Abſicht auf Sie, Sainte-Suſanne; finden Sie wohl, daß es ein ſehr

großes ſey? — Nein, liebe Mutter. — Wohlan denn, liebes Kind, laſſen Sie uns heute noch ein kleines Gebet beten, und uns dann wegbegeben. — Ich flehte ſie aufs neue an, zu erlauben, daß ich die Nacht in der Kirche zubringen möchte; endlich willigte ſie darein, unter der Bedingung, daß es nicht wieder geſchehen ſollte, und verließ mich.

Ich dachte Dem von neuem nach, was ſie mir geſagt hatte; ich rief Gott um Erleuchtung an; ich ſann weiter, und fand am Ende doch, Alles wohl überlegt, daß auch Perſonen von einerley Geſchlecht, wenigſtens Unanſtändigkeiten in der Art begehen könnten, wie ſie ſich ihre Freundſchaft bezeugten: daß der Pater Lemoine, ein ſtrenger Mann, die Dinge vielleicht übertrieben habe; daß aber doch ſein Rath, die äußerſte Vertraulichkeit mit meiner Superiorin durch viel Zurückhaltung zu vermeiden, gut zu befolgen ſeyn möchte, und ich verſprach mir ihn zu befolgen.

Am Morgen, als die Nonnen in das

Ehor kamen, sondern sie mich an meiner Seite; sie nahten sich insgesamt der heiligen Tafel, und die Superiorin an ihrer Spitze gleichfalls; worauf ich vollends mich von ihrer Unschuld überzeugte, ohne aber darum, von meinem gefaßten Entschlusse abzuweichen. Und überhaupt fehlte viel daran, daß ich für sie eben die Zuneigung empfunden hätte, die ihr Gefühl gegen mich war. Ich konnte nicht umhin, sie bey mir selbst mit meiner ersten Superiorin zu vergleichen; und welch ein Unterschied! Es war weder dieselbe Frömmigkeit, noch derselbe Ernst, noch dieselbe Würde, noch dieselbe Inbrunst, noch derselbe Geist, noch dieselbe Liebe zur Ordnung.

In dem Verlaufe weniger Tage trugen sich zwey Hauptbegebenheiten zu. Die eine, daß ich meinen Proceß gegen die Nonnen zu Longchamp gewann; sie wurden verurtheilt, an das Haus Sainte-Eutrope, in dem ich mich befand, ein meiner Ausstattung verhältnißmäßiges Jahrgeld zu bezahlen.

Die andre, daß unser Beichtvater abgeändert werde. Die Superiorin selbst berichtete mir diese Veränderung.

Unterdessen ging ich doch nicht anders mehr zu ihr, als in Begleitung, und sie kam auch nicht mehr allein zu mir. Immerfort suchte sie mich, aber ich vermied sie; sie ward es gewahr, und machte mir Vorwürfe darüber. Ich weiß nicht, was in ihrer Seele vorging; aber etwas Außerordentliches mußte es seyn. Sie stand des Nachts auf, und wandelte in den Gängen umher, besonders in dem, der zu meiner Zelle führte; ich hörte sie hin und her gehen, an meiner Thüre stille stehn, murmeln, seufzen; ich zitterte, und duckte mich tiefer in mein Bett. Am Tage, wenn ich auf dem Spaziergange, in dem Arbeitssaal, oder im Erholungszimmer war, brachte sie ganze Stunden damit zu, mich zu betrachten; sie spähte alle meine Schritte und Tritte aus. Kam ich herunter, so fand ich sie unten an den Treppenstufen; sie erwartete mich eben, wenn ich

mich wieder hinauf verfügte. Eines Tages hielt sie mich fest, und sah mich an ohne ein Wort zu sagen, häufige Thränen rannen aus ihrem Auge. Plötzlich warf sie sich auf die Erde nieder, drückte mein eines Knie mit ihren beyden Händen, und sagte zu mir: Grausame Schwester, fodre mein Leben von mir, ich will es dir geben, aber meide mich nicht. Ich kann nicht mehr ohne Dich athmen. . . . Der Zorn stand jammernd mich: ihre Augen waren erloschen, sie hatte ihre Völligkeit und ihre Farbe verlohren. Sie war meine Superiorin, sie lag zu meinen Füßen, ihren Kopf gegen mein Knie gedrückt, das sie umarmt hielt. Ich streckte ihr die Hände zu, sie ergriff sie mit Inbrunst, küßte sie, und sah mir darauf ins Gesicht, küßte sie wieder, und sah mich aber-mals an; ich hob sie auf. Sie wankte, sie hatte Mühe zu gehen, ich führte sie in ihre Zelle zurück. Als die Thüre derselben geöffnet war, faßte sie mich an der Hand, und zog mich sanft nach sich, daß ich mit hereinkommen

möchte, aber ohne zu reden, und ohne mich anzusehen. Nun, sagte ich zu ihr, liebe Mutter, nein. Ich habe es mir selbst geliebt, es ist am besten für Sie und für mich; ich nehme zuviel Raum in Ihrer Seele ein, es bleibt Nichts für Gott darin übrig, dem Sie solche ganz schuldig sind. — Dürfen Sie mir darüber Vorwürfe machen? sagte sie.... — Ich suchte, indem ich zu ihr redete, meine Hand aus der ihrigen loszuwinden. Sie wollen also nicht hereinkommen? sagte sie. — Nein, liebe Mutter, nein. — Sie wollen nicht, Sainte-Susanne? Sie wissen nicht was daraus entstehen kann. Nein? Sie wissen es nicht. Sie werden machen, daß ich sterbe.... — Diese letztern Worte flößten mir ein Gefühl ein, das den Empfindungen, die sie in mir erwecken wollte, ganz entgegen gesetzt war. Ich zog meine Hand rasch zurück, und entfloh. Sie kehrte sich um, sah mir einige Augenblicke nach, kehrte darauf in ihre Zelle zurück, deren Thüre offen blieb, und fing an, bittere Weh-

klagen auszustoßen. Ich hörte sie, es drang mir durch Mark und Bein, ich war einen Augenblick lang ungewiß, ob ich fortfahren sollte mich zu entfernen, oder umkehren. Unterdeß entfernte ich mich; aus einem gewissen Gefühl des Widerwillens, jedoch nicht ohne über den Zustand Schmerz zu empfinden, in dem ich sie verließ; mein Herz ist von Natur zum Mitleid geneigt. Ich schloß mich wieder bey mir ein, war aber wirklich mißmuthig. Ich wußte nicht womit ich mich beschäftigen sollte, ich ging einigemale in die Länge und Breite meines Zimmers auf und ab, zerstreut und in Verwirrung, ging hinaus, und kam wieder herein. Endlich klopfte ich an die Thür Sainte-Theresens, meiner Nachbarin. Sie war in einer innigen Unterredung mit einer andern jungen Nonne, ihrer Freundin. Ich sagte zu ihr: Liebe Schwester, es thut mir sehr leid, daß ich Sie unterbreche, aber ich bitte Sie, mich einen Augenblick anzuhören, ich habe Ihnen ein Wort zu sagen. — Sie begleb

ren mich in meine Zelle. Dort ſagte ich zu ihr: Ich weiß nicht, was unſerer Superiorin fehlt; ſie iſt ganz auſſer ſich; wie, wenn Sie zu ihr gingen? vielleicht würden Sie ſie tröſten. . . . Sie antwortete mir nicht, ließ ihre Freundin bey ſich, ſchnappte ihre Thüre ab, und lief zu der Superiorin.

Unterdeſſen nahm das Uebel dieſer Frau von Tage zu Tage zu. Sie ward melancholiſch und ernſthaft; die Fröhlichkeit, die ſeit meiner Ankunft im Kloſter nicht aufgehört hatte, verſchwand auf einmal. Plötzlich trat Alles in die ſtrengſte Ordnung zurück. Der Gottesdienſt ward wieder mit der gehörigen Würde gehalten; die Fremden wurden faſt ganz aus dem Sprachzimmer verbannt; es erging ein Verbot an die Nonnen, daß keine die andre beſuchen ſollte; die Uebungen wurden wieder mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit beobachtet; keine Verſammlung mehr bey der Superiorin, keine Collation; die leichteſten Verſehen wurden ſtrenge geahndet; man wandte ſich

noch zuweilen an mich, um Erlaſſung der Strafe zu erhalten, aber ich ſchlug durchaus ab, darum zu bitten. Die Urſache dieſer plötzlichen Aenderung blieb Niemanden unbekannt. Den alten Nonnen that es nicht ſehr leid; die jungen aber waren darüber in Verzweiflung, ſie ſahen mich deshalb mit keinen guten Augen an. Ich indeß, ruhig wegen meiner Aufführung, achtete weder ihrer übeln Laune, noch ihrer Vorwürfe.

Dieſe Superiorin, deren Leiden ich nicht erleichtern, deren Klagen ich nicht abhelfen konnte, ging allmählich vom Trübſinn zur Frömmigkeit, und von der Frömmigkeit zum Wahnſinn über. Ich will ſie nicht in dieſen verſchiedenen Abſtufungen ihres Zuſtandes verfolgen; es würde mich in eine Weitläuftigkeit ohne Ende führen. Nur ſo viel will ich Ihnen ſagen, daß ſie in ihrem erſten Zuſtande bald mich ſuchte, bald mich vermied; daß ſie zuweilen, den Andern und mir, mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth begegnete, bald aber auch plötzlich

bis zur allerübertriebenſten Strenge überging. Sie rief uns, und ſchickte uns wieder fort; ließ eine Erholungsſtunde anſagen, und widerrief ihre Befehle einen Augenblick nachher; ließ läuten, daß man ins Chor hinunter ſollte, und wenn Alles in Bewegung war, ihr zu gehorchen, gebot ein zweyter Glockenſchlag der Schweſterſchaft, in ihren Zellen zu bleiben. Die Verwirrung, und das Leben, das man führte, läßt ſich ſchwer vorſtellen. Der Tag ging damit hin, daß man aus ſeinen Zellen hervorkam, und ſich wieder hinein begab; daß man ſein Brevier nahm, und es wieder verließ; daß man Treppe auf, Treppe ab lief; daß man ſeinen Schleyer niederließ, und ihn wieder aufzog. Die Nacht war faſt eben ſo unterbrochen, als der Tag.

Einige Nonnen wandten ſich an mich, und ſuchten mir begreiflich zu machen, daß ein wenig mehr Gefälligkeit und Aufmerkſamkeit für die Superiorin von meiner Seite, Alles wieder in die gewohnte Ordnung, ſie hätten ſagen

ſollen, Unordnung, bringen würde. Ich antwortete traurig: Ich beklage Sie; aber ſagen Sie mir deutlich, was ich thun ſoll? ... Einige kehrten dann mit niedergeſenktem Kopfe zurück, und antworteten mir nicht; andre gaben mir Rathſchläge, die es unmöglich war, mit der Vorſchrift unſers Beichtvaters zu vereinigen; ich meine, Desjenigen, der weggeſchickt war, denn ſeinen Nachfolger hatten wir noch nicht zu Geſicht bekommen.

Die Superiorin ging des Nachts nicht mehr umher. Sie brachte ganze Wochen zu, ohne ſich, weder beim Gottesdienſte, noch im Chore, noch im Refectorium, noch in der Erholungsſtunde zu zeigen. Sie blieb in ihrem Zimmer verſchloſſen; ſie irrte in den Gängen umher, oder ſtieg in die Kirche hinunter; ſie klopfte an die Thüren der Nonnen, und ſagte mit kläglicher Stimme, bald zu der, bald zu jener Schweſter: Beten Sie für mich, Schweſter! beten Sie für mich! Am Ende verbreitete ſich das Gerücht,

daß ſie ſich zu einer allgemeinen Beichte anſchicke.

Eines Tages, als ich mit unter den Erſten in die Kirche heruntergekommen war, ſah ich ein Papier an den Schleyer des Gitters angeheftet. Ich ging näher hinzu, und las: „Liebe Schweſtern, Ihr werdet eingeladen, „für eine Nonne zu beten, die ſich von ihren „Pflichten verirrt hat, und zu Gott zurück „kehren will.“ . . . Anfangs, war ich verſucht, den Zettel abzureiſſen, ließ ihn aber doch ſtecken. Einige Tage nachher befand ſich ein anderer, an der nämlichen Stelle, auf welchem geſchrieben ſtand: „Liebe Schweſtern, Ihr wer„det gebeten, Gottes Barmherzigkeit für eine „Nonne anzuflehen, die zur Erkenntniß ihrer „Verirrungen gekommen iſt; ſie ſind groß.“ . . . Einen andern Tag wieder, eine neue Einladung, in den Worten: „Liebe Schwe„ſtern, Ihr werdet gebeten, Gott anzufle„hen, daß er die Verzweiflung von einer „Nonne abwenden möge, die alles Vertrauen

in

„in die göttliche Barmherzigkeit verlohren „hat.“ . . .

Dieſe ſämmtliche Einladungen, in denen ſich aller grauſame Qualenwechſel dieſer leidenden Seele abbildete, betrübten mich tief. Es begegnete mir, daß ich wie eine Bildſäule einem dieſer Anſchläge gegenüber ſtehen blieb. Ich fragte mich ſelbſt, was denn dieſe Verirrungen wohl ſeyn möchten, deren ſie ſich ziehe, woher das Auſſerſichſeyn dieſer Frau rühre, welche Verbrechen ſie ſich vorzuwerfen haben könnte. Mir fielen die Ausrufungen des Beichtvaters, ſeine Ausdrücke wieder ein. Ich ſuchte einen Sinn darin, fand aber keinen, und blieb wie verlohren darüber ſtehn. Einige Nonnen, die mich anſahen, ziſchelten ſich unter einander etwas heimliches zu; und, irrte ich nicht, ſo blickten ſie mich an, als hätten ſie ſagen wollen, ich würde unverzüglich von denſelbigen Schreckniſſen gefoltert werden.

Von nun an zeigte die arme Superiorin ſich nicht anders als mit niedergelaſſenem

Schleyer. Sie gab ſich mit den Geſchäften des Hauſes nicht mehr ab; ſie ſprach mit Niemanden; ſie hielt häufige Unterredungen mit dem neuen Beichtvater, der uns zu Theil geworden war; es war ein junger Benedictiner. Ich weiß nicht ob er ihr alle die Bußübungen auferlegt hatte, die ſie ausübte; aber ſie faſtete drey Tage in der Woche; ſie geiſſelte ſich; ſie hörte den Gottesdienſt in den untern Kirchenſtühlen an. Man mußte vor ihre Thüre vorbeygehen, um in die Kirche zu kommen, dort fanden wir ſie niedergeworfen, das Antlitz gegen die Erde gekehrt, und ſie ſtand nicht eher auf, als bis Niemand mehr in der Kirche war. Des Nachts ſtieg ſie im Hemde, mit nackten Füßen herunter; begegneten Sainte-Thereſe oder ich ihr von ohngefähr, ſo kehrte ſie um, und drückte ihr Geſicht dicht an die Mauer. Einmal als ich aus meiner Zelle herauskam, fand ich ſie auf dem Boden niedergeworfen, die Arme ausgeſtreckt, und mit dem Geſichte die Erde berührend; ſie ſagte zu uns:

Näher! kommt näher! tretet mich mit Füßen: ich verdiene keine andre Begegnung.

Ganze Monathe hindurch, während dieſe Krankheit dauerte, hatte die übrige Schweſterſchaft ihre liebe Noth, und ich ward der Gegenſtand des allgemeinen Widerwillens. Ich will nicht noch einmal erwähnen, was eine Nonne für Ungemach auszuſtehen hat, die in ihrem Kloſter gehaßt wird; Ihnen, mein Herr, muß Das jetzt nicht mehr fremd ſeyn. Allmählich fühlte ich wieder den Ekel an meinem Stande in mir zurückkehren. Ich ergoß meine Empfindung und meinen Schmerz in den Buſen des neuen Beichtvaters. Er heißt Don Morel. Es iſt ein Mann von einem feurigen Character, den vierzigen nahe. Er ſchien mich mit Aufmerkſamkeit und Antheil anzuhören, wünſchte die Begebenheiten meines Lebens zu kennen, ließ mich die kleinſten Umſtände, meine Familie, meine Neigungen meinen Character, die Klöſter, in denen ich geweſen war, Das in welchem ich mich befand, meine Verhältniſſe

zu meiner Superiorin betreffend, erzählen. Ich verbarg ihm Nichts. Er schien die Aufführung der Superiorin gegen mich nicht so hoch aufzunehmen, als der Pater Lemoine. Kaum würdigte er die Sache, einige Worte über sie fallen zu lassen; er sah sie als Etwas an, das vorbey sey. Was seine Aufmerksamkeit näher beschäftigte, waren meine geheime Gesinnungen über das Klosterleben. So wie ich mich nach und nach ihm aufschloß, nahm sein Zutrauen in gleichem Grade gegen mich zu. Was er mir von seinen Leiden sagte, stimmte auf das Vollkommenste mit meinen Empfindungen überein. Auch Er war wider seinen Willen Mönch geworden, auch Er ertrug seinen Zustand mit Verdruß, und war nicht weniger zu bedauern als ich. Aber, liebe Schwester, sagte er, was soll man dabey thun? Uns bleibt nur ein Ausweg. Wir müssen uns das Unangenehme unsers Standes so viel möglich erleichtern. Drauf gab er mir dieselben Rathschläge, die Er befolgte; sie waren

weiſe. Dabey, ſagte er, vermeidet man freylich den Gram nicht; man entſchlieſt ſich nur ihn zu ertragen. Wer im Kloſterſtande lebt, iſt nicht anders glücklich, als wenn er ſich vor Gott ein Verdienſt aus ſeinem Kreuze machen kann; alsdann empfindet er wahre innere Herzensfröhlichkeit, geht den Bußübungen entgegen; je bitterer und häufiger ſie ſind, deſto mehr wünſcht er ſich dazu Glück; es iſt dann ein Tauſch der zwiſchen zeitlichem Wohlſeyn und einer zukünftigen Seeligkeit von ihm getroffen wird; man verſichert ſich dieſer, durch die freywillige Aufopferung jenes. Wenn ſolche Perſonen recht gelitten haben, ſo ſagen ſie: Amplius, Domine! Herr, noch mehr! . . . und das iſt ein Gebet, das Gott ſelten zu erhören ermangelt. Aber, wenn gleich dieſe Leiden über Sie und mich ſo gut, wie über ſolche Perſonen, verhängt ſind, ſo können wir uns doch nicht dieſelben Belohnungen dafür verſprechen; wir haben nicht das Eins, was Noth thut, und was dieſen Bußübungen Werth

geben kann, die Ergebung. Das iſt traurig! Ach, wie ſollte ich Ihnen die Tugend einflöſſen, die Ihnen mangelt, und die ich nicht habe? Ohne dieſe ſetzen wir uns indeßen der Gefahr aus, in jenem Leben verlohren zu gehen, nachdem wir in dieſem ſehr unglücklich geweſen ſind. Trotz aller Bußübungen, wird die Verdammniß faſt eben ſo gewiß unſer Loos, als das der Weltleute, mitten unter ihren Vergnügungen; wir legen uns Entbehrungen auf, ſie genieſſen, und nach dieſem Leben erwartet uns mit ihnen gleiche Pein. O, wie unglücklich iſt der Zuſtand eines Mönchs, einer Nonne, die nicht berufen ſind! Dieß iſt gleichwohl unſer Zuſtand, und wir können ihn nicht abändern. Man hat uns mit ſchweren Ketten beladen, die wir ewig zu ſchleppen verdammt ſind, ohne einige Hoffnung, ſie je zu zerbrechen. Laſſen Sie uns alſo, liebe Schweſter, nur ſuchen, ſie zu ertragen. Gehen Sie! ich werde Sie wieder ſehen.

Er kam auch einige Tage nachher. Ich

ſah ihn im Sprachzimmer, ich erforſchte ihn näher. Er vertraute mir vollends die Geſchichte ſeines Lebens, ſo wie ich ihm eine Menge Umſtände aus dem meinigen; wodurch zwiſchen ihm und mir ſich eben ſo viele Berührungspuncte der Aehnlichkeit bildeten. Er hatte beynah die nämlichen häuslichen und klöſterlichen Verfolgungen erfahren, als ich. Ich merkte nicht, daß die Schilderung ſeines Unmuthes wenig geſchickt ſey, den meinigen zu zerſtreuen; unterdeß hatte ſie doch dieſe Wirkung auf mich, und ich glaube, daß die Schilderung meines Kummers eben dieſelbe auf ihn hervorbrachte. Da, ſolchergeſtalt, die Aehnlichkeit des Charakters ſich mit der Aehnlichkeit der Begebenheiten verband, gefielen wir uns einander immer mehr, je mehr wir uns wiederſahen. Die Geſchichte ſeiner Vorfälle, ſeiner Empfindungen, ſeiner Seele, war die Geſchichte der meinigen.

Als wir uns in Geſprächen über uns ſelbſt erſchöpft hatten, unterhielten wir uns auch über Andre, und beſonders über die Superio-

rin. Sein Beichtvateramt machte ihn zwar sehr zurückhaltend; unterdeß merkte ich doch aus seinen Reden, die jetzige Gemüthsverfassung dieser Frau würde nicht von Dauer seyn; sie ränge zwar gegen sich selbst, aber vergeblich; und von zwey Dingen müßte Eines geschehen, entweder sie würde unverzüglich zu ihren ersten Neigungen zurückkehren, oder auch ganz den Verstand verlieren. Die stärkste Neugier quälte mich, mehr darüber zu erfahren. Pater Morel hätte mir wohl über Fragen Auskunft geben können, die ich an mich gethan, und die ich mir niemals beantworten konnte; allein ich wagte nicht, ihn zu fragen. Das Einzige that ich, daß ich mich bey ihm nach den Pater Lemoine erkundigte. — Ja, sagte er zu mir, ich kenne ihn; es ist ein verdienstvoller, sehr verdienstvoller Mann. — Wir haben ihn hier auf einmal verlohren. — Ja. — Können Sie mir nicht sagen, wie das zugegangen ist? — Es sollte mir leid thun, falls es ruchtbar würde. — Sie können sich auf meine Ver-

ſchwiegenheit verlaſſen. — Man hat, glaube ich, wider ihn an den Erzbiſchof geſchrieben. — Und was hat man wider ihn ſchreiben können? — Daß er zu weit von dem Hauſe weg wohnte; daß man ihn nicht haben könnte, wenn man wollte; daß ſeine Moral zu ſtrenge wäre; daß man einige Urſache hätte zu argwöhnen, er pflichte der Denkungsart der Neuerer bey; daß er im Hauſe Zwieſpalt anzettelte, und die Nonnen von ihrer Superiorin abſpänſtig machte. — Und von wem wiſſen Sie Das? — Von ihm ſelbſt. — Sie ſehen ihn alſo? — Ja, ich ſehe ihn; er hat zuweilen über Sie mit mir geſprochen. — Und was hat er von mir geſagt? — Daß Sie ſehr zu bedauern wären; daß er nicht begriffe, wie Sie allen den Leiden hätten widerſtehen können, die Sie ausgeſtanden haben; daß, obgleich er nicht mehr, als Ein oder ein Paar Mal, ſich mit Ihnen zu unterhalten Gelegenheit gehabt, er doch nicht glaubte, Sie würden ſich je mit dem Nonnenleben vertragen

können; er wäre der Meinung.... Hier hielt der Erzähler ganz kurz inne; und ich fragte ihm: welcher Meinung? — Don Morel antwortete: es sey etwas ihm zu sehr in Geheim Anvertrautes, als daß er es sagen könnte. — Ich bestand nicht weiter darauf, sondern versetzte nur: Wahr genug! der Pater Lemoine ists, der mir Abneigung gegen meine Superiorin eingeflößt hat. — Daran hat er wohl gethan. — Und warum? — Meine Schwester, antwortete Don Morel, indem er ein ernsthaftes Wesen annahm, halten Sie sich an seinen Rath, und suchen Sie so lange Sie leben, über dessen Ursache in Unwissenheit zu bleiben. — Aber mich deucht, wenn ich die Gefahr kennte, so würde ich viel aufmerksamer seyn, sie zu vermeiden. — Vielleicht erfolgte auch das Gegentheil. — Sie müssen also eine sehr schlechte Meinung von mir haben? — Ich habe, von Ihrem Sitten und Ihrer Unschuld, die Meinung, die ich haben muß; aber glauben Sie mir, es giebt gefährliche Einsich-

ten, zu denen Sie nicht gelangen können, ohne ſich unglücklich zu machen. Nur Ihre Unſchuld hat Ihre Superiorin im Zaum gehalten. Wären Sie unterrichteter geweſen, ſie würde ſich weniger vor Ihnen geſcheut haben. — Ich verſtehe Sie nicht. — Deſto beſſer! — Aber was kann denn an der Vertraulichkeit, an den Liebkoſungen eines Frauenzimmers gegen das andre, Gefährliches ſeyn? — Don Morel gab mir keine Antwort. — Wäre ich nicht immer die Nämliche geblieben? Was kann Uebels daran ſeyn, daß man einander liebt, daß man ſichs ſagt, daß man ſichs bezeugt? Es iſt doch ſo angenehm! — Wahr, verſetzte Don Morel, und ſah mir ins Geſicht, da er bisher, während ich redete, ſeine Augen niedergeſchlagen hatte. — Iſt denn gegenſeitige Liebe in Nonnenklöſtern ſo gewöhnlich? Meine arme Superiorin! In was für einen Zuſtand iſt ſie verfallen! — Es iſt ein ſchlimmer Zuſtand; und ich fürchte, es wird noch ärger da-

mit werden; indeßen war ſie nicht für ihren Stand gemacht; früh oder ſpät iſt dieſes die Folge! Widerſetzt man ſich dem allgemeinen Triebe der Natur, ſo giebt dieſer Zwang ihm eine verkehrte Richtung, und lenkt ihn auf unordentliche Neigungen, die um ſo viel heftiger ſind, je weniger ſie einen Grund haben; er führt zu einer Art von Wahnſinn. — Wahnſinn? Das wäre bey ihr der Fall? — Ja, es iſt ihr Zuſtand; und wird es noch immer mehr werden. — Und Sie glauben, Das ſey das Schickſal, was allen Denen bevorſteht, die ſich in einen Stand begeben haben, zu Dem ſie nicht berufen waren? — Nein, nicht Aller. Einige ſterben ehe ſie dahin kommen; Andre werden eine Zeitlang durch hin und herwankende Hoffnungen erhalten. — Und was für Hoffnungen kann eine Nonne hegen? — Was für welche? Erſtlich die, daß es vielleicht möglich iſt, Aufhebung ihrer Gelübde zu bewirken. — Und wenn ſie dieſe Hoffnung nicht mehr hat? — Die, daß ſie vielleicht

einmal die Thore offen finden wird; daß die Menschen endlich vielleicht von der Raserey zurückkommen werden, junge Personen, voller Lebenskraft, lebendig in Gräber einzusperren; daß die Klöster abgeschaft werden können; daß vielleicht einmal Feuer im Hause entstehen, und die Beschränkung des Gefängnisses sich aufthun, daß Jemand ihnen zu Hülfe kommen wird. Mit allen solchen Möglichkeiten trägt sich der Kopf einer Nonne; sie unterhält sich davon; sie sieht, wenn sie im Klostergarten spaziert, ohne daran zu denken, die Mauern darauf an, ob sie so gar hoch sind; ist sie in ihrer Zelle, so greift sie unwillkührlich an die Stäbe ihres Gitters, und rüttelt, in der Zerstreuung, leise daran; hört sie Jemanden vorbeygehen, so klopft ihr das Herz; verstohlen seufzt sie nach einen Befreyer; erhebt sich irgend ein Geräusch, von dem der Laut ins Haus dringt, alsbald regt sich Hoffnung in ihr; sie rechnet auf eine Krankheit, die sie einer Mannsperson nahe bringen, oder ihr viel-

leicht zu einer Reiſe nach einem Bade verhelfen könne. — Es iſt wahr, es iſt wahr! rief ich aus. Sie leſen im Innerſten meines Herzens; ich habe mir alle dieſe Täuſchungen vorgeſpiegelt; ich ſpiegle ſie mir noch vor. — Und, verliert ſie ſolche einmal, bey näherer Ueberlegung, zerſtreuen dieſe heilſamen, vom Herzen zu der Vernunft emporgeſandten Dünſte, zerſtreuen ſie ſich dann und wann, ſo wird ſie die ganze Tiefe ihres Elendes gewahr; ſie verabſcheut ſich ſelbſt, ſie verabſcheut die Andern; ſie weint, ſie ſeufzt, ſie ſchreyt; ſie fühlt Anwandlungen von Verzweiflung. Alsdann eilen Einige ſich ihrer Superiorin zu Füßen zu werfen, und Troſt bey ihr zu ſuchen; Andre ſtürzen ſich, in ihrer Zelle oder am Fuß der Altäre, nieder, und rufen den Himmel zu Hülfe; Andre zerreiſſen ihre Kleider und raufen ſich die Haare aus. Andre ſuchen einen tiefen Brunnen, oder hohe Fenſter, oder ein Schnürband, und finden es bisweilen; Andre, nachdem ſie ſich lange gequält, verfallen in einen thieriſchdummen

Zuſtand, und werden abermitzig; noch Andre, zärter und ſchwächer gebildet, gerathen in Auszehrung; einige giebt es, deren ganzer Körperbau in Unordnung kömmt, deren Einbildungskraft verrückt wird, und bey denen es zuletzt mit Raſerey endigt. Am glücklichſten ſind noch die, bey denen dieſelben heilſamen Täuſchungen immer wiederkehren, ſie einwiegen, und faſt bis ans Grab tröſten; ihr Leben wechſelt mit frohen Hirngeſpinſten und mit Empfindungen der Verzweiflung ab. — Und die Unglücklichſten, ſetzte ich, wahrſcheinlich mit einem tiefen Seufzer hinzu, ſind Diejenigen, die allmählig jeden ſolchen Zuſtand durchgehen! ... Ach, mein Vater, wie leid thut es mir, daß ich Sie gehört habe! — Warum? — Ich kannte mich nicht. Jetzt kenne ich mich. Meiner Täuſchungen werden weniger ſeyn. In den Augenblicken ....

Ich wollte fortfahren, als eine Nonne hereintrat; hernach eine andre, dann eine dritte, eine vierte, fünfte, ſechſte; ich weiß nicht,

wie viel. Die Unterhaltung ward allgemein. Einige sahen den Beichtvater an, Andere hörten ihm stillschweigend und mit niedergeschlagenen Augen zu; verschiedene befragten ihn zu gleicher Zeit, alle brachen in Lob über die Weisheit seiner Antworten aus. Ich hatte mich unterdessen in einen Winkel zurückgezogen, wo ich mich tiefem Nachsinnen überließ. Mitten unter diesen Gesprächen, in denen jede sich geltend zu machen, und vorzugsweise die Aufmerksamkeit des heiligen Mannes auf ihre schöne Seite zu lenken suchte, hörte man Jemanden, langsames Schrittes, herankommen, dann und wann stillstehen, und Seufzer ausstoßen. Man horchte, man sagte mit leiser Stimme zu einander: Sie ists! es ist unsere Superiorin! Darauf schwieg jede. Man setzte sich in der Runde nieder. Sie war es wirklich. Sie kam herein. Ihr Schleyer fiel bis auf ihren Gürtel herab; ihre Arme kreuzten sich über der Brust; ihr Kopf sank auf ihre Schultern. Ich war die erste, deren sie gewahr

wahr ward. Augenblicklich streckte sie aus ihrem Schleyer eine ihrer Hände hervor, mit der sie sich die Augen bedeckte, und machte uns, ein wenig seitwärts gewandt, mit der andern ein Zeichen, daß wir alle hinausgehen sollten. Wir gingen stillschweigend weg, und sie blieb mit Don Morel allein.

Ich sehe vorher, mein Herr Marquis, daß Sie eine üble Meinung von mir bekommen werden; aber, weil ich mich nicht geschäme habe, Das zu thun, was ich that, warum sollte ich erröthen, es zu gestehen? Warum sollte ich auch, in dieser Erzählung, einen Vorfall unterdrücken, der nicht ohne Folgen geblieben ist? Ich will lieber bekennen, daß mein Geist sehr sonderbar geformt ist. Kann Das, was ich zu sagen habe, Ihre Hochachtung mir verschaffen, oder Ihrem Mitleiden für mich einen Zuwachs geben, so schreibe ich gut oder schlecht, aber mit einer unglaublichen Schnelligkeit und Leichtigkeit; meine Seele ist guter Dinge, der Ausdruck strömt mir ohne

Mühe zu, meine Thränen rinnen mir in einer angenehmen Empfindung, als wären Sie gegenwärtig, als sähe ich Sie, und als hörten Sie mir zu. Bin ich hingegen genöthigt, mich Ihnen unter einer ungünstigen Gestalt zu zeigen, so denke ich schwerfällig, der Ausdruck versagt sich mir, meine Feder will nicht vorwärts, selbst auf meine Schriftzüge hat das Einfluß, und ich fahre nur fort, weil ich mir insgeheim schmeichle, Sie werden diese Stellen nicht lesen mögen. Hier ist eine solche.

Als alle unsere Schwestern sich weggegeben hatten, — Nun wohl! was thaten Sie? — Sie errathen es nicht? Nein, Sie sind zu edel dazu. Ich schlich auf den Zehenspitzen, und stellte mich ganz leise an die Thüre des Sprachzimmers, um zu horchen, was drinnen vorging. — Daran thaten Sie sehr unrecht, werden Sie sagen. — Freylich! sehr unrecht, das sage ich mir selbst, und meine Verwirrung, die Vorsicht, die ich anwandte, nicht gesehen zu werden, die vielen Male, die

ich still stand, die Stimme meines Gewissens, die bey jedem Schritte, den ich that, in mich drang, ich möchte umkehren, erlauben mir nicht daran zu zweifeln. Unterdeßen behielt meine Neugier die Oberhand, und ich ging hin. Habe ich aber Unrecht gethan, die Reden zweyer Personen, welche sich allein glaubten, zu überraschen, thue ich denn nicht noch vielleicht etwas Schlimmeres, sie Ihnen wieder zu erzählen? Auch dieß ist eine von den Stellen, die ich niederschreibe, weil ich mir schmeichle, daß Sie mich nicht lesen werden. Denn ist zwar nicht also, aber ich muß es mir einzureden suchen.

Das erste Wort, was ich nach einer ziemlich langen Stille hörte, ließ mich zittern. Es war: Mein Vater, ich bin verdammt. — Ich suchte mich wieder zu fassen. Ich horchte. Der Schleyer, der bis dahin die Gefahr, in welcher ich geschwebt hatte, meinen Blicken entzog, fing an zu zerreissen, als mich Jemand rief. Ich mußte gehen, ich ging also, aber,

ach! ich hatte nur allzuviel gehört. Welch eine Frau, mein Herr Marquis, welch eine abscheuliche Frau! . . .

* * *

(Hier bricht die aufführliche Erzählung der Schwester Susanne ab. Was noch folgt, sind gleichsam nur hingeworfene Denkzeichen Derjenigen, was sie sich wahrscheinlich vornahm, in der Folge weitläuftiger aufzuführen. Es scheint, daß ihre Superieurin ganz verrückt geworden sey, und daß die Bruchstücke, die wir hier geben, sich auf diesen unglücklichen Zustand beziehen.)

* * *

Nach dieser Beichte hatten wir einige Tage heiteres Wetter. Die Fröhlichkeit kehrte unter der Schwesterschaft zurück, und man machte mir deswegen Complimente, die ich mit Unwillen verwarf.

Sie mied mich nicht mehr, sie sah mich an, allein meine Gegenwart schien sie in Verwirrung zu setzen. Ich bestrebte mich, ihr das Schrecken nicht blicken zu lassen, das sie mir einflößte, seitdem, durch meine glückliche oder verderbliche Neugier, ich sie besser kennen gelernt hatte.

Bald ward sie ganz still, und brachte wei-

ter Nichts, als etwa ein Ja oder ein Nein, über die Lippen. Sie spatzierte allein umher, sie versagte sich die Nahrung, ihr Blut entzündete sich, ein Fieber ergriff sie, und Raserey folgte auf das Fieber.

War sie allein in ihrem Bette, so sah sie mich, redte zu mir, lud mich ein, mich ihr zu nahen, richtete die zärtlichsten Reden an mich. Hörte sie Jemanden in der Nähe ihres Zimmers gehen, so rief sie aus: Sie ists, die vorbey gehe! es ist ihr Schritt, ich erkenne ihn! Ruft sie! Nein, nein, laßt sie!

Eine sonderbare Sache wars, daß es ihr niemals begegnete, sich darüber zu irren, und eine Andere für mich zu nehmen.

Bald schlug sie eine laute Lache auf, einen Augenblick darauf schmolz sie in Thränen. Unsere Schwestern umgaben sie stillschweigend, und Einige weinten mit ihr.

Plötzlich sagte sie: Ich bin nicht in der Kirche gewesen; ich habe nicht zu Gott gebetet. . . . Ich will aus dem Bette; ich will

in meine Kleider; man ziehe mich an. — Widersetzte man sich ihr, so fuhr sie fort: Gebt mir wenigstens mein Brevier! — Das gab man ihr, sie machte es auf, schlug die Blätter um, und fuhr fort zu thun, als ob sie solche umschlüge, selbst wenn das Buch zu Ende war. Dabei war ihr Blick verwirrt.

Eine Nacht stieg sie allein in die Kirche hinunter; einige unserer Schwestern folgten ihr. Sie warf sich auf den Stufen des Altars nieder; fing an zu seufzen, zu ächzen, laut zu beten. Sie ging hinaus, kam wieder herein, und sagte: Man hole sie! Es ist eine so reine Seele! es ist ein so unschuldiges Geschöpf! Wenn sie ihr Gebet mit dem meinigen vereinigt, — Hierauf wandte sie sich an die ganze Gemeinde, kehrte den Kirchenstühlen zu, die leer waren, und rief: Gehet hinaus! gehe Alle hinaus! Sie allein bleibe bey mir! Ihr seyd nicht würdig ihr zu nahen. Wenn Eure Stimmen sich mit der ihrigen vermischten, würde Euer unheiliger Weih-

rauch den Duft des ihrigen vor Gott entweichen! Entfernt Euch! entfernt Euch! — Dann ermahnte ſie mich, ihr vom Himmel Beyſtand und Verzeihung zu erflehen. Sie ſah Gott. Der Himmel ſchien ihr, von Blitzen gefurchet, ſich zu öffnen, und über ihrem Scheitel zu donnern; zürnende Engel flogen aus den Wolken herab. Die Blicke der Gottheit machten ſie erbeben. Sie rannte nach allen Seiten hin, drängte ſich in die dunkelſten Winkel der Kirche, flehte um Barmherzigkeit, heftete ihr Angeſicht gegen den Boden, und ſchimmerte darauf ein. Die feuchte Kühle des Orts hatte ſie ergriffen, und man trug ſie, wie todt, in ihre Zelle zurück.

Von dieſer ſchrecklichen Nachtſcene wußte ſie den folgenden Tag Nichts. Sie ſagte: Wo ſind unſere Schweſtern? Ich ſehe Niemanden mehr, ich bin allein in dieſem Hauſe geblieben, ſie haben mich Alle verlaſſen, Schweſter Sainte-Thereſe auch, ſie haben Recht daran gethan. Weil Sainte-Suſanne nichts mehr

darin iſt, ſo kann ich heraus; ich werde ihr nicht begegnen. . . . Ach, wenn ich ihr begegnete! Aber ſie iſt nicht mehr darin. Nicht wahr? nicht wahr, ſie iſt nicht mehr darin? . . . Glücklich das Haus, das ſie beſitzt! Sie wird Alles ihrer neuen Superiorin ſagen. Was wird man von mir denken? . . . Iſt Schweſter Sainte-Thereſe todt? Ich habe die ganze Nacht Todtengeläute gehört. . . . Das arme Mädchen! Sie iſt auf immer verlohren, und ich bins! ich bins! . . . Einſt werde ich mit ihr vor Gericht geſtellt werden, was werde ich ihr ſagen? was werde ich antworten? . . . Wehe ihr! wehe mir! —

In einem andern Augenblicke fragte ſie: Sind unſere Schweſtern wieder gekommen? Sagt ihnen, daß ich ſehr krank bin. . . . Richtet mir mein Kopfkiſſen auf. . . . Schnüret mich los. . . . Ich fühle Etwas, Das mich erdrückt. . . . Hu! wie mir der Kopf brennt! Nehmt mir die Haube ab. . . . Ich will mich waſchen. . . . Waſſer! Waſſer! Gießt, gießt

an! . . . Sie ſind weiß, aber der Seelenmörder iſt geblieben! . . . Ich möchte todt ſeyn; ich wollte, ich wäre nicht geboren; ich wollte, ich hätte ſie nicht geſehen!

Eines Morgens fand man ſie barfuß, im Hemde, mit fliegenden Haaren, heulend, ſchäumend, und um ihre Zelle herumirrend, ihre Ohren mit ihren Händen bedeckend, dann dieſe geballt, die Augen verſchloſſen, und den Leib an die Mauer gedrängt. — Entfernt Euch von dieſem Abgrunde! Hört Ihr dieß Geſchrey? . . . Es iſt die Hölle! Flammen kommen aus dieſem tiefen Pfuhle herauf. Ich ſehe ſie. Mitten aus den Flammen höre ich dumpfe Stimmen, die mich rufen. . . . Mein Gott, erbarme Dich meiner! . . . Geſchwind! läutet! verſammelt die Gemeinde! ſagt an, daß man für mich bete! ich will auch beten. . . . Aber es tagt kaum; unſre Schweſtern ſchlafen. . . . Ich habe kein Auge die Nacht über zugethan; ich möchte ſchlafen, und kann nicht!

Eine der Schweſtern ſagte zu ihr: Madame, Sie haben Kummer. Entdecken Sie ſich mir, es wird Sie vielleicht erleichtern. ... — Schweſter Agathe, hören Sie . . . kommen Sie mir näher! . . . näher! . . . noch näher! ... man muß uns nicht hören. Ich will Alles entdecken; Alles! aber bewahren Sie mir das Geheimniß! . . . Sie haben ſie geſehen? — Wen Madame? — Iſt es nicht wahr, daß Niemand ſo ſanft iſt? Welch ein Gang! welch ein Anſtand! was für ein Kleid! welche Seltſamkeit! . . . Sieht ſie ihr; ſagt ſie.... Nein, nein, ſagt nichts; geht nicht! . . . Ihr könnter Euch ihr nicht nahen. Die Engel des Himmels bewahren ſie, ſie wachen um ſie, ich habe ſie geſehen; Ihr würdet ſie ſehen; Ihr würdet, wie ich, vor Ihnen erſchrecken. Bleibt! . . . Dringt Ihr, was wolltet Ihr ſagen? Erfindet Etwas, wordber ſie nicht erröthe. . . . — Aber Madame, wenn Sie unſern Beichtvater um Rath fragten? — Ja! . . . doch Nein! . . . Nein, nein! ich

weiß was er zu mir sagen wird, ich habe es schon so oft gehört. . . . Wieso soll ich ihn unterhalten? . . . O, wenn ich das Gedächtniß verlieren könnte! . . . Wenn ich im Nichts bleiben, wenn ich wieder geboren werden könnte! . . . Ruft den Beichtvater nicht! Ich möchte lieber daß man mir die Leidensgeschichte unsers Herrn Jesus Christus vorläse! Leset! . . . Ich fange wieder an, aufzuathmen. . . . Es braucht nur Einen Tropfen dieses Blutes, mich zu reinigen! . . . Sehe, wie es aus seiner Seite hervorquillt! . . . Neigt diese geheiligte Wunde auf mein Haupt. . . . Sein Blut rinnt auf mich herunter; aber es klebt nicht an mir. . . . Ich bin verloren! . . . Entfernt dieses Christusbild! . . . Bringt mir es wieder! . . . — Sie schloß es in ihre Arme, sie küßte es überall, und darauf sagte sie: Es sind seine Augen, es ist sein Mund! Wann werde ich sie wiedersehn? . . . Schwester Agathe, sagen Sie ihr, daß ich sie liebe! Beschreiben Sie ihr

meinem Zustand recht. Sagen Sie ihr, daß ich sterbe.

Es wurde ihr zur Ader gelassen, man brachte sie in ein Bad; aber ihr Uebel schien durch die angewandten Heilmittel zuzunehmen. Ich wage nicht, Ihnen die unanständigen Handlungen zu beschreiben, die sie begann, die unzüchtigen Reden zu wiederholen, die ihr in ihrem Wahnsinne entfuhren. Jeden Augenblick brachte sie die Hände an ihre Stirne, als wollte sie lästige Gedanken, Bilder — weiß ich was für Bilder? — daraus entfernen. Sie deckte mit ihrem Kopfe in ihre Kissen unter; sie bedeckte sich das Gesicht mit ihren Bettlachern. Es ist der Versucher! sagte sie, Er ist's! Was ist eine wunderbare Gestalt er angenommen hat! Gebt Weihwasser her! besprenget mich mit Weihwasser! ... Höret auf; höret auf; er ist nicht mehr da!

Man säumte nicht, sie in besondere Verwahrung zu bringen, allein sie wurde in ihrer Haft nicht so gut bewacht, daß es ihr nicht

einmal hätte gelingen sollen, ihm zu entschlüpfen. Sie hatte ihre Kleider zerrissen; sie durchlief völlig nackt die Gänge; zwey Enden eines abgerissenen Stricks schleppten ihr von beyden Armen herunter. Sie rief: Ich bin Eure Superiorin, Ihr habt mir alle den Eid geleistet, gehorcht mir! Ihr habt mich eingesperrt, Elende! Das ist also der Lohn für meine Güte? Ihr beleidigt mich, weil ich so gut bin; ich werde es nicht mehr seyn! . . . Feuer! . . . Mord! . . . Diebe! . . . Zu Hülfe! Schwester Therese! retten Sie mich! . . . Retten Sie mich, Schwester Susanne! — Unterdeß hatte man sie wieder ergriffen, brachte sie in ihre Einsperrung zurück, und sie sagte: Ihr habt Recht; Ihr habt Recht! Ja. Ach! ich bin närrisch geworden; ich fühle es.

Zuweilen stürzte sie vom Anblicke verschiedener Strafen darnieder; sie sah Weiber mit Stricken um den Hals, und mit auf den Rücken gebundenen Händen, sie erblickte Andere mit Fackeln in der Hand, sie schloß sich an die

Weinenden; ſie glaubte ſie würde zum Tode geführt, ſie ſagte zum Henker: Ich habe mein Schickſal verdient; mache aber, daß ich nicht lange leide. — Ich erzähle Ihnen Nichts, was nicht wahr wäre und Alles, was ich noch Wahres zu ſagen hätte, fällt mir entweder nicht ein, oder ich würde davor erröthen, dieß Papier damit zu beflecken.

Nachdem ſie verſchiedene Monate in dieſem bejammernswürdigen Zuſtande gelebt, ſtarb ſie. Welch ein Tod, mein Herr Marquis! Ich habe es geſehen, ich habe das ſchreckliche Bild der Verzweiflung und des Laſters in ſeiner letzten Stunde geſehen. Sie glaubte ſich von höllischen Geiſtern umringt; ſie erwarteten ihre Seele, ſie zu ergreifen; ſie ſagte mit erſtickter Stimme: Da ſind ſie! Da ſind ſie! — Rechts und links hielt ſie ihnen ein Cheiſtusbild entgegen, das ſie in den Händen hatte; ſie heulte; ſie rief aus: Mein Gott! . . . mein Gott! — Die Schweſter Thereſe folgte ihr bald nach, und wir bekamen eine andere

Superiorin, die betagt, und voll Launen und Aberglauben war.

Man beſchuldigte mich, ihre Vorgängerin bezaubert zu haben, ſie glaubte es, und meine Noth ging wieder an. Der neue Beichtvater ward gleichfalls von ſeinen Obern gequält, und beredte mich, aus dem Hauſe zu entfliehen.

Der Entwurf zu meiner Flucht ward gemacht. Ich begab mich zwiſchen eilf Uhr und Mitternacht in den Garten. Man warf mir Seile zu, ich band ſie um mich, ſie zerriſſen, und ich fiel, ich ſchrammte mir die Beine, und bekam eine heftige Quetſchung an den Hüften. Mit einem zweyten, einem dritten Verſuch, gelang mirs, bis auf die Mauer zu kommen. Ich ließ mich herunter, aber zu meinem Erſtaunen fand ich, ſtatt einer Poſtchaiſe, die, wie ich hoffte, mich aufnehmen ſollte, nur ein ſchlechtes öffentliches Fuhrwerk. Jetzt war ich alſo mit einem jungen Benediktiner auf dem Wege nach Paris. Es währte nicht lange, ſo ward ich an dem un-

anſtändigen Tone, den er nahm, und an den Freyheiten, die er ſich erlaubte, gewahr, daß mir keine von den Bedingungen gehalten würde, welche ausgemacht waren. Ich ſchnte mich wieder nach meiner Zelle zurück, und fühlte das ganze Schreckliche meines Zuſtandes.

Hier müßte ich meine Lage in der Miethkutſche beſchreiben. Welche Lage! Welch ein Mann! Ich ſchrie. Der Fuhrmann kam mir zu Hülfe. Heftiger Zank zwiſchen dem Miethkutſcher und dem Mönch.

Ich langte in Paris an. Der Wagen hielt in einer kleinen Straße, an einer winzigen engen Thür, die in einen dunkeln und unreinlichen Gang führte. Die Frau vom Hauſe kam mir entgegen, und geleitete mich in den oberſten Stock, in ein kleines Zimmerchen, wo ich ohngefähr das nothwendige Hausgeräth fand. Ich erhielt Beſuche von der Frau, die im erſten Stockwerke wohnte. Sie ſind jung, Mademoiſelle, Sie müſſen Langeweile haben, kommen Sie zu mir herunter.

Sie

Sie werden gute Geſellſchaft von Mannsperſonen und Frauenzimmern bey mir finden: freylich, nicht alle ſo liebenswürdig wie Sie, aber faſt alle eben ſo jung. Man ſchwatzt, man ſpielt, man ſingt, man tanzt, wir beluſtigen uns auf jede mögliche Art. Wenn Sie auch allen unſern jungen Herrn den Kopf verdrehen, ſo werden doch, das ſchwöre ich, unſere Damen nicht eiferſüchtig oder böſe darüber werden. Kommen Sie, Mademoiſelle. — Die ſo zu mir redte, war ſchon etwas bei Jahren; ſie hatte etwas Zärtliches im Blick, etwas Sanftes in der Stimme, und ſprach ſehr freundlich.

Ich war vierzehn Tage in dieſem Hauſe, allen Zudringlichkeiten eines treuloſen Entführers, allen lärmenden Auftritten eines verdächtigen Ortes ausgeſetzt, jeden Augenblick die Gelegenheit ausſpähend, daraus zu entwiſchen.

Eines Tages endlich, fand ich ſie. Es war tief in der Nacht. Wäre ich meinem Kloſter nahe geweſen, ſo hätte ich mich wieder

hineinbegeben. Ich lief ohne zu wiſſen wohin. Ich ward von Männern angehalten. Schrekken ergriff mich. Ohnmächtig vor Ermüdung, ſank ich auf der Ladenſchwelle eines Lichtziehers nieder. Man eilte mir zu Hülfe. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf einem ſchlechten Bette ausgeſtreckt, von unbekannten Geſichtern umringt. Man fragte mich, wer ich ſey? Ich weiß nicht, was ich antwortete. Man gab mir die Magd des Hauſes mit, mich wegzubringen. Ich faßte ſie unter den Arm. Wir gingen. Wir waren ſchon eine weite Strecke fort, als dieß Mädchen zu mir ſagt: Mademoiſelle, Sie wiſſen doch wahrſcheinlich wo wir hingehen? — Nein, mein Kind, ins Hospital, glaube ich. — Ins Hospital? Sollten Sie etwa hausflüchtig ſeyn? — Leider! ja! — Was haben Sie denn gethan, daß man Sie um dieſe Stunde fortgejagt hat? Aber da ſind wir vor der Thüre der heiligen Catharine. Laſſen Sie doch ſehen, ob wir erlangen können, daß

man uns aufmacht. In jedem Fall fürchten Sie nichts. Sie ſollen nicht auf der Straße bleiben, Sie ſollen bey mir ſchlafen.

Ich kam zum Lichtzieher zurück. Schrekken der Magd, als ſie mein Bein ſah, von dem die Haut, durch den erlittenen Fall bey der Flucht aus dem Kloſter, abgeſcheuert ward. Ich brachte die Nacht daſelbſt zu. Am folgenden Tage gegen Abend, kehrte ich nach Sainte-Catharine zurück. Ich blieb drey Tage dort, nach deren Verlauf man mir ankündigte, daß ich mich entweder ins allgemeine Hospital begeben oder den erſten beſten Dienſt annehmen müßte, der ſich mir darböte.

In Sainte-Catharine lief ich, von Seiten der Männer und Weiber, Gefahr; denn dort, wie ich in der Folge erfuhr, verfügen die Wüſtlinge und Kupplerinnen der Stadt ſich hin, um ſich mit Gegenſtänden der Wolluſt zu verſehen. Die Erwartung des Elends gab den groben Verführungen, denen ich, in dem Hauſe ausgeſetzt war, keine Stärke.

Ich verkaufte meine Kleider, und ſchaffte mir andre, die beſſer zu meinem Zuſtande paßten

Ich ging in Dienſt bey einer Wäſcherin, bey der ich mich gegenwärtig befinde. Ich bekomme Wäſche zu plätten, mein Tagewerk iſt mühſam, Nahrung und Wohnung ſchlecht; aber dafür wird mir doch menſchlich begegnet. Der Mann iſt Miethkutſcher, ſeine Frau ein wenig auffahrend, übrigens aber ein gutes Weib. Ich würde mit meinem Schickſale ziemlich zufrieden ſeyn, wenn ich hoffen könnte, in Ruhe zu bleiben.

Ich erfahre, die Polizey habe ſich meines Entführers bemächtigt, und ihn wieder den Händen ſeiner Obern übergeben. Der arme Mann! Er iſt mehr zu bedauern als ich. Seine That hat Aufſehen gemacht; und Sie können ſich nicht vorſtellen, mit welcher Grauſamkeit Mönche ſolche Fehltritte beſtrafen. Ein Gefängniß wird lebenslänglich ſeine Wohnung ſeyn; und das nämliche Schickſal erwartet mich, wenn man meiner wieder habhaft

wird. Allein er wird länger darin leben, als ich.

Der Schmerz von meinem Falle her, iſt mir empfindlich; meine Beine ſind geſchwollen; ich kann keinen Schritt thun; ich muß ſitzend arbeiten; denn zu ſtehen, wäre ich nicht im Stande. Unterdeß fürchte ich den Augenblick, wo ich geheilt ſeyn werde. Was bleibt mir alsdann noch für ein Vorwand, nicht auszugehen, und welcher Gefahr ſetze ich mich aus, wenn ich es thue? Aber, glücklicher Weiſe habe ich noch Zeit vor mir. Meine Anverwandten, die nicht daran zweifeln können, daß ich in Paris ſey, ſtellen ſicherlich alle erdenkliche Nachforſchungen an. Ich hatte mir vorgenommen, Herrn Manouri auf mein Bodenzimmerchen einladen zu laſſen, ihn um Rath zu fragen, und, was er mir ſagte, zu befolgen; allein er lebt nicht mehr.

Es ſcheint, meine Entweichung iſt öffentlich bekannt; das erwartete ich wohl. Eine meiner Mitarbeiterinnen redete geſtern von

der Begebenheit gegen mich, ſetzte einige verhaßte Umſtände hinzu, und Anmerkungen, worüber ich verzweifeln mußte. Glücklicher Weiſe hing ſie eben naſſe Wäſche über die Schnuren, und kehrte ihren Rücken der Lampe zu, ſo daß ſie meine Verwirrung dabey nicht bemerken konnte. Unterdeſſen bemerkte meine Herrſchaft doch, daß ich weinte; und ſagte zu mir: Marie, was habt Ihr? — Nichts; antwortete ich. — Wie? fuhr ſie fort, ſolltet Ihr wohl ſo einfältig ſeyn, gegen eine ſchlechte liederliche Nonne Mitleid zu empfinden, die ſich in einen garſtigen Mönch verliebt hat, und mit ihm aus dem Kloſter weggelaufen iſt? Dann müßtet Ihr wahrlich viel Mittleid übrig haben! Sie durfte ja nur eſſen, trinken, beten, ſchlafen, und hatte es ſo gut wo ſie war; warum blieb ſie denn nicht? Sie hätte nur drey oder viermal an den Fluß geſchickt werden ſollen, in dem abſcheulichen Wetter das wir jetzt haben, gelt! ſie hätte ſich mit ihrem Stande wohl vertragen? — Ich antwortete

darauf, man könnte nicht wiſſen was ſie vielleicht für Leiden gehabt. Beſſer aber, ich wäre mit der Anmerkung zu Hauſe geblieben, ſo hätte ich ſie nicht hinzuſetzen hören: Pah! Es iſt eine Spitzbübin! Der liebe Gott wird ſie ſchon finden. — Indem ſie Das ſagte, bog ich mich über den Tiſch, und blieb ſo. Endlich ſagte ſie zu mir: Marie, was ſteckt Euch denn im Kopfe? Mit Schlafen, wie Ihr da thut, macht ſich die Arbeit nicht.

Ich lebe in beſtändigen ängſtlichen Beſorgniſſen. Beym geringſten Geräuſche, das ich im Hauſe, auf der Treppe, auf der Straße höre, ergreift mich Schrecken. Ich zittere wie ein Espenlaub, meine Knie ſchlottern mir, kaum kann ich das Stehen behalten, und die Arbeit fällt mir aus der Hand. Faſt keine Nacht thue ich ein Auge zu. Schlafe ich, ſo ſind es nur abgebrochne Augenblicke; ich rede, ich rufe, ich ſchreye im Traum; ich begreife nicht, wie Die, welche mich umgeben, noch kein Arges daraus haben.

Wie liebte ich den Geiſt des Kloſterlebens, das ſieht man gnug aus meinem Gange; doch kleben mir noch einige Angewohnheiten davon an, die ſich unwillkührlich bey mir äußern. Zum Beyſpiel: ich mache, wenn eine Glocke läutet, entweder das Zeichen des Kreuzes, oder knie nieder; ich bete mein Ave, wenn man an die Thür klopft; oft entfährt mir, wenn man mich etwas fragt, eine Antwort, die ſich mit einem: liebe Mutter, oder: meine Schweſter, endigt; wenn wer Fremdes hereinkömmt, kreuze ich meine Arme über der Bruſt, und verbeuge mich, anſtatt mich zu verneigen. Dann fangen meine Mitarbeiterinnen an zu lachen; ſie glauben, daß ich einen Spaß machen, und eine Nonne nachäffen will; aber, unmöglich wird ihr Irrthum von langer Dauer ſeyn können, meine Unvorſichtigkeiten werden mich verrathen, und dann bin ich verlohren.

Mein Herr, eilen Sie, mir zu Hülfe zu kommen. Ohne Zweifel werden Sie von mir verlangen, daß ich Ihnen vorſchlagen ſoll,

was Sie für mich thun können. Folgendes wäre es. Mein Ehrgeiz iſt nicht groß. Ich wünſchte eine Kammerfrauen- oder Haushälterinſtelle, allenfalls auch nur einen Hausmädchendienſt, wenn ich nur unbekannt, irgendwo auf dem Lande, tief in einer Provinz, bey hübſchen Leuten ſeyn könnte, die nicht viel Geſellſchaft bey ſich ſähen. Auf den Lohn ſoll mirs nicht ankommen. Sicherheit, Ruhe, Brod und Waſſer, mehr verlange ich nicht. Seyn Sie verſichert, man ſoll mit meinen Dienſten zufrieden ſeyn. Ich habe in meiner Eltern Hauſe arbeiten, und im Kloſter gehorchen gelernt. Ich bin jung, ich bin ſanft von Gemüth. Wenn meine Beine erſt wieder geheilt ſind, werde ich mehr als zuviel Kraft zur Arbeit haben. Ich kann nähen, ſpinnen, ſtrikken und waſchen. Als ich noch in der Welt war, machte ich mir ſelbſt meine Spitzen zurecht, und würde mich bald wieder darin finden. In Nichts bin ich ungeſchickt, und werde mich zu allem Möglichen verſtehen. Ich be-

ſihe Stimme, ich habe Etwas Muſik gelernt, und ſpiele das Clavier gut genug, um einer Mutter die Zeit zu vertreiben, die daran Geſchmack fände, oder ſogar allenfalls ihren Kindern Unterricht zu geben, wofern ich nur nicht befürchten müßte, mich durch ſolche Spuren einer ſorgfältigeren Erziehung zu verrathen. Wäre es nöthig, daß ich friſiren lernte, ſo bin ich nicht ohne Geſchmack; ich würde mich in die Lehre begeben, und dieſe kleine Geſchicklichkeit leicht erlangen. Mein Herr, ein erträglicher Dienſt wenn es möglich iſt, irgend ein Dienſt, iſt Alles deßen ich bedarf, und darüber hinaus wünſche ich Nichts mehr. Sie können für meine Sitten bürgen, trotz des Anſcheins, der vielleicht wider mich iſt, ich habe Sittlichkeit, ich habe ſogar Frömmigkeit. Ach, mein Herr, alle meine Leiden würden vorüber ſeyn, ich würde Nichts mehr von den Menſchen zu beſorgen haben, hätte Gott mich nicht zurückgehalten. Wie oft habe ich nicht den tiefen Brunnen am Ende des Kloſtergartens aufgeſucht!

Bin ich nicht hineingestürzt, so geschah es nur, weil man mir volle Freyheit dazu ließ. Ich weiß nicht was für ein Schicksal mir bevorsteht, müßte ich aber einmal wieder in ein Kloster, es möchte beschaffen seyn wie es wollte, so stehe ich für Nichts. Brunnen giebt es überall. Mein Herr, erbarmen Sie sich meiner, und bereiten Sie sich nicht selbst eine lange Reue zu.

Nachschrift.

Ich bin hinfällig von Ermattung; Schrekken umgiebt mich, und Ruhe flieht vor mir. Ich lese kaltblütiger diesen Aufsatz wieder durch, und bemerke, daß ich mich geschildert habe, unglücklich wie ich war, aber, unversehlich, viel liebenswürdiger als ich bin. Sollte Das daher kommen, weil wir die Männer minder empfindlich gegen ein von uns beschriebenes Leiden, als gegen das Bild unserer Reize halten, und uns schmeicheln sie leichter verführen als rühren zu können? Ich kenne die Männer wenig, und habe mich nicht genug studirt,

um Das ſagen zu können. Wie aber? wenn der Marquis, dem man ein höchſt feines Gefühl zuſchreibt, auf den Verdacht käme, daß ich mich lieber an ſeine ſchwache männliche Seite, als an ſeine Wohlthätigkeit hätte wenden wollen: was würde er von mir denken? Dieſe Betrachtung beunruhigt mich. Wahrhaftig er hätte ſehr Unrecht, mir das als etwas Eigenthümliches zuzurechnen, was meinem ganzen Geſchlechte eigen iſt. Vielleicht bin auch ich ein Frauenzimmer, das ein wenig zuviel gefallen will; was weiß ich! Aber doch geſchieht das natürlich, und nicht aus Eit-

Auszug

aus

Herrn *** gelehrtem Briefwechsel.

Im Jahre 1770.

Herrn de la Harpe Nonne hat mein ſeit zehn Jahren eingeſchlummertes Gewiſſen wieder aufgeregt; und mir eine gräuliche Verſchwörung ins Gedächtniß gebracht, von der ich, zugleich mit Herrn Diderot, und ein Paar Scheimen ähnliches Gelichters, unſern vertrauten Freunden, die Seele geweſen bin. Ich kann nicht zu ſehr eilen, eine Beichte darüber abzulegen, um in dieſer heiligen Faſtenzeit Vergebung für ſie, wie für meine übrigen Sünden zu erlangen; damit alle dieſe Frevel in dem tiefen Brunnen der göttlichen Barmherzigkeit verſenkt werden mögen.

Das Jahr 1760, iſt, in den Annalen der Pariſer Pflaſtertreter, durch zwey Umſtände merkwürdig; durch den plötzlichen glänzenden Ruf, zu dem Rameau gelangte, und durch das Luſtſpiel, die Philoſophen, das, höherem Befehl zufolge, auf der erſten franzöſiſchen

Schaubühne aufgeführt ward. Von dieſer letzten Begebenheit iſt jetzt nichts weiter übrig, als die tiefe Verachtung, die Paliſſot, der Verfaſſer jenes erbaulichen Poſſenſpiels, ſich zugezogen; eine Verachtung, die keiner ſeiner Gönner mit ihm theilen mochte, weil die vornehmen Herren, welche ſein Unternehmen ins Geheim begünſtigten, ſich verbunden glaubten, die Sache, als etwas Entehrendes, von ſich abzulehnen. Während dieſe ärgerliche Geſchichte ganz Paris beſchäftigte, war Herr Diderot, den dieſer Hanswurſt, der ſich zum franzöſiſchen Ariſtophanes aufwarf, zu ſeinem Sokrates erleſen hatte, der Einzige, welcher ſich die Sache gar nichts anfechten ließ. Wir beſchäftigten uns mit etwas ganz Anderm; wollte Gott, ich könnte ſagen, mit etwas Unſchuldigerm! Schon längſt verband uns die zärtlichſte Freundſchaft mit dem Herrn Marquis von Croismare, der ehedem bey dem Regimente des Königs als Offizier geſtanden, aber ſeine Stelle niedergelegt hatte, einen der liebens-

liebenswürdigſten Männer dieſes Landes. Er iſt ohngefähr von gleichem Alter mit Herrn von Voltaire, und, wie dieſer Unſterbliche, ſtets jugendlichen Geiſtes. Mit dieſem Geiſte verbindet er eine Anmuth, eine Leichtigkeit des Umganges, und andre Vorzüge, deren Reiz immer neu und unabgeſtumpft für mich geblieben iſt. Man kann behaupten, daß er zu der Art liebenswürdiger Männer gehört, deren Gepräge man nur in Frankreich findet; obgleich Liebenswürdigkeit, ſo wie das Gegentheil derſelben, ſich in allen Landen antreffen läßt. Ich rede hier nicht ſowohl von Eigenſchaften des Herzens, von Erhabenheit der Geſinnungen, von überaus ſtrenger und zarter Rechtſchaffenheit, durch die Herr von Croismare ſeinen Freunden eben ſo ehrwürdig wird als er ihnen theuer iſt; ſondern nur von Eigenſchaften ſeines Geiſtes. Eine lebhafte und lachende Einbildungskraft, ein ganz eigenthümlicher Schwung des Kopfes, Meinungen, die bey ihm bis auf einen gewiſſen Punkt freyen Spielraum haben,

und die er reiherum bald annimmt, bald verwirft, Geniusaber immer durch Anmuth gemildert, eine unglaubliche Geistesthätigkeit, mit einem müßigen Leben und allen Hülfsmitteln zum Vergnügen verknüpft, welche Paris darbeut, wirfe ihn in die verschiedensten und unähnlichsten Beschäftigungen; es entstehen Bedürfnisse bey ihm daraus, auf die auffer ihm noch kein Mensch gekommen ist, und die er durch eben so seltsame Mittel befriedigt; daher er endlich auch unzählige Genüsse auf einander folgen läßt. Dieß sind die Elemente des Wesens des Herrn von Croismare, der, unter seinen Freunden, vorzugsweise der allerliebste Marquis genannt wird, wie der Abbe Galiani ihnen der allerliebste Abbe hieß. Herr Diderot, wenn er seine Gutmüthigkeit mit den auffallenden Geisteswendungen des Marquis von Croismare verglich, pflegte zuweilen zu ihm zu sagen: Ihr Scherz ist wie Weingeistflamme; sanft und leicht fährt sie über

ein Gewebe weg, verſengt es aber nie.

Dieſer allerliebſte Marquis hatte uns im Anfange des Jahres 1759 verlaſſen, um ſich auf ſeine Güter in der Normandie, nahe bey Caen zu begeben. Zwar war uns von ihm verſprochen, er wolle nur ſo lange dort bleiben, als durchaus erforderlich wäre, ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen; unvermerkt aber verlängerte ſich ſein Aufenthalt; er hatte dort alle ſeine Kinder zuſammengebracht, er liebte ſeinen Pfarrer ſehr, er hatte Geſchmack am Gartenweſen bekommen, und ſich, da eine ſo lebhafte Seele, wie die ſeinige, wirkliche oder eingebildete Gegenſtände der Zuneigung haben mußte, auf einmal in die hohe Andacht geworfen. Deſſen ungeachtet liebte er uns gleich zärtlich, wahrſcheinlich aber würden wir ihn nie wieder in Paris zu ſehn bekommen haben, wenn er nicht ſeine beiden Söhne hinter einander verlohren hätte. Dieſer Zufall gab ihn uns ſeit ohngefähr vier Jahren, nach einer Abwe-

ſenheit von mehr als achten, zurück. Seine Andacht iſt verduftet, wie Alles in Paris verduftet, und er iſt jetzt liebenswürdiger als jemals.

Da es uns äußerſt empfindlich war ihn verlohren zu haben, ſo beriethen wir uns 1760, nachdem wir ſeine Abweſenheit beynahe funfzehn Monate ertragen, über Mittel, durch die wir ihn vermögen könnten, wieder nach Paris zurückkehren. Wir erinnerten uns, es ſey kurz vor ſeiner Abreiſe, mit vielem Antheil, im Publicum von einer jungen Nonne geſprochen worden, die bey den Gerichten gegen Gelübde eingekommen war, welche ihre Eltern ſie gezwungen hatten abzulegen. Dieſe arme Eingekerkerte hatte unſern Marquis damals dergeſtalt intereſſirt, daß er, ohne ſie geſehen zu haben, ohne ihren Namen zu wiſſen, ohne nur einmal nach der Wahrheit der Umſtände des Vorfalls ſich zu erkundigen, ſich bey allen Räthen der groſſen Parlementskammer in Paris für ſie verwendete. Ungeachtet dieſer edeln Ver-

Wendung aber, hatte dennoch die Nonne, ich weiß nicht durch welches Unglück, ihren Proceß verlohren, und ihre Gelübde waren für gültig erklärt. Diese Begebenheit fiel uns ein; sogleich beschlossen wir, sie zu unserm Vortheil wieder aufleben zu lassen. Wir erdichteten, die Nonne hätte das Glück gehabt, sich aus ihrem Kloster zu retten, und ließen sie demzufolge an den Herrn Marquis von Croismare schreiben, um von ihm Hülfe und Schutz zu erflehen. Wir verzweifelten gar nicht daran, wir würden ihn nächster Tage in aller Eil herbeikommen und seiner Nonne zu Hülfe eilen sehen; wenigstens bereitete, wenn er auch unsere Gottlosigkeit auf den ersten Augenblick errathen sollte, die Sache uns vielen Stoff zum Gelächter. Indeß nahm der ganze kleine Schwank eine andre Wendung, wie Sie aus dem Briefwechsel zwischen der vorgeblichen Nonne und dem biederherzigen und allerliebsten Marquis Croismare ersehen werden, den ich Ihnen vorlegen will. Es kam

ihm nie der geringste Gedanke an unsere Treulosigkeit, die wir immer noch auf unserm Gewissen haben. Wir brachten damals unsre Abendzusammenkünfte damit zu, unter beständigen Scherzen die Briefe der Nonne aufzusetzen, die unsern guten Marquis weinen machen sollten, und ebenfalls lasen wir so, unter Lachen, die dienstfertigen Antworten, die dieser würdige und edle Freund darauf zurückerfolgen ließ. Sobald wir indeß sahen, daß ihn das Schicksal unsrer Unglücklichen zu sehr zu interessiren schien, griffen wir zu dem Mittel sie sterben zu lassen. Wir wollten lieber diesen kleinen Kummer über ihn verhängen, als Gefahr laufen, ihm, wenn wir sie länger leben ließen, allzusehr die Einbildungskraft zu erhitzen. Seitdem er nach Paris zurückgekommen ist, haben wir ihn den ganzen Frevel entdeckt, er hat, wie Sie denken können, darüber gelacht, und durch das Unglück der armen Nonne, ist nur die Freundschaft Derer enger zusammengeknüpft, die sie überlebt

haben. Ein nicht am wenigſten ſonderbarer Umſtand dabey, iſt der, daß während dieſer Scherz die Einbildungskraft unſeres Freundes in der Normandie erwärmte, anderſeits auch die des Herrn Diderot ſich dabey entflammte. Er fing an die ganze Geſchichte unſerer Nonne niederzuſchreiben; hätte er ſie vollendet, ſo würde er den wahrſten, intereſſanteſten und rührendſten Roman daraus gemacht haben, der je verfaßt worden iſt. Man konnte, ſo viel ich mich noch davon entſinne, keine Seite leſen, ohne in Thränen zu zerſchmelzen. Es war ein von der ganzen Wärme der Einbildungskraft ſeines Urhebers angehauchtes Geiſteswerk, und dabey von einer öffentlichen und allgemeinen Nutzbarkeit; denn man kann es wohl die grauſamſte Satyre nennen, die je auf die Klöſter geſchrieben worden iſt. Sie traf um ſo viel ſtärker zum Ziel, weil der verſpottete Aberglauben anſcheinendes Lob darin erhielt. Unſere junge Nonne war von einer engliſchen Andacht, und hegte

in ihrem einfältigen und zärtlichen Herzen, die aufrichtigste Ehrerbietung gegen Alles, was man sie als heilig zu betrachten gelehrt hatte. Aber dieser Roman hat nie anderes als stückweises Daseyn gehabt, und ist in diesem Zustande geblieben. Er ging nachher verlohren, wie viele andre Werke dieses Mannes, eines der ersten Köpfe Frankreichs, der sich durch zwanzigerley Meisterstücke verherrlichen konnte, wenn er die Kunst verstanden, geizig mit seiner Zeit zu seyn, und sich nicht allen Zudringlichen in Paris hingegeben hätte, die ich hiemit vor das jüngste Gericht fodre, und vor Gott und allen Menschen für den Schaden verantwortlich mache, welchen sie dadurch verursacht haben.

Der Briefwechsel, welchen Sie lesen werden, und unsre Reue, ist folglich Alles, was uns von unsrer armen Nonne übrig bleibt. Vergessen Sie indeß dabey nicht, daß alle ihre Briefe, so wie die ihrer Hehlerin, durch uns Kinder Belials geschmiedet wurden; alle

Briefe ihres edelmüthigen Beſchützers aber, wahr und in voller Aufrichtigkeit des Herzens geſchrieben ſind.

Schreiben der Nonne an den Herrn Grafen von Croismare, Vorſteher der Militairſchule.

Ein unglückliches Frauenzimmer, an welcher der Herr Marquis von Croismare vor drey Jahren die Gütigkeit gehabt hat einigen Theil zu nehmen, als er noch neben der Academie der Muſik wohnte, erfährt, daß er ſich jetzt in der Militairſchule befindet. Sie wünſchte gern zu wiſſen, ob ſie noch auf ſeine Güte rechnen darf, da ſie in einem bedauernswürdigerm Zuſtande iſt als jemals.

Man bittet gefälligſt um ein Paar Zeilen Antwort. Ihre Lage iſt ſehr dringend, und es iſt ihr wichtig, daß die Perſon, die dieſen Zettel überbringt, nichts argwohne.

Es ward geantwortet:

Man treffe sich, und der Herr von Croismare, nach dem gefragt würde, wohne gegenwärtig in Caen.

Dieß Billet war von der Hand eines jungen Frauenzimmers geschrieben, deren wir uns, während des ganzen Verfolgs dieses Briefwechsels, bedienten. Ein Savoyard brachte es nach der Militairschule, und kam mit der mündlichen Antwort zurück. Dieser verdächtige Schritt ward aus verschiedenen Gründen für nothwendig erachtet. Man gewann dadurch den Anschein, daß die Nonne die zwey Vettern mit einander verwechsle; und die wahre Schreibung ihres beyderseitigen Nahmens nicht wußte. Durch dieses Mittel erfuhr sie, auf eine sehr natürliche Art, ihr Beschützer halte sich zu Caen auf. Es konnte geschehen, daß der Vorsteher der Militairschule seinen Vetter über diesen Zettel aufzog, und ihn an denselben schickte; dadurch hätte unsre tugendhafte Abendteuerin ein großes Ansehen

der Wahrheit erhalten. Diesem Vorsteher, einem sehr angenehmen Manne, wie alle die den Beauvais Croismare führen, war die Abwesenheit seines Vetters eben so unangenehm als uns; und wir hofften ihn in die Zahl der Verschworenen mit hineinzuziehen. Nachdem seine Antwort erfolgt war, schrieb unsere Nonne nach Caen.

Brief der Nonne an den Herrn Marquis von Croismare, zu Caen.

Mein Herr, ich weiß nicht, an wen ich schreibe; aber in den unglücklichen Umständen, in denen ich mich befinde, wende ich mich an Sie; mögen Sie auch seyn, wer Sie wollen. Hat man mich in der Militairschule nicht falsch berichtet, und sind Sie wirklich der edelmüthige Marquis den ich suche, so werde ich Gott segnen: sind Sie es nicht, so weiß ich nicht was ich thun soll. Aber Ihr Nahme schon flößt mir Beruhigung ein; ich hoffe, Sie werden einer Unglücklichen zu Hülfe kommen, die Sie, mein Herr, oder ein anderer

Herr von Croismare, welcher nicht der an der Militairschule iſt, durch Ihre Verwendung, bey Gelegenheit eines Verſuchs unterſtützten, welchen ſie vor drey Jahren machte, ſich aus einem immerwährenden Gefängniſſe zu erlöſen, in das die Härte ihrer Eltern ſie verdammt hatte. Die Verzweiflung hat mich vor Kurzem zu einem zweyten Schritte gebracht, von dem Sie ſonder Zweifel werden reden gehört haben; ich bin aus meinem Kloſter entflohen. Ich konnte nicht länger meine Leiden ertragen; und nur dieſer Weg, oder eine noch größere Unthat ſtand mir offen, mir eine Freyheit zu verſchaffen, die ich von der Billigkeit der Geſetze erwartet hatte.

Mein Herr, wenn Sie vormals mein Beſchützer geweſen ſind, ſo möge meine gegenwärtige Lage Sie rühren, und in Ihrem Herzen einiges Mitleidsgefühl erwecken. Vielleicht werden Sie es zuträglich finden, daß ich unter Umſtänden, wie die meinigen, mich an einen Unbekannten wende. Aber, ach, mein

Herr, wenn Sie die Verlassenheit wüßten, in die ich gestürzt bin, wenn Sie einigen Begriff von der Unmenschlichkeit hätten, mit der man in Klöstern Fehltritte von einigem Aufsehen bestraft, Sie würden mich entschuldigen. Sie haben eine gefühlvolle Seele, die Sie bekennen lassen wird, daß Ihnen einst ein unschuldiges Geschöpf wieder vor das Gedächtniß kommen dürfte, welches ihr übriges Leben lang in einen tiefen Kerker geworfen wäre. Stehen Sie mir bey, mein Herr, stehen Sie mir bey! Der Dienst, den ich von Ihnen zu erwarten wage, und den es Ihnen leichter seyn wird, mir in der Provinz als in Paris zu erzeigen, wäre folgender. Es käme darauf an, durch Sie selbst, oder durch Ihre Bekanntschaften, in Caen oder anderwärts, eine Stelle einer Kammerfrau oder Haushälterin, oder auch nur eines bloßen Dienstmädchens, für mich aufzufinden. Wenn ich nur unbekannt bleibe, nur bey rechtschaffenen und eingezogenen Leuten lebe, so wird es mir auf den Lohn nicht ankommen. Nichts als

Brod und Waſſer, und daß ich vor Nachſtellungen ſicher ſey. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß man mit meinen Dienſten zufrieden ſeyn ſoll. Ich habe im elterlichen Hauſe arbeiten, und im Kloſter gehorchen gelernt. Ich bin jung, bin von gefügigem Character, und einer guten Geſundheit. Wenn ich wieder zu meinen Kräften gelangt bin, ſo werde ich ſtark genug ſeyn, alle Arten von häuslichen Verrichtungen abzuhalten. Ich verſtehe zu kochen, zu nähen, und mit der Wäſche umzugehen. Da ich noch in der Welt lebte, machte ich meine Spitzen ſelbſt zurecht, und ich werde Das bald wieder inne haben. Ich bin nicht ungeſchickt, ich weiß mich in Alles zu finden. Müßte ich ſticken lernen, ſo fehlt es mir nicht an Geſchmack, und ich würde leicht die Geſchicklichkeit dazu erlangen. Ein erträglicher Dienſt wo möglich, irgend ein Dienſt, iſt Alles was ich wünſche. Für meine Sitten können Sie Bürgſchaft leiſten; obgleich der Anſchein vielleicht wieder mich ſeyn mag, mein Herr,

so bin ich doch frey. Hinten im Garten des Hauses, das ich verlassen habe, war ein Brunnen, den ich einmals darauf ansah, mich hineinzustürzen; alle meine Leiden würden zu Ende seyn, hätte Gott mich nicht zurückgehalten. Mein Herr, ach, daß ich nie wieder in dieses traurige Haus zurückkehren müsse! Erzeigen Sie mir den Dienst, um den ich Sie bitte. Es ist ein gutes Werk, an das Sie, so lange Sie leben, mit Selbstzufriedenheit zurückdenken werden, und das Gott Ihnen in dieser oder jener Welt belohnen wird. Vor allen Dingen, mein Herr, halten Sie sich vor, daß ich in einer immerwährenden Angst lebe, und die Augenblicke, bis ich Ihre Antwort erhalte, zähle werde. Meine Anverwandten können nicht daran zweifeln, daß ich mich in Paris aufhalte; sie stellen sicherlich alle Arten von Nachforschungen an, mich zu entdecken. Lassen Sie ihnen nicht die Zeit, mich zu finden. Ich habe alle meine kleinen Habseligkeiten mit mir genommen. Ich erhalte mich von

meiner Hände Arbeit, und durch den Verstand einer würdigen Frau, die meine Freundin ist, und an die Sie Ihre Antwort richten können. Sie nennt sich Madame Madin, und wohnt in Versailles. Diese gute Freundin wird mich mit allem Nothwendigen für meine Reise versorgen, und wenn ich erst eine Stelle habe, werde ich nichts mehr bedürfen, und ihr nicht weiter zur Last fallen. Meine Aufführung, mein Herr, soll den Schutz rechtfertigen, den Sie mir angedeihen lassen werden. Was für eine Antwort ich auch von Ihnen erhalte, so werde ich mich doch nur über mein Schicksal beklagen.

Folgendes ist die Adresse der Madame Madin: An Madame Madin, nah am Pavillon von Bourgogne, in der Straße Anjou, zu Versailles.

Sie werden die Gewogenheit haben, zwey Umschläge um Ihre Antwort zu machen, eine mit jener Adresse auf dem ersten, und eine mit einem Kreuze bezeichnet auf dem zweiten.

D.

O, wie ſehr wünſche ich, mein Herr, bald Ihre Antwort zu beſitzen. Ich bin in beſtändiger Angſt. Ihre demüthigſte und gehorſamſte Dienerin.

Unterzeichnet: Suſanne de la Marre.

Wir bedurften einer Adreſſe um die Antwort zu erhalten, und wählten eine gewiſſe Madam Madin, die Frau eines ehemaligen Offiziers unter dem Fußvolke, die wirklich in Verſailles ſich aufhielt. Sie war in das Geheimniß unſerer Schelmerey nicht eingeweiht, und wußte nichts von den Briefen, die wir ſie in der Folge ſchreiben ließen, und zu denen wir uns der Hand eines andern jungen Frauenzimmers bedienten. Nur ſo viel war ihr geſagt worden, daß ſie die mit dem Stempel: Caen bezeichneten Briefe annehmen, und mir zuſtellen ſollte. Das Ohngefähr wollte nachher, daß Herr von Croismare bey ſeiner Zurükkunft nach Paris, etwa acht Jahre nach unſrer ſündigen Handlung, wirklich eines Wor-

gens diese Madame Madin, bey einer unserer Freundinnen fand, die von der Verschwörung gewesen war. Das gab einen wahren Theaterstreich. Herr von Croismare hatte nichts Angelegentlicheres, als hunderterley Erkundigungen über eine Unglückliche einzuziehen, an der er so warmen Antheil genommen, und von der Madame Madin keine Sylbe wußte. Diese Scene veranlaßte auch unsre allgemeine Beichte, so wie unsre Verzeihung.

Antwort des Herrn Marquis von Croismare.

Mademoiselle, Ihr Brief ist an die Person gelangt, nach der Sie suchen. Sie haben sich über deren Gesinnung nicht geirrt; Sie können sogleich nach Caen abreisen, um Kammerfrau bey einem jungen Fräulein zu werden.

Ich wünsche, daß Ihre Freundin mir schreibe, sie schicke mir eine Kammerfrau, wie ich sie verlangen kann, mit einigem Lobe Ihrer Eigenschaften, ohne sich ausführlich über Ihren Stand einzulassen. Sie wird mir auch

den Nahmen anzeigen den Sie wählen, die Gelegenheit mit der Sie reisen, und wo möglich, den Tag Ihrer Ankunft. Nehmen Sie die Landkutsche nach Caen, so geht solche Montags ganz in der Frühe von Paris ab, und kommt Freytags hier an. Sie finden sie in Paris, in der Straße St. Denis, im großen Hirsch. Wäre bey Ihrer Ankunft in Caen Niemand gegenwärtig Sie zu empfangen, so melden Sie sich unterdessen in meinem Nahmen bey Herrn Gaission, dem königlichen Platze gegenüber. Da von beyden Seiten das Incognito von äußerster Nothwendigkeit ist, so bitte ich, daß Ihre Freundin mir diesen Brief zurückschicke, auf den Sie, ob er gleich nicht unterzeichnet ist, sich sicher verlassen können. Behalten Sie nur das Siegel davon; es wird Ihnen dazu dienen, daß die Person, an welche ich Sie in Caen addressire, Sie erkennt.

Befolgen Sie, Mademoiselle, genau und fleißig, was dieser Brief Ihnen vorzeichnet; und, um Alles mit der möglichsten Klugheit

einzurichten, ſo beſchweren Sie ſich weder mit Papieren noch Briefen, noch irgend andern Dingen, die Gelegenheit geben könnten Sie kenntlich zu machen; wir werden leicht Mittel finden, dieſe Sachen zu einer andern Zeit kommen zu laſſen. Rechnen Sie mit vollkommenem Zutraun auf die guten Abſichten Ihres Dieners.

Zu ... nahe bey Caen. Mittewoch, den 6. Februar 1760.

Dieſer Brief war an Madame Madin addreſſirt. Auf dem innern Umſchlag ein Kreuz, der Verabredung gemäß. Das Siegel ſtellte einen Amor vor, der in der einen Hand eine Fackel, in der andern zwey Herzen hielt, mit einem Sinnſpruche, den man nicht leſen konnte, weil das Siegel bey Eröfnung des Briefes gelitten hatte. Es war natürlich, daß die Nonne, die den Amor nicht kannte, ihn für ihren Schutzengel hielt.

Antwort der Nonne an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, ich habe Ihren Brief erhalten. Mir iſt ſchlimm, ich glaube, ſehr ſchlimm geweſen. Ich bin äuſſerſt abgemattet. Nimmt Gott mich zu ſich, ſo werde ich unabläſſig für Ihr Heil beten; komme ich wieder auf, ſo werde ich Alles thun, was Sie mir befehlen. Mein theurer Herr! Würdiger Mann! Ich werde nie Ihrer Güte vergeſſen.

Meine würdige Freundinn wird von Verſailles hieher kommen. Sie wird Ihnen Alles ſagen.

Heute, am heiligen Sonntage, im Februar.

Ich werde das Siegel ſorgfältig aufbewahren. Ich finde einen heiligen Engel darauf. Das ſind Sie; Das iſt mein Schutzengel!

Da Herr Diderot nicht hatte in die Verſammlung der Gottloſen kommen können, ſo ward dieſer Brief fortgeſchickt, ohne daß er ſein Wort dazu gegeben. Er war ihm nicht

zu Dank, er behauptete, der Brief würde unſere Verrätherey aufdecken: darin irrte er aber, und hatte, wie ich glaube, Unrecht. Um ihn indeß zu befriedigen, wurde in das Protocoll des gemeinſchaftlichen Rathes unſers Schelmſtücks folgende nicht abgeſchickte Antwort eingeſchrieben. Uebrigens war die Krankheit der Nonne, die wir erdichteten, uns unumgänglich nothwendig, um eine Verzögerung ihrer Abreiſe nach Caen zu rechtfertigen.

Auszug aus dem Protocoll.

Hier iſt der Brief der abgeſchickt ward; und hier der, welchen Schweſter Suſanne hätte ſchreiben ſollen.

Mein Herr, ich danke Ihnen für Ihre Güte, ich muß mir aber jeden Wunſch aus den Gedanken ſchlagen, Alles iſt für mich zu Ende. In einem Augenblicke werde ich vor dem Gott der Barmherzigkeit ſtehn; dort will ich mich Ihrer erinnern. Man berathſchlagt ſich darüber, ob man mir noch Einmal zur Ader laſ-

ſen ſoll; ſie mögen Alles verordnen was ihnen beliebt. Leben Sie wohl mein theuerſter Herr. Ich hoffe, der Ort, wo ich hingelange, wird glücklich für mich ſeyn. Dort ſehen wir uns dereinſt.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Ich ſitze zur Seite ihres Bettes, und ſie dringt in mich, an Sie zu ſchreiben. Es iſt aufs Aeuſerſte mit ihr geweſen, und mein Beruf, der mich an Verſailles heftet, hat mir nicht erlaubt, ihr früher zu Hülfe zu kommen. Ich wußte, daß ſie ſehr ſchlecht, daß ſie von aller Welt verlaſſen war, aber ich konnte nicht von Hauſe weg. Sie erachten leicht, mein Herr, daß ſie viel gelitten hat. Sie hatte einen Fall gethan, den ſie verhehlte. Plötzlich ward ſie von einem heftigen Fieber ergriffen, das man nur durch Aderläſſe hat dämpfen können. Ich glaube ſie auſſer Gefahr. Was mich jetzt beunruhiget, iſt die Furcht, daß es

lange währen wird, ehe sie wieder auf die Beine kömmt; und daß sie vor einem Monat oder sechs Wochen nicht wird abreisen können; sie ist schon itzt so schwach, und wird es noch viel mehr werden. Suchen Sie also, mein Herr, Zeit zu gewinnen, und lassen Sie uns gemeinschaftlich daran arbeiten, das unglücklichste und anziehendste Geschöpf zu retten, das es auf Erden geben kann. Ich vermag Ihnen nicht zu beschreiben, welche Wirkung Ihr Brief auf sie hervorbrachte; sie hat viel geweint, sie hat die Adresse des Herrn Gassion hinter eine heilige Susanne in ihrem Gebetbuch geschrieben, und Ihnen hierauf, ungeachtet ihrer Schwäche, antworten wollen. Sie kam eben aus einer Crise; ich weiß nicht, was sie Ihnen gesagt haben mag, denn ihr armer Kopf war etwas irre. Um Vergebung, mein Herr, ich schreibe Dieses in Eile. Sie geht mir zu Herzen, ich möchte sie nicht verlassen, aber es ist mir unmöglich mehrere Tage hinter einander bey ihr zu bleiben. Hier ist der

Brief zurück, den Sie ihr geschrieben haben. Ich lasse noch einen andern abgehen, ohngefähr so eingerichtet, wie Sie ihn verlangen. Ich rede darin von keinen angenehmen Kunstfähigkeiten, dergleichen Gaben sich für den Stand, in den sie eintreten wird, nicht schicken; denen sie, deucht mich, ganz und gar entsagen muß, wenn sie unbekannt bleiben will. Uebrigens ist Alles, was ich von ihr darin behaupte, wahr. Nein, mein Herr, es kann keine Mutter geben, die nicht entzückt seyn müßte, sie zum Kinde zu haben. Meine erste Sorge, wie Sie leicht denken können, ist gewesen, auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn; und Das ist mir gelungen. Ich werde mich nicht entschließen sie reisen zu lassen, bis ihre Gesundheit ganz wieder hergestellt ist; das kann aber unter sechs Wochen wohl nicht seyn, wie ich bereits die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen; und noch dazu muß dann kein neuer Anfall kommen. Sie bewahrt das Siegel Ihres Briefes auf; es liegt in ihrem Gebetbuche,

und unter ihrem Kopfkiſſen. Ich habe ihr nicht ſagen dürfen, daß es nicht Ihr Siegel ſey; ich hatte, als ich Ihre Antwort aufmachte, es zerriſſen, und meines dafür an die Stelle gedruckt: in dem bedenklichen Zuſtande, in dem ſie war, durfte ich ihr Ihren Brief nicht ſchikken, ohne ihn zu leſen. Ich unterſtehe mich, mir für ſie ein Wörtchen von Ihnen auszubitten, das ſie bei ihren Hofnungen erhalte; es ſind die einzigen, die ſie hat, und ich möchte für ihr Leben nicht ſtehen, wenn ſie zu Grunde gingen. Hätten Sie die Güte, mir insbeſondere, ein wenig von dem Hauſe zu ſagen, in das ſie eintreten wird, ſo würde ich mich dieſer Nachricht bedienen, ſie zu beruhigen. Seyn Sie unbeſorgt für Ihre Briefe, ſie ſollen Ihnen alle eben ſo pünktlich, wie der erſte, zurückgeſchickt werden; verlaſſen Sie ſich auf den Antheil, den ich ſelbſt daran nehme, daß Nichts Unvorſichtiges vorgehe. Uebrigens werden wir uns in Allem in Ihren Willen fügen, Sie müßten denn ſelbſt Ihre Einrich-

tungen abändern. Leben Sie wohl, mein Herr. Die theure Unglückliche betet zu Gott für Sie, jeden Augenblick wo ihr Kopf es ihr erlaubt.

Ich erwarte, mein Herr, Ihre Antwort. Die Addreſſe bleibt, beym Pavillon von Beurgogne, in der Straße Anjou, in Verſailles.

Den 16 Februar 1760.

Beygelegter Brief von Madame Madin, ſo wie der Herr Marquis von Croiſmare ihn verlangt hatte.

Mein Herr, die Perſon, die ich Ihnen vorſchlage, nennt ſich Suſanne Saulier. Ich liebe ſie, als ob ſie mein Kind wäre; unterdeß können Sie Alles, was ich Ihnen von ihr ſagen will, buchſtäblich als wahr annehmen, weil zu übertreiben nicht in meinem Character liegt. Sie iſt eine vater- und mutterloſe Waiſe, ſtammt von guten Eltern, und ihre Erziehung iſt nicht vernachläſſigt. Sie verſteht ſich auf alle kleinen Handarbeiten, die man lernt, wenn man natürliche Geſchick-

lichkeit beſitzt, und ſich gern beſchäftigen mag; ſie ſpricht wenig, aber ziemlich gut; ſie ſchreibt natürlich. Wenn die Perſon, für die ſie beſtimmt iſt, ſich vorleſen laſſen mag, ſo lieſt ſie vortreflich. Sie iſt weder groß noch klein. Ihr Wuchs iſt angenehm; was ihre Phyſiognomie betrift, ſo muß ich ſagen, daß ich nicht leicht eine anziehendere geſehen habe. Man wird ſie vielleicht ein wenig jung finden, denn ich glaube nicht, daß ſie volle zwey und zwanzig Jahr hat; aber, fehlt ihr auch die Erfahrung, die erſt mit dem Alter kömmt, ſo hat ſie ſolche übrigens, durch die Erfahrung des Unglücks erſetzt. Sie iſt ſehr zurückhaltend und beſitzt keine gemeine Urtheilskraft. Ich bürge für die Unſchuld ihrer Sitten. Sie iſt fromm, aber nicht abergläubiſch. Sie iſt unbefangenes Characters, von ſanfter Fröhlichkeit, und weiß Nichts von Laune. Ich habe zwey Töchter: verhinderten nicht beſondre Umſtände Mademoiſelle Saulter in Paris zu bleiben, ſo würde ich keine andre Hofmeiſterin für ſie

ſuchen; ich werde eine ſo gute Perſon ſchwerlich auftreiben. Ich kenne ſie von Kindesbeinen an; und habe ſie nicht aus dem Geſichte verlohren. Sie wird gut ausgeſtattet von hier abgehen. Ich übernehme die kleinen Ausgaben für ihre Reiſe, und ſollte es ſeyn daß man ſie mir wieder zurückſchickte. ſelbſt die für ihre Rückreiſe; es iſt das Wenigſte, was ich für ſie thun kann. Sie iſt nie aus Paris gekommen, ſie weiß nicht wohin ſie geht, es iſt ihr als ob ſie aus der Welt ſollte, ich habe alle mögliche Mühe ihr Troſt einzuſprechen. Ein Wort von Ihnen, mein Herr, über die Herrſchaft der ſie angehören, über das Haus das ſie bewohnen, und über die Pflichten die ſie zu erfüllen haben wird, wird mehr über ihren Geiſt ausrichten, als alle meine Reden. Bäte ich nicht zu viel, wenn ich Ihre Gefälligkeit darum erſuchte? Ihre ganze Furcht iſt, daß ſie nicht gefallen dürfte; das arme Kind kennt ſich gar wenig.

Ich habe die Ehre mit allen Empfindun-

gen die Sie, mein Herr, verdienen, zu seyn,

Ihre gehorsamste Dienerin,

Moreau Madin.

Paris, den 16. Februar 1760.

Brief des Herrn Marquis von Croismare, an Madame Madin.

Madame, ich habe vor zwey Tagen einige Zeilen erhalten, die mir das Uebelbefinden der Demoiselle *** berichten. Ihr unglückliches Schicksal geht mir sehr nah, ihr Gesundheitszustand bekümmert mich. Ich bitte mir von Ihnen zur Beruhigung aus, daß Sie die Güte haben mögen mich von ihrem Befinden zu unterrichten, mir zu sagen, wozu sie sich zu entschließen gedenkt, kurz, daß Sie mich auf den Brief Antwort erhalten lassen, den ich an sie geschrieben habe. Ich darf Alles von Ihrer Gefälligkeit und von dem Antheil hoffen, den Sie an ihr nehmen.

Ihr gehorsamster ꝛc.

Caen, den 17 Februar 1760.

Noch ein Brief des Herrn Marquis von Croismare an Madame Madin.

Ich war, Madame, bereits ungeduldig, als glücklicherweiſe Ihr Brief anlangte, und meine Unruhe über den Zuſtand der Mademoiſelle *** unterbrach. Sie ſagen mir, daß ſie auſſer Gefahr und in Sicherheit vor Nachforſchungen iſt. Ich ſchreibe an ſie, und auſſerdem bitte ich Sie noch, ſie vollkommen wegen der Fortdauer meiner Geſinnungen gegen ſie zu beruhigen. Ihr Brief hatte Eindruck auf mich gemacht, und in der Verlegenheit, in der ich ſie ſah, glaubte ich nichts Beſſeres thun zu können, als ſie in Verbindung mit meinem eignen Hauſe zu ſetzen, und ſie bey meiner Tochter anzubringen, die, unglücklicherweiſe keine Mutter mehr hat. Das wäre alſo, Madame, das Haus, was ich ihr beſtimme. Ich bin meiner ſelbſt gewiß, und verſichert ihre Leiden verſüßen zu können, ohne ihrem Geheimniſſe zu nahe zu treten, eine Sache, die in andern Händen vielleicht mißlicher ſeyn

dürfte. Ihr Zuſtand geht mir ſehr nah, und ich muß höchlich bedauern, daß meine Vermögensumſtände mir nicht erlauben, Alles für ſie zu thun was ich wünſchte. Was ſoll man aber anfangen, wenn uns die Nothwendigkeit Geſetze vorſchreibt? Ich wohne zwey Meilen von der Stadt, auf einem ziemlich angenehmen Landſitze, wo ich ſehr einſam, mit meiner Tochter und meinem älteſten Sohn, einem Jünglinge voll Empfindung und Gottesfurcht, lebe; den ich gleichwohl über das, was Mademoiſelle ***s Schickſal betrift, in Unwiſſenheit laſſen werde. Meine Bedienten ſind mir ſeit langer Zeit zugethan, ſo daß Alles ſtill und ſchlicht bey mir zugeht. Ich ſetze noch hinzu, daß die Stelle, welche ich ihr vorſchlage, für ſie nur ein Nothbehelf ſeyn ſoll; findet ſie etwas Beſſeres, ſo bin ich keinesweges geſonnen, ihr durch irgend eine Verbindlichkeit Zwang aufzulegen; aber ſie kann verſichert ſeyn, daß ſie in mir ſtets eine gewiſſe Hülfe finden wird. Ich wünſche daher, daß ſie völ-

lig

lig ohne Sorgen, und nur auf die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit bedacht ſey. Ich werde ſie erwarten; und während der Zeit ſoll es mich freuen, öfters Nachrichten von ihr zu erhalten.

Ich habe die Ehre zu ſeyn, Madame, Ihr gehorſamſter und unterthänigſter Diener.

Caen, den 21 Febr. 1760.

Brief des Herrn Marquis von Croiſmare, an Schweſter Suſanne. (Auf dem Umſchlage war ein Kreuz.)

Niemand, Mademoiſelle, kann empfindlicher gegen den Zuſtand ſeyn, in dem Sie ſich befinden, als ich. Ich kann nicht umhin, immer mehr Antheil an Ihnen zu nehmen, und darauf zu denken, Ihnen einigen Troſt gegen das unglückliche Schickſal zu verſchaffen, das Sie verfolgt. Beruhigen Sie ſich, gelangen Sie wieder zu Kräften, und rechnen Sie ſtets mit vollkommenem Zutrauen auf meine Geſinnungen. Nichts beſchäftige Sie jetzt mehr als die Sorge Ihre Geſundheit wiederherzu-

ſtellen, und unbekannt zu bleiben. Wäre es mir möglich, Ihr Schickſal Ihnen angenehmer zu machen, ſo würde ich es thun; allein Ihre beſondere Lage ſchreibt mir Zwang vor, und ich kann nur über die harte Nothwendigkeit ſeufzen. Die Perſon, der ich Sie beſtimme, iſt mir die liebſte auf der Welt, und ich bin es ſelbſt dem Sie hauptſächlich für Etwas einſtehen müßen. Folglich werde ich alle mögliche Sorge tragen, Ihnen die kleinen von dem Stande, welchen Sie erwählen, unzertrennlichen Beſchwerlichkeiten zu erleichtern. Sie werden mir Ihr Zutrauen ſchuldig ſeyn; ich werde mich ganz auf Ihre Bemühungen verlaſſen. Dieſe Verſicherung muß Sie beruhigen, und Ihnen meine Art zu denken, ſo wie die aufrichtigſte Ergebenheit beweiſen, mit der ich bin, Mademoiſelle, Ihr ꝛc.

Caen den 21 Febr. 1760.

Ich ſchreibe zugleich an Madame Madin, die Ihnen noch mehr wird ſagen können.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, die Genesung unsrer lieben Kranken ist gewiß. Kein Fieber, kein Kopfweh ist mehr vorhanden, Alles kündigt das schnellste Aufkommen und eine baldige Wiederherstellung ihrer Gesundheit an. Die Lippen sind noch ein wenig blaß; aber die Augen gewinnen wieder Glanz. Die Farbe fängt von neuem an, auf ihren Wangen zu erscheinen; ihr Fleisch hat schon wieder Geschmeidigkeit, und wird bald zur Festigkeit gelangen; Alles geht besser, seitdem ihr Geist Ruhe genießt. Jetzt erst fängt sie an, mein Herr, den Werth Ihres Wohlwollens ganz zu empfinden, und Nichts ist rührender, als die Art wie sie sich darüber ausdrückt. Ich wünschte Ihnen Alles darstellen zu können, was zwischen ihr und mir vorfiel, als ich ihr Ihren letzten Brief überbrachte. Sie nahm ihn, die Hände zitterten ihr, sie hatte Mühe zu athmen indem sie ihn las, bey jeder Zeile hielt sie ein, und

nachdem ſie damit durch war, warf ſie ſich mir um den Hals, weinte ihre heiſſen Thränen, und ſagte zu mir: „Nun wohl, Ma„dame Madin, Gott hat mich alſo doch nicht „verlaſſen, er will endlich, daß ich glücklich „werde. Gott ſelbſt hat mir den Gedanken „eingegeben, mich an den theuren Herrn zu „wenden; wer anders in der Welt, würde „Mitleiden mit mir gehabt haben? Laſſen „Sie uns den Himmel für dieſe erſte Gnade „danken, damit er uns noch Andre beſchere.“ Hierauf richtete ſie ſich in ihrem Bette auf, und fing an zu Gott zu beten; dann kam ſie wieder auf einige Stellen Ihrer Briefe zurück, und ſagte: „Seine Tochter vertraut er „mir! Ach Mama, ſie wird ihm gleichen, ſie „wird ſanft, wohlthätig, empfindſam ſeyn wie „Er!“ Hier hielt ſie aufs neue ein, und ſagte mit einiger Beſorgniß: „Sie hat keine Mut„ter mehr! Wie bedaure ich, daß ich nicht die „Erfahrung beſitze, die mir nothwendig wäre. „Ich weiß Nichts; aber ich will mein Beſtes

„thun; Morgens und Abends werde ich mich „daran erinnern, was ich ihren Vater ſchul„dig bin; die Dankbarkeit kann manchen „Mangel erſetzen. Werde ich noch lange krank „ſeyn? Wenn wird man mir wieder erlau„ben, zu eſſen? Ich fühle von meinem Falle „Nichts mehr, gar Nichts mehr.“ Ich erzähle Ihnen dieſe Kleinigkeiten, mein Herr, weil ich hoffe, daß ſie Ihnen gefallen werden. Es war in ihrer Rede, und in ihren Handlungen ſo viel Unſchuld und Eifer, daß ich darüber auſſer mir war. Ich weiß nicht was ich darum gäbe, Sie hätten ſie hören können. Nein, mein Herr, ich verſtehe mich auf Nichts, oder Sie werden ein einziges Geſchöpf an ihr haben, das ein Segen für Ihr Haus werden wird. Was Sie die Güte haben, mich von Ihnen, von Ihrer Demoiſelle Tochter, von Ihrem Herrn Sohn, von Ihrer Lage, wiſſen zu laſſen, ſtimmt vollkommen mit ihren Wünſchen überein. Sie bleibt bey ihren erſten Vorſchlägen, die ſie Ihnen gethan hat. Sie ver-

langt Nichts als Nahrung und Kleidung, und Sie können ſie beym Wort halten, wenn es Ihnen gefällt; ob ich gleich nicht reich bin, ſo ſoll das Uebrige meine Sorge ſeyn. Ich liebe das gute Kind, ich habe ſie in meinem Herzen an Kindesſtatt angenommen, und das Wenige, was ich bey meinen Lebzeiten für ſie thun kann, ſoll ihr nach meinem Tode fortgeſetzt werden. Ich verhehle Ihnen nicht, daß die Worte: „ihr Nothbehelf ſeyn, und daß „ihr freyſtehen ſolle etwas beſſeres anzuneh„men, wenn ſie ſolches findet,“ ihr ſchmerzhaft geweſen ſind; und es war mir nicht leid dieß Zartgefühl an ihr zu finden. Ich werde nicht unterlaſſen, Sie von den Fortſchritten ihrer Geneſung zu benachrichtigen; allein ich habe einen groſſen Entwurf, von dem ich nicht verzweifele, daß er mir, bis dahin wo ſie wieder hergeſtellt ſeyn wird, gelingen ſoll, wenn Sie mich an irgend Jemanden Ihrer Freunde addreſſiren können, deren Sie hier viele haben müſſen. Es käme darauf an, einen ver-

ſtändigen, verſchwiegenen, gewandten Mann, von nicht zu hohem Stande und Würden zu finden, der durch ſich, oder ſeine Freunde, einigen Großen nahe ſtände, die ich ihm nennen wollte, und am Hofe Zutritt hätte, ohne zum Hofe zu gehören. Wie ich mir die Sache ausgedacht habe, würde er nicht mit ins Geheimniß gezogen, würde uns dienen, ohne zu wiſſen worin. Wenn mein Verſuch auch fruchtlos bliebe, würden wir doch wenigſtens den Vortheil daraus ziehen, die Meinung veranlaßt zu haben, ſie befinde ſich in einem fremden Lande. Können Sie mich an Jemanden adreſſiren, ſo bitte ich Sie, mir die Perſon zu nennen, mir ihre Wohnung anzuzeigen, und nachher an dieſelbe zu ſchreiben: eine Madame Madin, die Sie ſeit langer Zeit kennten, würde zu ihr kommen, und ſie um einen Dienſt anſprechen, Sie bäten ſie, ſich ihrer anzunehmen, wenn die Sache thunlich wäre. Wiſſen Sie Niemanden, ſo muß ich mich darüber zufrieden geben; ſehen Sie aber

doch zu, mein Herr. Uebrigens bitte ich Sie, auf den Antheil zu rechnen, den ich an unſrer Unglücklichen nehme, und auf einige Klugheit, die mich die Erfahrung hat erwerben laſſen. Die Freude, welche Ihr letzter Brief ihr verurſacht hat, hat ihr den Puls etwas in die Höhe getrieben, unterdeß wird es Nichts zu bedeuten haben.

Ich habe die Ehre, mit den ehrerbietigſten Geſinnungen, zu ſeyn, mein Herr, Ihre ꝛc.

Moreau Madin.

Paris, den 3 März 1760.

Madame Madins Gedanke, ſich an einen Freund des edelmüthigen Beſchützers der Schweſter Suſanne addreſſiren zu laſſen, war eine Eingebung des Satans, wodurch ſeine Werkzeuge allmählich ihren Freund aus der Normandie nach Paris zu locken, und zu vermögen hofften, ſich an mich zu wenden, und mich in das Geheimniß der ganzen Sache zu ziehn. Dieß glückte auch vortreflich; wie Sie

aus dem Verfolge dieses Briefwechsels ersehen werden.

Brief der Schwester Susanne an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, Madame Madin hat mir die zwey Antworten zugestellt, mit denen Sie mich beehrt haben, und mir auch den Brief mitgetheilt, welchen Sie an sie geschrieben. Ich nehme an, ich nehme an! Die Stelle ist hundertmal besser, als ich sie verdiene, ja hunderttausendmal besser! Ich habe so wenig die Welt gesehen, ich besitze so wenig Erfahrung, ich fühle wie viel mir abgeht, um Ihrem Zutraun zu entsprechen; allein ich hoffe Alles von Ihrer Nachsicht, von meinem Eifer, und von meiner Erkenntlichkeit. Meine Stelle wird mich bilden, und Madame Madin sagt, Das sey besser, als wenn ich für meine Stelle schon gebildet wäre. Mein Gott! wie wünsche ich doch, bald wieder hergestellt zu seyn, um mich meinem Wohlthäter zu Füßen zu

werfen, und ihm bey ſeiner lieben Tochter in Allem dienen zu können, was von mir abhängen wird! Man ſagt mir, Das würde nicht leicht vor einem Monat geſchehen können. Nicht vor einem Monat? Das iſt eine lange Zeit! Mein theurer Herr, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Ich fühle mich kaum vor Freude; aber man will nicht daß ich ſchreiben ſoll, man hält mich vom Leſen ab, man ſchränkt mich aufs Bett ein, man ertränkt mich mit Piſanen, man läßt mich Hungers ſterben, und Alles Das, heißt es, geſchieht zu meinem Beſten. Gott ſey gelobet ~~Unterdeß gehorche~~ ich ihnen doch ſehr ungern.

Ich bin mit einem dankbaren Herzen, mein Herr, Ihre ꝛc.

Suſanne Gaultier.

Paris, den 3 März 1760.

Brief des Herrn Marquis von Croiſmare an Madame Madin.

Etwas Unpäßlichkeit, woran ich ſeit einigen Tagen leide, hat mich verhindert, Ihnen, Ma-

dame, früher zu antworten, und Ihnen das Vergnügen zu bezeigen, mit dem ich die Genesung der Demoiselle Saulier erfahre. Ich wage zu hoffen, daß Sie bald die Güte haben werden, mich von ihrer vollkommnen Wiederherstellung zu benachrichtigen, der ich mit warmen Verlangen entgegen sehe. Es thut mir aber sehr leid, Nichts zu der Ausführung des Entwurfs beytragen zu können, den Sie sich für ihr Bestes ausgedacht haben, und den ich, auch ohne ihn zu kennen, nicht anders als sehr gut finden kann, da ich von der Klugheit, mit der Sie zu Werke gehen werden, so wie von Ihrer Theilnahme, überzeugt bin. Ich habe nur sehr wenige Bekanntschaften in Paris, und mit sehr wenigen Personen, die ebenfalls nicht mehr Bekanntschaften besitzen, als ich. Solche Gönner, wie Sie wünschen, sind nicht leicht zu finden. Fahren Sie fort, ich bitte Sie, mir Nachrichten über Mademoiselle Saulier zu geben, indem Alles, was sie angeht, mir immer sehr theuer seyn wird.

Ich habe die Ehre zu ſeyn, Madame, Ihr ꝛc. ꝛc.

Den 13. März 1760.

Antwort der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croiſmare.

Mein Herr, ich habe vielleicht einen Fehler begangen, daß ich mich nicht deutlicher über den Entwurf ausdrückte, den ich im Sinne hatte; allein ich war damals zu eilfertig, die Sache beſchleuniqt zu ſehen. Folgendes alſo geht mir durch den Kopf. Erſtlich müſſen Sie wiſſen, daß der Cardinal Fleury die Familie meiner jungen Freundin beſchützte. Dieſe verlohr ſehr viel bey ſeinem Tode, und vorzüglich meine Suſanne, die ihm in ihrer erſten Jugend vorgeſtellt war. Der alte Cardinal liebte hübſche Kinder. Die Annehmlichkeit meiner Kleinen war ihm auffallen, ſo daß er es übernommen hatte, für ſie zu ſorgen. Als er aber nicht mehr lebte, verfügte man über ſie, wie Sie wiſſen, und die Beſchützer glaubten Alles

gethan zu haben, wenn ſie die beyden jüngeren Töchter an zwey ihrer Creaturen verheirathete. Einer dieſer Beſchützer hat eine anſehnliche Bedienung zu Alby; der Andere iſt bey der Steuereinnahme zu Caſtries, drey Meilen von Montpellier angeſetzt. Es ſind harte Leute; allein ihre Umſtände hängen lediglich von Denen ab, die ihr Glück gemacht haben. Mir fiel ein, daß wenn man bey der Marquiſe von Caſtries, die eine geborne Fleury iſt, und ſich angelegentlich für den Prozeß meines Kindes verwandt hat, einigen Zutritt gewinnen könnte, um ihr die traurige Lage einer, in einem fremden und fernen Lande, allen Folgen des Elends ausgeſetzten jungen Perſon zu beſchreiben, dieſe Dame, von der man ſagt, daß ſie mitleidig ſey, vielleicht bey ihrem Manne, oder ihrem Bruder, dem Herzoge von Fleury, wirkſam ſeyn würde; ſo daß wir vielleicht, durch deren Vermittlung, ihren beyden Schwägern, die alles Vermögen ihres väterlichen Hauſes verſchluckt haben, und eben nicht darauf bedacht

ſind ihr beyzuſpringen, ein kleines Jahrgehalt abdringen könnten. Wirklich, mein Herr, wäre dieß wohl der Mühe werth, daß wir Beyde noch einmal darüber nachdächten; überlegen Sie es. Mit dieſem kleinen Jahrgehalt, das ich ihr zudenke, und dem was ſie von Ihrer Güte hätte, würde ihr jetzt wohl, und für die Zukunft nicht übel ſeyn; und ich könnte ſie ohne Beſorgniß abreiſen ſehen. Aber ich kenne weder den Herrn Marquis von Caſtries, noch ſeine Frau Gemahlin, noch irgend Jemanden, der um ſie iſt; und das gute Kind war es ſelbſt, das mir an die Hand gab, mich an Sie zu wenden. Uebrigens kann ich Ihnen nicht ſagen, daß es mit ihrer Geneſung ſehr vorwärts ginge. Sie hatte ſich, wie ich Ihnen geſchrieben zu haben glaube, oberhalb den Lenden Schaden zugefügt; der Schmerz von dieſem Falle, der ſich zu zertheilen anfing, hat ſich von neuem eingeſtellt; es iſt ein Zufall, der verſchwindet und wiederkommt. Er wird von einem kleinen innerlichen Schauder begleitet,

im Pulſe zeigt ſich indeſſen nicht das geringſte Fieber, gleichwohl ſchüttelt der Arzt den Kopf, und macht ein Geſicht, das mir nicht gefällt. Sie wird nächſten Sonntag in die Meſſe gehen; ſie will, und ich habe ihr eben eine große Kappe zugeſchickt, in der ſie ſich bis an das Kinn verhüllen, und, wie ich glaube, eine halbe Stunde ohne Gefahr in einer Unterkirche des Stadtviertels zubringen kann. Sie ſeufzt nach den Augenblick ihrer Abreiſe, und ich bin gewiß, daß ſie von Gott Nichts inbrünſtiger erflehen wird, als daß er ihre Geneſung vollende, und ihr die Güte ihres Wohlthäters erhalte. Findet ſie ſich im Stande, zwiſchen Oſtern und Quaſimodogeneti abzureiſen; ſo werde ich nicht ermangeln, Sie vorher davon zu benachrichtigen. Uebrigens, mein Herr, wird ihre Abweſenheit mich nicht abhalten, für ſie wirkſam zu ſeyn, wenn ich unter meinen Bekannten Jemanden aufſpüre, der Etwas bey der Frau von Caſtries oder ihrem Herrn Gemahl vermag.

Ich bin mit einer gränzenloſen Erkenntlichkeit für ſie und mich, mein Herr, Ihre ꝛc.

Moreau Madin.

Verſailles, den 25 März 1760.

N. S. Ich habe ihr unterſagt an Sie zu ſchreiben, aus Furcht Ihnen läſtig zu werden; nur dieſe einzige Betrachtung vermag ſie davon abzuhalten.

Brief des Herrn Marquis von Croiſmare an Madame Madin.

Madame, Ihr Entwurf zum Beſten der Mademoiſelle Saulier ſcheint mir ſehr löblich, und gefällt mir um ſo viel mehr, je eifriger ich wünſche, ihr in ihrem Unglück einen etwas erträglichen Zuſtand verſichert zu ſehen. Ich gebe die Hofnung noch nicht auf, einen Freund zu finden, der für ſie bey der Frau Marquiſe von Caſtries wirken könne, allein es erfordert Zeit und Vorſicht; ſowohl, damit die Ruchbarwerdung des Geheimniſſes vermieden werde, als auch, damit man ſich von der Verſchwiegenheit

genheit der Perſonen verſichere, an die ich mich zu wenden gedenke. Ich will Dieß nicht aus den Augen verlieren. Unterdeſſen wenn Mademoiſelle Saulier bey ihrem Entſchluſſe beharrt, und ihre Geſundheit genugſam hergeſtellt iſt, ſo muß Nichts ſie abhalten abzureiſen; ſie wird mich immer in derſelben Geſinnung antreffen, die ich ihr bezeigt habe, und denſelben Eifer bey mir finden, ihr, wo möglich, die Bitterkeit ihres Schickſals zu verſüßen. Die Lage meiner Geſchäfte und die theure Zeit nöthigen mich, ſehr eingezogen mit meinen Kindern auf dem Lande zu leben, um ein wenig zu ſparen; wir ſind alſo hier ganz einfach. Deshalb wird auch Mademoiſelle Saulier jeder Ausgabe für Kleidung überhoben ſeyn können, die mehr als gewöhnlich ſauber und koſtbar wäre; das Alltägliche reicht hier zu Lande zu. Auf dieſem Landſitze, und in dieſem einfachen und gleichförmigen Zuſtande wird ſie mich finden; auch hoffe und wünſche ich, ſie wird, ohnerachtet der ängſtlichen Vor-

ſicht, die ich ihretwegen zu beobachten genöthigt ſeyn werde, einige Annehmlichkeit und Vergnügen hier antreffen. Sie werden die Güte haben, Madame, mich von ihrer Abreiſe zu benachrichtigen. Da ich beſorge, ſie könnte vielleicht die Adreſſe verlohren haben die ich ihr ſchickte, ſo wiederhohle ich ſie: bey Herrn Gaſſion, dem königlichen Platze gegenüber, zu Caen. Bin ich indeß zeitig genug vom Tage ihrer Ankunft unterrichtet, ſo wird ſie Jemanden daſelbſt antreffen, der ſie hieher bringen ſoll, ohne daß ſie ſich aufzuhalten braucht.

Ich habe die Ehre zu ſeyn, Ihr ꝛc.

Den 31 März 1760.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Wenn ſie bey ihrem Entſchluſſe beharrt? Mein Herr, vermögen Sie daran zu zweifeln? Was kann ſie Beſſeres thun, als glückliche und ruhige Tage bey einem rechtſchaffenen

Mann und einer redlichen Familie zuzubringen? Ist sie nicht höchst glücklich, daß Sie sich ihrer angenommen haben; und wo sollte sie denn hin, wenn der Zufluchtsort, welchen Sie den Edelmuth gehabt anzubieten, ihr fehl schlüge? Dieß, mein Herr, sind ihre eigenen Worte, ich wiederhole sie Ihnen blos. Sie bestand immer darauf, am Ostertage in die Messe zu gehen; es geschah wider meinen Rath, aber es bekam ihr übel. Sie kehrte mit Fieber aus der Kirche zurück, und seit dem unglücklichen Tage, hat sie sich nicht wohl befunden. Mein Herr, ich werde sie Ihnen nicht zuschicken, bis sie vollkommen gesund ist. Sie fühlt jetzt oberhalb der Hüfte Hitze an dem Flecke, wo sie sich im Fallen Schaden zugefügt hat; ich habe ihn eben angesehen, kann aber Nichts gewahr werden. Allein ihr Arzt sagte mir gestern, wie wir von ihr herunterkamen, es zeigt sich da ein Geschwulst; man müßte warten, um zu sehen was daraus werden würde. Unterdessen fehlts

ihr nicht an Eßlust, sie schläft auch, und ihre Völligkeit behält sie bey. Nur finde ich abwechselnd ein wenig mehr Röthe auf ihren Wangen, und mehr Lebhaftigkeit in den Augen, als mir natürlich zu seyn scheint. Und dann äußert sich manche kleine Ungeduld, die mich sehr quält. Sie steht auf, sie versucht zu gehen, aber wenn sich nur ein wenig auf die leidende Seite neigt, so thut sie einen scharfen Schrey, der mir das Herz durchbohrt. Troz dem hoffe ich doch; und habe die Zeit benuzt, ihre kleine Mitgift zurechtzumachen.

Es ist ein Rock von englischem Kalmank, den sie bis ans Ende der heissen Sommertage einzeln tragen, und im Winter noch einen andern von blauem Wollenzeuge, den sie jezt trägt, darunter anziehen kann.

Funfzehn Hemden, mit Streifen von Batist, oder von Musselin. Um die Mitte des Junius werde ich ihr noch zu sechs andern Zeug schicken, in einem Stück Leinwand, das jezt in Senlis für mich gebleicht wird.

Verſchiedene weiſſe Unterröcke, wovon zwey mein eigen ſind, von Baſin, mit Muſſelin beſetzt.

Zwey dergleichen, die ich für meine jüngſte Tochter hatte machen laſſen, und von denen ſich gefunden hat, daß ſie ihr vortreflich paßen. Dieſe werden ihr zum Morgenanzuge im Sommer gut dienen können.

Einige Corſetten, Schürzen und Halstücher.

Zwey Dutzend Schnupftücher.

Verſchiedene Nachthauben.

Sechs Tagdormeuſen mit Streifen. Acht Paar Handkrauſen mit einfachen, und drey Paar mit doppelten Spitzen.

Sechs Paar feine baumwollene Strümpfe.

Das iſt Alles, was in meinem Vermögen geſtanden hat, für ſie zu thun. Ich brachte es ihr am Tage nach dem Feſte; ich bin nicht im Stande Ihnen zu ſagen, mit welcher Dankbarkeit ſie es annahm. Bald ſah ſie ein Stück an, bald verſuchte ſie ein andres, ergriff

meine Hände und küßte sie. Aber sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, als sie das Leibchen meiner Tochter sah. Ey, sagte ich zu ihr, warum weinen Sie denn? Sind Sie denn nicht immer mein Kind gewesen? Es ist wahr! antwortete sie mir, darauf fuhr sie fort: „Jetzt, da ich glücklich zu werden hoffe, „deucht es mir doch, daß es mir leid thun „sollte zu sterben. Mama, wird denn diese „Hitze in der Seite nicht bald wieder weggehen? Wie? wenn man einen Umschlag darauf legte?“ Es freut mich herzlich, mein Herr, daß Sie meinen Entwurf nicht misbilligen, und daß Sie einigen Schimmer von Möglichkeit sehen, ihn gelingen zu machen. Ich überlasse Alles Ihrer Klugheit; aber ich glaube Sie benachrichtigen zu müssen, daß der Herr Marquis von Castries den Feldzug mitmachen wird, und also bald abreist; daß Frau von Castries auf ihr Landgut geht, und wir ihr dann acht Monate lang aus der Kunde kommen. Hier zu Lande rauscht jeder Ein-

druck der Theilnahme leicht vorüber; man ſpricht ſchon wenig mehr von uns, bald wird man gar nicht mehr von uns ſprechen. Fürchten Sie nicht, daß die Adreſſe, die Sie ihr geſchickt haben, ihr abhanden gekommen ſey. Sie macht nie ihr Gebetbuch auf um zu beten, ohne ſie anzuſehen; ſie würde eher ihren Nahmen Saulier, als Herrn Saſſions Nahmen vergeſſen. Ich fragte ſie: ob ſie nicht an Sie ſchreiben wollte; ſie antwortete mir, ſie hätte einen langen Brief an Sie angefangen, der Alles enthalten würde, was ſie nicht umhin könnte Ihnen zu ſagen, wenn Gott ihr die Gnade erzeigte, ſie wieder aufkommen zu laſſen, und zu Ihnen zu bringen; ſie hätte aber eine innere Ahndung, daß ſie Sie nie ſehen würde. „Es dauert zu lange, Mama, fügte „ſie hinzu, weder Ihre noch ſeine Güte wird „mir zu ſtatten kommen; entweder wird der „Herr Marquis ſeine Geſinnung ändern, oder „ich werde abſcheiden müſſen.“ Was für thörigte Gedanken! ſagte ich zu ihr. Wiſſen

Sie wohl, daß wenn Sie ſich mit ſolchen trau-rigen Vorſtellungen beſchäftigen, das, was Sie fürchten, Ihnen begegnen wird? Sie antwor-tete: „Gottes Wille geſchehe!“ Ich bat ſie, mir zu zeigen, was ſie an Sie geſchrieben hätte; ich erſchrack davor, es iſt ein Band-Ja! Das, ſagte ich zürnend zu ihr, Das bringt Sie ums Leben. Sie antwortete: „Womit „wollen Sie, daß ich mich beſchäftigen ſoll? „Entweder bin ich traurig, oder ich empfinde „Langeweile.“ — Und wann haben Sie das Al-les zuſammkritzeln können? — „Ein Bischen jetzt, „und denn wieder ein Bischen ein andermal. „Ich mag nun leben bleiben oder ſterben, ſo „will ich daß man wiſſen ſoll, was ich Alles „gelitten habe.“ — Ich habe ihr verboten, mit dem Schreiben fortzufahren. Ihr Arzt hat das Nämliche gethan. Ich erſuche Sie, mein Herr, Ihr Anſehen mit meinen Bitten zu ver-einigen; ſie betrachtet Sie als ihren theuern Herrn, ich bin gewiß ſie wird Ihnen gehorchen. Unterdeß, da ich begreife, daß die Stunden ihr

sehr lang seyn müssen, und daß sie Beschäftigung nöthig hat, wärs auch nur um sie abzuhalten daß sie nicht in Träumereyen versinke, und sich dem Kummer überlasse, so habe ich ihr einen Nähramen geschickt, und ihr vorgeschlagen, eine Weste für Sie zu sticken. Das hat ihr ausserordentlich gefallen, und sie hat sich sogleich ans Werk begeben. Wollte Gott, daß sie nicht Zeit hätte, es hier zu vollenden! Ein Wörtchen, wenn es Ihnen gefällt, ihr zu verbieten, daß sie nicht zuviel schreibe und arbeite. Ich hatte mir vorgesetzt noch diesen Abend nach Versailles zurückzukehren, aber ich bin unruhig; dieser Ansatz von Geschwulst geht mir im Kopfe herum, und ich will morgen bey ihr seyn, wenn ihr Arzt wiederkommen wird Unglücklicherweise glaube ich an die Ahndungen der Kranken; man fühlt sie. Als ich Herrn Madin verlohr, versicherten mich alle Aerzte er würde durchkommen, er selbst aber sagte er würde es nicht, und der arme Mann behielt nur allzusehr Recht. Ich werde bleiben, und

die Ehre haben an Sie zu ſchreiben. Müßte ich ſie verlieren, ich glaube, ich würde mich niemals darüber zufrieden geben. Sie, mein Herr, wären dann ſehr glücklich, ſie nicht geſehen zu haben. Jetzt fühlen die Elenden, die ſie zwangen zu entfliehn, den Verluſt den ſie an ihr erlitten, aber es iſt zu ſpät.

Ich habe die Ehre, mit allen Empfindungen der Ehrerbietung und Erkenntlichkeit für ſie und für mich, zu ſeyn, mein Herr, Ihre ꝛc.

Moreau Madin.

Paris, den 13 April 1760.

Antwort des Herrn Marquis von Croismare an Madame Madin.

Ich theile, Madame, mit wahrer Empfindung, Ihre Unruhe über die Krankheit der Mademoiſelle Saulier. Ihr unglücklicher Zuſtand hatte mich immer unendlich gerührt, allein die umſtändliche Beſchreibung, die Sie die Gütigkeit gehabt haben mir von ihren Eigenſchaften und Geſinnungen zu machen, er-

füllt mich so sehr mit Hochachtung für sie, daß es mir unmöglich fällt, nicht den allerlebhaftesten Antheil an ihr zu nehmen. Weit entfernt also, daß sich meine Gesinnungen gegen sie verändern könnten, bitte ich Sie vielmehr, ihr diejenigen zu wiederholen, die ich in meinen Briefen bezeigt habe, und die niemals einigen Wandel erleiden werden. Ich habe geglaubt die Klugheit erfordre, ihr nicht zu schreiben, um ihr jede Gelegenheit zu benehmen, sich mit einer Antwort zu beschäftigen. Es ist ausser Zweifel, daß jede Art von Beschäftigung ihrem jetzigen Zustande von Schwäche nachtheilig seyn muß, und wenn ich einige Gewalt über sie hätte, so würde ich mich ihrer bedienen, ihr alles Arbeiten zu untersagen. Ich kann mich an Niemanden besser wenden, als an Sie, Madame, um ihr zu wissen zu thun, wie ich darüber denke. Zwar wird es mir immer höchst erfreulich seyn, von ihr selbst Nachrichten zu erhalten, aber nie würde ich es billigen, wenn sie, bloß Wohlstandshalber, irgend etwas thäte,

das zur Verspätung ihrer Genesung beytragen könnte. Der Antheil, den Sie daran nehmen, Madame, überhebt mich der Nothwendigkeit Sie zu bitten, daß Sie suchen mögen sie über den Punct zu mässigen. Seyn Sie stets meiner aufrichtigen Zuneigung für sie versichert; so wie der besondern Hochachtung und wahrhaften Schätzung, mit der ich die Ehre habe zu seyn, Madame, Ihr ꝛc. ꝛc.

Den 25 April 1760.

N. S. Ich schreibe diesen Augenblick an einen meiner Freunde, an den Sie sich in Betreff der Frau von Castries wenden können. Er heißt Grimm, ist Secretair in Diensten des Herrn Herzogs von Orleans, und wohnt in der Rue neuve de Luxembourg, nahe an der Straße St. Honore in Paris. Ich benachrichtige ihm, daß Sie sich die Mühe geben werden bey ihm vorzusprechen, und zeige ihm dabey an, daß ich Ihnen die äußerste Verbindlichkeit habe, und daß er mir den größten Gefallen erzeigen wird, Ihnen meine ganze Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Gewöhnlicher Weise ißt er des Mittags nicht zu Hause.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Mein Herr, wie viel habe ich gelitten, ſeit ich die Ehre gehabt, Ihnen zu ſchreiben! Ich habe es niemals über mein Herz bringen können, Ihnen mein ganzes Leiden mitzutheilen, und ich hoffe Sie werden mir es Dank wiſſen, daß ich Ihrer empfindlichen Seele einen ſo grauſamen Schmerz erſpart habe. Sie wiſſen, in welchem Grade ſie mir theuer war. Stellen Sie ſich vor, mein Herr, daß ich ſie nun ſchon vierzehn Tage hinter einander, mitten unter den peinlichſten Schmerzen, ihrem Ende zuneigen ſehe. Endlich hat Gott ſich, glaube ich, ihrer und meiner erbarmt. Die arme Unglückliche lebt noch; allein es kann nicht lange mehr mit ihr dauern. Ihre Kräfte ſind erſchöpft, ſie redet faſt nicht mehr, ihre Augen öffnen ſich nur noch mit Mühe. Es bleibt ihr nur noch ihre Geduld, die ſie keinen Augenblick verlaſſen hat. Wenn ſie nicht ſelig wird, wie werden wirs? Die Hoffnung, die ich mir noch zu ihrer Geneſung machte, iſt auf Einmal verſchwunden. Es hatte ſich in ihrer Seite ein Geſchwür zuſammengezogen, das ſich

ihrem Falle unmerklich zunahm. Sie wollte nicht erlauben, daß man es bey Zeiten öffnete, und als ſie ſich endlich dazu entſchloß, war es zu ſpät. Sie fühlt ihren letzten Augenblick herannahn, ſie entfernt mich, und ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht im Stande bin, den Anblick auszuhalten. Geſtern Abend zwiſchen zehn und eilf Uhr wurden ihr die Sacramente gereicht. Sie ſelbſt hatte darum angefodert. Nach dieſer traurigen Ceremonie blieb ich allein ihrem Bette zur Seite. Sie hörte mich ſeufzen, ſie griff nach meiner Hand, ich gab ſie ihr, ſie nahm ſie, brachte ſie an ihre Lippen, zog mich an ſich, und ſagte mir ſo leiſe, daß ich es kaum hören konnte: „Mama, noch Eine „Gefälligkeit!“ Was für eine, mein Kind? „Daß Sie mich ſegnen, und weggehn.“ Sie ſetzte hinzu: „Der Herr Marquis . . . ver„geſſen Sie nicht, ihm zu danken.“ Dieſe Worte werden ihre letzten geweſen ſeyn. Ich habe meine Anweiſung hinterlaſſen, und mich hierauf zu einer Freundin begeben, wo ich von einem Augenblick zum andern erwarte, daß... Vielleicht haben wir jetzt ſchon eine Freundin im Himmel!

Ich bin mit Ehrerbietung, mein Herr, Ihre ꝛc.
Moreau Madin.

Der vorhergehende Brief iſt vom 7ten May; aber er war nicht datirt.

Brief der Madame Madin an den Herrn Marquis von Croismare.

Das liebe Kind iſt nicht mehr; ihre Leiden ſind geendigt, und den unſrigen ſteht vielleicht noch lange Dauer bevor. Sie iſt aus dieſer Welt in diejenige übergegangen, die unſrer wartet, verwichenen Mittwoch Morgens, zwiſchen drey und vier Uhr. Da ihr Leben unſchuldig geweſen war, ſo ſind auch ihre letzten Augenblicke ruhig geweſen, alles deſſen ungeachtet, was man gethan hat ſie zu ſtören. Erlauben Sie mir, Ihnen für den zärtlichen Antheil zu danken, den Sie an ihrem Schickſal genommen haben; das iſt die einzige Pflicht, deren ich mich noch gegen ſie entledigen muß. Hierbey alle Briefe, mit denen wir von Ihnen beehrt worden ſind. Ich hatte einige davon aufbewahrt, und ich habe die übrigen zwiſchen Papieren gefunden, die ſie mir einige Tage vor

ihrem Tode zuſtellte. Dieſe Papiere enthalten, wie ſie mir geſagt hat, die Geſchichte ihres Lebens bey ihren Eltern, in den drey Klöſtern, in denen ſie gewohnt, und was, ſeit ſie heraus iſt, ſich mit ihr zugetragen hat. Ich ſtelle mir vor, daß ich ſie ſobald noch nicht werde leſen können. Ich bin nicht im Stande, irgend Etwas, das ihr gehörte, nicht einmal Das was meine Freundſchaft ihr beſtimmt hatte, anzunehn, ohne von tiefem Schmerz durchdrungen zu werden.

Bin ich jemals glücklich genug, mein Herr, Ihnen nützlich ſeyn zu können, ſo wird es mir höchſt ſchmeichelhaft ſeyn, wenn Sie ſich meiner erinnern wollen. Ich bin mit allen Empfindungen der Ehrerbietung und Erkenntlichkeit, die man erbarmungsreichen und wohlthätigen Menſchen ſchuldig iſt, mein Herr, Ihre ꝛc. ꝛc.

Moreau Madin.

Den 10. May 1760.

Brief des Herrn Marquis von Croismare an Madame Madin.

Ich weiß, Madame, was es einem empfindlichen und wohlthätigen Herzen koſtet, den Gegenſtand ſeiner Zuneigung, und die glückliche

Gelegenheit zu verlieren, ihm Gefälligkeiten zu erzeigen, die so würdig, sowohl durch Unglücksfälle als durch liebenswürdige Eigenschaften verdient werden, wie die des theuren Mädchens, deren Tod Sie jetzo beweinen. Ich theile Ihren Schmerz, Madame, mit der zärtlichsten Empfindlichkeit. Sie haben sie gekannt, und das muß Ihnen die Trennung von ihr noch schwerer gemacht haben. Ohne daß dieß Glück mir zu Theil geworden wäre, hatte ihr Unglück doch mich lebhaft gerührt, und ich genoß schon im Voraus des Vergnügens, zur Ruhe ihrer künftigen Tage Etwas beytragen zu können. Wenn der Himmel anders darüber verfügt und mich der so sehr erwünschten Freude beraubt hat, so muß ich ihn segnen, allein ich kann nicht unempfindlich dabey seyn. Sie haben zum wenigsten den Trost, mit den edelsten Gesinnungen und auf die großmüthigste Weise gegen die liebe Selige gehandelt zu haben. Ich habe Sie bewundert, und mein Ehrgeiz wäre gewesen, Ihnen nachzuahmen. Es bleibt mir weiter Nichts als das brennende Verlangen übrig, der Ehre zu genießen, Sie zu kennen, und Ihnen persönlich auszudrücken, wie sehr

ich von Ihrer Seelengröße bezaubert bin, und mit welcher ehrerbietigen Hochachtung ich die Ehre habe zu seyn, Madame, Ihr ꝛc. ꝛc.

Den 18. May 1760.

Alles was das Gedächtniß unserer Unglücklichen betrift ist mir ausserordentlich theuer geworden; wäre es also wohl ein zu großes Opfer von Ihnen verlangt, wenn ich Sie bäte, mir die kleinen Aufsätze mitzutheilen, die sie über ihre verschiedenen Unglücksfälle hinterlassen hat? Ich ersuche Sie um diese Gefälligkeit, Madame, mit desto größerer Zuversicht, weil Sie gegen mich geäußert haben, daß ich einigermaßen dazu berechtigt seyn könnte. Ich werde sie Ihnen treulich, so wie Ihre Briefe, wenn Sie es für gut finden, bey der ersten Gelegenheit wieder schicken. Sie werden die Güte haben, sie mir mit dem Postwagen von Caen zukommen zu lassen, der im großen Hirsch, in der Straße St. Denis in Paris, alle Montage abgeht.

Also endigt die Geschichte der unglücklichen Schwester Susanne de la Marre, genannt Saulier. Es ist sehr traurig, daß die Denk-

ſchrift die ihr Leben enthält nicht vollendet iſt, ſie würde ein ſehr anziehendes Leſebuch geweſen ſeyn. Uebrigens kann der Herr Marquis von Croismare nicht umhin, der Verrätherey ſeiner Freunde Dank zu wiſſen, daß ſie ihm eine Gelegenheit verſchaffte, dem Unglücke mit einem ſeiner würdigen Seelenadel, mit Theilnahme, und wahrhaftiger Einfalt zu Hülfe gekommen zu ſeyn. Die Rolle, die er in dieſem Briefwechſel ſpielt, iſt nicht der am wenigſten rührende Theil des Romans.

Man wird uns vielleicht tadeln, das Ende der Schweſter Suſanne mit ſehr weniger Menſchlichkeit beſchleunigt zu haben, allein es war nothwendig, daß wir dieß thaten, der Nachrichten wegen, die wir aus dem Schloſſe Laſſon erhielten, daß man darin ein Zimmer für Mademoiſelle von Croismare meublire, die ihr Vater aus dem Kloſter abholen laſſen wollte, in dem ſie ſeit dem Tode ihrer Mutter ſich aufgehalten hatte. Dieſe Nachrichten ſetzten hinzu, es würde aus Paris eine Kammerfrau erwartet, die zu gleicher Zeit bey dem jungen Fräulein die Stelle einer Hofmeiſterin vertreten ſollte, und Herr von Croismare ſchicke ſich da-

her an, die bisher bey seiner Tochter gewesene Verpflegerin anderweitig zu versorgen. Diese Nachrichten liessen uns keine Wahl weiter übrig; und weder die Jugend, noch die Schönheit, noch die Unschuld der Schwester Susanne, noch ihre sanfte, empfindliche, und zärtliche Seele, die jedes auch noch so wenig zum Mitleiden geneigte Herz zu rühren fähig gewesen wären, vermochten, sie von einem unvermeidlichen Tode zu retten. Gleichwie wir aber Alle uns die Empfindungen der Madame Madin für dieses anziehende Geschöpf zu eigen gemacht hatten, so war das Leidwesen, welches wir über ihren Tod empfanden, nicht minder lebhaft, als die Trauer ihres ehrwürdigen Beschützers.